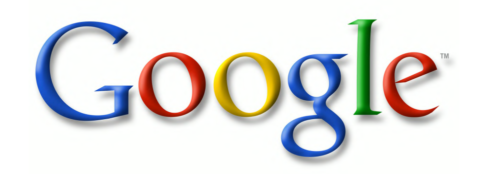
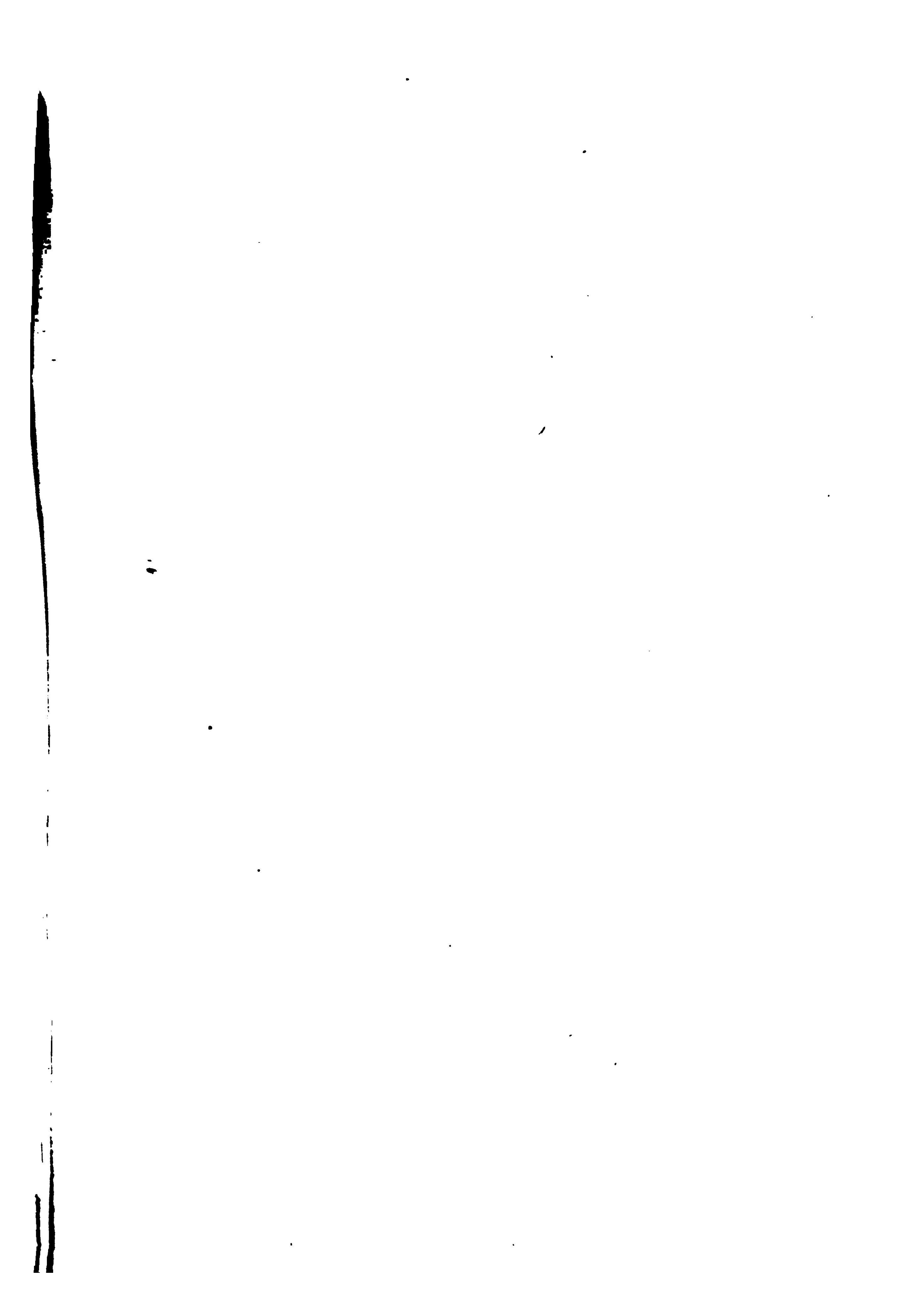




Zweiter Teil.



LITHOGR. R. HÜLCKER. DRUCK AUG. KÜRTH. G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN.

TRACHTEN VORNEHMER AUGSBURGER BÜRGER UM 1520

AUS DER DARSTELLUNG EINES GESCHLECHTERTANZES. BERLIN KÖNIGL. MUSEUM.

Kulturgeschichte

des

deutschen Volkes.

Von

Dr. Otto Henne am Rhyn,

Staatsarchivar in St. Gallen.

Mit vielen Abbildungen im Text, Tafeln und Farbendrucken.

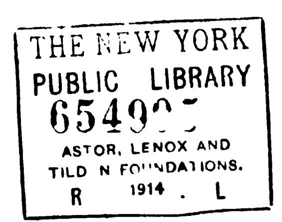
Zweiter Teil.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1886.

s.m.D.





Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Typographische Zierleiste; von Daniel Hopfer.

Dritter Abschnitt.

Das Werk der Reformatoren.



Zierbuchstabe der Offizin des Thomas Anselm von Baden in Hagenau. 1520.

Es waren zwei gewichtige Übelstände, welche den Bruch innerhalb der abendländischen Kirche, den man je nach dem Standpunkte die Reformation oder die Kirchentrennung nennt, herbeiführen mußten und dies gerade in Deutschland mußten, nämlich die Zerrissenheit des Reiches und die Ohnmacht seiner Spitze auf der einen und die Verderbtheit der kirchlichen Zustände, namentlich aber der geistlichen Gesellschaft, auf der anderen Seite. Den ersteren Umstand haben wir soeben betrachtet; er wie der zweite aber haben beide zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht und damit einen Grad, der einen Vulkanausbruch auf dem politischen und kirchlichen Gebiete geradezu unvermeidlich machte. Daß dies auch bezüglich des zweiten Umstandes der Fall war, dafür bürgen uns entschiedenste und wärmste Anhänger der Kirche, gegen welche die angedeutete Bewegung gerichtet war, ein Sebastian Brant, ein Thomas Murner, ein Erasmus von Rotterdam. Daß aber diese Zustände von den Deutschen nicht auf die Dauer ertragen würden, mußte sich jedermann sagen, der den langen Kampf dieses Volkes und seiner Könige gegen die Übergriffe des Papsttums auf das weltliche Gebiet und seinen heftigen und zähen Widerstand gegen die Einführung der Inquisition in seinem Lande kannte. Die Deutschen sind langmütig und geduldig und lassen sich um des lieben Friedens willen manche Übelstände gefallen; allein wenn es ihnen zu arg wird, so schlagen sie drein wie die Recken ihrer Vorzeit.

Ehe wir zur Bestätigung der Thatsache schreiten, daß die kirchlichen Zustände am Ende der ersten Hälfte des zweiten christlichen Jahrtausends höchst verdorben waren, müssen wir die Frage aufwerfen, wie das zu erklären ist. Unseres Bedünkens erklärt es sich leicht durch die einfache Wahrheit: das Christentum war im Volke noch nicht völlig durchgedrungen; das deutsche Volk stand damals noch auf dem religiösen Standpunkte, auf dem heute noch der größere Teil des französischen, das ganze italienische und spanische Volk stehen, es war noch großenteils heidnisch. Wir stimmen mit der geistvollen Darlegung Gustavs von Buchwald (Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter, Kiel 1885,

S. 121 ff.) überein, welche zeigt, daß das deutsche Volk um das Jahr 1500 im Westen noch nicht aus dem germanischen, im Osten noch nicht aus dem slawischen Heidentum herausgekommen war und zudem durch die Gelehrten Elemente des griechisch-römischen Heidentums eingesogen hatte. Das war zu viel, um von dem Volke ein vollendetes Christentum zu verlangen, das vielmehr damals noch wenig über die bloße Form des christlichen Kirchentums hinaus war. Der reiche Inhalt des Aberglaubens, dem wir in diesem Buche wiederholt begegnet sind, mit seinem Lesen in den Sternen, in Sonnen- und Mondfinsternissen, in den atmosphärischen Erscheinungen, mit seinem Bilder- und Reliquiendienst, Amuletten-, Geißler- und Pilgerwahn: er war ein Mischmasch jener Elemente des Heidentums, denen die Geistlichkeit mit dem besten Willen nicht entgegentreten konnte. Denn wäre sie auch nicht selbst in diesen Anschauungen erzogen gewesen, so hätte sie doch gegen die mächtigen Mauern und Wälle eingewurzelter Vorurteile so wenig etwas vermocht, wie der erhaben denkende und lehrende Buddha gegen das festgegründete Gebäude des Kastentums der Brahmanen, so wenig wie der göttliche Friedensprediger von Nazaret gegen die enggenähte geistige Augenbinde, die die Pharisäer ihrem Volke angelegt hatten.

Wo aber das Christentum mit seinen unsterblichen herrlichen Lehren nicht durchgedrungen war, da konnte auch von einem Leben nach diesen Lehren keine Rede sein. —

Es war im Vaterlande der deutschen Reformation (Meißen, d. h. dem heutigen Königreich Sachsen), wo schon 1475 eine Klageschrift erschien, welche neunerlei Bosheiten der Menschen aufzählt, unter welchen ein Pfarrer zu leiden habe und durch welche er täglich gleich Christus gepeinigt werde. Dieselben gingen, heißt es darin, aus: 1) von dem Junker, der den Geistlichen als seinen Knecht behandle, 2) vom Bischof, der seine Untergebenen möglichst ausbeute, 3) von den Mitgliedern der geistlichen Behörde, welche die Hirten des Volks bis aufs Blut plagen, 4) von den Kirchenvorstehern, die an Gewaltthätigkeit einander überbieten und das Gut der Kirche aussaugen, 5) vom Küster, der hinterrücks gegen den Pfarrer wühle, 6) vom Kaplan, der mit keiner Belohnung seiner Dienste zufrieden sei, 7) von den Mönchen, die sich am Tische des Pfarrers mästen und doch niemals genug Ehre empfangen, 8) von den Bauern, die ihrem Priester kaum das Leben gönnen, und 9) von der Köchin, welche vom Volk als feile Dirne verachtet werde und dabei diebisch, betrügerisch und untreu sei. Ja, der Verfasser jener Klageschrift ging so weit, das Elend der Lage des Geistlichen mit demjenigen des — Abdeckers zu vergleichen. Der Armut der niederen Geistlichkeit, welche „außer den unsicheren Zehnten und Stolgebühren keine Gehalte hatte und sich aus Armut oder Habsucht nicht selten Erwerbsarten zuwandte, die mit dem Stande unverträglich waren und ihn der Mißachtung des Volkes aussetzen mußten" (Janssen), stand der „Reichtum und Überfluß" des höheren Klerus schroff gegenüber. Der streng katholische, oben genannte Butzbach (Bd. I, S. 313) sagt hierüber als Zeitgenosse: „Da sieht man aufgeblasene Gestalten einherschreiten, gekleidet in feinste englische Tuche, auf dem Kopfe das Barett, die mit kostbaren Edelsteinringen geschmückte Hand auf dem Rücken oder hochmütig in die Seite gestemmt. Oder sie reiten stolz zu Pferde, gefolgt von zahlreicher, buntfarbig gekleideter Dienerschaft. Da werden prachtvolle Wohnungen erbaut mit hohen herrlich bemalten Hallen; da wird geprasst bei prunkenden Mahlen, das Gut frommer Stiftungen vergeudet in Bädern, Aufwand getrieben mit Pferden, Hunden und Jagdfalken."

Ein katholischer Geistlicher unserer Zeit, der Kölner Geschichtschreiber Ennen, sagt über die letzten Jahre des fünfzehnten und die ersten des sechszehnten Jahrhunderts: „Die Verweltlichung und Entsittlichung riß auch an den Stätten immer tiefer ein, wo bis dahin noch gottgefälliges Streben und Leben geblüht hatte. Auch bei den Geistlichen stieg die

Gottvergessenheit zu schreckenerregender Höhe, bis der stolze Bau der christlichen Weltordnung unter der Last der schreiendsten kirchlichen Mißbräuche zusammenzubrechen und der christliche Geist, der die Welt überwunden hatte, durch einen leeren, von aller sittigenden, belebenden, neubildenden Kraft entblößten Formalismus verdrängt zu werden drohte. Die Geistlichkeit verstand es nicht, sich auf der sittlichen Höhe zu halten, auf welcher sie nach den Satzungen der christlichen Kirche stehen sollte. Mit dem rasch steigenden Reichtum der Stifter hielt die Verweltlichung gleichen Schritt; Genußsucht und Üppigkeit nahmen von Tag zu Tag zu, und wo alle Mittel geboten waren, das Leben zu genießen, wollten die Geistlichen sich keinen Zwang anthun. Durchgehends hatten die Stiftsherren geringe Neigung zu Studien und überließen sich ungescheut allen Genüssen und Gewohnheiten der Genossen, aus deren Stande sie hervorgegangen waren. Die meisten suchten in den Stiftern nur eine gute Versorgung und schickten sich nur dann zum Empfang der Weihen an, wenn das Beneficium solches unbedingt verlangte."



Eine Hexe rückwärts auf einem Bock zum Hexensabbat reitend; in der rechten Hand eine Spindel. Im Vordergrunde vier Genien. Kupferstich von Albrecht Dürer.

Hierzu erscheint es als passend, die Worte eines entschiedensten Gegners der Reformation, des Geschichtschreibers Johannes Janssen anzuführen, welcher sagt: „Der Geiz offenbarte sich innerhalb des Klerus aller Grade und Ordnungen in der Sucht, die kirchlichen Einkünfte nach Möglichkeit zu erhöhen. Die deutsche Kirche war die reichste der Christenheit. Man berechnete, daß fast ein Drittel des gesamten Grundeigentums sich in den Händen der Kirche befand und verurteilte deshalb mit vollstem Rechte um so mehr das von geistlichen Vorstehern ausgehende Streben, diesen Besitz noch immer zu vergrößern. — Der alle Kirchengesetze verletzende Mißbrauch, mehrere Pfründen an eine und dieselbe Person zu verleihen, schädigte tief das ganze kirchliche Leben und stand im Zusammenhange mit der fast zur Regel gewordenen Besetzung der höheren geistlichen Stellen mit nachgeborenen Söhnen adliger und fürstlicher Familien."

Von den Unsitten, die sich in den Klöstern beider Geschlechter eingenistet hatten, immerhin die Augustiner und mehrere vereinzelte Klöster ausgenommen, die nach Reformen, wie zur Zeit von Cluny strebten, sowie von dem ärgerlichen Leben vieler Weltgeistlichen mit ihren Mägden sind die zeitgenössischen Quellen voll und es ist darüber so viel geschrieben worden, daß wir uns enthalten können, in dieses unreine Kapitel tiefer einzudringen.

Dabei brüstete sich das unausrottbare Heidentum der angeblichen Christen noch immer in ebenso krasser Weise, wie im frühesten Mittelalter; ja es waren noch die Hexenprozesse

(siehe Bd. I, S. 302 f.) als neue Gattung des scheußlichsten Aberglaubens dazu gekommen. Im ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts wollte man in verschiedenen Gegenden Deutschlands bemerken, daß an Leibern und Kleidern der Leute plötzlich Kreuze von verschiedener Farbe, sowie Speere, Nägel, Geißeln und Dornenkronen erschienen, was der Bischof von Lüttich dem Kaiser selbst anzuzeigen für gut fand und weshalb geistliche und weltliche Obrigkeiten Kreuzgänge, Fasten, Messen und Gebete anordneten und das Schwören und Fluchen streng untersagten. Sogenannte Hexen bekannten auf der Folter, solche Zeichen „ausgestreut“ zu haben und wurden verbrannt. — Man ließ wunderthätige Marien erscheinen und an den Gräbern von Heiligen Kranke gesund werden. Zahlreiche Pilger durchzogen die Länder, aus Deutschland sah Augsburg alte und junge bis in die Normandie und nach Apulien wandern, um an Heiligtümern zu beten, Arnstadt seine Kinderscharen, wie zur Zeit des Kinderkreuzzugs ausziehen, ohne zu wissen wohin; sie meinten: zum heiligen Blute. Viele andere zogen, unbewaffnet und ohne an die Folgen zu denken, ebenfalls wie zur Zeit der Kreuzzüge, gegen die Türken. In Bern

Ein newe außlegung. Der seltzamen wunderzaichen vnd wunderpürden/ so ein zeyther im reich/ als vorpoten des Almechtigē gottes/ auffmonende auffrüstig zesein wider die feindt christi vnd des heyligen reichs/ erschinen sein an all Kürfürsten vnnd Fürsten so auff dem reichs tag zu Costnitz versamlt sein gewesen vō einē Erwirdigē Briester/ herrn̄ Josephē Grünpecken beschehen.

Titel von Grünbeck, Auslegung; mit dem Holzschnitte über das Kreuzwunder. 1501.


PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



Szene vor einer Wallfahrtskirche. Holzschnitt von Michael Ostendorfer (um 1519—1559).

ersannen die Dominikaner, diese alten Feinde des freien Gedankens, diese Verketzerer des frommen und ruhigen Reuchlin (Bd. I, S. 321 f.), ein eigentümliches Mittel, um ihren Gegnern, den Franziskanern, den Rang abzulaufen. Weil der Gründer des Ordens der letzteren, Franz von Assisi, die fünf Wundmale Christi besessen haben soll, beschlossen die eifersüchtigen Weißkutten 1506 in einer Provinzialversammlung zu Wimpfen am Neckar, es den Schwarzkutten gleichzuthun. Ein geistesbeschränkter Laienbruder des Berner Predigerklosters, der Schneider Johann Jetzer, wurde durch die Eingeweihten mit nächtlichem Spuk und Bußübungen bearbeitet, bis er einwilligte, die Wundmale zu erhalten, von denen er aber nur eines ertrug. Der Betrug wurde ruchbar, die Mönche suchten ihr unbequemes Opfer zu beseitigen; das aber entfloh und zeigte sie an, worauf vier der Schuldigen verbrannt wurden. Es war auch die Zeit, in welcher der heilige Rock zu Trier in nicht aufgehellter Weise entstand. Man ließ aus weiter Ferne angebliche Gebeine und andere Reliquien von Heiligen kommen und holte sie mit Gepränge ein, um damit die Engerlinge von den Feldern zu vertreiben. Ja sogar Bischöfe luden diese Insektenlarven vor ihr geistliches Gericht und belegten sie, weil sie nicht erschienen, mit dem Bannfluche. In Augsburg gelang es 1512 einer alten Jungfer, den Kaiser, die Stände des Reiches, den römischen Legaten und den Bischof zu dem Glauben zu verleiten, daß sie ohne Speise und Trank lebte und sichtbaren Verkehr mit Gott hätte; sie wurde aber entlarvt und als Diebin ertränkt. Es entstanden Fromme, d. h. sich in den kirchlichen Formen übende und den Geist nicht darin suchende Bruder- und Schwesterschaften; es entstand die göttliche Verehrung Marias durch ein besonderes Gebet (Ave Maria), es entstand die mechanische Hersagung endloser Wiederholungen der gleichen Gebete, die als „Rosenkranz“ bekannt ist. Für tiefere sittlich-religiöse Bildung aber geschah nichts.

Kein Unbefangener kann verkennen, daß solche Zustände einem Notschrei nach Abhilfe gleichkamen, daß etwas geschehen mußte, um ein Zeitalter, welches in Unsitte und Aberglauben mit dem der römischen Kaiser wetteiferte, zu verbessern, und wenn es auch nur beim Versuche blieb. Eine Reformation „an Haupt und Gliedern“ aber, wie sie die Konzilien von Konstanz und Basel mit Phrasen ohne Ernst und zahllose edelgesinnte Priester und Schriftsteller mit Feuereifer gefordert, das Papsttum, nach dem edelgesinnten Pius II. (Piccolomini, siehe Bd. I, S. 309 f.), und in der Regel auch die Mönchsorden jedoch beharrlich abgelehnt hatten, konnte keinen Boden finden, wenn nicht wenigstens ein Teil der Bevölkerung in sittlicher Beziehung auf eine Besserung vorbereitet war. Glücklicher Weise aber gab es einen solchen Boden. Nicht alle Geistlichen waren in der angegebenen Weise verdorben; namentlich unter dem niederen Klerus gab es viele edle Männer, die ebenso dachten und ebenso litten, wie der erwähnte Klageschreiber aus dem Meißnerlande. Der Humanist Wimpheling hob hervor, wie viele würdige und gebildete Geistliche er kenne. Ein noch größerer guter Kern aber lebte unter der weltlichen Bevölkerung der Städte und des Landes; ja man konnte geradezu mit der Verschlechterung der geistlichen eine Verbesserung der weltlichen Sitten Schritt halten sehen. Es ist zwar nach unseren jetzigen Begriffen nicht edel, einen Menschen für seine Herkunft büßen zu lassen; aber damals bedeutete es eine höhere sittliche Auffassung, wenn man die unehelichen Söhne von der Aufnahme in die Zünfte der Handwerker ausschloß, was im fünfzehnten Jahrhundert beinahe allgemein wurde. An einigen Orten wurde ihnen auch das Bürgerrecht gesperrt, und den Zunftgenossen die Ehe mit unehelichen Töchtern verboten. Man begann die frühere Makellosigkeit derartiger Geburt als eine sittliche Gleichgültigkeit zu betrachten, und dafür spricht auch, daß man gleichzeitig den Meistern und Gesellen das Leben in wilder Ehe verbot und die Heirat mit einer übelbeleumdeten Person wenigstens zu verbieten suchte. Auch begannen

damals die Städte den Ehebruch regelmäßig zu bestrafen, was früher meist dem beleidigten Gatten überlassen war, und zwar an Beamten schärfer, als an gewöhnlichen Bürgern. Endlich ergriff man an manchen Orten strengere Maßregeln gegen die „Frauenhäuser“ und ihre Bewohnerinnen, aber noch in schüchterner Weise.

Die Kirche hat eine Besserung und Heilung der geschilderten Zustände durchzuführen, weder die Kraft noch den Willen gehabt; sie war durchaus weltlich geworden. Es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn die größten und gerechtesten Geschichtschreiber, welche jene Zeit behandeln, das schwere Wort aussprachen, daß die Kirche die Religion verloren hatte, namentlich wenn man einen Blick auf die damaligen Päpste wirft, einen Sixtus IV., welcher nur für seine Verwandten sorgte und sich (1471) das Recht vorbehielt, aus Wachs gebildete Osterlämmer zur Abwendung von Zauberei verfertigen und begraben zu lassen, einen Innocenz VIII., den Urheber der Hexenprozesse und Vater von sechszehn natürlichen Kindern, die er durch den Ablaß mit Vermögen ausstattete, den in allen Lästern und Verbrechen versunkenen Alexander VI., den Gründer des Kirchenstaates, den kriegerischen, für ein einiges Italien schwärmenden Julius II. und den humanistischen, im Innern ungläubigen Leo X.

Leistete der Humanismus, wie wir oben sahen, auch noch so viel in wissenschaftlicher und litterarischer Beziehung, brachte er das Schulwesen auf eine für jene Zeit noch so hohe Stufe, — ohne sittlichen und religiösen Halt konnte die große Menge, für welche gute Schulen noch nicht da waren, zu höheren Anschauungen nicht emporsteigen, — und jenen Halt fand sie ja in der Kirche nicht. Denn einerseits gaben die Vorsteher derselben meist ein schlechtes Beispiel, und anderseits befreite kein sittlich durchhauchter und wissenschaftlich gestützter Religionsunterricht das Volk aus den Banden seines heidnischen Aberglaubens, welchen unverstandene Formen, denen der Geist fehlte, nur nähren, nicht bannen konnten. Die Fälle aber, in welchen, wie gezeigt, wenigstens die Städte eine Besserung hervorbrachten, waren zu vereinzelt und zu wenig grundsätzlich. So blieb nichts übrig, als eine Katastrophe in der Geschichte und im Zusammenhange der Kirche, welche nicht in der Willkür der dabei beteiligten Personen, sondern in den vorangehenden Zuständen des kirchlichen Lebens ihren Grund hatte, und nicht verstanden werden kann, wenn man nur die Vorgänge bei der einen Partei, sei es zu ihrem Lobe oder zu ihrem Schimpfe, sondern nur, wenn man sie gleichmäßig auf beiden Seiten, ohne Voreingenommenheit für oder gegen eine von beiden betrachtet und das Licht der Wahrheit gleichmäßig auf alle Seiten fallen läßt, wie die Sonne das ihrige auf alle Länder der Erde.

Den Ausschlag zu einer Wendung in der Kirchengeschichte gab die Anstalt des Ablasses. Erst im vierzehnten Jahrhundert war der Gebrauch entstanden, daß bei besonderen kirchlichen Anlässen wandernde Bußprediger dem Volke gegen Zahlung von Geld „Ablaß“, d. h. Lossprechungen von Kirchenstrafen, ja sogar von der Sündenschuld und von den Leiden im Fegfeuer anboten. Nichts aber griff dem deutschen Volke so empfindlich ins Innerste, als was von Rom aus ihm aufgedrängt, wodurch sein vaterländisches Unabhängigkeitsgefühl angetastet wurde. Mit dem Ablaß hing auch die Simonie zusammen, welche die mittelalterlichen Päpste so kräftig bekämpft hatten, die neueren aber nicht nur gestatteten, sondern sogar begünstigten, ja selbst übten, indem sie ohne Scheu für das Pallium der Bischöfe enorme Summen forderten (in Mainz z. B. 30 000 Gulden). Römische Priester, Kurtisanen genannt, brandschatzten Deutschland zu gunsten Roms, indem sie den Anspruch des Papsttums, alle in den ungeraden päpstlichen Monaten erledigten Pfründen von sich aus zu besetzen, überall durchzuführen suchten und auf Grund dieses Anspruchs deutsche Pfründen selbst in Besitz zu nehmen sich anmaßten. In der Schweiz

Universis et singulis p̄sentes litteras inspecturis Christianus Lomberger Decretorum Doctor Rector parrochialis ecclesie In Ruien Tarbaten̄ dioceš Sanctissimi in chr̄o patris et dn̄i nostri domini Julij diuina prouidentia Pape Secundi Accolitus Capellanus et eiusdem ac sancte sedis apostolice ad Maguntinen̄ Colonien̄ et Treueren̄ prouincias illarumq̄ ac Misnen̄ Ciuitates et dioceš Nuncius et Cōmissarius Salutē in dn̄o. Notum facimus q̄ idē dn̄s nr̄ Papa cūctis xp̄ifidelib᷒ i p̄uincijs Ciuitatib᷒ et dioceš p̄dictis quolibet habitan̄ et cōmoran̄ ac ad eas vndecūq̄ cōfluentib᷒ q̄ durāte triennio p̄ tutela p̄riū Liuonie in subsidiū sctē cruciate cōtra ferocissimos Ruthenos Hereticos et Scismaticos Tartarorū infideliū auxilio fretos man᷒ adiutrices iuxta nr̄am ordinationē porrexerint vltra plenissimas peccatoꝝ indulgēn̄ Sacratissimi Jubilei etiā Centesimi ac alias plures grās et facultates q̄s ad hoc dispositi p̄ se ac certis defunctoꝝ aiab᷒ respectiue cōsequūt. de plenitudine ac libera litate p̄tatis ap̄lice misericorditer cōcessit et voluit Vt tam ipsi q̄ʒ oēs et singli eoꝝdē parētes ac benefactores cū charitate defūcti i oibus precib᷒ suffragijs elemosynis ieiunijs oratōib᷒ missis horis canōicis disciplinis peregrinatōib᷒ et ceteris oibus sp̄ualib᷒ bonis que fiūt et fieri poterūt i tota vniuersali sacrosctā ecclia militāte ac oib᷒ mēbris eiusdē p̄ticipes i ppetuū fiant. Et insup̄ viuētib᷒ indulsit vt deinceps i alijs occurrētib᷒ aliquē idoneū p̄sbiteꝝ seclarē vl̄ cuiusuis ordis reglarē i suū possint eligere cōfessoꝝē. q vita eis cōmite in casib᷒ dicte sedi reseruatis. p̄terq̄ʒ offense ecclīastice libertatis. criminū heresis. et rebellionis aut cōspiratōis i psonā vl̄ statū Romani pontificis seu sedē p̄dictā. falsitatis lr̄aꝝ supplicationū et cōmissionū ap̄licarū. inuasiōis depdatōis occupatōis et deuastatōis terrarū et maris Romane eccl̄ie mediate vl̄ īmediate subiectorū. offense p̄sonalis i epm̄ vl̄ aliū platū. p̄hibitōis deuolutōis causaꝝ ad Romanā curiā. delatōis armorū et alioꝝ p̄hibitoꝝ ad ptes infideliū semel dūtarat in vita. In alijs vero quotiēs fuerit oportunū p̄ cōmissis sibi debitā absolutionē impendat et iniūgat penitent̄ salutarē. Necnō vota quecūq̄ ultramarine liminū ap̄loꝝ beatoꝝ Petri et Pauli ac scti Jacobi in Cōpostella necnō castitatis et religionis votis dūtarat exceptis in alia pietatis opa cōmutare valeat. Quodq̄ cōfessor quē quilibet ipsoꝝ elegerit oim peccatoꝝ suoꝝ de quib᷒ corde cōtriti et ore cōfessi fuerint etiā semel in vita et in mortis articulo quoq̄ cū ille imminebit etiā si tūc eos decedere nō cōtingat plenissimā remissionē eis auctoritate ap̄lica cōcedere possit. Sic tn̄ q̄ idem cōfessor satisfactionē alteri impendēdā faciendā iniūgat. Et ex cōfidētia cōcessiōis vel remissiōis p̄dictarū nullaten᷒ aliq̄d illicitū cōmittat. Quas quidē indulgētias grās et facultates idē Sanctissim᷒ dn̄s nr̄ Papa vult et decernit p̄ quascūq̄ suspēsionē aut reuocationē nequaq̄ʒ nūc aut in futurū comprehendi sed semper exceptas censeri debere prout in litteris apostolicis desuper confectis plenius cōtinetur. Et q̄r deuota in christo [illegible] ad p̄fatū fidei catholice negociū iuxta sūmi pōtificis intentionē et nostrā ordinationē de bonis suis pie cōtribuit Ideo auctoritate ap̄lica p̄fata nobis cōmissa vt dictis gratijs et indulgētijs vti potiri et gaudere possit et valeat p̄ presentes nr̄as litteras attestamur. Datum Görlitz sub sigillo nostro quo ad hoc vtimur die xxiiij mensis Aprilis Anno domini Millesimoquingentesimo nono

Forma absolutionis in vita totiens quotiens

Misereatur tui ꝛc. Dominus noster Jesus christus p̄ merita sue passionis te absoluat Auctoritate cuius et ap̄lica mihi in hac parte cōmissa ac tibi cōcessa. Ego te absoluo ab omnibus peccatis tuis In nomine patris et filij et sp̄ussancti Amen.

Forma absolutionis et plenissime remissionis semel in vita et in quocunq̄ʒ mortis articulo

Misereatur tui ꝛc. Dn̄s noster Jesus christus p̄ merita sue passionis te absoluat. Et ego auctoritate ipsius et ap̄lica mihi in hac p̄te cōmissa et tibi cōcessa te absoluo. Primo ab omi sententia excōicatiōis maioris vel minoris si quā incurristi. Deinde ab omnibus peccatis tuis cōferendo tibi plenissimā oīm peccatoꝝ tuoꝝ remissionē. In noīe patris et filij et sp̄ussancti Amen.



Facsimile eines Ablaßbriefes für einen Kreuzzug gegen die Russen. Ausgefertigt zu Görlitz im Jahre 1509.

Original, auf Pergament, im Märkischen Prov.-Museum zu Berlin.

Ablaß

für die Teilnehmer und Begünstiger eines

Transskription.

Universis et singulis praesentes litteras inspecturis Christianus Lomborver Decretorum Doctor Rector pariochalis ecclesie In Ruien Tarbatensis diocesis Sanctissimi in christo patris et domini nostri domini Julii divina providentia Pape Secundi. Accolitus Capellanus et eiusdem ac sancte sedis apostolice ad Moguntinensem Coloniensem et Trevirensem provincias illarumque ac Misnensis Civitates et diocesis Nuncius et Commissarius Salutem in domino. Notum facimus quod idem dominus noster Papa cunctis Christi fidelibus in provinciis civitatibus et diocesibus praedictis quodlibet habitantibus et commorantibus ac ad eas undecumque confluentibus qui durante triennio pro tutela partium Livonie in subsidium sancte cruciate contra ferocissimos Ruthenos Hereticos et Scismaticos Tartarorum infidelium auxilio fretos manus adiutrices iuxta nostram ordinationem porrexerint ultra plenissimas peccatorum indulgentias Sacratissimi Iubilei etiam Centesimi ac alias plures gratias et facultates quas ad hoc dispositi pro se ac certis defunctorum animabus respective consequuntur de plenitudine ac liberalitate potestatis apostolice misericorditer concessit et voluit. Ut tam ipsi quam omnes et singuli eorundem parentes ac benefactores cum charitate defuncti in omnibus precibus suffragiis elemosynis jejuniis orationibus missis horis canonicis disciplinis peregrinationibus et ceteris omnibus spiritualibus bonisque fiunt et fieri poterint in tota universali sacrosancta ecclesia militante ac omnibus membris eiusdem participes in perpetuum fiant. Et insuper viventibus indulsit ut deinceps in aliis occurrentibus aliquem idoneum presbiterum secularem vel cuiusvis ordinis regularem in suum possint eligere confessorem qui vita eis comite in casibus dicte sedi reservatis, praeterque offense ecclesiastice libertatis, criminum heresis et rebellionis aut conspirationis in personam vel statum Romani pontificis seu sedem praedictam, falsitatis litterarum supplicationum et commissionum apostolicarum, invasionis, depredationis, occupationis et devastationis terrarum et maris Romane ecclesie meditate vel immeditate subiectorum, offense personalis in episcopum vel alium praelatum, prohibitionis devolutionis causarum ad Romanam curiam, delationis armorum et aliorum prohibitorum ad partes infidelium semel dum taxat in vita. In aliis vero quotiens fuerit oportunum pro commissis sibi debitam absolutionem impendat et iniungat penitent ad salutarem. Necnon vota quecumque ultramarino liminum apostolorum beatorum Petri et Pauli ac sancti Jacobi in Compostella necnon castitatis et religionis votis dumtaxat exceptis in alia pietatis opera commutare valeat. Quodque confessor quem quilibet ipsorum elegerit omnium peccatorum suorum de quibus corde contriti et ore confessi fuerint etiam semel in vita et in mortis articulo quotiens ille iminebit etiam si tunc eos decedere non contingat plenissimam remissionem eis auctoritate apostolica concedere possit. Sic tum quod idem confessor satisfactionem alteri impendendam faciendam iniungat. Et ex confidentia concessionis vel remissionis praedictarum nullatenus aliquid illicitum committatur. Quas quidem indulgentias, gratias et facultates idem Sanctissimus dominus noster Papa vult et decernit per quamcunque suspensionem aut revocationem nequaquam nunc aut in futurum comprehendi sed semper exceptas censeri debere prout in litteris apostolicis desuper confectis plenius continetur. Ex quum devota in christo Barbara Schmidin, Regina Hemmerlin, priorissa in Amfues comm. Ad praetactum fidei catholice negotium iuxta summi pontificis intentionem et nostram ordinationem de bonis suis pie contribuit. Ideo auctoritate apostolica prefata nobis commissa ut dictis gratiis et indulgentiis uti potiri et gaudere possit et valeat per presentes nostras litteras attestamur. Datum Gorlitie sub sigillo nostro quo ad hoc utimur die XXIIII mensis Aprilis Anno domini Millesimo quingentesimo nono.

Forma absolutionis in vita totiens quotiens.

Misereatur tui etc. Dominus noster Jesus Christus per merita sue passionis te absolvat Auctoritate cuius et apostolica mihi in hac parte commissa ac tibi concessa. Ego te absolvo ab omnibus peccatis tuis. In nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen.

Forma absolutionis et plenissime remissionis semel in vita et in quocunque mortis articulo.

Misereatur tui etc. Dominus noster Jesus Christus per merita sue passionis te absolvat. Et ego auctoritate ipsius et apostolica mihi in hac parte commissa et tibi concessa te absolvo. Primo ab omni sententia excommunicationis maioris vel minoris si quam incurristi. Deinde ab omnibus peccatis tuis conferendo tibi plenissima omnium peccatorum tuorum remissionem. In nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen.

...sbrief

...Kreuzzugs gegen die Russen. Görlitz 1509.

Übersetzung.

Allen und Jeden, welche gegenwärtigen Brief zu Gesicht bekommen werden, (entbietet) Christian Lomborver, Doktor des Kirchenrechts, Rector der Pfarrkirche zu Ruien im Bistum Dorpat, des heiligsten Vaters in Christo und unseres Herrn, Julius II., von Gottes Gnaden Papstes, Akkolyt-Kaplan desselben und des apostolischen Stuhles bei den Kirchenprovinzen Mainz, Köln und Trier, sowohl derselben, als der Stadt und Diöcese Meißen Nuntius und Kommissar, — seinen Gruß im Herrn. Wir machen bekannt, daß jener unser Herr, der Papst, allen Christgläubigen in den genannten Provinzen, Städten und Bistümern, ob sie darin wohnen oder verweilen oder irgendwoher dort zusammenkommen, welche während dreier Jahre zum Schutze der Gegenden von Livland, zur Unterstützung des heiligen Kreuzzugs gegen die äußerst wilden, ketzerischen und abgefallenen Russen, die auf der ungläubigen Tartaren Hilfe vertrauen, gemäß unserer Anweisung Hand bieten, außer dem vollkommensten Sündennachlasse des heiligsten Jubiläums, und Jahrhundertfestes und anderer Gnadenmittel mehr, welche sie für sich und die Seelen gewisser Verstorbener nachsuchen, aus der Machtvollkommenheit und Freigebigkeit des apostolischen Stuhles barmherziger Weise gewährt und will: daß sowohl sie selbst als einzelne ihrer gestorbenen Verwandten und Wohlthäter auf ewig Teil haben an allen Bitten, Wünschen, Almosen, Fasten, Gebeten, Messen, Horen, kirchlichen Übungen, Wallfahrten und allen übrigen geistlichen Wohlthaten, welche geübt werden in der ganzen allgemeinen heiligen streitenden Kirche und von allen Gliedern derselben. Und außerdem gewährt er ihnen, daß sie von nun an in weiteren Vorkommenheiten irgend einen tauglichen Welt- oder Ordensgeistlichen zu ihrem Beichtvater wählen können, welcher, solange sie leben, in den genanntem Stuhle vorbehaltenen Fällen, ausgenommen bei Verletzung der kirchlichen Freiheit, dem Verbrechen der Ketzerei und des Aufruhrs oder der Verschwörung gegen die Person oder den Stand des römischen Papstes oder den apostolischen Stuhl, der Fälschung von apostolischen Briefen, Bittschriften und Aufträgen, bei Einbruch, Beraubung, Besetzung und Verwüstung der Länder und des Meeres, welche der römischen Kirche mittelbar oder unmittelbar unterworfen sind, bei persönlicher Beleidigung von Bischöfen oder anderen Prälaten, bei Verhinderung der Abwickelung von Prozessen vor der römischen Curie, bei Einführung von Waffen und anderen verbotenen Sachen in die Länder der Ungläubigen, wenn auch nur einmal im Leben. In anderen Fällen, so oft es statthaft erscheint, soll er den Beichtenden, wenn sie bereuen, für die begangenen Sünden zu ihrem Heile die Absolution erteilen. Auch dürfen weder Gelübde (einer Wallfahrt) zu den Gräbern der seligen Apostel Petrus und Paulus oder des heiligen Jakob von Compostella, noch solche der Keuschheit und der Religion in andere Werke der Frömmigkeit umgewandelt werden. Daher kann der Beichtvater, den einer von ihnen gewählt hat, von allen Sünden, bezüglich welcher sie (die Beichtenden) von Herzen zerknirscht und mit dem Munde geständig sind, auch einmal im Leben und im Angesichte des Todes, so oft derselbe bevorsteht, auch wenn er nicht eintritt, ihnen den vollständigsten Ablaß mit apostolischer Befugnis erteilen. Auch kann der Beichtvater die einem andern zukommende Genugthuung damit verbinden. Und infolge des Vertrauens auf den genannten Nachlaß soll in keiner Weise etwas Unerlaubtes begangen werden. Diesen Ablaß nun und diese Gnadenmittel, so will und beschließt unser heiligster Papst, sollen nirgends, weder jetzt noch in Zukunft, durch irgend welche Unterbrechung oder Widerruf beeinträchtigt, sondern stets mit den oben in dem apostolischen Briefe genannten Ausnahmen geachtet werden. Und da die Fromme in Christo, Barbara Schmid, Regina Hemmerlin, Priorin in Amfues, zu dem oben berührten Unternehmen des christlichen Glaubens gemäß der Absicht des höchsten Priesters und unserer Anweisung von ihren Gütern beigesteuert hat, soll sie aus genannter apostolischer Machtfülle, die uns übertragen ist, der genannten Gnaden und Ablässe genießen und sich erfreuen, was wir durch unsern gegenwärtigen Brief bezeugen. Gegeben Görlitz unter unserm Siegel, dessen wir uns dazu bedienen, am 24. Tag des Monats April im Jahre des Herrn 1509.

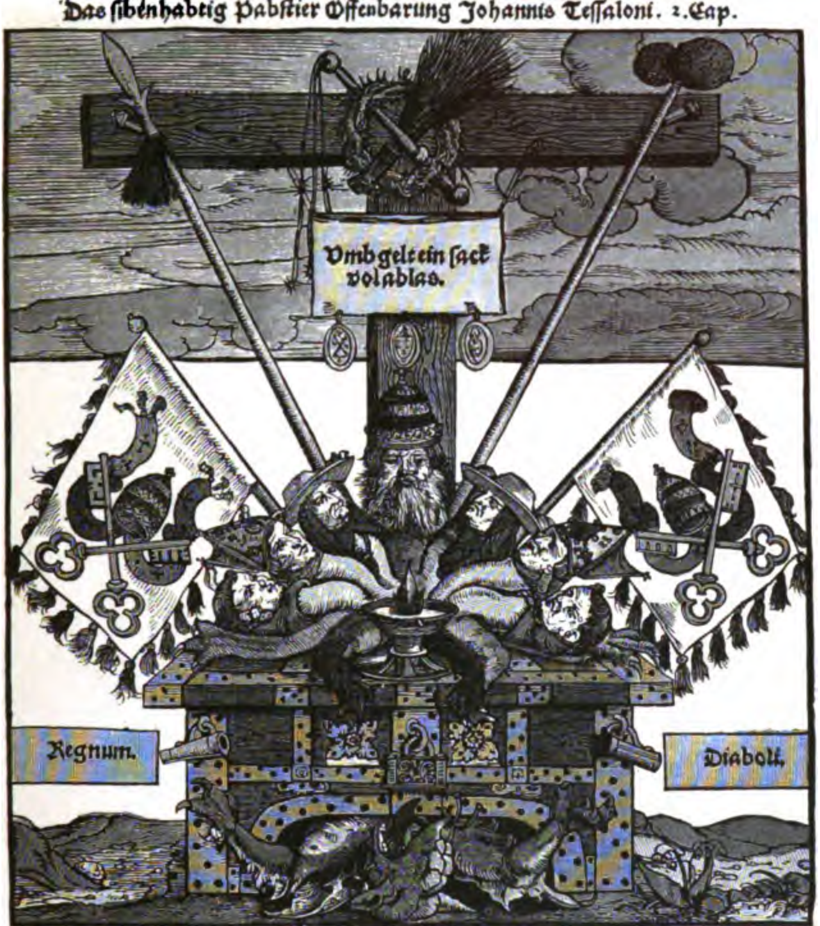
Formel der Lossprechung im Leben so oft es beliebt.

(Gott) erbarme sich deiner u. s. w. Unser Herr Jesus Christus soll dich durch das Verdienst seines Leidens lossprechen; durch seine und die mir in diesem Lande übertragene apostolische Autorität spreche ich dich von allen deinen Sünden los, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Formel der Lossprechung und des vollkommensten Ablasses einmal im Leben und in jedem Todesfalle.

(Wie vorhin.) Ich spreche dich los erstens von jedem Urteil des größern oder kleinern Kirchenbannes, den du erlitten. Sodann von allen deinen Sünden, indem ich dir den vollkommensten Ablaß erteile. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

wurden diese „römischen Buben“, wie man sie nannte, vertrieben, und wenn sie dennoch wiederkamen, mit um den Hals gehängter Investiturbulle in einen Sack gesteckt und mit Wasser begossen.



Holzschnitt-Flugblatt gegen den Ablaß, wie sie in der Reformationszeit vielfach verbreitet wurden.

Dieses rein äußerliche und von nackter Habsucht beseelte Treiben öffnete dem Volke vielfach über das, was es vom Christentum wußte — und das war herzlich wenig — die Augen, trieb es zum Nachdenken an und erweckte in seinen Herzen die Sehnsucht nach innerer Befriedigung, nach beseligender Wahrheit. Wir haben bereits angedeutet, daß diese Richtung die der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ war. Sie und viele der hervorragendsten Humanisten, wie auch manche Mönche, z. B. der Kartäuser Jakob von Jüterbogk (um 1450) und Theologen wie Pupper von Goch und die schon genannten Johannes von

Wesel und Wessel (Bd. I, S. 309), traten, wenn auch vielfach mit der damals üblichen Derbheit und oft mit wenig Anstand gegen die herrschenden Übelstände und für eine Reformation der Kirche auf, welche, wie sie sagten, nicht die Kirche Jesu sei. Das Volk, wie es war, mußte eine feste Grundlage haben, und diese Grundlage sahen alle jene Männer in der Bibel, dem „Worte Gottes". Es muß jede Zeit beurteilt werden, wie sie war, und das Hängen am wörtlichen Ausdrucke, das wir heute Buchstabendienst und einseitige Dogmatik nennen, war bei dem damaligen Bildungszustande außerhalb der humanistischen Kreise und teilweise selbst in diesen, eine Notwendigkeit, ohne die man vergebens nach einem bestimmten Halt in geistigen Dingen suchte. Die als „böhmische Brüder" zahm gewordenen Husiten gewannen in Deutschland vielen Anhang, und die Reformation, wenn auch nur vereinzelt und noch nicht organisiert, jedoch edler und grundsätzlicher gestaltet, als in den Sekten des früheren Mittelalters, war schon vor Luther und ganz in seinem anfänglichen Geiste eine Thatsache im Reiche. Die Predigten Geilers von Keisersberg, das „Narrenschiff" Sebastian Brants, der Kampf Reuchlins gegen die „Dunkelmänner", die beißenden Schriften des geistvollen Erasmus und der Schutz, den geistliche und weltliche Fürsten den Humanisten angedeihen ließen, all dies befestigte jene Richtung, und als in Wittenberg 1517 der Augustiner Martin Luther seine Thesen gegen den Ablaß an die Thüre der Schloßkirche anschlug, that er nichts Neues, sondern handelte nur kühner als seine Vorgänger, und wenn er nachher noch weiter ging, so haben ihn die Ereignisse dazu gezwungen, nicht persönliche Gründe geleitet.

Noch vor Thorschluß war (1511) von französischer Seite, aus politischen Beweggründen, der Versuch gemacht worden, in Pisa ein antipäpstliches Konzil zu versammeln, „um den allgemeinen Frieden unter den Christen herzustellen, den Türkenkrieg zu sichern, die vorhandenen Ketzereien auszurotten, besonders aber um die so dringende Reformation der Kirche ins Werk zu setzen." Julius II. hatte diesen Versuch vereitelt und 1512 ein Konzil im Lateran zu Rom eröffnet, dem sich zwar Kaiser Max anschloß, nachdem er das gegnerische Projekt verlassen, dem aber die Deutschen fern blieben. Dieses Konzil hatte mit dem von 1869—70 die merkwürdige Ähnlichkeit, daß es nur solche Beschlüsse faßte, welche die Macht des Papstes (damals des Mediceers Leo X.) verstärkten. Nicht nur wurde die Hoheit desselben über die Konzilien gesetzt, sondern auch eine mittelalterliche Bulle (Unam sanctam unter Bonifaz VIII.) erneuert, welche allen die Seligkeit absprach, die dem Papste nicht gehorchten. Was das Konzil Reformbeschlüsse nannte, waren nur Auffrischungen älterer Disziplinargesetze; bewirkt wurde nichts. Den Geist des Konzils bezeichnet am besten die Einführung einer bischöflichen Zensur über alte und neue Bücher! Der Beschluß eines Kreuzzuges gegen die Türken blieb bei der bitteren Feindschaft der christlichen Mächte unter sich und ihrem Geldmangel ein frommer Wunsch. Für Deutschland war das alles teils wertlos, teils geradezu herausfordernd. Sieben und einen halben Monat nach dem Schlusse des Konzils trat Luther auf.

Diesen vielbewunderten und vielverlästerten Mann, von dem ewig wahr bleiben wird, daß er, ohne ein wissenschaftlich kritischer und vorurteilsloser Geist zu sein, ein echt deutsches Gemüt mit einem kräftigen Willen und gesundem Blick in die wahren Bedürfnisse des Volkes seiner Zeit verband, daß er aus reinen Beweggründen und in guten Treuen handelte und nicht der Schöpfer einer neuen Zeit, sondern nur deren Werkzeug war, charakterisiert der neueste Geschichtschreiber der deutschen Reformation, Gottlob Egelhaaf, mit den Worten: „Die schlichte Weise zu empfinden; die Fähigkeit, fröhlich und rein alles zu genießen, wodurch Gottes Huld den geplagten Menschen das Leben erleichtert; die nüchterne Auffassung des Wirklichen; der konservative Grundzug, der das Bestehende nicht ohne Not antastet; die



Martin Luther im Jahre 1525.
Nach einem Originalgemälde von Lucas Cranach.

frische, kernige Redeweise; der Sinn für alles Poetische, Geheimnisvolle in Geschichte und Sage; die Freude an Gleichnissen und Bildern, aber auch an Hohn- und Scherzwort — das alles strömte Luther aus jener urkräftigen Quelle (nämlich der seines ursprünglich bäuerlichen Vaterhauses) zu.“ Seine derbe und oft allzu derbe Rede- und Schreibweise war eine Eigentümlichkeit seiner Zeit, nicht seiner Person, und er war stets ein Volksmann, ist nicht unter die feinen, vornehmen Humanisten gegangen, hat deutsch und nicht römisch geschrieben, wenn es ihm auch so wenig an Bildung fehlte, daß er zum Doktor der Philosophie (damals Magister der freien Künste) und sogar der Theologie (als Mönch) aufstieg. Als Schüler der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ (in Magdeburg) hat er früh einen mystischen Zug in sich aufgenommen und sich somit den Männern angereiht, welche allein im Lande das Heidentum des Volkes abgeworfen und sich in eine Stimmung hineingelebt hatten, welche an die der ersten Christen erinnert. Sein Standpunkt war durchaus katholisch und zwar streng katholisch, ja dem Papsttum ergeben, dessen Kapitale er auf einer Sendung mit ehrfurchtvollem Schauer betrat, und er rang in schweren Kämpfen der Seele nach der Krone des Asketen. Das Zureden verständiger Freunde und die Beschäftigung mit der Wissenschaft als Professor der Theologie in Wittenberg befreiten ihn von jenen Kämpfen; seine Kirchlichkeit aber erschütterte zum erstenmale der zum Besten des Baues der Peterskirche betriebene Ablaßhandel, welchen Albrecht von Brandenburg, der humanistische Erzbischof von Mainz und Magdeburg, als päpstlicher Kommissär für ein Dritteil des Reiches, mit Einwilligung des Papstes zur Abtragung der Schuld benutzte, die er bei dem Hause Fugger erhoben, um seine Palliumgebühr (s. oben S. 8) entrichten zu können. Die frommen Fugger aber „trauten dem prachtliebenden Herrn nicht“ und sandten ihre Agenten im Gefolge der Bußprediger aus, um sich von dem Ablaßgelde bezahlt zu machen, während sie überdies den Dominikaner Johann Tetzel monatlich mit 80 Gulden besoldeten und ihn freihielten, damit er sich in ihrem Interesse erfolgreich bemühe! „Mit großem Pomp wurden überall die Ablaßprediger eingeholt, unter Gesang und Glockengeläute, mit einer Prozession von Geistlichen und Laien; in der Kirche, wohin der Zug sich begab, wurde ein rotes Kreuz aufgerichtet; neben ihm eine seidene Fahne mit dem päpstlichen Wappen, vor ihm eine eiserne Truhe zum Aufnehmen des Geldes. Durch Predigten feuerte man die Leute zum Zahlen an; . . . Tetzel fragte die Zuhörer, ob sie denn ihre Eltern, die in den härtesten Qualen des Fegfeuers um Hilfe schrieen, nicht durch ein kleines Almosen erlösen wollten. . . . Für jede Sünde war eine Taxe angesetzt: Ehebruch wurde mit sechs Dukaten oder etwa neun Gulden gesühnt. . . .“ Für einen Kindesmord erhielt man in der Schweiz um 4 französische Livres, für einen Vater-, Mutter-, Bruder- oder Gattenmord um einen Dukaten und 4 Livres Ablaß. Man konnte ganze Familien, Gesellschaften, Heeresteile, Städte, Landschaften, Lebende wie Tote aus dem Fegfeuer loskaufen. Dieses Treiben gebar am 31. Oktober 1517 die 95 Thesen Luthers, die noch ganz auf dem Boden der Kirche standen. Die Sache muß arg genug gewesen sein, welche den frommen Mönch, der noch an keinen Zweifel gedacht, dahin brachte, die ihm teure Abgeschiedenheit von der Welt zu verlassen, — welche seinen Landesvater, Friedrich den Weisen, der Brüderschaften stiftete, Messen lesen, Rosenkränze beten ließ und 5000 Reliquien sammelte, dahin brachte, dem Ablaßschacher sein Gebiet zu untersagen. Ja, die Thesen verwarfen nicht einmal den Ablaß als solchen, sondern nur dessen Mißbrauch, und daß Luther noch nicht auf das Volk wirken wollte, beweist ihre Abfassung in der Sprache der Kirche. Dennoch erfüllte ihr Ruf in kurzer Zeit die Welt, und als die päpstliche Kirche von damals laut aufschrie und den kecken Augustiner sofort mit dem verbrannten Hus zusammenwarf, bewies sie, daß sie die getadelten Übelstände als einen Teil ihres Innersten betrachtete und mit ihnen zu stehen

und zu fallen gedachte. Tetzel wurde für seine wohlfeile Widerlegung der Thesen, die sich auf die Unfehlbarkeit des Papstes und auf Thomas von Aquino, den orthodoxen Kämpen des dreizehnten Jahrhunderts stützte, zum Doktor der Theologie ernannt, und Leo X., welcher den Streit als Mönchsgezänke belächelt und dahinter Eifersucht der Augustiner auf die Dominikaner gewittert, wurde bald aus seiner Ironie aufgerüttelt. Luther sollte entweder auf das enge Feld der Undiskutierbarkeit päpstlicher Anordnungen zurückgeführt und darin eingegrenzt oder als Ketzer, womöglich durch das Feuer, beseitigt werden. Er aber, nicht umsonst ein deutscher Bauernsohn, wußte, was er wollte und wurde durch den Streit mit logischer Notwendigkeit von der Verwerfung des Ablasses zu derjenigen der Beichte, von dieser zu derjenigen der päpstlichen Unfehlbarkeit, von dieser zur ausschließlichen Autorität der heiligen Schrift geführt. Wir verfolgen die Disputationen mit dem groben Professor aus Ingolstadt, Johann Mayr, genannt Eck, und mit anderen Verfechtern der Heiligkeit kirchlicher Mißbräuche nicht. Die subtilen theologischen Fragen, um die es sich handelte,



Medaillenartiger Thaler von Friedrich dem Weisen. Silber; Originalgröße.

Auf der Vorderseite das Bildnis des Kurfürsten mit der durch vier Wappenschilde geteilten Umschrift: FRD · DVX SAXON : S · ROmani IMPerii ELECTor. Auf der Rückseite die Umschrift: VERBUM · DOMINI · MANET · IN · AETERNVM, und in einem zweiten Kreise die Jahreszahl MDXXII; im Felde ein verziertes Kreuz, in dessen Winkeln CCNS = Crux Christi Nostra Salus. Berlin, Königl. Münzkabinet

waren nicht das Entscheidende; die Hauptsache ist, daß in die von Rom aus angesprochene Gewaltherrschaft über die Seelen die erste Bresche geschossen wurde, welche nachher, freilich als es zu spät war, die zerrissene Einheit der Kirche wieder herzustellen, die päpstliche Kirche selbst zwang, die schreiendsten Übelstände abzustellen. Giebt es doch heute keinen frivolen Papst, keine Ablaßprediger mit Prozentgeschäften, keine Kurtisanen und keine zuchtlosen Klöster mehr! Daß die römisch-katholische Kirche heute imponierend und sittlich rein dasteht, hat sie einzig und allein dem „Abfalle“ Luthers und der übrigen Reformatoren zu verdanken, und der gleichen Quelle verdanken wir auf der anderen Seite, daß heute die Bannbullen nicht mehr zünden und die Wissenschaft frei forschen darf.

Eigentümlich und ganz zerfahren verhielten sich die Humanisten dem neuen Streite gegenüber und bewiesen damit, daß ihre Zeit vorüber war. Ihr Patriarch Reuchlin starb bald darauf, ohne sich ausgesprochen zu haben (gebrannte Kinder, auch alte, fürchten das Feuer); Erasmus wurde, nach ebenso fruchtlosen wie unfruchtbaren Versuchen einer Vermittelung zwischen den Gegensätzen, zum Kämpen der alten Kirche, an deren Erschütterung er selbst gearbeitet, deren Zerreißung aber, wie er ahnte, seine Sache, die der Studien, gefährdete; Crotus Rubianus, erst Luthers Bewunderer, kehrte als Hofmann des Kirchenfürsten und Ablaßlenkers Albrecht zu Rom zurück. Die Patrizier Peutinger und Pirkheimer verhielten sich kritisch, ohne bestimmte Partei zu ergreifen; neben den Dichtern Hermann

Die Figur der Tauff vnsers Heilands Jhesu Christi

Gottheit in dreien Personen geschehen ist / Welche



Wie sich Gott hat zuerkennen geben
Durch seinen Son / das ware leben/
Das zeigt vns diese Bildnus an.
Darumb sie billich jederman
Beschawen sol/ vnd mercken wol/
Wie man Gott recht erkennen sol.
Christus der ware Gottes Son
Der ewig sitzt auffs Vaters Thron
Herab in Jordan ist gekomen

Von Sanct Johans die Tauff genomen
Darbey erscheinet also bald
Der heilig Geist gar gleich gestalt
Einer Tauben vom Himel herunder
Vnd mert also dis grosse wunder
Der Vater selbst ist auch darbey
Bezeugt mit seiner stimme frey
Das Christus sey sein warer Son
An dem er hab gros freud vnd won

Den soln wir alle hörn mit vleis
Vnd geben jm allein den preis.
Derhalben sehe ein jeder Christ
Wenn er in angst vnd nöten ist
Das er jm trost vnd rettung such
Nicht bey Creaturn/es ist betrug
Die Götzen gar nicht helffen mögen
Jr krafft vnd wird ist all erlogen
Man sol allein Gott ruffen an

Facsimile eines Holzschnittes von Lukas Cranach aus der Refor[…]

Die Auffassung des Bildes ist noch durchaus im Sinne der römischen Kirche; Luther als Patron des […]

Aldo die herrliche Offenbarung der ewigen einigen
alle Christen in der Anruffung betrachten sollen.



Wie er sich selbst hat kund gethan
Da er in drey Personen erscheint
Bleibt doch im wesen gantz vereint
Der ware Heiland Jhesu Christ
Fur unser Sünd gestorben ist
Hat gstilt damit seins Vaters zorn
Uns allen die wir warn verlorn
Des Vaters gnad und huld erbeten
Das wir mit freuden zu jm treten

Der ist das ware Gottes Lam
Fur uns geschlacht am Creutzes stam
Wie Sanct Johannes zeiget an
Dem hat gefolgt der theure Man
Martinus Luther in Sachsen land
Da er Christum hat gmacht bekandt
Zu Wittembergk im Stedlein klein
Die hie geconterfeigt ist rein
Dieselbe Lehr hat auch bekent

Johans Fridrich bis an sein ende
Mit seinem Gmal und Sönen drey
Welche dir weist dis gmel dabey
Von welchen du solt lernen eben
Wie man allhie im Creutz mus leben
Und in gedult bestendig sein
Bey Gottes wort lauter und rein
Darin steht alle seligkeit/
Die geb uns Gott in ewigkeit

tionszeit: Luther und die Familie des Kurfürsten von Sachsen.

flichen Hauses empfiehlt dasselbe der Gnade des Heilandes. Im Hintergrunde Ansicht von Wittenberg.

vom Busche und Eoban Hesse trat nur Ulrich von Hutten voll und ganz zur Sache der Reformation, doch ist wahrscheinlich, daß er, hätte er länger gelebt, hätt' er namentlich den Bauernkrieg mit angesehen, über Luther hinaus gegangen und als Gegner aller Theologie aufgetreten wäre. Vollständig ging in dem jungen Philipp Melanchthon (Schwarzert) der Humanist in dem Gehilfen Luthers auf, der die Autorität der Kirchenväter und die Transsubstantiation verwarf.



Luther und Huß das Abendmahl erteilend. Holzschnitt von Lukas Cranach.

Als am 10. Dezember 1520 die gegen Luther geschleuderte Bannbulle in Wittenberg von der Studentenschaft verbrannt wurde, war zwischen dem Zwange in Glaubenssachen und der Gewissensfreiheit in Europa für immer entschieden, nur daß die Wirkungen hier früher, dort später eintraten. Daß Deutschland voranging, hat auf seine Geschichte den eingreifendsten Einfluß ausgeübt.

Solange Maximilian gelebt, hatte der Reformation keine wesentliche Gefahr gedroht; wäre ihm ein wahrer Deutscher gefolgt, wer weiß, was geschehen wäre? Hätte der eine der beiden Nebenbuhler, Franz I., der leider in Deutschland genug Vaterlandsverräter zu seinen gunsten wirken sah, gesiegt, so wäre Deutschland für lange Zeit eine französische Provinz geworden. Der wirkliche Sieger, Karl (V.) von Spanien, nur dem Namen nach

von deutscher Abkunft, in Sprache, Anschauung und Sitte ein Spanier, bezweckte indessen nichts Besseres; denn er versuchte sein Leben lang durch Feuer und Schwert Italien und Deutschland zu spanischen Provinzen herabzuwürdigen, und zwar zu solchen mit dem spanischen Kirchenrechte, d. h. unter absoluter Herrschaft des römischen Dogmas, aber mit beinahe vollständiger Unabhängigkeit vom Papste, an dessen Stelle im wesentlichen der Kaiser-König trat, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Eine der scheußlichsten Folgen des Gelingens dieses Planes wäre eine deutsche Inquisition gewesen, — ob mit

Facsimile aus der Einleitung zur Chronik der Jahre 1523—1539, betitelt Sabbata, von Johannes Keßler, auf der Stadtbibliothek in St. Gallen.

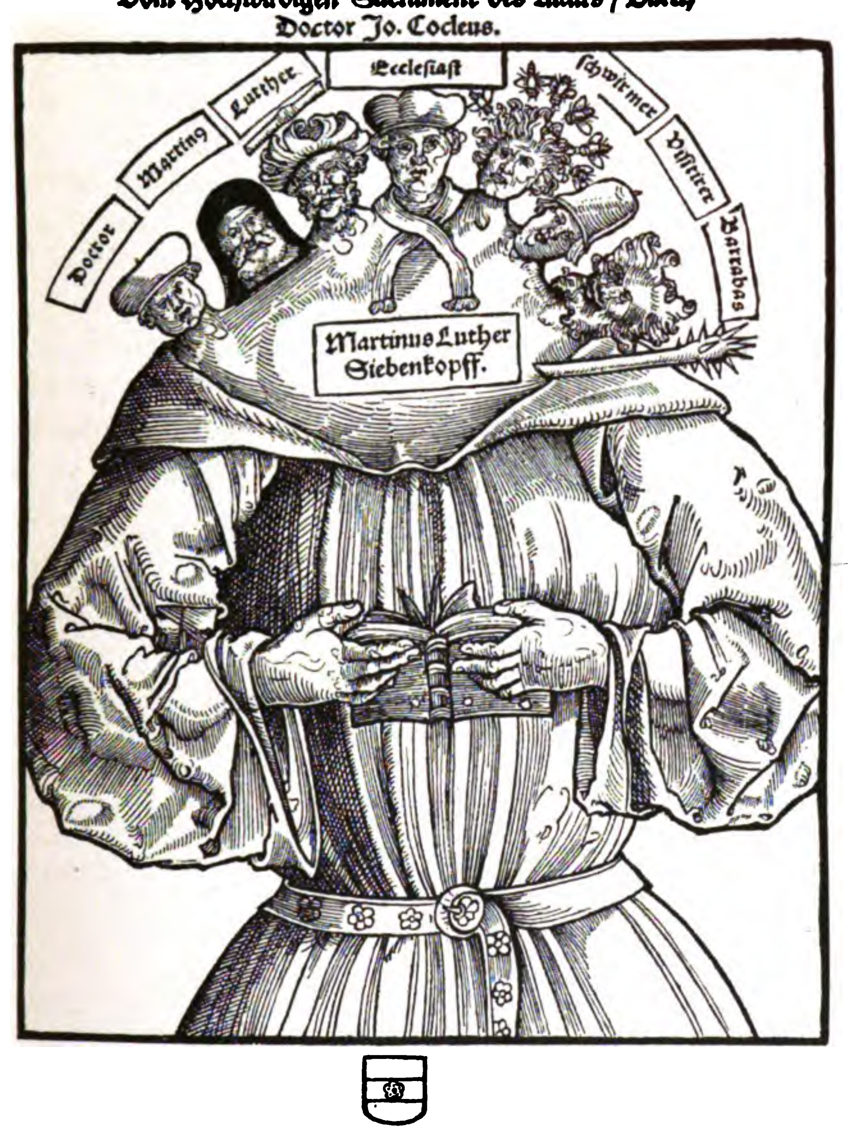
Fol. 88 b (Zusammentreffen Keßlers und seiner Reisegefährten mit dem als Reiter verkleideten Luther in einem Dorfe Thüringens im Jahre 1522.)

Lieber, fragt er unß, was halt man im Schwitzerland von dem Luther. Min herr, es sind (wie allenthalben) manigerlay manungen, ettlich konnend in nitt gnůgsam erheben und Gott dancken, das er sin warhait durch in geoffenbaret und die irrthumb zů erkennen geben hatt, ettlich aber verdammen in als ainen unlidigen ketzer, und bevor die gaistlichen. Sprach er, ich versich mich wol, es syen die pfaffenn. Under sollichem gesprech ward er uns gar haimlich, je das min gsell das bůchli, das vor im lag, uffhůb, speret es uff, da war es ain hebraischer psalter, do legt er es bald wider nider, und der ruter behielt das, uß dem unß meer zwiffel zůfiel, were er doch wer, und sprach min gesell, ich welt ainen finger ab der hand geben, das ich mich dieser sprach verstůnd. Antwurt er, ir mogend es wol ergriffen, wo ir anderst fliß anwenden, dann ich och die beger witer zu erlernen und mich teglich herinn ůb.

Erfolg oder mit dem Untergange neuer Konrade von Marburg, — wer könnte es sagen? Eine hinlänglich schreckliche Folge aber war die seitdem über zwei Jahrhunderte in Deutschland blühende Ausländerei; denn die spanische Gewaltherrschaft zwang die von ihr Unterdrückten, mit Frankreich, das von ihr in gleicher Weise bedroht war, gemeinsame Sache zu machen und dadurch den Einfluß dieser Macht in unserem Lande zu stärken.

Es war indessen dafür gesorgt, daß eine Inquisition in Deutschland einen Boden so wenig fände wie drei Jahrhunderte früher. Als Luther auf dem Reichstage zu **Worms** dem jungen, kalten, schweigsamen Spanier zum erstenmale ins Auge sah, als er, wenn er es auch nicht gesagt, „da stand und nicht anders konnte,“ da schrieb der englische Gesandte

nach Hause: „die Deutschen insgesamt sind Luther so zugethan, daß eher, als daß er durch die Autorität des Papstes erdrückt würde, hunderttausend Menschen ihr Leben opfern würden.“ Es wurde dem Kaiser aus dem Volke mit Aufstand gedroht. Wohl mußte der Reformator, — denn jetzt war er es, — vor den befürchteten Folgen der Reichsacht, die ein schwacher



Facsimile eines Flugblattes gegen Luther.

Rest des Reichstages unrechtmäßiger Weise nicht nur gegen ihn, sondern gegen alle Preß- freiheit erließ, auf die Wartburg in Sicherheit gebracht werden, wo er sein großes Werk der Bibelübersetzung begann; aber die Bewegung ließ sich nicht unterdrücken. Ein heftiger Flugschriftenkrieg nahm seinen Fortgang, in welchem Luther hier mit dem Heiland verglichen, dort dem Scheiterhaufen überantwortet wurde. Er konnte ungestört, ungeachtet der Besorg-

nisse seines Kurfürsten, nach Wittenberg zurückkehren, wo allerdings seine Anwesenheit notwendig geworden war.

Denn inzwischen hatten sich die Nachteile gezeigt, welche immer unvermeidlich sind, wenn eine allgemein anerkannte Autorität plötzlich erschüttert wird. In solchen Fällen geht der Widerstand leicht zu schweren Ausschreitungen über und zersplittert sich nach verschiedenen Seiten. So auch damals. Ein Geist wie Luther konnte die Bewegung bis auf einen gewissen Grad lenken; als er aber verschwunden schien, da tauchten von allen Seiten andere Gestalten, „problematische Naturen“ auf. Sie huldigten der nicht durchaus unberechtigten Ansicht: wenn Luther so weit gehe, warum dürfe man dann nicht noch weiter gehen? Der religiös-politische Radikalismus wurde damals geboren, Luther zum größten Leidwesen, seinen Gegnern teils zum Triumphe, teils zum Schrecken. Auch die beiden humanistischen Ritter, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, schlossen sich diesen unheimlichen Gestalten an, jener durch blitzende und zündende Schriften (deutsche, nicht mehr lateinische), dieser durch Eröffnung seiner Ebernburg als Asyl aller Verfolgten, und verbanden mit dem religiösen Weitertreiben politische Umsturzpläne. Ein Reich der Ritter, der Städte und vielleicht auch der Bauern, ein protestantisches Reich sollte an die Stelle desjenigen der Fürsten, des katholischen Reiches treten. Es ist merkwürdig, daß sich die reformatorische Richtung, die jetzt immer deutlicher eine völlige Trennung von Rom zur Grundlage bekam, niemals rascher ausbreitete, als zur Zeit des Erscheinens jener extremen Richtungen; sie ergriff während desselben geradezu alle Gegenden des Reiches, namentlich die meisten Städte, und die Brandung flutete bis zum Bernsteinstrande, wo der Hohenzoller Albrecht sein Ordensland in ein Herzogtum umwandelte und den Grund zur Größe Preußens legte. Der Strom ließ sich nicht mehr aufhalten und eindämmen, so heftig auch der Kaiser in seinen Niederlanden, sein Bruder Ferdinand in Österreich, die bayrischen Herzöge, Georg von Sachsen, Friedrich des Weisen andersgesinnter Vetter, und natürlich besonders die geistlichen Fürsten gegen die Bewegung wüteten und nicht nur deren Preßerzeugnisse, sondern auch abtrünnige Mönche und reformatorische Prediger verbrennen (oder einmauern) ließen. Karl V. wohnte in Antwerpen selbst dem Feueropfer von 400 lutherischen Schriften bei. Der einst von Eck im Disputieren geschlagene Andreas Karlstadt, mehr ein Mann der That als des Wortes, trat in Wittenberg an die Spitze einer Partei, welche, was Luther noch nicht gewagt, den Cölibat, die Klöster und die Messe verwarf, ja sogar in vielem an der Bibel zweifelte. Schon heirateten Geistliche, und Mönche verließen ihre Zellen. In Zwickau traten unter dem Tuchmacher Klaus Storch zum erstenmale jene Fanatiker auf, welche nach einem Punkte ihrer Lehre, nach der Verwerfung der Kindertaufe, später Wiedertäufer genannt wurden. Sie behaupteten das Herannahen des Endes der Welt und des Reiches Gottes, wurden vertrieben und flohen nach Böhmen zu den Husiten und, geführt von Thomas Münzer aus Stolberg im Harz, als vollendete Kommunisten und Anarchisten nach Wittenberg zu Karlstadt. Dieser schritt jetzt zur Abschaffung der Beichte und der Fasten, zur Entfernung der Bilder, die er „Ölgötzen“ nannte, und des Kruzifixes vor; ja er erklärte Schule und Wissenschaft für überflüssig, weil allein der Glaube selig mache. Der zurückkehrende Luther wußte diesem wahnwitzigen Treiben gegenüber nicht anders zu helfen, als daß er manches beibehielt, was er später selbst abschaffte; noch immer wollte er sogar ein Mönch sein. Er stand damals auf dem schönen Standpunkte der Glaubensfreiheit und wollte niemanden zu etwas zwingen; aber es wäre ihm wohl schwer geworden, wenn Münzer, Karlstadt und ihre Anhänger nicht Wittenberg verlassen hätten. Der heftige Schriftenwechsel jedoch, zu dem sie ihn von auswärts zwangen, bahnte in seinem Geiste schärferem Vorgehen den Weg.

Die Ritter Sickingen und Hutten waren von der Berührung mit den religiösen Aus-

schreitungen frei geblieben, aber hatten an der Erreichung ihrer politischen Ziele gearbeitet, — freilich auf ihre Art und mit Unglück! Sickingen, der unter seinen Standesgenossen das Raubrittertum und das Fehdewesen zu Grabe getragen, fiel in dem kopflos unternommenen Kriege gegen den Erzbischof von Trier, mit dessen Sturz derjenige der altgesinnten Fürsten beginnen sollte, bei der Belagerung seiner Burg Landstuhl. Hutten endete als kranker



Zwingli. Gemälde von Hans Asper (1499—1571); Zürich, Stadtbibliothek.

Flüchtling, in Basel von Erasmus schnöde zurückgewiesen, auf seiner einsamen Insel (Bd. I, S. 324). Dieses kurze Asyl aber hatte ihm ein Mann verschafft, in welchem sich, nun auch auf dem religiösen Gebiete, die eigenen Wege offenbarten, welche die Schweiz, vom Reiche sich absondernd und sich selbst genug, eingeschlagen hatte. Huldrich Zwingli, seit dem Anfang des Jahres 1519 als Prediger in Zürich, ebenfalls durch den Ablaßhandel gezwungen, das reine Evangelium verkündend und seine päpstliche Pension (als früherer Feldprediger im päpstlichen Schweizerheere) verschmähend, zeigte sich in dem Maße über

Facsimile eines Briefes von Zwingli an Joachim von Watt. Stadtbibliothek zu St. Gallen.

Den Gegenstand des Briefes bildet das „Burgrecht" (Bündnis) der evangelischen Städte der Schweiz.

Gratiam et pacem a Deo. Misissem nunc, tabellionem nactus, responsiones nostras ad Luterum, nisi nihil dubius essem ad vos dudum perlatas esse. Aliud est quod nunc volo. Agunt privati homines Milhusani, quamvis non privata autoritate, sed eorum jussu quorum maxime refert, ut in civitatem Tigurobernam recipiantur. Id autem obscure adhuc, hoc est, cante et clam. Nos, a secretis, et ego, rem nondum retulimus, hunc potissimum ob causam, quod est vestram petitionem expectamus: et nullo negotio confectam iri speramus. Atque interim illis bona pollicemur, quodque ad proxima trium urbium comitia, si eis videatur, velimus referre, et quicquid e re sua putaverint fore, summa fide facturos. Haec nolui ut vos laterent. Rescierunt enim Milhusani vos in hoc esse ut in civitatem coeatis, sed non ex perfidis, verum ex fidelibus, qui sciunt foedera urbium vestrarum, Sanctogalli et Milhusii dico, ferme esse simillima. Vos igitur quicquid consultissimum credetis sequemini. Vale Tiguri 3. die Septembris 1528.

Clâronensis populus in fide verbi perstat. H. Zuinglius tuus.

Dem ersamen wysen etc. Herren von Watt, Burgermeister zu Santgallen.

Übersetzung. Gnade und Friede von Gott. Ich hätte jetzt, da ich einen Briefboten bekommen, unsere Antworten an Luther geschickt, wenn ich nicht ganz außer Zweifel wäre, daß sie längst zu euch überbracht worden sind. Etwas anderes ist es, was ich jetzt will. Privatleute aus Mülhausen betreiben es, obgleich nicht aus privatem Auftrage, sondern auf Befehl derjenigen, denen hauptsächlich daran gelegen ist, daß sie in das Burgrecht von Zürich und Bern aufgenommen werden. Das geschieht aber noch im Dunkeln, d. h. vorsichtig und geheim. Wir, von den Geheimen, und ich haben die Sache noch nicht vorgebracht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil wir auch eure Bewerbung erwarten; und wir hoffen, daß es ohne Schwierigkeit zur Ausführung komme. Und inzwischen versprechen wir jenen Gutes und daß wir auf den nächsten Tag der drei Städte, wenn es ihnen beliebt, berichten wollen und mit bester Treue thun werden, was sie ihrer Sache förderlich glauben werden. Ich wollte nicht, daß euch dies verborgen bleibe. Denn die Mülhauser haben in Erfahrung gebracht, daß ihr auf dem Punkte seid, dem Burgrechte beizutreten, aber nicht von Treulosen, sondern von Getreuen, welche wissen, daß die Bündnisse euerer Städte, St. Gallen und Mülhausen meine ich, beinahe völlig ähnlich sind. Ihr werdet also das befolgen, was ihr für das Bestерwogene haltet. Lebe wohl. Zürich, 3. September 1528.

Das Volk von Glarus verharrt in der Treue am Wort. Dein H. Zwingli.

Luther hinausgeschritten, als die Schweizer in politischer Beziehung dem „Reiche“ vorangegangen waren. Luthers Standpunkt war der für monarchische Staaten jener Zeit allein passende, — der Zwinglis war einem republikanischen Volke angemessen, — daher ihr Einiggehen leider sich als unmöglich erwies.

Practica vber die grossen vnd manigfeltigen Coniūction der Planeten/die im Jar. M. D. XXiiij. erscheinen/vñ vngezweiffelt vil wunderbarlicher ding geperen werden.

Auß Rö. Kay. May. Gnaden vnd Freyhaiten/Hüt sich menigklich/dyse meine Practica in zwayen Jaren nach zůtrucken/bey verlierung. 4. Marck lötigs Golds.



Eine Prophezeiung des Bauernkrieges. Facsimile des Titels von: Practica für das Jahr 1524 von Rynmann. Gedruckt zu Nürnberg 1523.

Während Zwingli den fortschrittlichen Teil der Schweizer mit sich fortriß, erhielt er einen äußerst schmeichelhaften Brief Hadrians VI., des ersten reformatorisch angehauchten Papstes, eines Niederländers (des letzten Nichtitalieners auf dem Stuhle Petri), der Karls V. Lehrer und Spaniens Großinquisitor gewesen war. Der Papst, den die Römer nach einer kleinen Spanne Zeit (wenigstens intellektuell) aus dem Wege geräumt haben, weil jede Ver-

besserung ihnen panem et circenses, d. h. Verdienst und Prachtfeste entzog, — versprach dem schweizerischen Reformator „alles, außer dem päpstlichen Throne“, wenn er sich zu Rom bekehre. Der kecke Schweizer aber antwortete „unentwegt und christlich“. Die „Armut Christi“ war ihm lieber als die „Pracht der Päpstler“. Auch Zwingli hatte mit den Wiedertäufern zu kämpfen, deren Haupt in der Schweiz den bezeichnenden Namen Hetzer führte; aber er focht anders als Luther. Er wußte dem Fortschritte gerecht zu werden und doch damit hauszuhalten, und schlug die buchstabenknechtische Bibelauslegung der Wiedertäufer, indem er die Kindertaufe nicht als Bekenntnis- und Verpflichtungsakt des Täuflings, sondern als dessen Aufnahme in die Kirche auffaßte und sie demgemäß aufrecht hielt. Auf der einen Seite schlug er so die Extremen aus dem Felde, auf der anderen beseitigte er gleich alles, dessen Abschaffung ihm erforderlich schien, und schritt auch selbst zur Ehe.

Von dem haß des volcks/
Das XXXIIII. Capitel.



Szene aus dem Bauernkriege.

Aufrührer mit der Bundschuh-Fahne sind im Begriff, einen gefangenen Ritter niederzumachen. Holzschnitt in: Franciscus Petrarca. Von der Artzney beyder Glück des guten und widerwertigen. Augsburg 1532. („Trostspiegel.“)

Seine Richtung, von Zürich angenommen, verbreitete sich in großen Teilen der Schweiz und hätte sich noch weiter verbreitet, wenn er sich nicht durch die Radikalen zur kunstfeindlichen Bilderstürmerei hätte hinreißen lassen, was seine Kirche öde und kahl gestaltete.

Während in Deutschland der Riß zwischen den Alt- und den Neugesinnten immer tiefer klaffte und der letzte Scheinrest von Reichseinheit, das sogenannte Reichsregiment (Bd. I, S. 372), aus den Fugen ging, der Kaiser aber fern in Spanien weilte und dem reformatorischen Papste wieder ein prunkender Mediceer, Clemens VII., folgte, der nur den Zwang als Heilmittel kannte, aber zu schwach war, ihn anzuwenden, — unter diesen Verhältnissen brach die furchtbarste Katastrophe herein, welche Deutschland bis dahin gesehen hatte. Sie währte nur wenige Monate des Jahres 1525; aber sie hat die entsetzlichsten Szenen im Gefolge gehabt. Man hat Luther und seinen Anhang für den Bauernkrieg verantwortlich machen und die Lage der deutschen Bauern in jener Zeit schönfärben wollen. Aber die Vorspiele dieses erschütternden Dramas begannen vor Luthers Geburt, und wozu



Hirschjagd in einer parkartigen offenen Landschaft; [illegible]

Holzschnitt von Lukas [illegible]



chts ist das Terrain durch Armbrustschützen eingestellt.
ranach (1472—1553).

eine wohlhabende Bauerschaft Revolution gemacht hätte, ist nicht einzusehen. Es waren ja wohl viele Bauern wohlhabend und sogar prachtliebend, aber die große Masse schmachtete elend genug im Joche der Leibeigenschaft. Schon 1476 hatte in Franken, im Gebiete des Bistums Würzburg, Hans Böhaim, „der Panker von Niklashausen“, sein Einstehen für den geplagten Stand mit dem Feuertode gebüßt. Der Geheimbund des Bundschuh war 1493 im Elsaß gefolgt und 1502 rechts vom Rhein, bei Bruchsal, aufgetaucht, aber blutig vernichtet worden. Drei Jahre vor Luthers Auftreten hatte sich die Bewegung abermals, unter dem Namen des „Armen Konrad“, in Württemberg gezeigt und war abermals mit Peitsche, Schwert und Kerker unterdrückt worden. Alle diese fast regelmäßig auftretenden Aufstände hatten neben dem politisch-sozialen auch einen religiösen Hintergrund gehabt; lediglich verstärkt und zur Reformation in Bezug gesetzt waren diese Ziele im Bauernkriege.

Handlung/Artickel/vnnd Instruction/ so fürgenomen worden sein vonn allen Rottenn vnnd hauffen der Pauren/ so sich zesamen verpflicht haben: M: D: XXV:



Titelblatt einer Flugschrift von 1525, enthaltend die zwölf Artikel der Bauern.

Mit Geringschätzung blickten die Aufständischen auf die politischen Bestrebungen Sickingens und die religiösen Luthers; daß Thomas Münzer einer der gefeiertsten Führer war, stempelt die Teilnehmer zu Parteigängern der Wiedertäufer und der übrigen Extremen. Das Beispiel der freien Bauern in der Schweiz wirkte auch das seinige; denn an ihrer Grenze, im Hegau, begann der Aufruhr, an dessen Spitze Hans Müller von Bulgenbach und der später aus Zürich vertriebene Wiedertäufer Balthasar Hubmeier standen. In ganz Schwaben, Österreich, Thüringen und Franken blitzte die Flamme auf und Hunderttausende bewaffneter Bauern unter kräftigen Führern, wie Georg Metzler, Jäklin Rohrbach und andere, durchtobten die Lande mit Feuer und Eisen, zerstörten ungezählte Burgen und Klöster und hielten schaurige Strafgerichte über manche Bedränger. Nicht wenig Städte, namentlich die von Priestern beherrschten, hielten es mit den Bauern oder stellten besondere Forderungen auf; ja Ritter, wie Florian Geyer und Götz von Berlichingen, stellten sich an die Spitze wilder Haufen, und der verjagte Herzog Ulrich von Württemberg nannte sich Bauer und suchte den Aufstand zu seinen gunsten zu benutzen. Das entfesselte Treiben der Bauern wurde von den Führern, besonders von Münzer, der sich zu Mühlhausen in Thüringen der Herrschaft über die Gemüter bemächtigt hatte, zu immer tolleren Thaten aufgestachelt. Um so schwerer ist das Vorgefallene vereinbar mit der Mäßigung, Ruhe und politischen Vernunft, die aus den „zwölf Artikeln“ der Bauern und dem in ihrer Hauptstadt Heilbronn aufgestellten Reichsverfassungsentwurfe sprach. Erstere verlangten: Wahl der Geistlichen durch das Volk, Ermäßigung des Zehnten, Abschaffung der Leibeigenschaft, Freiheit der Jagd und Fischerei, Anteil aller am Gemeinholze, unparteiische Rechtspflege, Beseitigung des Todfalls u. s. w. Der Verfassungsentwurf verlangte die Einziehung der geistlichen Güter, aus deren Ertrag Herren und Städte für den Verzicht ihrer Rechte über die Bauern entschädigt und die Bedürfnisse des Reiches bestritten werden sollten. Ferner war Abschaffung der Fürstentümer und der Zölle, Gemeinsamkeit von Münze, Maß und Gewicht, Beibehaltung des Kaisers, Aufstellung

eines neuen Reichskammergerichts aus sechs Edelleuten, sechs Bürgern und vier Bauern und Beschränkung des römischen Rechtes auf die Universitäten in Aussicht genommen. Friedrich Weigand von Miltenberg und Wendelin Hippler, die Väter des Entwurfes, haben damit einen prophetischen Blick und tiefen politischen Verstand an den Tag gelegt.

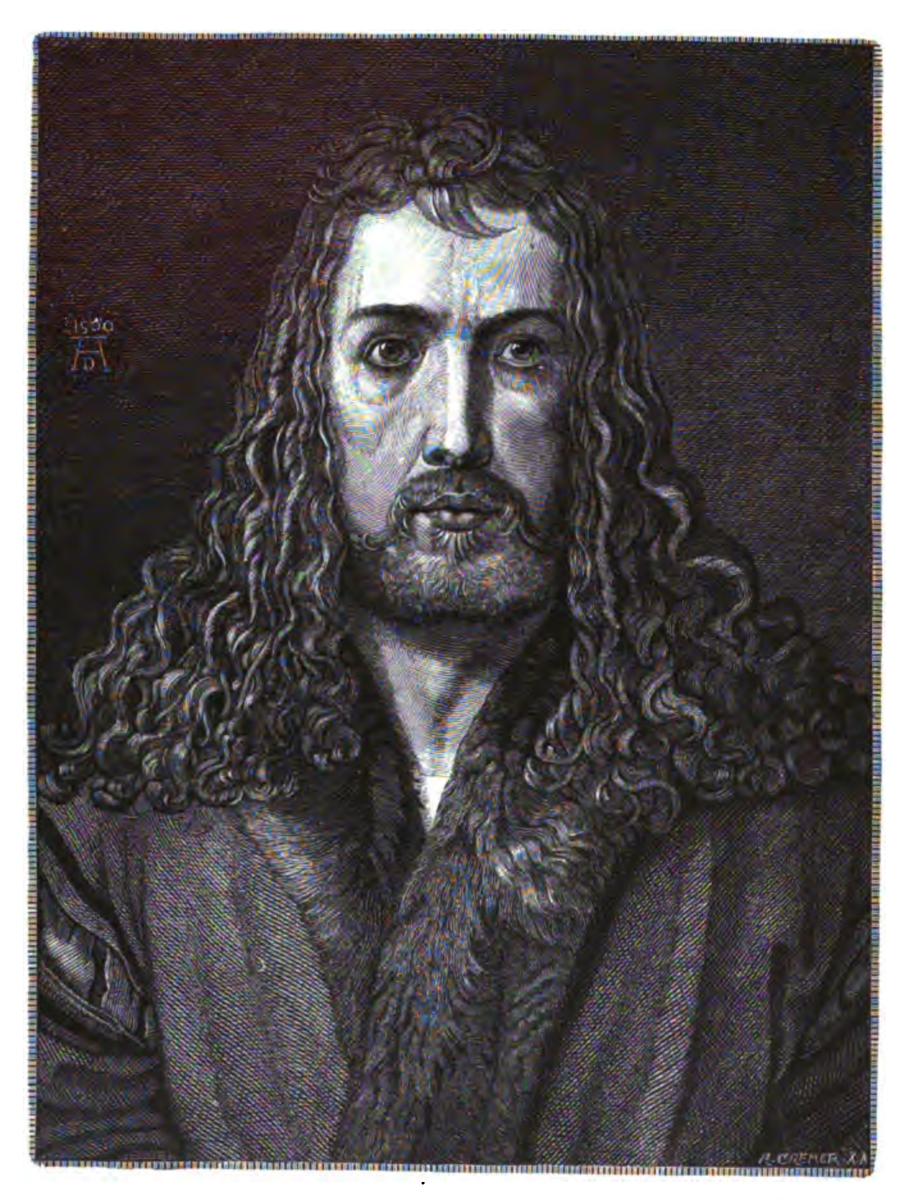
Der Bauernaufstand erlag unter gleichen, wo nicht ärgeren Greueln, wie er sie selbst verübt hatte. Münzer und seine Genossen starben unter Folter und Schwert wie Helden. Katholische und protestantische Fürsten waren einig darin, die Rebellen zu unterdrücken, die sie an verschiedenen Orten schlugen. In Österreich allein wurden die Bauern nicht erdrückt, und es mußten ihnen Zugeständnisse gemacht werden. Luther selbst, von den Greueln des



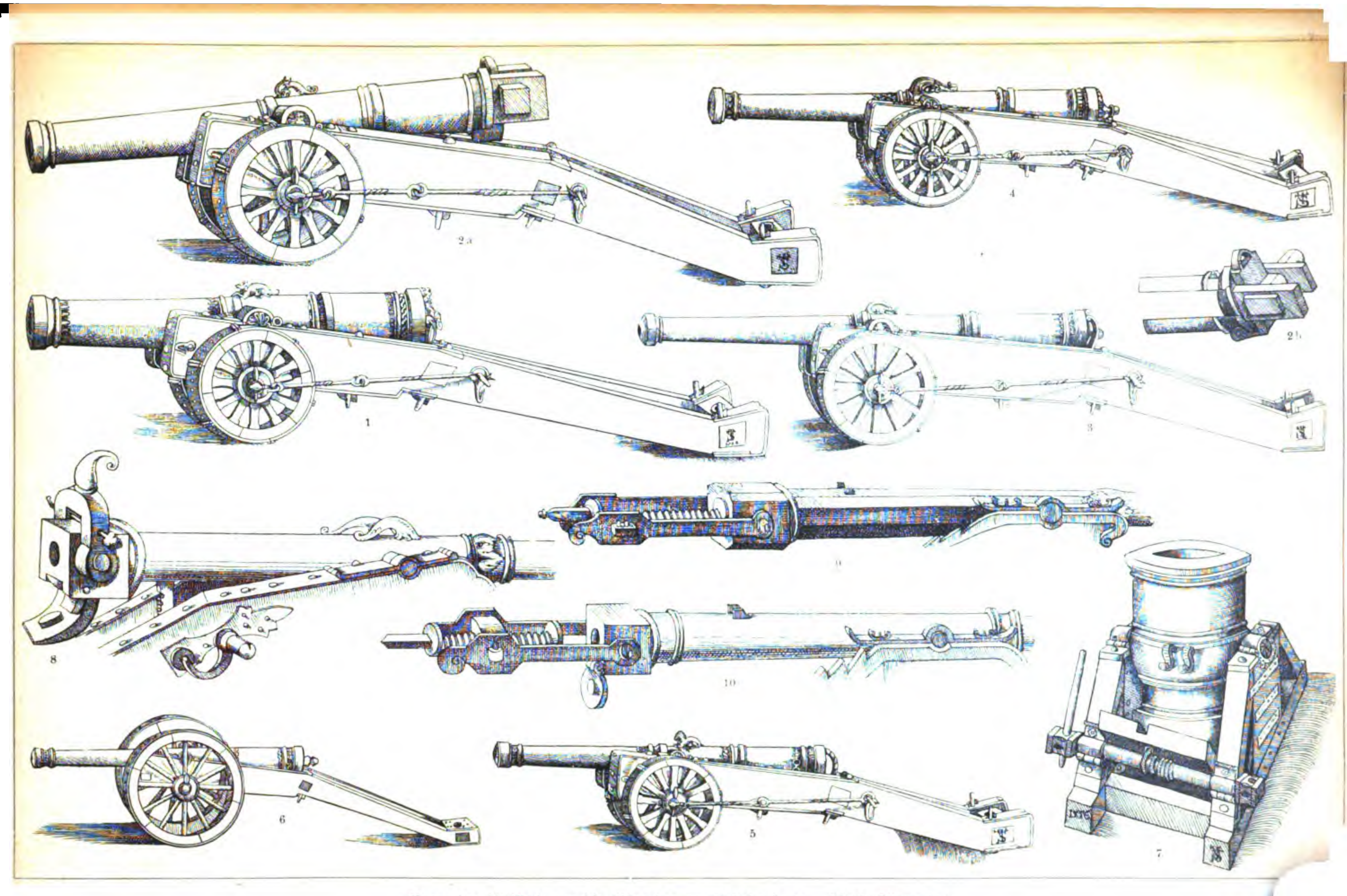
Vuittemberg.

Facsimile des Titels der ersten Ausgabe von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments. Wittenberg, 1522 (sogen. Septemberbibel).

Krieges erschreckt und den Untergang seines Werkes fürchtend, hatte die Fürsten „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ aufgerufen. Seine frühere Milde war zum wilden Eifer geworden; denn er konnte den Vorwurf nicht ertragen, daß sein Auftreten solche Folgen nach sich gezogen hätte; früher hatte er sich ebenso klar gegen Bedrückung der Bauern ausgesprochen, wie nachher für gnädige Behandlung der Besiegten. Aber es war sein letztes öffentliches Wort gewesen. Mit dem Bauernkriege und dem gleichzeitigen Tode seines Beschützers, des weisen Friedrich, der im evangelischen Glauben starb, trat in ihm der weltgeschichtliche Charakter von der Bühne ab, und lebte nur noch der Theolog fort, der zudem, kurz nach dem Unterliegen der Bauern, in den stillen Hafen der Familie eingefahren war; seine Ehe mit der gewesenen Nonne Katharina von Bora war eine äußerst glückliche. Man kann ihm jedenfalls nicht vorwerfen, daß er mit Beseitigung des Cölibates für seine Person sich über-



Selbstbildnis Albrecht Dürers. Originalgemälde in Nürnberg.



Typen der Artillerie um die Mitte des 16. Jahrhunderts. (Nach Essenwein.)

Typen der Artillerie um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Diese Geschütze entsprechen denjenigen, welche in den Kriegen Kaiser Karls V. in Gebrauch waren, und sind den Holzschnitten in dem Kriegsbuche des Reinhard von Solms, 1556, entnommen.

No. 1. Doppel-Karthaune. Länge: das 17fache ihres Kalibers; Gewicht 80 Zentner; schießt 70 Pfund Eisen.

„ 2. a. b. Steinbüchse mit Hinterladungssystem. „Solche stück sind gut in den befestungen, da mann nit vil platz hat sie vmb zuwenden, vnd forn einladen muß, deßgleichen auff den Schiffen, vnd schießen stein vñ nit eisen, bedörffen nit souil pulners zu laden als wenn sie eisen schössen, vnd dörffen die stück auch nit so dick sein als die eisen schiessen."

„ 3. Notschlange. Länge das 42fache ihres Kalibers; Gewicht 66 Zentner; schießt 16 Pfund Eisen.

„ 4. Quartier- oder halbe Schlange. Länge: das 34fache ihres Kalibers; Gewicht 24 Zentner; schießt 7 Pfund Eisen.

„ 5. Falkon. Länge: das 40fache ihres Kalibers; Gewicht 15 Zentner; schießt 2 Pfund Eisen.

„ 6. Falkonet oder Feldschlänglein. Länge das 44fache ihres Kalibers; Gewicht 6 Zentner; schießt 1 Pfund Eisen.

„ 7. Mörser.

Um Schlusse des 16. Jahrhunderts wurden verschiedene Systeme der Hinterladung versucht, mit der Absicht, diese „stuckh Zum geschwindt schießen" zu gebrauchen. Unter No. 8. 9. 10 sind drei derselben abgebildet nach der „Bichßenmeisterey" (Büchsenmeisterbuch) von 1594 des Friedrich Meyer, der Feldzeugmeister und Bürger zu Straßburg gewesen war. (Handschrift im kgl. bayer. Nat.-Mus. zu München.)

Artilleristische Ämter waren nach dem Kriegsbuche des Reinhard von Solms: „Feldtzeugmeister, sein Leutenant, Pfenningmeister der Arckeley, Zeugwart, Schantzmeister, Geschirrmeister, Schantzbawren Hauptmann, Profoß der Arckelley, Pulfferhüter, Zeugdiener, Büchßenmeister, Feldtschärer der Arckelley, die Schneller."

Bei der Übergabe einer Burg oder einer Stadt gehörte alle darin gefundene Munition, als Büchsen, Pulver und Kugeln, desgleichen alle Wehr, Harnisch, Spieße, Haken, Handgeschütz und sonstige Handwehr dem obersten Zeugmeister. Der Kriegsherr hat jedoch das Recht, es ihm um ein Drittel billiger, als es wert ist, abzulösen.

Die Büchsenmeister hatten Anrecht auf Pulver und Kugeln, die in den Büchsen geblieben waren, sowie auf die angebrochenen und geöffneten Pulverfäßchen, welche der Kriegsherr von ihnen lösen sollte; ebenso gehörte ihnen die größte Sturmglocke der Besatzung, welche „biß an jr gut benügen" von ihnen gelöst werden soll; ferner sollte ihnen eine gute Verehrung, zum wenigsten ein Monatssold, gegeben werden.

Interessant ist die:

„Freyheit vnd gerechtigkeit der Gantzen Arckelley.

Item so einer im Feldläger einen entleibt ehrlich, one fürsatz, fleucht er zu der Arckelley, begert freyheit, die sol jm gegeben vnd gehalten werden, es were dann der beschedigt oder entleibt deß Thäters Oberster oder Hauptmann, oder hette ander dergleichen treffentlich beweglich vrsachen, so sol nicht freyheit gegeben werden.

Zu bekrefftigung solcher freyheit, were sach das jemand wider solche der Arckelley freyheit gewaltig eyngriff thete, so seind alle Arckelley Personen von jren pflichten vnd Eyden ledig, mögen mit ehren, vnd one verletzung jrer pflicht, auß dem Feld, wohin sie gelüst, ziehen, es were dann sach, das solcher verletzer der freyheit darvmb vmb sein Haupt gestrafft würde, dann sollen sie an solcher straff ersettigt seyn, vnd jre gethane pflicht halten.

So dann einer also bey der Arckelley freyheit hat, so sol er, so das Läger auffbricht, bey vier vnnd zwentzig schritt bei einer Büchßen bleiben, biß in das nechst Läger, so bleibt er wider bey der Arckelley.

Deßgleichen ist gebotten bei verlierung deß Haupts, daß bei der Arckelley vnd in der Schantz niemands vber den andern zucken, oder Auffruhr machen sol, denn es ist kein platz der gefährlicher ist, aufflauff vnd rumor zumachen, dann bey der Arckelley vnd in der Schantz, es were dann ein sonder Person, so ein Ampt bey der Arckelley hat."

(Nach Essenwein, Quellen z. Gesch. d. Feuerwaffen.)

eilt habe (er zählte 41, seine Braut 26 Jahre; schon acht Jahre waren seit seinem Auftreten verflossen). Seitdem war auch seine Kirche kein Gebilde des Fortschrittes mehr, sondern wurde eine engegenähte Glaubensgenossenschaft, die mit der römischen Kirche an Unduldsamkeit wetteiferte. Dort war der Papst, hier die Bibel unfehlbar; die Vernunft hatte nichts gewonnen. Und das Reich hatte mit der Niederwerfung der Bauern um so weniger etwas erreicht, als den für jene Zeit staunenswerten Gedanken der Bauernführer die Herren nur rohe Gewalt und keinen Hauch eines Geistes entgegenzustellen hatten. Und die traurigen Zustände Deutschlands verschlimmerten sich noch mehr; denn der Sieg der „Ordnung" war ein Sieg der Fürsten ohne Kaiser; — der Kaiser war in Italien und schlug bei Pavia die Franzosen, deren König er gefangen nahm, und ein Jahr darauf ahmten seine lutherischen Landsknechte unter Georg von Frundsberg und dem Connetable von Bourbon, dem Feinde seines Vaterlandes, die Goten, Vandalen und Normannen nach, indem sie im Verein mit bigotten Spaniern die Hauptstadt der Kirche und des französisch gesinnten Papstes ausraubten und darin mordeten.

Mit dem Scheitern des Marburger Gespräches zwischen Luther und Zwingli, — es scheiterte an der Unvereinbarkeit zwischen dem Buchstabenglauben und der freien Forschung (1529), gingen die erhebenden Seiten der Reformation zu Grabe. Sie hatte nur eine erfreuliche Frucht gezeitigt, nämlich die Vereinigung der Hoch- und der Plattdeutschen unter dem Banner einer gemeinsamen Schriftsprache, der Sprache von Luthers Bibel. Sonst konnte sich der Unbefangene über nichts mehr freuen, denn was die Sprache gewann, wovon die Früchte noch lange zur Reife bedurften, das verlor das Land und Volk. Und warum verlor es seine Macht und Einheit? Weil der Kirche mehr am Ablaßhandel als an ihrer Verbesserung gelegen, weil das Papsttum sich geweigert hatte, durch eine Reformation von oben derjenigen von unten, die notwendig zu Ausschreitungen führen mußte, zuvorzukommen! Die Kirche hat damals durch ihre Schuld Deutschland zerrissen; eine mäßige Reform hätte unser Volk zufrieden gestellt; aber man wollte in Rom nichts als blinde Unterwerfung. Die Spaltung in Parteien (früher zwischen Papst und Kaiser) war zwar alt, aber sie hatte jetzt eine stehende und bleibende Färbung angenommen; auf beiden Seiten suchte man Freiheit vergebens, und sie war auch damals nicht durchführbar; denn bei der entstehenden neuen Kirche waren die Fürsten und die Stadträte gezwungen, die Stelle des Papstes, erstere als „oberste Bischöfe", letztere als Konsistorien einzunehmen, um einer Anarchie der Sitten und des Glaubens zu steuern, die sich bereits aus Mangel an äußerer Autorität überall im Lande auf schlimme Art äußerte. Wo nicht feste Hand in diese Übelstände eingriff, wie z. B. Luther und Melanchthon mit ihrer Kirchenordnung in Sachsen thaten, da wurde die Freiheit zum Wahnwitz. Mit den Bauern waren nämlich die Wiedertäufer keineswegs niedergeworfen. Ihr Weizen schoß aufs neue in die Ähren und wucherte üppig empor. Abgesehen von der Schweiz, aus der sie vertrieben waren, durchsetzten sie das ganze Land vom Rhein bis zur Oder. Bei aller Lächerlichkeit des Treibens dieser Leute, die aus Buchstabenwahn bald „wurden wie die Kinder", bald die „Glieder, die sie ärgerten", selbst durch Mord, ausrissen, bald die Ihrigen verließen und in der Welt herumirrten, hatten dennoch ihr Zusammenhalten, die Wanderungen ihrer Apostel, die nächtlichen Zusammenkünfte, das Brotbrechen nach dem Vorbilde Christi u. s. w. etwas ungemein Rührendes, das durch die überall, wenn auch lange fruchtlos, über sie hereinbrechende Verfolgung noch vermehrt wurde. Wie gegen die Bauern, so rief Luther auch gegen sie die Regierungen zur Vernichtung auf und sah hinter ihnen den Teufel. Katholiken und Protestanten wüteten um die Wette unter ihnen. Die Unglücklichen jubelten über das Martyrtum, dessen „der Herr sie würdigte", ja sie litten so wenig unter der Verfolgung, daß sie an verschiedenen Orten das Haupt höher erheben konnten. In Augsburg warf sich ein Kürschner infolge

„göttlicher Offenbarung“ zum König des tausendjährigen Reiches auf, trug Krone und Scepter, erwachte aber von seinem Traum auf dem Schaffot. In Straßburg erregte ebenfalls ein früherer Kürschner, der aber zum Prediger geworden, Melchior Hofmann, das Volk, gewann großen Anhang, endete aber im Kerker. Das größte Ärgernis lieferte jedoch die hirnverbrannte Sekte in einer geistlichen Stadt, die aber seit 1533 der Reformation anheim gefallen, im westfälischen Münster. Aber der Prediger Rothmann, der die Neuerung einführte, ging weit über Luther und selbst über Zwingli hinaus, und bald wurde er ein Anhänger und Münster ein Herd der Wiedertäufer, die namentlich aus Holland herbeiströmten und in der Stadt die Oberhand erkämpften.

Vom Bischof und von Fürsten beider Bekenntnisse belagert, bot Münster beinahe zwei Jahre lang den Waffen der Mächtigen trotz und spielte während dieser Bedrängnisse die Tragikomödie eines „Königreichs“ der Fanatiker, die alle ihre Gegner entweder hinaustrieben, wo sie von den Belagerern niedergemacht wurden, oder sie selbst hinmetzelten. Der Schneider Jan Beukelszoon aus Leiden (meist Johann von Leiden genannt) spielte den König und führte die Vielweiberei ein, Rothmann war sein Prophet und der gewesene Bürgermeister Knipperdolling sein Hofnarr und — Henker. Auf offenem Markte stand sein Thron, auf dem er mit pompösen Aufzuge Platz nahm und Gericht hielt. Ja, einst richtete er auch eine seiner sechszehn Frauen, die ihn hatte verlassen wollen, enthauptete sie eigenhändig und tanzte mit den übrigen um den Leichnam. Alle Bewohner mußten heiraten, wozu die bloße Willenserklärung genügte. Jedem „Bruder“ und jeder „Schwester“ war die Anzahl der Kleidungsstücke vorgeschrieben, die sie tragen durften. Der Schulunterricht bestand in Lesen, Schreiben, Psalmensingen und der wiedertäuferischen Lehre. Der Gottesdienst fand auf dem Markte statt und die Kirchen verfielen. Aber gegen Ende des Jahres 1535 fiel das „tausendjährige Reich“, seine Führer erlitten dasselbe Schicksal, das sie anderen bereitet hatten und in Münster zog Rom wieder ein!

So waren die Radikalen niedergeworfen. Die Wiedertäufer wurden, wie einst die Husiten, als Mennoniten zur harmlosen Sekte, zu gleicher Zeit, als Luthers Werk zu einer neuen Orthodoxie verknöcherte, die nicht besser war als die alte. Zwingli, der einen freieren Geist in die Bewegung gebracht hätte, war auf einen kleinen Raum und auf eine kurze Zeit beschränkt; er war zwischen dem Bauern- und dem Wiedertäuferaufruhr für seinen Glauben auf dem Schlachtfelde bei Kappel (1531) gefallen, und nach ihm verknöcherte seine Kirche auch in der Schweiz, deren Volk seine Freiheit gleichzeitig, aus Gleichgültigkeit gegen seine bürgerlichen Rechte, an langsam und sicher aufwuchernde Patrizier- und Magnatenherrschaften verlor, ganz wie die Bürger der deutschen Städte (Bd. I, S. 341)!

Und diese Zeit der Verknöcherung ohne einen freien Geisteshauch, ohne einen großen Gedanken, diese Zeit, deren Wahrspruch: cujus regio, ejus religio (wessen das Land, dessen der Glaube) Schuldlose ohne Zahl der Heimat beraubt, Familien zerrissen, Schafotte und Schlachtfelder mit Blut überschwemmt hat, wurde mit einem Vorfalle eröffnet, der sie in trauriger Weise kennzeichnet, und den Köstlin, der Verherrlicher Luthers, das schwärzeste Blatt in der Geschichte des Reformators und seines Werkes nennt, mit der Doppelehe Landgraf Philipps von Hessen, dem sein Gewissensrat Melander unter Gutheißung Luthers und Melanchthons riet, neben seiner ungeliebten Gattin eine zweite, jüngere und schönere zur Ehe zu nehmen, was dann auch — mit Zustimmung der Fürstin (!) geschah! Luther schwankte — wie Köstlin treffend sagt, in einer merkwürdigen, durch das Beispiel der alttestamentlichen Patriarchen beeinflußten Unsicherheit hinsichtlich des Statthaften der Polygamie!

Was aber folgte, das war der Krieg, der furchtbare Religionskrieg, der scheußliche Vorläufer des noch entsetzlicheren dreißigjährigen, und schon damals handelte es sich, wie

das Beispiel der Verräter Moritz von Sachsen und Albrecht von Kulmbach (treffend „Alkibiades“ genannt) zeigt, mehr um das Streben nach Macht, als um das Leben und Sterben für den Glauben. Luther starb in der Stille ein Jahr vor der entmutigenden Niederlage seiner Glaubensbrüder bei Mühlberg (1547). Erst nachdem Moritz wieder von dem Spanier, der Deutschland knechten wollte, abgefallen und 1553 bei Sievershausen gegen des Kaisers neuen Satelliten Albrecht sein ehrgeiziges Leben durch den Tod eines Helden gesühnt, wurde 1555 der sogenannte Religionsfriede zu Augsburg geschlossen, d. h. ein Waffenstillstand zwischen Katholiken und Lutheranern, in dem beide Parteien einander ihre Unterthanen auf Gnade und Ungnade zur „Bekehrung“ überließen, sich darüber einigten, keine „dritte Religion“ im Reiche zu dulden, und der Machtstellung zulieb das sinnlose Zwitterding protestantischer Bischöfe weltlichen Standes erfunden wurde. Nur die Ketzerverbrennung hat in Deutschland damals aufgehört (freilich hat sie in allen Zeiten nicht so viel Opfer gefordert als die Inquisition Spaniens in einem Jahr, ja oft in einem Monat), die Hexenverbrennung leider noch nicht. Deutschland hatte während des Krieges Lothringen verloren, und im Elsaß verband sich die Unzufriedenheit über die Ohnmacht des Reiches mit französischen Rheingelüsten bereits zur Vorbereitung der Losreißung. Die Schweiz und die Niederlande fragten dem Reiche schon längere Zeit nichts mehr nach; in Preußen wirtschafteten die Polen und in Budapest knebelte ein türkischer Pascha das vom letzten kräftigen Sultan Suleiman II. den Habsburgern, deren Haupt nur Spanien im Sinn hatte, mit erstaunlicher Leichtigkeit fast ganz weggenommene Ungarn. Seit noch längerer Zeit hatte das Reich (doch dies wohl zu seinem Glücke) in Italien keinen Fuß breit Bodens mehr.





Münze von Albrecht (Alcibiades) von Brandenburg-Kulmbach. Silber. Originalgröße. SI · DEꝰ · PRONOBIS · QVIS · CONTRA · NOS (Kleeblatt). Im Felde verziertes Kreuz, in dessen Winkeln vier Wappenschilde ins Kreuz gestellt: Brandenburg, Pommern, Burggrafschaft Nürnberg, Hohenzollern; in der Mitte der Adlerschild. Rückseite: In einem Viereck: ZV · EREN · MARGRAF · ALBRECHTEN · VND · ZV · SCHANDEN · ALLN · PFAFEN · KNECHT · BLASSENBE; daneben 1553. Auf der Plassenburg geprägter Viertelthaler; wahrscheinlich Unicum. Kgl. Münzkabinet, Berlin.

So traurig und niederdrückend die politische und religiöse Bewegung im fünfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ausfiel, welche Zeit ja zusammen nur einen und denselben Kampf ausfocht, der sich lediglich mit den Jahren verstärkte, — so glänzend gestalteten sich in jenem Zeitraume die Errungenschaften der deutschen Kunst, Dichtung und Wissenschaft.

Jede Zeit hat ihre eigenen Bedürfnisse, und nicht in jedem Zeitraume können alle Zweige der menschlichen Thätigkeit blühen; die Blütezeiten der verschiedenen Künste, Dichtformen und Wissenschaften haben ihre seltsamen, unergründlichen Launen und sind niemals von langer Dauer. Daher fehlte unter anderem dem Reformationszeitalter die Leistungsfähigkeit in der Baukunst, aber schon seit geraumer Zeit des vorhergehenden Jahrhunderts, und auch im nachfolgenden aus sehr erklärlichen Gründen. Nicht nur mußte der Kampf um die Kirche das Errichten von Kirchen beeinträchtigen, — wichtiger noch ist der Umstand, daß die gotische Baukunst im fünfzehnten Jahrhundert sich erschöpft hatte und der Übergang zu einem neuen Stile in der Aufregung der Zeiten noch nicht gefunden war. Das aber konnte nicht zweifelhaft sein, daß, wie in der Wissenschaft bereits geschehen, so auch in der Kunst die nächste Zukunft, sobald der Friede wieder lächelte, der Rückkehr zum klassischen Altertum gehören müsse, mit anderen Worten: daß die italienische Renaissance, wie sie den deutschen Humanismus

genährt hatte, so auch der deutschen Kunst einen neuen Anstoß geben werde. Aber der Kunsttrieb der Deutschen war so mächtig, daß wohl das Schaffen auf dem Felde der Baukunst, nicht aber dasjenige auf den Gebieten der Plastik und Malerei sich in seinem seit dem vorigen Jahrhundert unternommenen Vorschreiten durch die Steigerung der religiösen Kämpfe aufhalten ließ.

Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts rang die deutsche Plastik, was für sie das Charakteristische ist, nach Unabhängigkeit von der Baukunst, der sie zur Zeit der Herrschaft des gotischen Stils geradezu untergeordnet gewesen. Sie ging von dem bloßen Schmuck der Portale und Fassaden zu selbständigeren Schöpfungen, zu Grabmälern, Reliefs, Statuen, Altären über und stellte sie nach eigenem Ermessen ohne Rücksicht auf die Umgebung auf. In der Nachbildung der menschlichen Gestalt legten die deutschen Künstler das Hauptgewicht nicht auf die Körperformen, sondern einerseits auf die Gewandung und



Grablegung; von Adam Kraft. (St. Sebalduskirche zu Nürnberg).

anderseits auf den getreuen und ergreifenden Ausdruck seelischer Stimmungen und edler Gefühle in den Gesichtszügen der dargestellten Personen. Diese Figuren, in welchen das Großartige vor dem Innigen zurücktrat, waren fast immer bemalt und vergoldet.

In Nürnberg feierte die Plastik ihre höchsten Triumphe und hier waren drei Bürger als Bildhauer ersten Ranges thätig, denen die Bildnerwerkstatt des Malers Michael Wohlgemut vorangegangen war, nämlich Veit Stoß in Holz, Adam Kraft in Stein und Peter Vischer in Erz. Veit Stoß, der längere Zeit in Krakau zubrachte und dort bedeutende kirchliche Werke ausführte, nach seiner Rückkehr aber sich in Händel verwickelte, die seinem Charakter keine Ehre machten, schuf hier die unter dem Namen des „Rosenkranzes“ bekannte Zusammenstellung von Szenen aus der Geschichte Jesu und der Heiligen und diejenige aus dem Leben Marias, welche „der englische Gruß“ heißt, u. a. Vieles wird ihm ohne Grund zugeschrieben. Der jüngere Adam Kraft, ursprünglich ein Steinmetz, schon 1507 gestorben, verewigte sich in den aus Sand-

stein gehauenen Stationen des Leidensweges, dem Schreyerschen Grabmal an der Sebalduskirche, dem steinernen Sakramentshaus in der Lorenzkirche, einem an Statuen (darunter seiner eigenen) und Reliefs reichen gotischen Bau im kleinen, und mehreren Grabmälern. Peter Vischer überragt beide, und seine Bronzegüsse erfüllten die deutsche Welt und gingen noch weiter; er war der Sohn eines Kunstgenossen, Vater zweier solcher, ein Freund Krafts, gleich diesem hoch geachtet, und starb 1529. Seine Statuette an seinem bedeutendsten Werke, dem Sebaldusgrab, zeigt „eine kräftige Gestalt mit vollbärtigem Gesicht von offenen, freundlichen Zügen, hochgewölbter Brust und breiten Schultern.“ Unter seinen Grabmälern ragt das des Erzbischofs Ernst von Magdeburg mit seinen „lebensvollen und kräftigen“ Apostelstatuetten hervor. Keine der zahlreichen weiteren deutschen Bildhauerschulen hat den Ruhm derjenigen Nürnbergs erreicht.

Daß die Blüte der deutschen Bildhauerei die Reformation nicht überlebte, mag verschiedene Gründe haben; daß sie nicht in dieser Bewegung lagen, zeigt die längere Dauer der gleichzeitigen Blüte des Reiches der Malerei, die auch in ihren Anfängen weiter zurückreicht. In der Gegend von Köln und in Westfalen tauchten zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts die ersten Zeugnisse eines höheren Strebens in der Farbenkunst auf. Im fünfzehnten Jahrhundert gewann dieselbe, wie gleichzeitig in Italien, einen geschärften Sinn für Naturschönheit und Freiheit der Gedanken. Die flandrischen Brüder Hubert und Johann van Eyck (1366 und 1390 bis 1426 und 1441) waren es, welche die Figuren der Gemälde, göttliche wie menschliche, oft in allegorischen Festzügen, aus dem sie vorher blendend aber leblos umgebenden Goldgrunde loslösten und sie statt dessen mit lebenswarmen und zugleich phantasievollen Landschaften und mit gotischen Tempeln umgaben. Sie wußten „himmlischen Glanz“ und „irdische Pracht“ zu einer wunderbaren Harmonie zu verbinden und ihre die Verklärung der Natur zu himmlischen Gefilden anstrebende, aber ihre Werke noch in Altargehäuse einschließende Schule nahm weite Gebiete in Beschlag. Unter den Mitgliedern derselben ragt Hans Memling († 1495), durch die Strenge seiner Gestalten hervor, und ihren Beschluß machte Quintin Messys aus Antwerpen († 1529), dessen „Trauer um den Leichnam Christi“ jedes Herz ergreift. In Deutschland hinterließ sie aber einen andauernden Einfluß, der, Hand in Hand mit der Ausbildung des Holzschnittes und des Kupferstiches gehend, sich besonders in den Augsburgern Martin Schongauer und Hans Holbein dem Älteren verriet. Im sechszehnten Jahrhundert aber rang die deutsche Malerei dem düsteren Himmel ihres Vaterlandes eine Blüte ab, die so weit gedieh, als es von einem Schauplatz, dem nicht der sonnige Süden lachte, nur immer zu erhoffen war. In dem schon genannten Nürnberger Michael Wohlgemut, der selbst malte und seine Gesellen bildhauern ließ, ehrte seinen Meister ein größerer, Albrecht Dürer (1471 bis 1528). Die dem Norden eigentümliche Phantastik, der es an idealer Gestaltung des Wirklichen fehlte, verband sich in ihm mit lebens- und charaktervoller, kräftiger und gemütreicher Manier. Eine schaurig ins Mark dringende nordische Märchenluft durchweht seine Bilder zur Apokalypse, die Personifikation der Melancholie, den Ritter, der dem Tod und dem Teufel furchtlos begegnet, — während in seiner großen Reihe von Passionsbildern und von Szenen aus dem Leben Marias, sowie in „Adam und Eva“ höhere ideale Auffassung sich emporringt. Seine vier Apostel in Lebensgröße bilden mit den beigefügten Bibelsprüchen ein Bekenntnis seiner protestantischen Überzeugung und verraten zugleich den Zenith seiner Meisterschaft. Es war sein Schwanengesang. Rafael Sanzio soll von ihm gesagt haben: „Dieser würde uns alle übertreffen, hätte er, wie wir, die Vorbilder des Altertums vor Augen gehabt.“ Selbst in Spanien wurde sein Stil nachgeahmt.

Neben der Nürnberger blühte in Luthers Heimat die sächsische Schule, an deren Spitze Lukas Sunder aus Kronach, genannt Lukas Kranach (1472—1553) stand. Friedrichs

des Weisen Hofmaler und Luthers Freund und Anhänger, stellt er ein Bild heiterer, harmloser Auffassung des Lebens ohne Vertiefung in dessen Rätsel dar. Seine Altarbilder schmückten die lutherischen Kirchen, in welchen die Kunst nicht unterging, wie in den Zwingli-

**Passio domini nostri Jesu.ex hierony
mo Paduano.Dominico Mancino.Sedulio.et Bapti-
sta Mantuano.per fratrem Chelidonium colle
cta.cum figuris Alberti Dureri
Norici Pictoris.**



Titelholzschnitt von Albrecht Dürers „Passion".

schen und Calvinischen. Sein sogenannter „Ritter am Scheidewege", dem ein gepanzerter Greis den Weg zu drei enthüllten Frauen versperrt, ist ein charakteristisches Gegenstück zu Dürers „Ritter, Tod und Teufel", und ersetzt dessen düsteren Ernst durch märchenhaften Zauber. Des Künstlers gleichnamiger Sohn setzte sein Streben fort.

In dem näher an den Grenzen Italiens liegenden Schwaben erinnerte die deutsche Kunst schon mehr an ihre heitere, lebensvolle südliche Schwester, und ließ das phantastische Element mehr in den Hintergrund treten. Ja dasselbe lebte eigentlich nur in einer einzigen eigenartigen Richtung und war auch in dieser nicht Selbstzweck, nicht abenteuerliche Träumerei, sondern umkleidete eine moralische und soziale, ja in manchen Momenten selbst eine religiöse und politische, mit der Reformbewegung zusammenhängende Tendenz. Wir meinen den *Totentanz*, welcher, wahrscheinlich zur Erinnerung an die furchtbaren Seuchen des Mittelalters, schon am Ende des vierzehnten und das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch in Bildwerken eine Rolle spielt und dessen schauerliche Darstellungen, wie der klapperbeinige Tod Vertreter aller Stände zum letzten Tanz abholt, Kreuzgänge der Klöster und Mauern der Frithöfe in Italien, Frankreich und Deutschland „schmückten." Es wurden Verse zu diesen Bildern gedichtet und ihr Inhalt sogar dramatisch bearbeitet und aufgeführt.

Künstlerisch aufgefaßt wurde der Totentanz zuerst von dem an der Reformation in Bern lebhaft beteiligten Maler und Dichter Nikolaus *Manuel* an der Kirchhofmauer des Dominikanerklosters seiner Vaterstadt und erhielt ein neues Gepräge durch die Ähnlichkeit der Dargestellten mit wirklichen Personen und durch den schweizerisch-landschaftlichen Hintergrund. Der Tod ist bei Manuel die Hauptfigur, überragt seine Opfer zum Zeichen seiner Macht und ist kein bloßes Gerippe, sondern besitzt Haare, zerfetzte Muskeln u. s. w. In des Malers eigenen Reimen sagt z. B. der Tod zum Papste:

Wie gfallen üch herr bapst die ding,
ir danzend ouch an disem ring;
die drysach kron müssend ir mir lan
und üwern sässel lassen stan.

zu den Mönchen, beißend:

Ir münchen mestend üch gar wol,
ir steckend aller sünden voll,
reißend wölf in eim schafskleid,
ir müssend mit danzen, wers üch leid.

Zu einer Mutter dagegen rührend:

Ei, fraw, das kind must du mir lan,
es muß danzen und kann nit gan,
es ist besser, du lassest also sterben,
es mecht villicht zum buben werden.

Als letzte mit dem Tode ringende Figur malte der geniale Künstler sich selbst, und er ist in der That allzufrüh hingeschieden (1530). Im übrigen schuf er Ölbilder ans der antiken und der biblischen Welt und aus dem Volksleben.

Sein größerer Mitstrebender als Vertreter der reinen Formenschönheit im Norden der Alpen war sein jüngerer Zeitgenosse Hans *Holbein* aus Augsburg (1495—1543). Dieser *erste moderne* Maler und Holzschneider bildete sich in Italien. In seinen Passionsbildern glüht und stürmt reiche Beweglichkeit und waltet bereits reformatorischer Geist. Es sind nicht mehr religiöse, es sind auf freier Forschung und unbefangener Behandlung beruhende geschichtliche Darstellungen von mächtig ergreifender Wirkung, ein von Szene zu Szene fortschreitendes Drama. Aus seinem gräßlichen Bild eines Ertrunkenen (fälschlich für einen toten Christus gehalten) spricht packender Realismus; eben dieselbe Richtung waltet in seinen Bildnissen berühmter Zeitgenossen, und mit kecker Satire gemischt in seinen namentlich die Mönche vernichtenden Zeichnungen zu des Erasmus „Lob der Narrheit" (Bd. I, S. 322). Er wirkte 1516 bis 1526 in Basel und dann fast ununterbrochen bis zu seinem Tode in England, begünstigt von dem ehebrecherischen und blutigen *Heinrich* VIII., dessen religiöse Richtung er gewissermaßen im Bilde vertrat. Sein Totentanz in Initialen, eigentlich kein Tanz mehr, sondern Bilder des Todes, in denen der Papst die Züge Leos X., der Kaiser die Maximilians I. trug u. s. w., erhielt als Einleitung den Sündenfall und als Schluß das Jüngste Gericht und ist voll „erhabener Ironie."

Nach Holbein machte die deutsche Malerei wieder einen launenhaften Sprung; sie begab

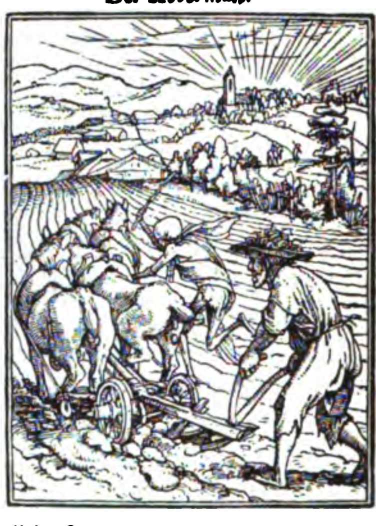
sich zu den wahrhaft deutschen, wenn auch vom Reiche getrennten Niederländern, um erst nach zwei Jahrhunderten in das Reich zurückzukehren; in beiden Phasen werden wir ihr begegnen.

Auch die deutsche Litteratur hat im Reformationszeitalter, obgleich keine so hohe Blüte wie dreihundert Jahre früher und ebensoviel später, so doch eine immerhin ansehnliche Zwischenblüte erlebt, und zwar erst infolge der Reformation und mit dem besonderen Charakter einer Begründung der Pflege des neuhochdeutschen Idioms. Der Humanismus des fünfzehnten Jahrhunderts (s. Bd. I, S. 308 f.) hatte zu gunsten der klassischen Zungen die deutsche Muttersprache hintangesetzt und sie zum bloßen Volksdialekt herabzudrücken die Tendenz gehabt. Als aber der humanistischen die reformatorische Bewegung folgte, wurde dies anders. Die deutsche Sprache gelangte wieder zu den Ehren, die ihr gebührten, und das deutsche Volk wurde für seine konfessionelle Zerrissenheit durch seine Spracheinheit entschädigt.





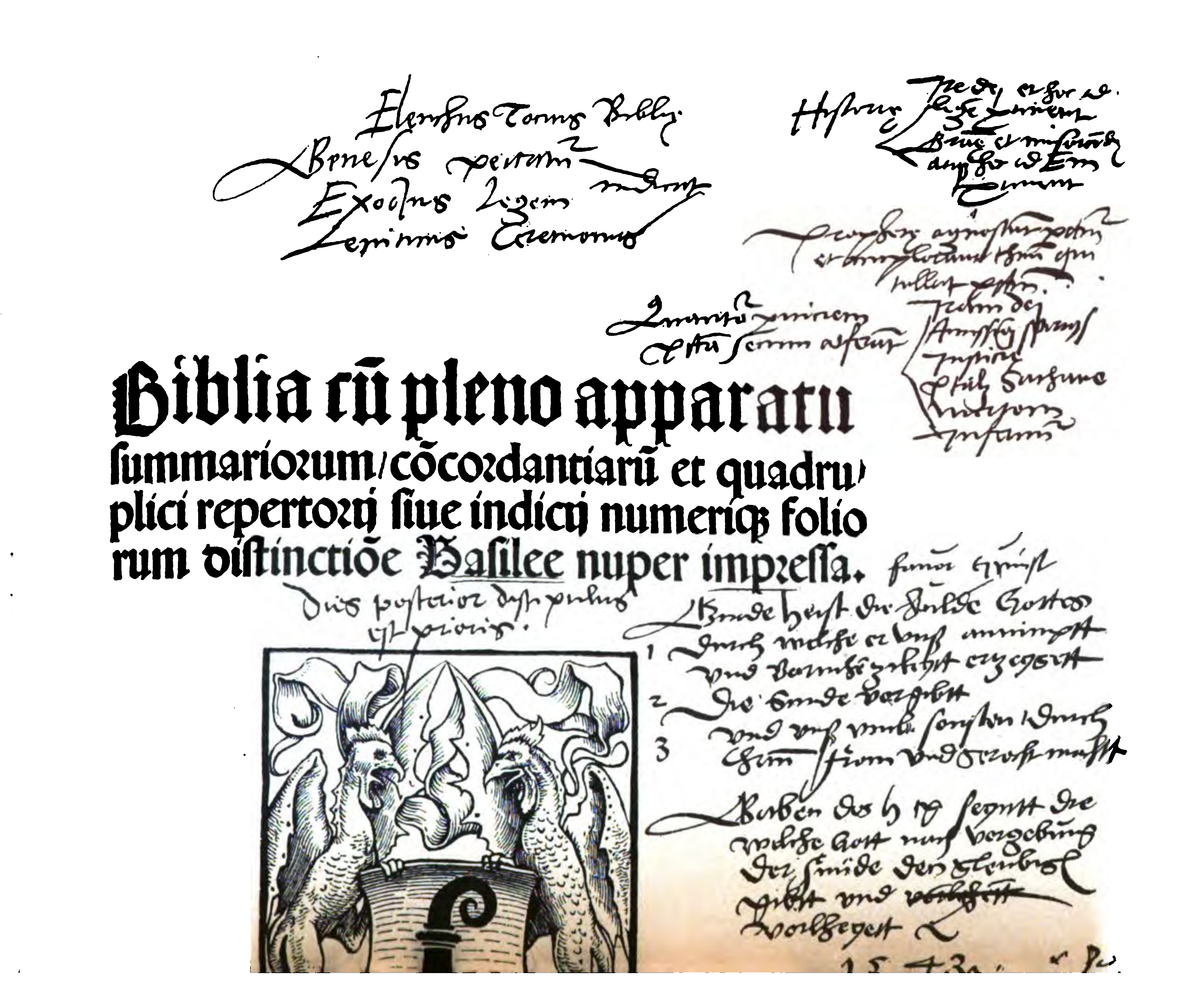
Der Ackerman.



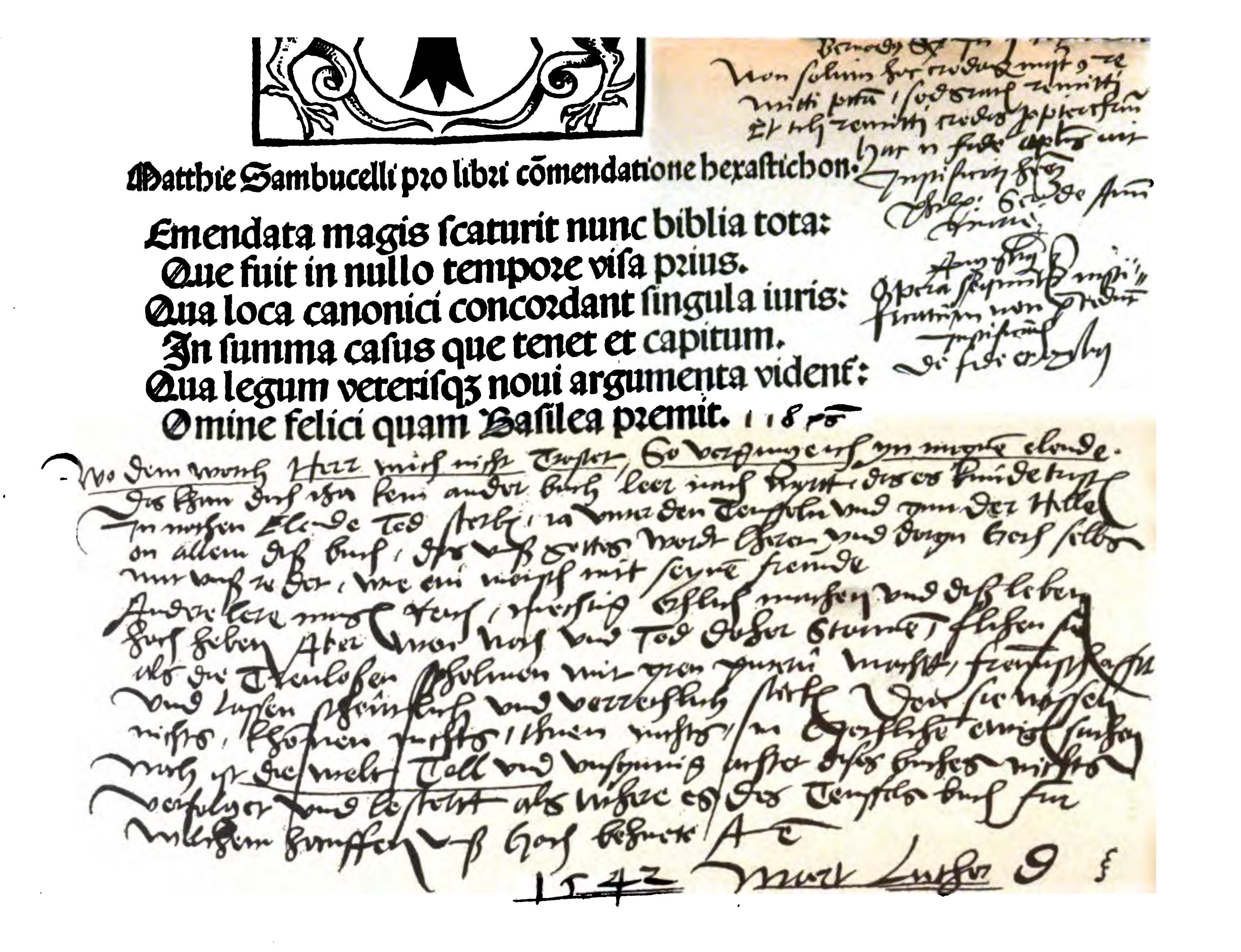
Zwei Holzschnitte aus Hans Holbeins Totentanz.

Diese litterarische Zwischenblüte ist, obschon aus der damals in riesigem Maße erscheinenden Flugschriften-Litteratur nur wenige Namen von Bedeutung hervortreten, nicht zu unterschätzen; überschätzt wird sie ohnehin nicht; den Katholiken ist sie zu protestantisch, den Verehrern der Reformation zu weltlich, den Freunden des Feinen und Eleganten zu grob und rauh, um nicht zu sagen roh. Das brachte indessen die Zeit mit sich, die an herben Kämpfen so reich war, wie kaum eine andere. Was in dieser deutschen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts die Reformation selbst betraf, ist nur die Einleitung dazu und nur dies kann uns hier beschäftigen. Was dagegen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts angehört, steht, soweit es beachtenswert ist, schon über den konfessionellen Kämpfen und zielt auf eine neue Entwickelungsperiode, die wir, ebenso wie die über den Humanismus hinausgehenden Fortschritte der Wissenschaften, in den folgenden Abschnitten behandeln werden.

Am Eingangsthore jener reformatorischen Schicht der deutschen Litteratur steht, was die Prosa und die geistliche Poesie betrifft, Luther, was die weltliche Dichtung angeht, Hutten. Luther ist für die Nachwelt, was er selbst wohl kaum zugegeben hätte, als Schriftsteller und Sprachbildner wichtiger geworden, denn als Theolog. Luther wirkte durch drei Mittel auf Sprache und Volkstum der Deutschen, durch die Bibelübersetzung, die Predigt und das Kirchenlied. Es hatte schon vor ihm deutsche Bibeln gegeben, aber nur nach der lateinischen Vulgata, also aus zweiter und dritter



Biblia cū pleno apparatu summariorum/cōcordantiarū et quadruplici repertorij siue indicij numeriqз foliorum distinctiōe Basilee nuper impressa.


Matthie Sambucelli pro libri cõmendatione hexastichon.

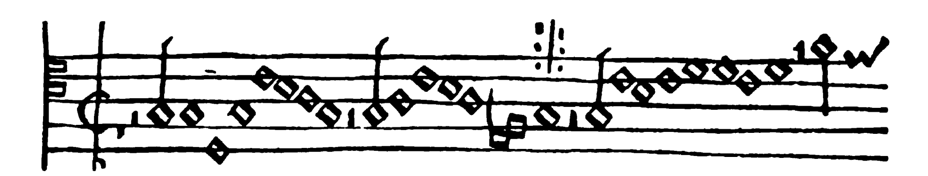
Emendata magis scaturit nunc biblia tota:
Que fuit in nullo tempore visa prius.
Qua loca canonici concordant singula iuris:
In summa casus que tenet et capitum.
Qua legum veterisqz noui argumenta vident:
Omine felici quam Basilea premit.

Facsimile des Titels von Luthers Handbibel.

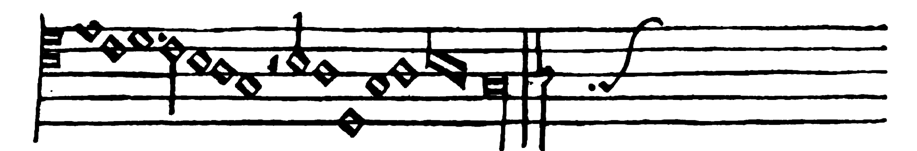
Es ist die zu Basel 1509 gedruckte lateinische Ausgabe. Wie auf dem Titel so befinden sich auch auf sehr vielen Blättern der Bibel zahlreiche Bearbeitungsnotizen.
(Original im Märkischen Provinzial-Museum zu Berlin)

Hand; die seinige war die erste nach dem Original und hat durch die Kraft und Schärfe ihres Ausdrucks, wodurch sie die Sammlung der heiligen Bücher zu einem deutschen Buche umschuf, sowohl seine Anhänger als seine Gegner das neuere Deutsch gelehrt, dessen Anfänge bekanntlich in der kaiserlichen und sodann in der sächsischen

Ein Christenlichs lyed Doctoris Martini Luthers/die vnaussprechliche gnad Gottes vnd des rechtenn glauwbens begreyffenndt.



Nun frewdt euch lieben Christenn gemayn.



Nun frewdt euch lieben Christen gemayn/ Vnd laßt vns frö-lich springen/Das wir getröst vnnd all in eyn/Mit lust vñ lyebē singen/Was gott an vnns gewendet hatt/Vnd seyn syesse wunder thatt/Gar theüwr hatt ers erworben/

Dem teuffel ich gefanngen lag/Ym todt wardt ich verlorenn/ Mein sünd mich queller nacht vnd tag/Darinn ich war geporñ/ Jch fiel auch ymmer tieffer dreyn/Es war kain gůtts am lebenn meyn/Die sünd hatt mich besessen.

Mein gůtte werck die golten nicht/Es war mit inn verdorbē/ Der frey will hasset gots gericht/Er war zům gůtt erstorbē/Dye angst mich zů verzweyflen trib/Das nichts dann sterben bey mir blyb/Zůr hellen můßt ich sinckenn.

Da yammert Gott in ewigkait/Mein ellend über massen/Er

Facsimile der dritten Seite im ersten Wittenberger evangelischen Gesangbüchlein:
„Etlich Cristliche Lyeder Lobgesang / vnd Psalm / dem rainen wort gotes gemeß / auß der heiligen gschrifft / durch mancherley Hochgelerter gemacht / in der Kirchen zu singen / wie es dann zum tail berayt zu Wittemberg in yebung ist. Wittemberg. 1524."

Kanzlei zu suchen sind. Aber erst durch Luther, „dessen angeborenes Sprachtalent durch fleißige Lesung der Prosaisten des fünfzehnten Jahrhunderts und durch seinen Verkehr mit dem Volke eine ungewöhnliche Ausbildung erhielt", sagt Janssen, „wurde es allgemeine Schriftsprache". Die Predigt hat er aus einem Gemisch von Gelehrsamkeit und Trivialität, was sie vor ihm, sogar bei dem gefeierten Geiler von Kaisersberg war,

zum belehrenden Vortrag auf der Grundlage des Evangeliums gestaltet. Die geistliche Dichtung hat er auf die Psalmen Israels und die Hymnen des ältern Christentums zurückgeführt und durch jene herrlichen Lieder bereichert, an deren Spitze „Eine feste Burg ist unser Gott" stets stehen wird und welche überall an das echte Volkslied (s. Bd. I, S. 325 f.) anklingen.

Dasselbe ist auch von den deutschen Gedichten Ulrichs von Hutten zu sagen. Sein erstes selbständiges Werk dieser Art war die geharnischte „Clag und vermanung gegen den übermäßigen unchristlichen gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen". Darin heißt es:

Sie haben Gottes Wort verkehrt,
das christlich Volk mit Lügen b'schwert:
die Lügen woll'n wir tilgen ab,
auf daß ein Licht die Wahrheit hab'.

Die letzte Zeile heißt: „Ich hab's gewagt, das ist mein Reim." Mit demselben Wahlspruche beginnt sein berühmtestes Lied:

Ich hab's gewagt mit Sinnen
und trag des noch kein Reu';
mag ich nit d'ran gewinnen,
doch muß man spüren Treu,
damit ich's mein:
nit Eim allein
(wenn man es wollt' erkennen),
dem Land zu gut,
wie wol man tut,
ein Pfaffenfeind mich nennen.

So mächtig wirkten diese Worte auf deutsche Herzen, daß in demselben Volkstone Antworten an ihn ergingen, so z. B.

Ulrich von Hutten, biß wolgemut,
ich bitt, daß Gott dich halt in Hut
jetzt und zu allen Zeiten;
Gott b'hüt all christlich Lehrer gut,
wo sie gehn oder reiten,
ja reiten.

Durch sein nachgelassenes Gespräch „Arminius" „eröffnete Hutten, wie W. Scherer treffend sagt, den Hermannskultus in der Poesie der Deutschen."

Merkwürdigerweise traf Zwingli, der Volksmann, im Dichten den Volkston nicht, sondern gefiel sich in dem kunstvollen Ton der Meistersinger. Anders sein Landsmann Manuel, der schweizerische Hutten, dessen schon erwähnte Totentanzreime an Fridank erinnern. Wichtiger aber ist seine Beteiligung an dem Volksschauspiel, das nirgends so sehr in den Gang der reformatorischen Bewegung eingriff, wie in der Schweiz. Wie Pamphilus Gengenbach in Basel, so machte Manuel in Bern durch die Volksbühne, besonders durch die Fastnachtspiele (s. Bd. I, S. 328 ff.), reformatorische Propaganda, daher es bei derselben weniger auf künstlerische Anordnung, als auf Charakterschilderung, Humor und Witz ankam. In seinem ersten und bedeutendsten Fastnachtsspiele „Vom Papst und seiner Priesterschaft" (gewöhnlich „Der Totenfresser" genannt) geißelte er die Totenmessen als Einnahmequelle der Geistlichkeit, wies an den Würdenträgern der Kirche, vom Papste bis zum Bettelmönche, die Verdorbenheit ihres Treibens nach und ließ durch Petrus seinen Nachfolger verleugnen. In einem kleineren Stücke traten zwei Bauern auf, welche zwischen dem auf der einen Seite zu Esel einherreitenden Christus, begleitet von den armen Jüngern, von Blinden und Lahmen, und dem auf der anderen Seite in Pracht und Glanz hoch zu Roß stolzierenden Papste, gefolgt von Kardinälen und Bischöfen, ihre Vergleichungen anstellten. Der „Ablaßkrämer" hieß ein noch stärker gehaltenes Stück. Nicht für die Bühne bestimmt war der Dialog von der „Krankheit der Messe", in welchem Manuel, nach Rudolf Genée „als der größte Satiriker seiner Zeit erscheint" und die Messe als Person sterben läßt. Das

beste seiner Stücke aber nennt derselbe Schriftsteller das nicht tendenziöse, aus dem Volksleben gegriffene „Elsli Tragdenknaben“, das die Bekehrung einer losen Person zum ehelichen Leben behandelt und in eine neue Geschmacksrichtung hinüberleitet, die wir kennen lernen werden.

Den nämlichen volkstümlichen und derben Ton wie die Dichter der Reformation schlugen auch die litterarischen Gegner derselben an, unter denen indessen nur einer, der schon erwähnte Franziskaner Thomas Murner (Bd. I, S. 332) erwähnenswert ist. In seinem bedeutendsten Gedichte „von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“, schleuderte er (1522) der neuen Richtung eine gewichtige Bombe entgegen und ließ mit seltenem Geschicke keine Blöße unbenutzt, welche die Vorkämpfer derselben sich gaben. Auch in diesem Buche, so derb es auftritt, hielt er seinen Standpunkt fest, die Übel der Kirche zu bekämpfen, ohne letztere zu zerstören, und es kann nicht geleugnet werden, daß dieser Gedanke mit Geist und Glück durchgeführt wurde. Das Gedicht hat wahren poetischen Gehalt, es behandelt den Kampf der „wahren“ Kirche, um der „falschen“ die von ihr geraubten Banner des Evangeliums, der Freiheit und der Wahrheit wieder abzunehmen, und es liegt so viel ideale Überzeugung darin, daß nicht zu begreifen ist, wie sich der Verfasser zu einem so anstands- und witzlosen Produkte herabwürdigen konnte, wie der „Ketzerkalender“ war, den er in Luzern gegen Zwingli erscheinen ließ und worin er den Protestanten die unflätigsten Dinge vorwarf, die Frauen der Geistlichen mit Schimpf überhäufte und den Wunsch aussprach, die Ketzer „im Rauche zum Teufel zu senden“. Wie sich indessen Murner darein fand, daß die von ihm verherrlichte Kirche sein Ideal der Reform ebenso verwarf, wie das der Gegner, ist nicht bekannt. Zu spät erst hat die römische Kirche das Wort „Reform“ fallen lassen; wie diese letztere ausfiel und wie sehr ihr Ausfallen die Kirchentrennung rechtfertigte, wird unser nächster Abschnitt zeigen.



Ulrich von Hutten. Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Holzschnittes.



Typographisches Zierstück von Daniel Hopfer.

Vierter Abschnitt.

Die römische Gegenreformation.



Initialbuchstabe aus Hans Holbeins Kinderalphabet; aus der Officin von Cratander und Bebel in Basel. Originalgröße.

Das Jahrhundert, welches wir nun betreten (nämlich dasjenige von der Mitte des sechszehnten bis zu der des siebzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung), ist ohne Zweifel das trübste in der deutschen Geschichte. Wohl bereiteten sich in seinem Verlaufe Anzeichen des Aufkeimens freier und edler Gedanken vor, die einst zur Herrschaft gelangen sollten; aber noch durften sie es nicht wagen, hervorzutreten und mußten sich unter allerlei Gestalten tief verhüllen. Denn was damals herrschte und etwas galt, war der Tod aller, auch der ehrenwertesten Gefühle. Unterdrückung allein war die Losung, die überall das Scepter führte. Hier erhob die zerrissene katholische Kirche ihr Haupt wieder, um das Verlorene unter dem Schlachtrufe der Reform zurück zu gewinnen. Dort vergaß die protestantische Partei in dem Gebiete, das ihr noch blieb, ihren Ursprung aus dem Drange nach Freiheit und huldigte dem Zwange in eben dem Maße wie ihre römische Gegnerin. Und zugleich wucherte auf beiden Seiten in gleicher Stärke ein Grad des Aberglaubens, mit dem verglichen jener des Mittelalters kindlich und harmlos war, und die von dem in Deutschland eingedrungenen römischen Rechte geschaffene gerichtliche Barbarei erreichte eine Stufe, die, im Gegensatze zum derben, aber ehrlichen deutschen Rechte, nur als die in Paragraphe gebrachte Blutgier und Hinterlist bezeichnet werden konnte, — während zugleich Aberglaube und Rechtsmordluft sich auf dem scheußlichen Höhepunkte, den damals die Hexenprozesse erstiegen, die blutig-brandigen Hände reichten. Im Privatleben aber wurde sowohl auf dem Gebiete der Kleidung als auf dem des Essens und Trinkens das Ausschweifendste geleistet, was ersonnen werden konnte.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte der protestantische Glaube, oder wie man damals sagte, das Evangelium, abgesehen von seinen ganz Skandinavien, fast ganz Großbritannien und bedeutende Teile Frankreichs umfassenden Erfolgen, nicht weniger als neun Zehntel der Deutschen zu Anhängern. Unter den Fürsten waren außer denjenigen Österreichs und Bayerns und den geistlichen keine von Bedeutung mehr katholisch. Es fehlte daher nicht mehr viel, so war die religiöse Einheit, welche die dem Auftreten Luthers folgenden

Wirren zerrissen hatten, unter anderer Form wiederhergestellt. Aber das Böse mußte fortzeugend böses stets gebären, und das Böse war, daß die Kirche nicht im fünfzehnten Jahrhundert, gleich nach dem Konzil von Konstanz, oder während desselben, als die Völker noch mit wenigem zufrieden waren, eine Verbesserung ihrer Zustände vorgenommen hatte. Aus dieser Unterlassung entstand die Reformation, diese reizte das Papsttum zur Gegenreformation und weil beides erzwungene Bewegungen waren, erzeugte keine von beiden, wenigstens vorläufig, irgend welche gesunde oder erfreuliche Zustände, sondern beide gebaren nur Haß, Verfolgung, Verketzerung und Vernichtung.

Daß die katholische Kirche, um nicht noch mehr zu verlieren, als sie bereits verloren hatte, ja um womöglich wieder etwas zurückzugewinnen, sich bessern müsse, das fiel weder dem in seinen politischen Kombinationen so unglücklichen Mediceer Clemens VII., noch dem prunkliebenden und seine Familie bereichernden Farnese Paul III. bei. Die Mönche waren es, welche jenen Gedanken faßten und bewirkten, daß er auch das Papsttum ergriff und staunenswerte Erfolge errang. Neue Orden schossen damals in reicher Menge gleichsam aus der Erde; es entstanden während des zweiten Viertels des Jahrhunderts der Reformation, gleichsam um gegen sie zu Felde zu ziehen, die rauhen und derben, aber volkstümlichen Kapuziner, die dem leidenden Teile der Menschheit aufopfernd beispringenden Barmherzigen Brüder, die sanften, sittsamen und an Gelehrsamkeit streifenden Teatiner und andere, welche hauptsächlich oder ausschließlich in Italien wirkten und dort jeden sprießenden Keim der Opposition gegen die herrschende Kirche erdrückten. Keiner von diesen Orden aber erreichte an Macht und geschichtlicher Bedeutung den letzten und jüngsten Orden der Kirche, den der Gesellschaft Jesu. Beinahe zugleich mit ihm und auf Betrieb seines Stifters Ignaz von Loyola sowohl, als des finsteren Caraffa, der die Teatiner zu größerem Eifer fortriß, entstand (1543) durch Pauls III. Bulle „licet ab initio“ die römische Inquisition, deren Muster die spanische war. Sechs Kardinäle, Caraffa und Juan Alvarez de Toledo voran, erhielten als Kommissarien des päpstlichen Stuhles und Inquisitoren „dies- und jenseit der Berge“ die Gewalt, an allen Orten, wo es ihnen beliebe, gegen jedermann, ohne Unterschied des Standes, um des Glaubens willen einzuschreiten, die Schuldigen am Leben zu strafen und ihre Güter zu verkaufen, und so mit allen Mitteln die „Irrtümer“ auszurotten. Die Begnadigung behielt sich der Papst vor. Caraffa, der spätere Paul IV., hatte nichts Eiligeres zu thun, als Gefängnisse einzurichten, Blöcke und Ketten anzuschaffen und den Index der verbotenen Bücher einzuführen. Schrecken erfüllte die Neugläubigen; die Schwachen unter ihnen bekehrten sich, die Starken flohen ihr Vaterland.



Unfriede. Kupferstich von Hans Sebald Beham (1500—1550).

Da somit in Italien der schwache Protestantismus, der für das dortige Volk nicht paßte

und niemals passen wird, leicht zu unterdrücken war, so mußte die hauptsächliche Kraft der sogenannten Gegenreformation auf Deutschland, das Mutterland der neuen Glaubensrichtung, verwendet werden.

Die meiste Aussicht zu diesem Unternehmen bot sich natürlich in Österreich, Bayern und den geistlichen Fürstentümern dar; denn wenn dort die Staatsoberhäupter ernstlich wollten und die Kraft dazu hatten, so mußte nach dem anerkannten Grundsatze: „cujus regio, ejus religio“ das Volk ihrem Glauben huldigen. Diese Kraft hatten sie aber nicht an den Tag gelegt, und die überwiegende Mehrheit ihrer Unterthanen war protestantisch geworden. Namentlich in Österreich hatte die neue Lehre eine mächtige Verbreitung gefunden, sogar in Tirol; Steiermark, wo sie durch sächsische Bergleute eingeführt worden, gehörte ihr fast vollständig an. Hier, wie in Krain und Kärnten, beförderte der Adel dieselbe eifrig; hohe Beamte huldigten ihr und die Universität Wien, an der die theologische Fakultät ganz verkam, wurde für sie eine feste Burg. Alles, was der schwache Kaiser Ferdinand I., sein Hof und die Bischöfe gegen diese Bewegung unternahmen, war umsonst. Viel trug dazu bei der selbst von Janssen grauenvoll geschilderte sittliche Zustand der katholischen Geistlichkeit, namentlich der Klöster. Viele derselben verödeten, ebenso zahllose katholische Pfarreien, und beides, Reformation und die trüben Verhältnisse des Katholizismus, standen in fortwährender Wechselwirkung; Prozessionen wurden verspottet, Kreuze und Heiligenbilder zertrümmert, die Messe verachtet, Geistliche mißhandelt, Kirchen entweiht. Ganz die nämlichen Zustände herrschten in Bayern, und es zeichnet die Stellung der dortigen Regierung, daß Herzog Albrecht V. (seit 1550) einst in München mit dem ihn besuchenden Kurfürsten von Sachsen das Brettspiel darüber entscheiden lassen wollte, ob Bayern protestantisch oder Sachsen wieder katholisch werden solle, was der Beichtvater der Herzogin, der mutige Franziskaner Wolfgang Schmillkhofer, dadurch verhinderte, daß er in Gegenwart der Fürsten den Spieltisch umwarf. Diesem Herzog wäre die Reformation nicht unlieb gewesen; denn er wäre durch sie zum Kirchenoberhaupte seines Landes geworden. Nicht besser waren die Verhältnisse in den geistlichen Staaten von Salzburg, Bamberg, Würzburg, Mainz, Fulda und anderen, wo der Glaube der Kirchenfürsten nur noch von einer Minderheit ihrer Unterthanen geteilt wurde. Auch in der Schweiz, von der ein verhältnismäßig größerer Teil katholisch geblieben war als im „Reiche“, hatten sich die Behörden viel und fruchtlos mit der Unzucht, Trink- und Spielsucht der Geistlichen zu beschäftigen. Weit besser stand es in dieser Hinsicht mit den Städten, besonders den Reichsstädten. Die oben (S. 5) erwähnten Maßregeln der Zünfte zur Verbesserung des Wandels ihrer Glieder wurden immer entschiedener; sie verboten letzteren jeden Verkehr, besonders das Tanzen mit schlechtbeleumdeten Frauenspersonen. Noch weiter aber gingen die Räte sowohl der katholischen als der protestantischen Städte, indem sie (teilweise schon vor der Reformation, noch häufiger aber nachher, und am meisten auf Betreiben der protestantischen Prediger) die „Frauenhäuser“ aufhoben. Obschon hiergegen viele Bedenken laut wurden, als schützten jene Anstalten die Ehre der anständigen Frauen, wurden die sittlichen Zustände nachher weit besser, wozu indessen wohl auch die in allen Städten verfügte Verschärfung der Strafen auf Kuppelei, Ehebruch u. s. w. beitrug. Außerhalb der Städte aber verblieben die Sitten in dem oben geschilderten trostlosen Verfalle. Bei den Katholiken blieben sie, ungewarnt durch den großen Abfall, so, wie sie schon vor der Reformation gewesen, bei den Protestanten aber wurden die Sitten nicht besser, ja an manchen Orten noch schlimmer, indem die unter ihnen selbst herrschenden theologischen Streitigkeiten zwischen zahllosen Sekten und Schulen, ebenso wie diejenigen mit den Katholiken das Volk verwirrten und ihm mit dem religiösen auch den sittlichen Halt raubten oder vielmehr ihm den nicht zurückgaben, den es schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, ja sogar



Das große Siegel Kaiser Maximilians II.

(1567: Jahreszahl auf dem Bande zwischen den beiden Umschriftsstreifen am Fuße des Siegels zu beiden Seiten der Thronstufen.)

Vorzüglichstes Werk deutscher Kleinkunst aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Originalgröße. Nach dem Abdruck im Königl. Geh. Staats-Archiv zu Berlin.

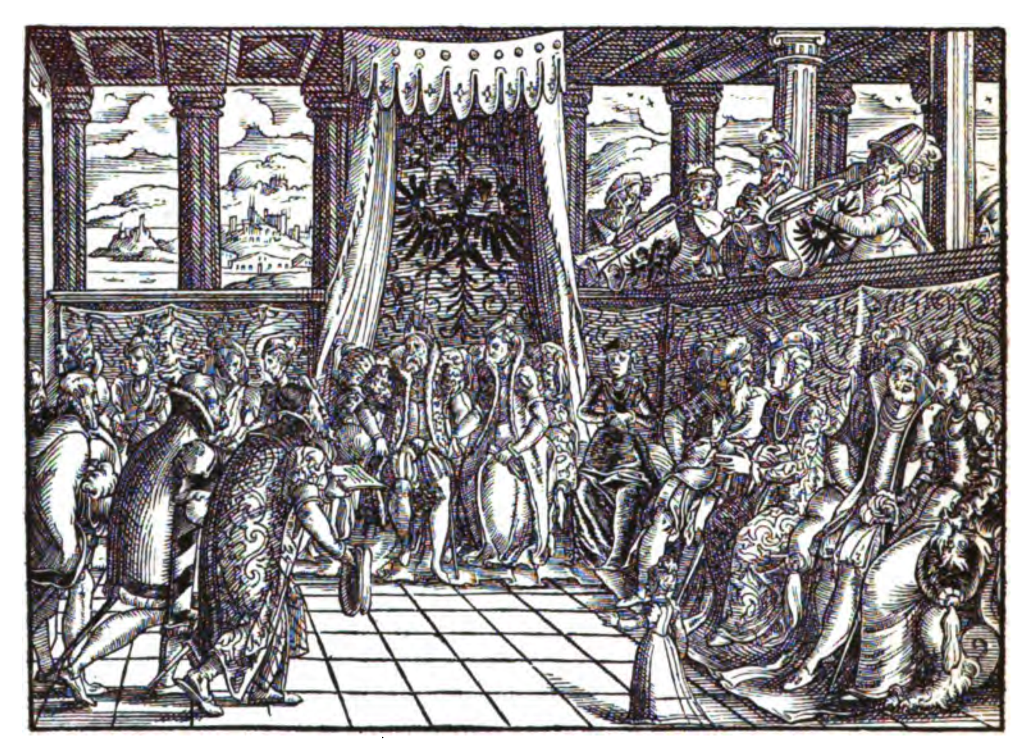
schon seit den Kreuzzügen verloren hatte. Kam es doch so weit, daß der sonst so sanfte Melanchthon, den seine protestantischen Gegner, die Flacianer (Anhänger des Matthias Flacius aus Illyrien, eines fanatischen Schwärmers, die sich für die wahren Lutheraner hielten) einen Ketzer und Fälscher der Augsburgischen Konfession nannten, den Schimpf zurückgab und sie abgöttische und sophistische Bluthunde hieß, daß er die Verbrennung Servets und anderer Opfer protestantischer Inquisition begrüßte, während er zugleich an der Zukunft seiner Kirche verzweifelte und ziemlich offen zum Calvinismus hinneigte. Und als er in dieser schwankenden Stimmung starb (1560), da stürmten Studenten seiner lutherischen Gegenpartei sein Haus, in dem auch sein Schwiegersohn, der Arzt Kaspar Peucer wohnte, und richteten eine gräßliche Verwüstung darin an. Die Flacianer, deren Hauptsitz, im Gegensatze zu Wittenberg, das 1558 eröffnete Jena war, scheinen überhaupt durch ihre wahnwitzige Lehre, „der Mensch habe die Seele vom Teufel und jede werdende Mutter trage den Teufel im Leibe", wie durch ihre widerlichen Händel, die 1561 ihre Vertreibung aus Sachsen zur Folge hatten, worauf ihr Haupt im Spitale starb, das meiste zur Zersplitterung und zum nachherigen Rückgange der Reformation beigetragen zu haben.

Es hatte des unermüdlichen Andringens Karls V. bei Paul III. bedurft, um zur Heilung der Krankheiten, an denen die Kirche litt, und zur Verhütung ihres völligen Zerfalles die Zusammenberufung eines Konzils zu bewirken, welches von 1545—1563 mit mehreren kürzeren und längeren Unterbrechungen in Trient tagte, aber jeden Gedanken einer Reform sowohl in der Lehre, als in der Verfassung und im Kult der Kirche verwarf, die päpstliche Gewalt zur Allmacht erhob und sich unter allem, was die Reformation angestrebt hatte, auf eine Reinigung der Sitten beschränkte. Man wußte jetzt, woran man mit Rom war. Die päpstliche Kirche war erstarkt und gesäubert; sie war das geworden, was sie heute noch ist: ein festgefügtes, imposantes, unangreifbares, unveränderliches Gebäude. Gerade seit dem Schlusse des für mehr als drei Jahrhunderte letzten Konzils machte die Reformation keine Fortschritte mehr; — der Katholizismus machte jetzt solche. Er hatte die Protestanten und Orientalen endgültig verworfen, alle Anhänger der Priesterehe, der Messe in der Volkssprache, alle Gegner des Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienstes und des Ablasses, der Transsubstantiationslehre in ihrem wörtlichen Sinne, der Messe u. s. w. mit dem Anathem belegt. Nur was über das Verhältnis zwischen Kirche und Staat beschlossen war, erregte bei vielen Mächten Anstoß; Frankreich und Spanien haben die Lehre niemals anerkannt, daß der Papst über den Königen stehe, daß diese keine Gewalt über die Geistlichkeit ihrer Länder hätten; selbst so eifrige Katholiken und Ketzerverfolger wie Philipp II. und Ludwig XIV. beharrten auf diesem Standpunkte.

Aber Kaiser Ferdinand I., Karls V. Bruder, anerkannte die Trienter Beschlüsse unbedingt, und dies hat für Deutschland die tiefgreifendsten Folgen gehabt. Durch diese Thatsache ist halb Deutschland wieder katholisch, ist sein Süden eine Eroberung der Jesuiten, ist es zum Schauplatze neuer Religionskriege geworden.

Das Reich lag in tiefer Schmach darnieder. Nicht nur die religiösen Parteien zerrissen es; auch politische arbeiteten an seiner Auflösung. Auch Ferdinands Nachfolger, Maximilian II., ein so edler Charakter er war, reichte mit seiner schönen Duldsamkeit gegen alle Glaubensbekenntnisse nicht aus, den zerstörenden Gewalten Trotz zu bieten, die von außen wie von innen auf das Reich losstürmten. Frankreich stand im Bunde mit den Türken und hätte sich keinen Augenblick bedacht, mit diesen Barbaren Europa zu teilen. Noch standen dieselben im zunehmenden Halbmonde, und die Deutschen mußten die Schande erleben, daß ihr Kaiser (1568), dessen Kasse der Krieg erschöpfte, dessen Heer er entmutigte, dem Osmanen dreißigtausend Dukaten jährlichen Tributes zuzusagen genötigt war; aber auch ein Deutscher war

es, Johann von Österreich, Sohn Karls V. und einer Regensburgerin, der in dem glorreichen Siege bei Lepanto den Türken die erste Schlappe beibrachte, welcher dann ihrerseits kein wirklicher Sieg mehr folgte; ihr Halbmond stand von da an still, bis er in den denkwürdigen Tagen vor Wien und in Ungarn abzunehmen begann. Und im Innern des Reiches lebte nicht nur das totgeglaubte Raubrittertum wieder auf — einer der gefährlichsten dieser Wegelagerer, Wilhelm von Grumbach, durfte, den beschränkten, eiteln und abergläubischen Herzog Johann Friedrich von Sachsen zu Gotha als Aushängeschild benutzend, sich mit Planen eines allgemeinen Umsturzes im Reiche und der Errichtung eines protestantischen Kaisertums mit französischer Hilfe tragen und den Bürgerkrieg entzünden, der (1562) mit seiner Niederlage und Vierteilung und der Gefangennahme seines Schützers endete, der im Kerker starb.



Empfang ausländischer Gesandten durch den Kaiser. Holzschnitt von Jost Amman (1538—1591).

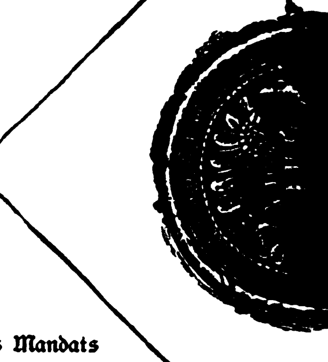
Ein Kaiser wie Max II. entsprach den Hoffnungen nicht, welche die römische Kirche auf die Rückeroberung Deutschlands setzte; er widersprach ihnen sowohl durch seine Schwäche, als durch seine reformatorischen Neigungen. Entgegen seinem unterwürfigen Vater, war er nicht geneigt, das Konzil anzuerkennen, dessen Ziel die Bekehrung Deutschlands ja ebenso sehr war, wie die des Jesuitenordens, der immer kampflustiger auftrat. Diese Gesellschaft, deren Beurteilung bei ihren Freunden wie Feinden eine feststehende — wohl für immer — ist, die jedoch darin einig gehen, ihre Organisation als eine bewunderungswürdige anzuerkennen, — diese Gesellschaft, deren Lehre nach ihren berühmtesten Schriftstellern, wie Escobar, Emanuel Sa, Casnedi, Sanchez, Navarra und anderen alles für erlaubt hält, was einem „Doctor gravis", d. h. einem Jesuiten passend erscheint, — diese Gesellschaft, von deren Schriftstellern manche eine Zweideutigkeit des Ausdruckes durch den inneren Vorbehalt des Gemeinten ebenso entschuldigen wie ein Verbrechen zum Zwecke eigener Sicherheit oder den Bruch des Ehren-

38



Ir Maximilian der ander/ von Gottes gnaden/Erwölter
Dalmatien/Croatien vnd Sclauonien ꝛc. König. Ertzhertzog zů Osterreich/Hertzog zů
Reichs Stenden/Glidern vnd vnderthanen/Was Wirden/Standts oder Wesens die sein
Wilhelmen von Grumbach/Wilhelmen vom Stain/Ernsten von Mandeßloe/Jobsten
auffenthalten/Oder sich jnen sonst anhengig vnd thailhafftig gemacht/Oder künfftigklich
kundt der Durchleüchtigist Fürst/Herr Ferdinand/Römischer Kayser ꝛc. Vnser geliebter
Landtfridbrüchigen gewaltigen vberfahls/Einnemung vnd plünderung halbe/so sich dam
that (Als die vmb derselben willen/in krafft deß Jüngst allhie/Anno ꝛc. Neünvndfünfftzig
gen/vnd sonderlich dem gemainen außgekündten Landtfriden begriffen/in vnser vnd deß R
Ernsten von Mandeßloe/Jobsten von Zedtwitz/Dieterich Pichten/vnd Michel Faystlen
heilig Reich außgeen/Publiciren vnd verkünden/vnd darinnen menigklich/bey schweren h
Freyhaiten/gnaden/Schutz vnd schirms/so ain yeder vom heiligen Reich hat/Ernstlich au
sten von Zedtwitz/Dieterich Pichten/vnd Micheln Faystle/für jrer Kay: Maie: vnd deß h
den/Graffschafften/Herrschafften/Gebietten/Gerichten/Schlössern/Stetten/Märckten/
dulden / fürzuschieben / durchzuschlaiffen/ zů schützen/ schirmen/verglaitten/ jnen auch ni
hafftig/noch jnen anhengig zů machen/noch ainiche gesellschafft oder gemainschafft mit jn
halten ꝛc. Ferrers innhalts Hochgedachts weyllandt vnsers geliebten Herrn vnd Vatte
tions Mandat/von etlichen biß daher in schlechter achtung gehalten/Sonder denselben imm
Vnd wir dann für ain notdurfft angesehen/solchs an Churfürsten/Fürsten vnd gemaine S
Wie vnd wellicher massen Hochgedachts vnsers geliebten Herren vnd Vatters/Kayser F
heiligen Reichs Authoritet/Hochhait vnd Reputation/erhalten/vnd die Landtfridbrüchig
mit den Anwesenden Churfürsten/Fürsten vnd gemainen Stenden des heiligen Reichs/v
Vnd Sy hinwiderumb sich mit vns/auf vorgeende stattliche/bedächtige vnd notdürfftige er
vnsers geliebten Herrn vnd Vatters/Kayser Ferdinanden/gegen den Echtern außgangen
noch ferrer/vnd inn sonderhait gegen gemelter Echter Receptatorn/ aufenthaltern/helffern
peen der Acht zůgebieten/Sich der Echter zů entschlagen/vnd da sich die Echter noch bey jn
fürsten/Fürsten vnd gemainen Stende deß heiligen Reichs beschlossene vergleichung ferrne
Reichs beschluß nach. Empfehlen wir Euch der gedachten Echter Receptatorn/ aufenth
wandt/Bey vermeydung vnnser vnd deß Reichs schweren vngnad vnd straff/ vnd inn son
macht/hiemit Ernstlich gebiettendt/Vnd wöllen/ Das jr obgemelte Echter hinfüro bey E
nit hauset/hofet/etzet/trencket/fürschiebet/vnderschlaiffet/enthaltet/noch jnen sonst ainiche
lich/inn kainerlay weyß noch weg/Sonder Euch derselben gentzlich entschlaget vnd enteüss
dieselben alsbald gefengklich einziehet/wol verwahret/Vns vberantwortet/ vnd zů gepür
ser Ferdinanden außgegangenem offnem Kayserlichem Acht Executions Mandat nit geh
halb drey Monat/den nächsten nach dato deß vnsers Kayserlichen Mandats/volgendt be
zusönen vnd verdienter straff halben/nach gestallt vnd gelegenhait Ewers verprechens/ge
zuschlaiffen/aufzuhalten/zuhausen/vnd zů herberigen vndersteen möchten/mit gleichem E
innen allenthalben/gehorsamlich haltet vnd erzaiget/Als lieb Euch allen vnd Ewr yedem
jhenigen/so hierinn vngehorsam sein wurde (ipso facto one ainich fernere erklärung gefal
Vnserer Kayserlichen Macht volkommenhait/inn krafft diß briefs.) Vnd daneben da ai
eruolgen wurde/denselben die Receptatoren / vffenthalter vnnd fürschieber der Echter/ de
Mit Vrkundt diß briefs/Besigelt mit Vnnserm Kayserlichen aufgetruckten Innsigel.
Vnserer Reich deß Römischen im Vierdten/deß Hungerischen im Dritten/vnd deß Behe

Maximilian



Facsimile eines Mandats
Inhalt: Erneuerung der Acht gegen
Gegeben zu Augsburg

ömischer Kayser zů allen zeyten/Merer des Reichs/inn Germanien/zů Hungern/Beheim/
urgundi/Steyr/Kerndten/Krain vnd Wirtemberg ꝛc. Graf zů Tyrol ꝛc. Fügen allen vnd yeden/vnsern vnd des heiligen
/souil derselben den hernach benandten Personen/Als vnnsern vnd des heiligen Reichs Erklerten Echtern/Mit Namen
on Zedtwitz/Dieterich Pichten/vnd Michel Faistlen/bißher vnderschlaiff gegeben/Sy gehauset/gehoset/geherberget vnd
nen anhengig machen/Sy hausen/hosen/herbergen/vnderschlaiffen/vnd enthalten möchten/zů wissen. Nach dem weil-
hern vnd Vatter/Hochlöblicher gedächtnuß/Verschinens drey vnd sechtzigisten Jars/der wenigern zal/deß vnuersehenen
s mit der Stat Wirtzburg zůgetragen/gegen den hauptthetern/Redlinfürern vnd verursachern solcher Landtfridbruchige
ufgerichten Reichs Abschidts vber die peen/in andern vnsern vnd des heiligen Reichs Constitution/Satzungen/Ordnun-
ichs Acht ipso facto gefallen) Als in sonderheit gegen obgemelten Wilhelmen von Grumbach/Wilhelmen vom Stain/
auß erhaischung jrer Kay: Maie: obligenden Kayserlichen Ambts jre General Acht Executions Mandat/offentlich ins
hen peenen vnd straffen/Vnd sonderlich bey straff vnd peen deß Landtfridens/Auch bey verlierung aller Regalien/Lehen/
rlegen vnd gebieten lassen/obgemelte Wilhelmen von Grumbach/Wilhelmen vom Stain/Ernsten von Mandeßloe/Job-
ligen Reichs Echter zů halten/Sy in jrer Maiestat erblichen/auch deß heiligẽ Reichs angehörigen Fürstenthumben/Lan
lecken/Dörffern/Weylern/Höfen/Heüsern/nit einzulassen/zů hausen/hosen/herbergen/etzen/trencken/enthalten/leiden/
zů pachen/malen/noch ainiche andere hilff/fürderung/fürschub oder beystandt zuthon/Sich auch sonst/derselben nit thail-
zůhaben/weder haimlich noch offentlich/inn kainerlay weyß noch wege/Sonder sich dessen gentzlich vnd allerdings zůent-
/Kayser Ferdinanden ꝛc. deßhalben außgegangener offner general Mandat/Vnd aber solche außgegangne Acht Execu-
erlay wege/mit aufenthaltung/vnderschlaiff vnd fürschub der Echter/stracks zů wider vnd entgegen gehandlet worden/
ende des heiligen Reichs gelangen zulassen/vnd mit Rath vnd zůthůn derselben/nach den wegen vnd mitteln zůgedencken/
dinanden/außgangene rechtmessige Executions Mandat/entlich ainmal wircklich volnzogen/Vnnd also vnnser vnd deß
Echter/andern zů ainem Exempel vnd abschew/der gepür nach/gestrafft werden mügen. So haben wir vns demnach
der Abwesenden Räthen/Potschafften vnd gesandten/so allhie vff gegenwertigem Reichstag bey vns versamblet seindt/
egung vnd berathschlagung der sachen/einhelligklich verglichen vnd entschlossen/Das inn allweg vorangeregt Weillandt
licht Executions Mandat wircklich zů volziehen/vnd deßhalben widerumb zůuernewern vnd zů scherpffen. Vnd vber das
nd helffershelffern/sondere Mandat/öffentlich ins Reich zů Publicirn vnd außzukünden. Vnd darinnen denselben bey
t erhielten/Vns dieselben zů gebürlicher straff zů vberantwurten/vnd volgen zulassen/Wie solches alles vnser mit Chur-
mit sich bringt vnd außweyset. Solchem vnserm/auch Churfürsten/Fürsten vñ Stende deß heiligen Reichs/gemainem
tern/helffern/vnd helffershelffern/Bey den Pflichten/damit ain yeder Vns/vnd dem heiligen Reich zůgethon vnd ver-
rhait bey Peen deß Landtfridens vnd vnserer vnd deß heiligen Reichs Acht vnd Aberacht/Von Römischer Kayserlicher
h in Ewrn Obrigkaiten/vnd gebietten/Schlössern/Stetten/Marckten/Flecken/Dörffern/Weylern/Höfen vnd heüsern/
ilff/beystandt oder fürderung laystet/oder Euch jrer thailhafftig noch jnen anhengig machet/weder haimlich noch offennt-
/Vnd da sich ainer oder mer derselben/bey Eur ainem oder mer bißher aufenthalten/vnd diser zeit noch enthielte/dene oder
her straff volgen lasset. Auch von wegen das Jr vorangeregtem weillandt Vnsers geliebten Herrn vnd Vatters Kay-
samet noch volnziehung gelaistet/Sonder die Echter bißdaher bey Euch vndergeschlaiffet vnd aufgehalten. Euch inner-
nß stellet/vmb sollichs Ewers vngehorsambs/vnd vngebürlicher verachtung willen angeregter Mandat/bey Vns auß-
rlichen Abtrag zuthůn. Vnd dann ferrer Euch den andern/So sich vilgedachte Echter/künfftigklich fürzuschieben/vnder-
ift/vnd bey gleichen Peenen vnd straffen/gebiettendt. Das Jr Euch dessen gentzlich vnd allerding enthaltet/vnd Euch hier-
obberürtte straff/Vnd sonderlich die Peen vnnser vnd deß heiligen Reichs Acht vnd Aberacht zůuermeyden. Darein die
sein (wie wir Sy dann auch yetz alßdann/vnd dann als yetzt darein erklärt vnd denuncijrt haben wöllen/von obberürter
hem Standt oder vnderthonen deß heiligen Reichs/auß solchem der Echter vnderschlaiff vnd aufenthallt ainicher schaden
eschedigten abzutragen schuldig sein sollen. Das mainen wir Ernstlich/vnnd wisse sich menigklich darnach zů richten.
eben inn Vnnser vnd deß Reichs Statt Augspurg/den dreytzehenden tag deß Monats May/Anno ꝛc. Sechsvndsechtzig/
schen im Achtzehenden.

Ad mandatum Sacræ Cæsa-
reæ Maiestatis proprium.

Kaiser

von Kaiser Maximilian II.
Wilhelm von Grumbach und Genossen.
13. Mai 1566.

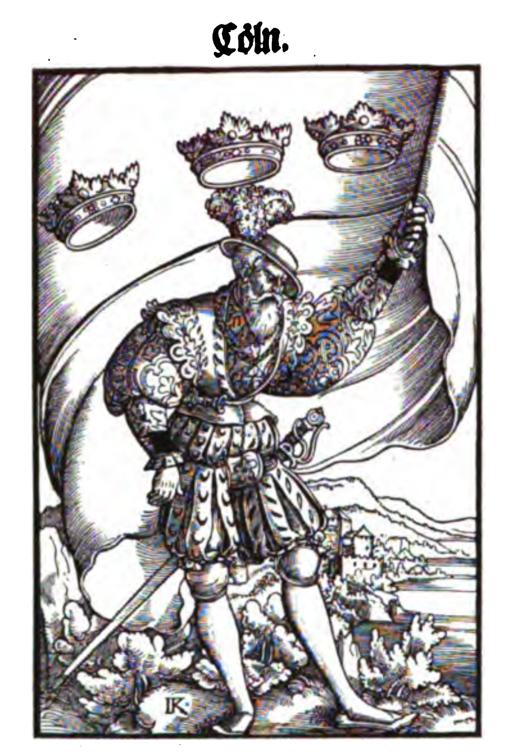
wortes, wenn man bei letzterem das Gegenteil gedacht, ja soweit gehen, Anleitung zu geben, wie man die Fastengebote umgehen und den Beichtvater hintergehen könne, — diese Gesellschaft hatte gerade im ersten Jahre der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation ihre erste deutsche Niederlassung in Wien gegründet, der binnen wenigen Jahren weitere folgten, die alle österreichischen Erblande nicht nur, sondern auch Bayern, Schwaben, Franken und das Rheinland umspannen. Zum Mittelpunkt ihrer äußerlich glänzenden, innerlich aber leeren und hohlen Schulwissenschaft, von welcher allerdings die Werke vieler ihrer gelehrten Mitglieder durch ihre Gründlichkeit stark abstachen, wurde die Hochschule von Ingolstadt erkoren. Sogar Protestanten ließen sich blenden und sandten den Jesuiten ihre Söhne. Überall, wo sie Platz griffen, führten sie sofort den damals beinahe vergessenen vollen mittelalterlichen Apparat der Reliquien, Rosenkränze, Fastengebote und Wallfahrten wieder ein, und mit ihnen hielt ein fremder, undeutscher Geist auf germanischer Erde seinen Einzug.

Ihr erster Bekehrter von Rang war jener Albrecht V. von Bayern, der einst seinen Glauben hatte verspielen wollen. Er sandte sie als geistliche Soldateska unter die Protestanten und vertrieb diese, soweit sie nicht zum Kreuze krochen. Es wurden die den Index zierenden Bücher überall verbrannt und die der Jesuiten verbreitet. Seinen Mündel, den Sohn des in Frankreich in den Reihen der Hugenotten gefallenen Markgrafen Philibert von Baden, ließ der Herzog katholisch erziehen und dessen Land durch die Jesuiten bekehren. Der bedeutendste in Deutschland wirkende Kopf des Ordens war der Niederländer Canisius (eigentlich de Hondt), der Übersetzer des die Konzilsbeschlüsse von Trient zusammenfassenden „römischen Katechismus". Es war kein finsterer mittelalterlicher Geist, der daraus sprach, sondern das Werk rechnete mit der neuen Zeit, wie auch die Jesuiten sich ihr überall anzuschmiegen und das Mittelalter der neuen Generation so genießbar zu machen wußten, daß man es nicht mehr erkannte, und daß der erneuerte Katholizismus sogar freisinniger aussah, als die damalige beschränkte lutherische oder calvinische Orthodoxie. Überall tauchten die in Trient vorgeschriebenen Priester- und Knabenseminare auf; an den katholischen Universitäten, zuerst in Dillingen, wurden nur mehr nach Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses Grade erteilt, und im Erzbistum Trier mußten die Schullehrer dasselbe unterschreiben. Die früher so schlaff gewordenen geistlichen Fürsten versäumten keine Prozession, keine Vesper mehr. Der vorher duldsame Kurfürst von Mainz, Daniel Brendel, verjagte mit Hilfe der Jesuiten aus seinem sächsischen Gebiete, dem Eichsfelde, die protestantischen Prediger und setzte Jesuiten an ihre Stelle; ebenso der Abt von Fulda. Solches reizte die Protestanten, deren kaiserliche Privilegien bei diesen Eroberungen nie beachtet wurden, zum Widerstande. Der Abt von Fulda wurde von seinem Adel überfallen und zur Abdankung gezwungen. Ja es geschah noch erstaunlicheres. Der Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß, bereitete seinen Übertritt zur Reformation und seine Verheiratung vor, unterlag aber und mußte fliehen, und den Bischof Heinrich von Paderborn und Osnabrück verhinderte unverhoffter Tod am nämlichen Vorhaben. Sofort nahmen Jesuiten, von Waffengewalt unterstützt, die Gebiete beider für das neue Reich von Trient ein und fügten ihm ganz Westfalen bei. Die Bischöfe von Bamberg und Würzburg rotteten den Protestantismus in ihren Landen völlig aus und bevölkerten die Klöster wieder. Die freie Stadt Köln, römischer als ihr Bischof, bestrafte den Besuch der reformierten Predigt mit Kerker und Geldbußen; in Augsburg und Regensburg gewannen die Katholiken die Oberhand und vertrieben ihre Gegner. Ja, der römische Nuntius, die Jesuiten und ihre Helfershelfer wagten sogar Versuche, protestantische Fürsten in Sachsen, Hessen und der Pfalz und mit ihnen ihr Land zu bekehren, und man arbeitete daran, das Reichskammergericht von seinen protestantischen Mitgliedern zu säubern.

Schüler der Jesuiten bestiegen die Stühle der Kirchenfürsten und vernichteten dann jede Spur von Protestantismus mit furchtbarer Gewissenhaftigkeit.

Endlich brach der von dieser Partei ersehnte Tod Kaiser Maximilians II. (1576) ihrem Vorgehen auch in Österreich Bahn, und es wurde mit der blutigsten Rücksichtlosigkeit von den bis dahin zurückgedrängten Jesuiten ins Werk gesetzt; gern liehen die Erzherzoge und der neue Kaiser Rudolf II. diesem „frommen“ Werke ihre Unterstützung. Die Universität Wien wurde von Protestanten gesäubert und 1610 sogar geradezu den Jesuiten eingeräumt. Mit rücksichtloser Gewalt wurde das Volk, mit mehr Langmut der Adel zum Bekenntnis der Lehre Roms gezwungen.

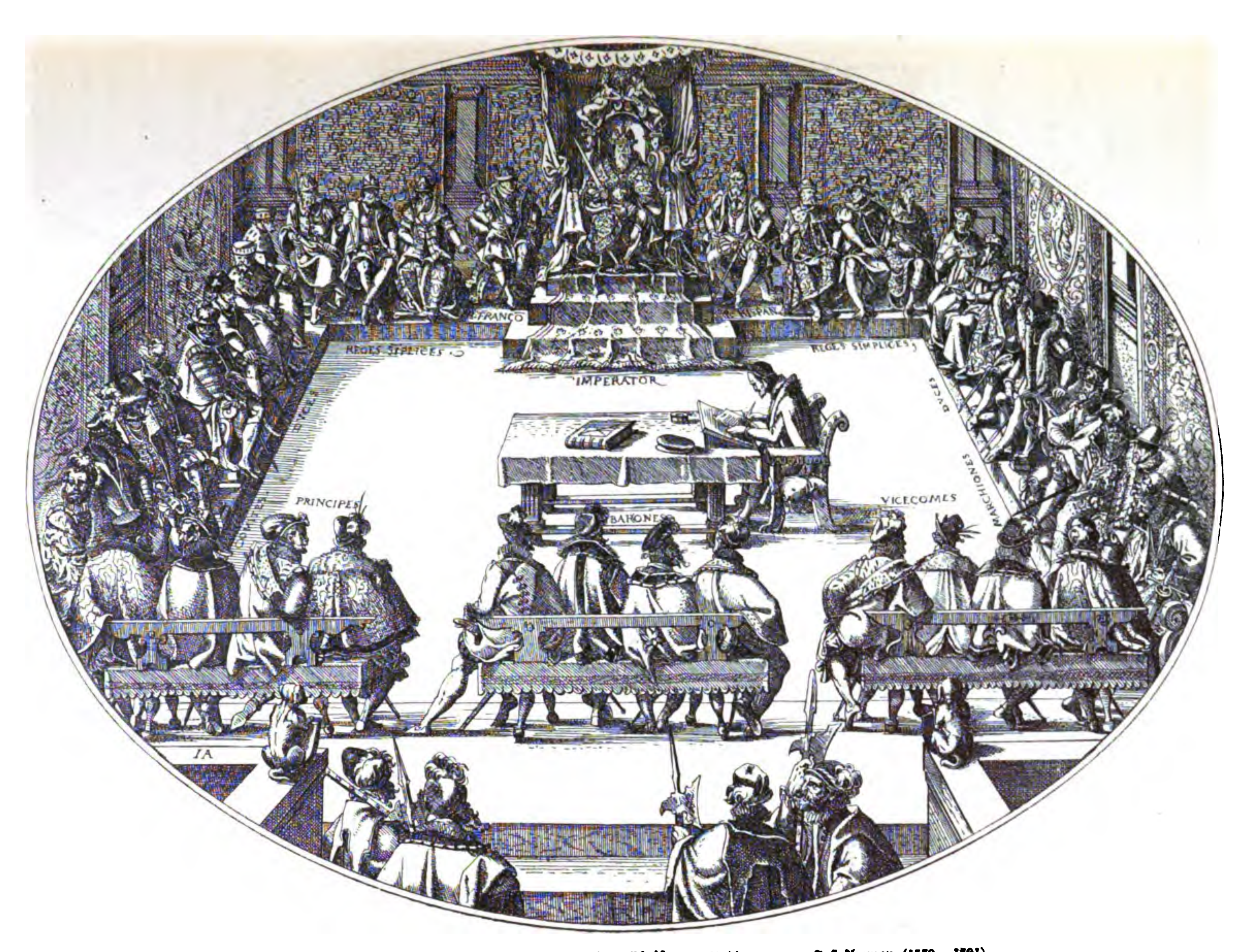
Gegen diesen Gewissenszwang erhoben sich am Ende des sechszehnten Jahrhunderts





Die Fahnen von Köln und Böhmen. Holzschnitte in Jakob Köbels Fahnenbuch, Nördlingen 1540.

zahlreiche Bauernaufstände, wurden aber blutig niedergeschlagen. Im österreichischen Herrscherhause war der Geist des verwandten spanischen durchgedrungen, und dieser Charakter sprach sich in keinem deutschen Habsburger auf so grelle und fanatische Weise aus, wie in dem Jesuitenverehrer Ferdinand II. Dieser Mönch auf dem Throne besuchte als Erzherzog von Steiermark Rom, versprach (1598) dem Papste fußfällig, in seinem Lande die katholische Religion zur alleinherrschenden zu machen, und hielt sein Wort, worauf er sich in der Kapuzinerkirche zu Graz als Erzengel Michael, der den Teufel in der Gestalt — Luthers besiegt, abbilden ließ. Dem Beispiele Steiermarks folgten bald Kärnten und Krain nach. Man nannte es „Reformation“, als man in diesen Ländern protestantische Kirchen niederriß, ihre Prediger vertrieb, die Schulen zerstörte und die Bücher verbrannte, welche nicht der „alleinseligmachenden“ Kirche huldigten. Dasselbe that Kaiser Rudolf II. seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts in Ober- und Niederösterreich und sodann in Böhmen und dem von den Türken verschonten Reste Ungarns. Hunderttausende von Österreichern, ja die besten



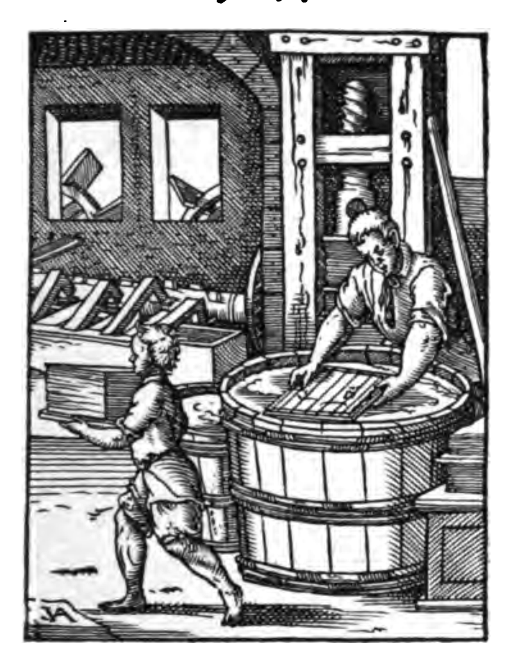
Eine Versammlung unter dem Vorsitze des Kaisers. Radierung von Jost Amman (1539—1591).

Der thronende Kaiser umgeben von Königen, Herzogen, Markgrafen, Fürsten, Grafen und Freiherren. In der Mitte an einem Tische ein Schreiber. Im Vordergrunde als Saalwache vier Hellebardiere.

Elemente des Landes, Edelleute, Bürger und Bauern, entgingen der Wahl zwischen Bekehrung und Greueln durch die Flucht nach Sachsen, Brandenburg, der Schweiz und anderen Ländern. Im Lande blieben nur Jesuiten, brutal-bigotte Soldateska und niedergetretenes, an jeder Zukunft verzweifelndes, in immer krasseren Aberglauben versinkendes Volk. Damit waren die Grundlagen des vielleicht entsetzlichsten Krieges der Weltgeschichte, des dreißigjährigen, gegeben.

Auch in dieser Bewegung ging die Schweiz ihren eigenen Weg, wenn schon nach

Der Papyrer.



Ich brauch Hadern zu meiner Mül
Dran treibt mirs Rad deß wassers viel/
Daß mir die zschn itn Hadern nelt/
Das zeug wirt in wasser einquelt/
Drauß mach ich Pogn/auff dē filtz bring/
Durch preß das wasser darauß zwing.
Denn henck ichs auff/laß drucken wern/
Schneweiß vnd glatt / so hat mans gern.

Der Schrifftgiesser.



Ich geuß die Schrifft zu der Druckrey
Gemacht auß Wißmat/Zin vnd Bley/
Die kan ich auch gerecht justiern/
Die Buchstaben zusammn ordniern
Lateinisch vnd Teutscher Geschriffe
Was auch die Griechisch Sprach antriffe
Mit Versalen/ Puncten vnd Zügn
Daß sie zu der Truckrey sich fügen.

Aus Jost Amman, Eygentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden Hoher vnd Nidriger Geistlicher vnd Weltlicher, aller Künsten, Handwercken vnd Händeln . . . Durch den weitberümpten Hans Sachsen Gantz fleissig beschrieben vnd in Teutsche Reimen gefasset. Frankfurt a. M. 1568.

derselben Methode. Die Gegenreformation wurde hier unmittelbar von Italien aus geleitet, und zwar von einem der größten Männer jener Zeit, der in seiner Wirksamkeit selbst die damaligen Päpste überragte. Es war der Erzbischof von Mailand, Karl Borromeo (1538—1584), Neffe Pius' IV. In großartiger Weise reinigte er, nicht ohne auf heftigen Widerstand zu stoßen, die Sitten der Geistlichen seiner Diözese und bewies hohe Menschenfreundlichkeit bei Anlaß der Pest in seiner Residenz. Desto unheilvoller wurde seine kirchenpolitische Thätigkeit in der Schweiz, die er 1570 mit dem Zwecke bereiste, die Lehre Zwinglis

so gingen die Greuel weiter, nach Deutschland. Kein Haß in der Geschichte kam demjenigen zwischen Lutheranern und Calvinisten gleich; derjenige beider gegen die Katholiken und den „römischen Antichrist“ (den Papst) war harmlos dagegen. Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, der 1563 die calvinische Richtung als die bessere zu erkennen glaubte und Altäre wie Bilder aus den Kirchen hinausschaffen ließ, befestigte diese Lehre durch den Heidelberger Katechismus, zwang sofort alle seine Unterthanen, seinem Beispiele zu folgen und vertrieb

Der Schuhmacher.



Hereyn/wer Stiffl vnd Schuh bedarff/
Die kan ich machen gut vnd scharff/
Büchsn/Armbrosthalffter vñ Wahtseck/
Feuwr Eymer vnd Reyßtruhen Deck/
Gewachtelt Reitstiefl/Kürißschuch/
Pantoffel/gefütert mit Thuch/
Wasserstiffl vnd Schuch außgeschnittn/
Frauwenschuch/nach Höflichen sittn.

Der Schneider.



Ich bin ein Schneider/mach ins Feld/
Den KriegesFürsten jre Zelt/
Mach Reñdeck zu Stechn vnd Thurnier/
Auff Welsch vnd Frantzösisch Manier/
Kleid ich sie gantz höfflicher art/
Ir Hofgsind vnd die Frauwen zart/
Kleid ich jn Sammet Seiden rein/
Vnd in wullen Thuch die Gemein.

Aus Jost Amman, Eygentliche Beschreibung Aller Stände. Mit Versen von Hans Sachs. 1568.

die Unfügsamen. Ja, es wurde im schönen Heidelberg wie im schönern Genf ein Ketzergericht aufgestellt, auf dessen Urteil der Antitrinitarier Johann Sylvan, der sich freilich soweit vergessen hatte, in den blutigen Türken seine Glaubensgenossen zu suchen, enthauptet wurde, während sein Mitverfolgter Adam Neuser fliehen konnte und in der That zum Islam übertrat. Und als nach bloß dreizehn Jahren dieses Regiments Friedrichs Sohn Ludwig die Regierung antrat, welcher Lutheraner war, da bewirkte er den umgekehrten Gang der Sache, vertrieb fünf- bis sechshundert calvinische Prediger und Lehrer und zahllose gleichgesinnte Laien, ließ Altäre und Bilder wieder aufrichten, und die Pfalz mußte auf die Rechtfertigung

durch den Glauben schwören, statt auf die Prädestination. Kaum war dies geschehen, so nahm Graf Johann von Nassau und Oranien (1577) die aus der Pfalz vertriebenen Prediger auf und gab selbst das Zeichen zum Bildersturme, indem er ein Muttergottesbild mit dem Schwerte in den Kopf hieb. In der Pfalz aber führte sechs Jahre später Johann Kasimir als Vormund Friedrichs IV. abermals den Calvinismus ein. Man kann denken, wie solche fürstliche Launen die Unterthanen demoralisieren, ihnen allen Halt im Glauben und im Handeln rauben mußten.

Der Weber.



Ich bin ein Weber zu Leinen Wat/
Kan wircken Barchent vnd Sponat/
Tischthücher/Handzwehl/Facilet/
Vnd wer lust zu Bettziechen hett/
Gewürffelt oder Kamaca/
Allerley gmödelt Thücher da/
Auch Flechsen vnd wircken Haußthuch/
Die Kunst ich bey Aragnes such.

Der Seydensticker.



Ich aber kan wol Seyden stickn/
Mit Gold die brüst vnd Ermel rückn/
Versetzet mit Edlem gestein/
Auch mach ich güldin Hauben rein/
Krentz vnd harband von perlein weiß/
Künstlich Mödel mit hohem fleiß/
Auch Kirchen greht Meßgwant vnd Albn
Kan ich wol schmückn allenthalben.

Aus Jost Amman, Eygentliche Beschreibung Aller Stände. Mit Versen von Hans Sachs. 1568.

Ebenso erging es in Sachsen. Kurfürst August, ein eifriger Lutheraner, verfolgte und vertrieb die Calvinisten, deren Führer, der Kanzler Craco (Cracau) in Leipzig öffentlich durchgepeitscht und in der Pleißenburg zu Tode gefoltert wurde, während der Hofprediger Stößel als Gefangener im Wahnsinn starb und Kaspar Peucer lange Jahre im Kerker schmachtete und in dieser Zeit seine Gattin, Melanchthons Tochter, verlor. Indessen erließ August unter der Leitung des Tübinger Kanzlers Jakob Andreä die angeblich rein lutherische, aber mehr antimelanchthonianische Konkordienformel oder das „torgische Buch“ (1580), die in mehreren protestantischen Staaten Anerkennung fand, in anderen aber verworfen

wurde. Cracos Nachfolger, der Hofrat Nikolaus Crell aber, welcher die Verfolgten schützte und als Haupt der Regierung (Kanzler) seines Zöglings Christian I. duldsame Verordnungen erließ, die Einigkeit aller Protestanten anstrebte und den Geistlichen alles religiöse Gezänk, sowie die Teufelsbeschwörung bei der Taufe verbot, wurde als Calvinist verschrieen, nach dem frühen Tode Christians verhaftet, nach zehnjährigen Kerkerleiden zum Tode verurteilt und nachdem lutherische Geistliche umsonst seine Bekehrung versucht, am 9. Oktober 1601 in Dresden enthauptet. Ähnliches Schicksal erlitt in Braunschweig der Bürgerhauptmann Henning Brabant; er wurde 1604 als Führer einer demokratischen Bewegung gegen das Patriziat und zugleich als Calvinist zu Tode gemartert und mit ausgesuchter Grausamkeit, unter fortwährenden lutherischen Bekehrungsversuchen, förmlich abgeschlachtet; sechs seiner Genossen folgten ihm im Tode.

So wüteten die Menschen gegeneinander, um sich gegenseitig begreiflich zu machen,

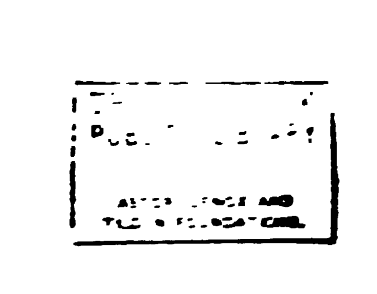
Ist dein Meister nicht Künsten frey/
So such dir ein der gelehrter sey.

Man heist den Meister ungelehrt/
So der Schüler kein fleiß ankehrt.

Eine Schulstube im 16. Jahrhundert.
Holzschnitt aus den „Bildern zu Schimpf und Ernst“ von Hans Burgkmair (1472—1559).

daß ihre Auffassung von den jenseitigen Dingen die richtige sei, und bewiesen damit nur, daß keine von allen Parteien den ersten und erhabensten Grundsatz des Christentums begriffen hatte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Diesem Geiste entsprach denn auch folgerichtig die Schule jener Zeit, die nur den konfessionellen und einseitig gelehrten Zwecken diente und so undeutsch, so unwissenschaftlich wie möglich war. Wohl hatten die Reformatoren, wie schon vor ihnen erleuchtete Männer, Anläufe zur Schöpfung einer Volksschule gemacht; allein alles was auf diesem Felde geschah, wurde von den religiösen Tendenzen aufgesogen. Sowohl die Katholiken als die Protestanten jener Zeit sahen in der niederen Schule nur Anstalten zur Heranziehung von Glaubensgenossen, in der höheren nur solche zur Ausbildung von Geistlichen. In den Gelehrtenschulen wurde indessen dieses Ziel nur teilweise verfolgt; denn es wäre im Interesse beider Kirchen gelegen, ihre werdenden Prediger in der Volkssprache auszubilden; dies geschah aber nicht, die Muttersprache wurde verachtet und es ist namentlich das Werk des verspäteten Humanisten Melanchthon und seiner pädagogischen Nachfolger Trotzendorf, Neander und Sturm, daß



wurde. Cracos Nachfolger, der Hofrat Nikolaus Crell aber, welcher die Verfolgten schützte und als Haupt der Regierung (Kanzler) seines Zöglings Christian I. duldsame Verordnungen erließ, die Einigkeit aller Protestanten anstrebte und den Geistlichen alles religiöse Gezänk, sowie die Teufelsbeschwörung bei der Taufe verbot, wurde als Calvinist verschrieen, nach dem frühen Tode Christians verhaftet, nach zehnjährigen Kerkerleiden zum Tode verurteilt und nachdem lutherische Geistliche umsonst seine Bekehrung versucht, am 9. Oktober 1601 in Dresden enthauptet. Ähnliches Schicksal erlitt in Braunschweig der Bürgerhauptmann Henning Brabant; er wurde 1604 als Führer einer demokratischen Bewegung gegen das Patriziat und zugleich als Calvinist zu Tode gemartert und mit ausgesuchter Grausamkeit, unter fortwährenden lutherischen Bekehrungsversuchen, förmlich abgeschlachtet; sechs seiner Genossen folgten ihm im Tode.

So wüteten die Menschen gegeneinander, um sich gegenseitig begreiflich zu machen,



Eine Schulstube im 16. Jahrhundert.
Holzschnitt aus den „Bildern zu Schimpf und Ernst“ von Hans Burgkmair (1472—1559).

daß ihre Auffassung von den jenseitigen Dingen die richtige sei, und bewiesen damit nur, daß keine von allen Parteien den ersten und erhabensten Grundsatz des Christentums begriffen hatte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

Diesem Geiste entsprach denn auch folgerichtig die Schule jener Zeit, die nur den konfessionellen und einseitig gelehrten Zwecken diente und so undeutsch, so unwissenschaftlich wie möglich war. Wohl hatten die Reformatoren, wie schon vor ihnen erleuchtete Männer, Anläufe zur Schöpfung einer Volksschule gemacht; allein alles was auf diesem Felde geschah, wurde von den religiösen Tendenzen aufgesogen. Sowohl die Katholiken als die Protestanten jener Zeit sahen in der niederen Schule nur Anstalten zur Heranziehung von Glaubensgenossen, in der höheren nur solche zur Ausbildung von Geistlichen. In den Gelehrtenschulen wurde indessen dieses Ziel nur teilweise verfolgt; denn es wäre im Interesse beider Kirchen gelegen, ihre werdenden Prediger in der Volkssprache auszubilden; dies geschah aber nicht, die Muttersprache wurde verachtet und es ist namentlich das Werk des verspäteten Humanisten Melanchthon und seiner pädagogischen Nachfolger Trotzendorf, Neander und Sturm, daß

auf den damaligen Gymnasien (in Schwaben „Klosterschulen“, in Sachsen „Fürstenschulen“) das Latein die Alleinherrschaft führte. Nur Philologie und Mathematik wurden gelehrt, von Geschichte und Naturwissenschaften war keine Rede. Und auf den Universitäten, soviele ihrer auch namentlich im sechszehnten Jahrhundert aufblühten, war es nicht besser bestellt; denn sie hatten im wesentlichen alle den Hauptzweck, entweder dem Protestantismus (Luthertum oder Calvinismus) oder der jesuitischen Gegenreformation zu dienen. Auch hier war die deutsche Sprache verfehmt, wurden die Realfächer verpönt, Rechts- und Heilkunde nach veraltetem Schematismus mangelhaft gelehrt, und die bevorzugten Fächer, Theologie und Philologie, drängten alles in den Hintergrund. Die Früchte dieser Erziehung zeigten sich



Meerwunder und seltene Geschöpfe: Facsimile aus Sebastian Münster's Cosmographie; gedruckt zu Basel durch Henricum Petri. Anno 1550.

in der unglaublichsten Roheit der studentischen Sitten auf den Hochschulen, die im siebzehnten Jahrhundert noch weit schlimmer wurden.

Wie wollte man aber eine höhere und tiefere Einsicht in religiösen, wissenschaftlichen und moralischen Fragen von einer Zeit erwarten, welche, nicht zufrieden mit den schon vorhandenen Resten verschiedenartigen Heidentums (s. oben S. 3), fort und fort begierig nach neuem Aberglauben griff? Wir kennen Luthers Teufelsglauben, wir wissen, daß er noch thörichtern Glauben auf seiten seiner Gegner zu bekämpfen hatte, daß zu seiner Zeit und später die Wiederkunft Christi und der „jüngste Tag“ erwartet wurde, daß Prediger denselben auf bestimmte Daten voraussagten, Melanchthon aus Gestirnstellungen seinen Tod folgerte, daß der Raubritter Grumbach seinen bethörten Herzog durch einen „Engelseher“ bearbeitete und ausbeutete, daß dieses Fürsten Gegner Kurfürst August die wahnsinnigen Wahrsagereien des Punktierbuches anwendete, um Kryptocalvinisten aufzuspüren und zu vernichten. Und so

waren sie alle, die Kinder jener trüben Zeit, vom finstern Kaiser Rudolf II. bis zum geringsten Magister, ja bis zum letzten Pfahlbürger und Hörigen herunter, nur mit Abweichungen ihres Aberglaubens nach Maßgabe des Bildungsganges. Eine sprechende Illustration dazu bildet das geographische Hauptwerk jener Zeit, die „Kosmographie“ Sebastian Münsters (1489—1552), erst Franziskaners, später Professors in Basel, welches mit dem lächerlichsten Fabelwerk erdichteter Länder, Geschöpfe, Fürsten und Ereignisse und allerlei unnützen Spielereien das Verdienst der ersten vollständigen Erdkunde seit der Entdeckung Amerikas verdunkelte.

Zwei Grundsäulen hatte, wenigstens in den höheren Ständen, der Aberglaube jener Zeit, zwei Formen des Wahns, welche zwar aus grauem Altertum, wahrscheinlich schon aus den Kulturreichen am Nil und Euphrat stammten, aber damals sozusagen eine Wiedergeburt erlebten, nachdem sie geraume Zeit beinahe oder ganz vergessen gewesen; zwei Afterwissenschaften indessen, welchen anerkanntermaßen zwei wirkliche Wissenschaften entsprossen sind, nämlich die Astrologie oder Sterndeuterei und die Alchemie oder Goldmacherei, die „ungeratenen Mütter wider Willen“ der Astronomie und der Chemie. Ohne Zweifel sind diese Wahngebäude von den spanischen Arabern bei den christlichen Abendländern aufgefrischt worden. Von Andalusien und Sizilien aus traten sie in der That seit den Kreuzzügen ihren trübseligen Eroberungszug nach dem Norden Europas an, und in Deutschland haben sie zwar schon vor Anfang des Reformjahrhunderts Eingang gefunden, aber erst in jener traurigen zweiten Hälfte desselben ihre Herrschaft über die Gemüter geltend gemacht, um sie beinahe zwei Jahrhunderte lang zu bewahren.

Die Astrologie bestand bekanntlich aus willkürlichen Folgerungen aus dem gegenseitigen Stande der Planeten und der Fixsterne zu einer gewissen Zeit auf künftige Ereignisse. Jede Konstellation bestimmte nach der Meinung der „Kunstgenossen“ den Charakter und die Schicksale des unter derselben geborenen Menschen, und dieses „Stellen der Nativität“ wurde zu einem recht einträglichen Gewerbe jener Pseudogelehrten, denen sich freilich, aus Nahrungssorgen, auch Männer der wahren Wissenschaft, wie z. B. der große Kepler, beigesellten. Die Astrologen wurden zu Beamten, deren Stellen oft mit denjenigen der Hof- oder Stadtärzte verbunden waren, und es schadete ihnen nicht, wenn ihre Horoskope oder Prognostika nicht eintrafen; Ausreden gab es immer, und die Theologen halfen ihnen darin bereitwillig. So wurde z. B. unzählige Male eine neue Sintflut oder die Ankunft des Antichrist verkündet, und wenn sie nicht eintraf, sagten die Geistlichen, die Thränen der Bußfertigen hätten das Schreckliche abgewendet. Das meiste Aufsehen unter diesen „Propheten“ erregte der schwäbische Astrolog und Arzt Johannes Stöffler, Professor in Tübingen, ein Fanatiker des Aderlassens, das nach ihm noch drei Jahrhunderte so fest stand wie irgend ein Dogma; er schrieb den Gestirnen einen hohen Einfluß auf seine Lieblingsoperation zu, die er sogar besang, war, wenn nicht der Schöpfer, so doch der größte Pfleger des bekannten Aderlaßmännchens in den Kalendern, und verkündete auf den 25. Februar 1524 eine Sintflut. Ein katholischer Astrolog, Cario, verkündete einst die Verbrennung Luthers. Sehr bequem war es daher, etwas auf Jahre zu prophezeien, die kein Zeitgenosse erleben konnte; und da spielte der merkwürdige Zufall, daß Cario auf das Jahr 1789 weltumgestaltende Ereignisse vorhersagte, worüber Adelung noch zwei Jahre vorher spottete. Mehr als durch ihre Vorhersagungen bestimmter Dinge bewirkten daher die Astrologen durch Warnungen vor Unternehmungen oder Räte zu solchen; sie verhinderten hierdurch Kriege, stifteten Heiraten und übten auch auf andere große Staatsaktionen bedeutenden Einfluß. So nährte denn die Astrologie auch die seit dem Mittelalter fortdauernde Kometenfurcht. Der Pfarrer Grasser in Basel sah die Ermordung Heinrichs IV. von Frankreich in einem Kometen von 1607 vorgezeichnet, und durch einen solchen Stern ließ sich Karl V. zur Abdankung bestimmen;



Deutsches Landleben um 1550.

Holzschnitt aus der Folge der Wochentage von Hans Sebald Beham (1500—1550).

Im Vordergrunde links ein Fleischer Schweine schlachtend; rechts vor der Pforte eines Klosters Mönche, die an arme Leute Speisen verteilen; dahinter ein Gefängnis, an der Mauer desselben ein in den „Stock“ Geschlossener, dem ein würdiger Mann, anscheinend der Richter, zuspricht. Im Mittelgrunde ein Ziehbrunnen, aus dem das Wasser durch ein Pferd gehoben wird. Dahinter dehnt sich der Acker mit einem pflügenden Bauer; im Hintergrunde ein Gehöft mit dem Einblick in eine Scheune, in welcher gedroschen wird. In der Ferne Galgen und Rad. Im Hindergrunde links sind am Ufer des Flüßchens Gerber mit Zubereitung von Fellen beschäftigt; hinter ihm flicht eine Frau Körbe und weiterhin spaltet ein Mann Holz. — Über dem Bilde das Planetenzeichen Saturn.

es spielte aber ins Lächerliche, als, und zwar noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, ein Komet ein großes Sterben unter den — Katzen Westfalens verkündet haben sollte.

Die Sucht des Wahrsagens war aber so groß, daß sie sich nicht auf die Sterne beschränkte. Die Linien der Hand mußten in der zur falschen Wissenschaft ausgebildeten Chiromantie ebenso dazu herhalten, wie die Gesichtszüge in der Physiognomik oder Metoposkopie und die Zusammenstellung von Punkten, die ursprünglich in die Erde gegraben wurden, und deren Wahnwissenschaft daher Geomantie hieß. Auch wurden alle diese Dinge mit den Planeten in Verbindung gebracht und danach gruppiert.

Wie in ihrem Alter, so ging auch in ihrer Aufnahme und ihrem Einflusse in Mitteleuropa mit der Astrologie die Alchemie Hand in Hand, welche ebenfalls an die Planeten



Imponit multis ars alcumistica fallax,
Ich hab offt bey mir selbs geacht/
Das Alchimey kein Reichen macht.

Autorem inrisum reddit & ipsa suum.
Jedoch find man so thorechte Leuth/
Verlieren dardurch Haab vnd Zeit.

Alchemistisches Laboratorium. Holzschnitt von Hans Burgkmair in den „Bildern zu Schimpf und Ernst“.

anknüpfte, und mit ihnen die Metalle parallelisierte, deren dreifacher Zweck aber nicht im Wahrsagen, sondern in praktisch scheinenden Dingen, nämlich in der Hervorbringung von Gold und Silber, in der Zubereitung des Steines der Weisen, d. h. eines langes Leben und alles Glück verleihenden Talismans oder der dasselbe bewirkenden „Quintessenz“, und in der Möglichkeit der Erzeugung eines Menschen ohne Eltern (homunculus) bestehen sollte. Es waren namentlich die fahrenden Schüler, welche diese Wahngebilde in Aufnahme brachten, während den Großen dieser Erde das Schicksal beschieden war, durch dieselben ihr Geld zu verlieren. Irdische Schätze aber reizten auch diese Adepten mehr als die ewige Wahrheit. Der Wahn saß so tief, daß sich aus Veranlassung der satirischen Darstellung einer den Stein der Weisen suchenden Gesellschaft in einem Werke des Valentin Andreä im siebzehnten Jahrhundert die Geheimbünde der Rosenkreuzer bildeten, über die leider sehr wenig bekannt geworden ist. Der Homunculus aber spukte in den Gehirnen von Theophrastus Paracelsus an, der die Astrologie verlachte, der Alchemie aber huldigte, bis auf den 1841 gestorbenen Gelehrten Johann Jakob Wagner!



Deutsches Stadtleben um 1550.

Holzschnitt aus der Folge der Wochentage von Hans Sebald Beham (1500—1530).

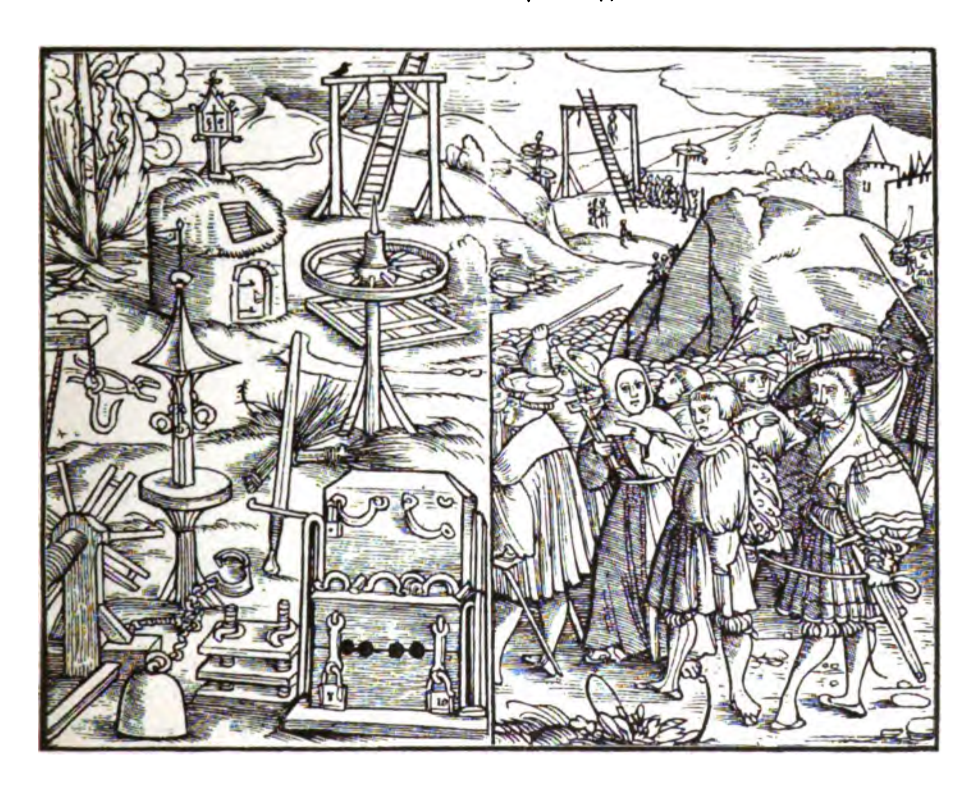
Im Vordergrunde rechts ein Orgelspieler, die Blasebälge werden von einer Gehilfin in Bewegung gesetzt; links ein Kaufmann, auf der Rechnenmaschine rechnend, und ein Schreiber mit Büchern und Tintenfaß. Daneben ein Holzbildhauer bei der Arbeit an einer Statue. Dahinter Maleratelier mit dem Künstler und seinem Farbereiber. Im Mittelgrunde Gelehrte, ein Arzt und zwei Astrologen. Weiterhin Blick in eine Straße mit Kaufläden, deren vorderster einem Goldschmied gehört. — Über dem Bilde das Planetenzeichen Merkur.

Neben diesen Wahngebäuden dauerte, ebenfalls durch die fahrenden Schüler genährt, die faustische Nekromantie oder Geisterbeschwörung, verbunden mit der Magie oder Schwarzkunst fort, und Schriften wie „Doktor Fausts Höllenzwang“, der „schwarze Rabe“, der „Meergeist“ u. s. w. waren, auch von Jesuiten verfaßt, an der Tagesordnung. Ganze Heere von Geistern erdichtete die menschliche Verrücktheit. Es gab, wie gefaselt wurde, neun Klassen sowohl der Engel als der Teufel, mit einer Menge von Unterabteilungen, sodann Geister der Planeten, der Tierkreisbilder, der vier Elemente, der Himmelsgegenden, Jahreszeiten, Monate, Tage und Stunden u. s. w., alle mit Namen benannt, und mit der Macht begabt, Schätze zu entdecken und zu vergeben, zu welchem Zwecke sie mit unverständlichen Sprüchen und sinnlosen Zeichnungen und Zeremonien beschworen wurden. Demgemäß war auch die Zeit reich an Sagen von Teufelserscheinungen und sogar von Teufelsgeburten in Tiergestalten; so sollte 1595 in Bacharach eine Frau ein drachenartiges Teufelswesen geboren haben, das ihr Mann umgebracht haben soll. Man dichtete Romane über den Teufel und sogar ein Professor und Doktor der Medizin, Peter Lotichius in Rinteln, behauptete in einer „gelehrten“ Abhandlung, der Teufel sei im Jahre 1626 zu Mailand eingezogen und habe dort als „Fürst von Mammon“ regiert. Und so sprach noch in manchen Erscheinungen der Zeit überspannter Wahn vom Katheder und von der Kanzel.

Religiöser Fanatismus und Aberglaube im Bunde mußten notwendig die Herzen der Menschen verhärten. Gab es keine Nachsicht gegen Andersgläubige, wie sollte solche gegen irrende, gefallene Leute denkbar sein? Lehrte der Aberglaube lediglich nach Schätzen gieren, warum sollten sich da die Richter und ihre Gehilfen scheuen, aus ihrem Amte soviel Vorteil als möglich herauszupressen? Und darauf kam es denn hauptsächlich an. Nicht die Carolina, d. h. die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V., zu welcher der Reichstag in Regensburg 1532 die vom Freiherrn Johann von Schwarzenberg verfaßte, 1507 in Bamberg und 1516 in Brandenburg angenommene „Halsgerichtsordnung“ erhob, hat die Grausamkeit der Gerichtssäle, Folterkammern und Richtplätze des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts verschuldet, sondern die nackte, durch Fanatismus und Wahnglauben gestählte Habsucht der damaligen Streber auf juristischem Gebiete. Die Carolina war vielmehr ein Versuch, die im Strafrechte schon über ein Jahrhundert lang herrschende Willkür und Grausamkeit zu zügeln, durch Gerechtigkeit das unvermeidliche Einschreiten gegen das Wüten wilder rechtloser Triebe zu regeln. Schwarzenberg war ein hochgebildeter Jurist, ein humanistischer Ritter von dem Schlage eines Sickingen und Hutten, aber weit geregelter in seinem Leben und Wirken; er übersetzte Cicero, eiferte gegen die Trunksucht seiner Zeit, hing der Reformation an, ohne im Glauben unduldsam und einseitig zu sein, und empfahl Milde gegen die unterliegenden Bauern. Allerdings hat die Carolina die unmenschlichen Strafen ihrer Zeit nicht gemildert, weil sie dies nicht hätte wagen dürfen; aber sie hat zum Schutze des Angeklagten gegen Willkür zweckmäßige Maßregeln vorgesehen, z. B. Aufstellung eines Verteidigers, Anerkennung der Notwehr und andere, das deutsche Recht gegenüber dem römischen zur Geltung gebracht, für Besetzung der Gerichte mit ehrbaren Personen zu sorgen versucht, die Anwendung der Folter beschränkt, anständige Gefängnisse verlangt u. s. w. Sind trotzdem diese Vorschriften nicht immer oder vielmehr selten beobachtet worden, so trägt daran nicht das Gesetzbuch, sondern der Haß der Romanisten gegen das deutsche Recht, die Roheit der Richter und die Verwilderung der Zeiten die Schuld.

Schon im fünfzehnten Jahrhundert konnte die mit dem römischen Recht eingewanderte Folter im größten Teile Deutschlands als herrschend angesehen werden. Es hing nun nicht mehr vom Angeklagten ab, sich durch Gottesurtel von der Schuld zu reinigen; er wurde einfach auf die Folterbank gespannt. Nicht Gott war mehr der Richter über Schuld und

Des allerdurchleuchtigsten großmechtigstē vn̄ überwindtlichsten Keyser Karls des fünfften: vnnd des heyligen Römischen Reichs peinlich gerichts ordnung/auff den Reichßtägen zu Augspurgk vnd Regenspurgk/in̄ jaren dreissig/vn̄ zwey vnd dreissig gehalten/auffgericht vnd beschlossen.



Cum gratia et priuilegio Imperiali.

Facsimile des Titels von Karls V. Gerichtsordnung.

Unschuld, sondern der rohe Folterknecht. Die Sammlungen von Seltenheiten vergangener Jahrhunderte sind überaus reich an den Werkzeugen, durch welche man den Beweis der Schuld aus seinen Mitmenschen heraus pressen zu können glaubte. Die gelindesten Mittel, Geständnisse zu erzwingen, waren Peitschenhiebe bei ausgespanntem Körper, nebst Daumen- und Zehenschrauben. Schlimmer wirkten die spanischen Stiefel- oder Beinschrauben, das Ausrecken des Körpers mit rückwärts ausgestreckten Armen auf einer Bank oder Leiter, oder durch Hängen von Gewichten an die Füße, die „pommersche Mütze“, welche den Kopf zusammenpreßte, der „gespickte Hase“, eine Rolle mit stumpfen Spitzen, über welche der Gepeinigte auf- und abgezogen wurde, der Halskragen, die Dornenkrone, das Ansetzen stechender Insekten oder hungriger Mäuse an den bloßen Leib, das Anfüllen von Nase und Mund mit ungelöschtem Kalk und Wasser, die sog. Birne, welche in den Mund gesteckt und



Si fuerit servus nugax, animisq; superbi, Longe abeat, frugi non erit is famulus.

Vntrewer Knecht der find man viel/
Wer trewe Knecht erziehen will/
Der laß jm nicht zu lang den Zügel/
Daß er nit stieg/kropff jm die Flügel.

Bestrafung von Knechten.
Holzschnitt von Häns Burgkmair in den „Bildern zu Schimpf und Ernst.“

dann durch eine Feder so auseinandergetrieben wurde, daß sie die Mundhöhle gänzlich ausfüllte, Brennen mit Feuer oder glühenden Eisen auf verschiedene Art und weiteres, geradezu unglaubliches. Das scheußlichste Marterwerkzeug von allen war aber die „Jungfrau“, unter Umständen mehr eine Art heimlicher Hinrichtung, nämlich eine aus Eisen gefertigte hohle weibliche Gestalt, in deren Inneres man den Unglücklichen sperrte, wo er dann von an dem Bilde angebrachten Eisenspitzen, je nachdem sie kürzer oder länger waren, an jeder Bewegung ohne Verletzung verhindert oder durchbohrt wurde. Es gab solcher Jungfrauen, oft auf blasphemische Weise in der Gestalt der Maria, und mit Abwechselungen in der teuflischen Erfindung, in sämtlichen Ländern des „christlichen“ Europa.

Von den eigentlichen Todesstrafen dauerten die früher (Bd. I, S. 274) genannten nicht nur alle fort, sondern wurden in entsetzlichster Weise verschärft, kombiniert und in unersättlicher Weise angewendet. Namentlich spielten das gräßliche Rädern und Vierteilen immer noch eine Hauptrolle. Die sonst als unehrlich verachteten Nachrichter und Henkersknechte (s. Bd. I, S. 299) wurden die Lieblinge der grausamen Richter, welche durch sie so schöne Sporteln

verdienten, und es kam so weit, daß (freilich erst in Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) ein Jesuit (P. Jakob Schmid) eine Sammlung von Lebensgeschichten „heiliger Scharpfrichter und Henkersknechte“ herausgab, um damit gegen die von der Humanität geforderte und bewirkte Abnahme der gerichtlichen Abschlachtungen Verwahrung einzulegen.

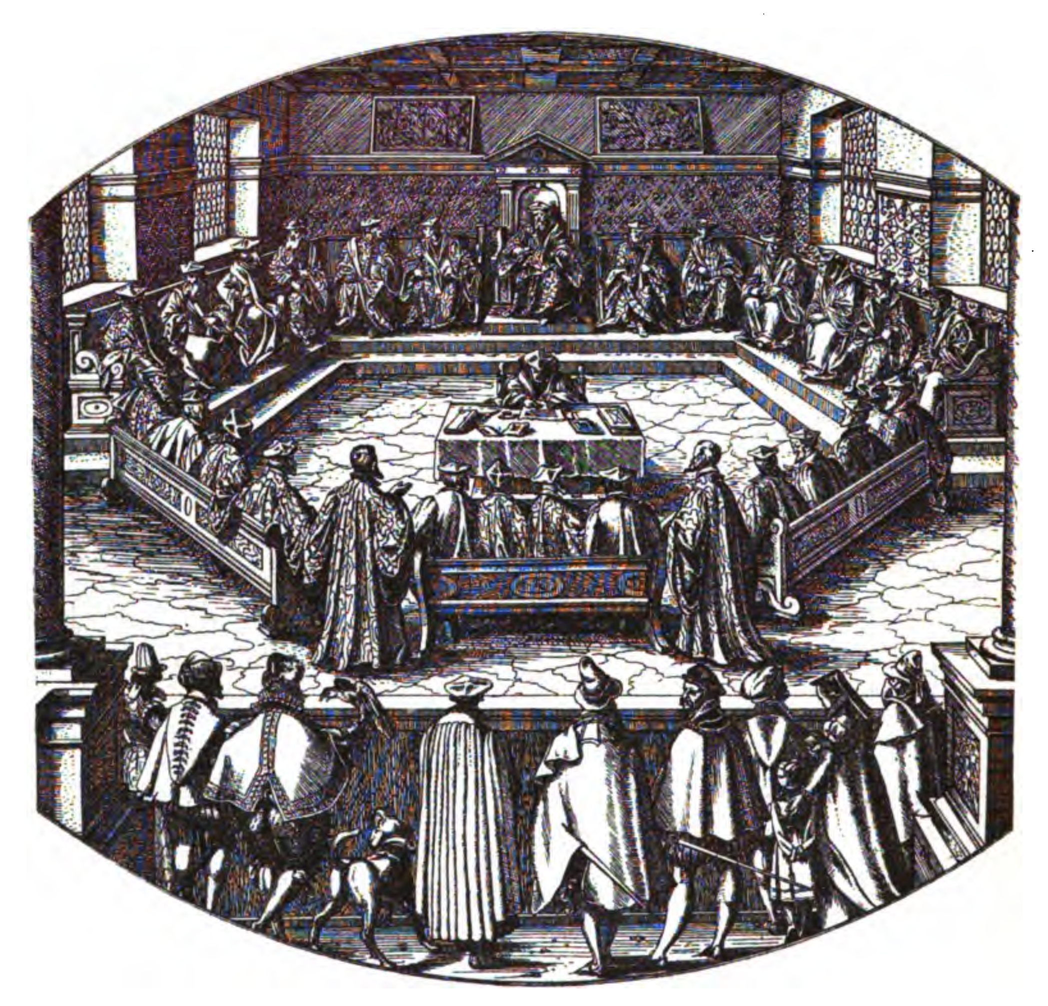
Wir führen als Beispiel der massenhaften Hinrichtungen nur an, daß während des



Sammlung von Rechtsaltertümern; im Schloß zu Nürnberg. (Nach einer Zeichnung im Märk. Prov.-Mus. zu Berlin.)

sechszehnten Jahrhunderts in Luzern 181, in Zürich 524, während des siebzehnten dort 362, hier 336 Personen hingerichtet, und zwar der Mehrzahl nach enthauptet, der Minderzahl nach verbrannt, gehängt, ertränkt oder gerädert wurden. Ein schauerlicher Tarif bestimmte dabei die Gebühren des Scharfrichters. In Zürich z. B. erhielt er außer seiner in Geld und Früchten bestehenden Besoldung (im siebzehnten Jahrhundert) für eine Enthauptung 6 Pfund und 10 Schillinge, für Lebendigverbrennen 7 Pfund und 10 Schillinge, für das Aufhängen 10 Pfund, für das Rädern 20½ Pfund u. s. w., in Luzern im sechszehnten

Jahrhundert für das Zwicken mit glühenden Zangen, Enthaupten, Hängen und Ertränken 2 Pfund, für das Rädern und Verbrennen $2^1/_2$ Pfund (50 Schillinge) und 4 Maß Wein. Im siebzehnten Jahrhundert aber waren die Preise gesunken und betrugen für das Halseisen (bei der Folter), Rutenaushauen, Zungenschlitzen, Ohrenabhauen und Brandmarken nur mehr 10 Schillinge und eine Maß Wein! Ähnlich werden die Verhältnisse auch im eigentlichen Reiche, ja im ganzen Abendlande gewesen sein. Nicht einmal Kinder waren vor der



Gerichtssitzung. Radierung von Jost Amman.
In der Mitte des Richterkollegiums der Gerichtsschreiber. Vor der Schranken Zuhörer.

grassierenden Hinrichtungswut sicher; das zarte Alter bildete nur selten den Beweggrund zur Ausmessung einer milderen Strafe. Ja, jene Zeit scheute sich nicht, in der strafrechtlichen Beurteilung von Tieren den Blödsinn früherer Zeiten fortzusetzen. Die Religionsparteien aber machten mit Vorliebe den Büchern ihrer Gegner den Prozeß und verurteilten sie förmlich zum Feuertode durch den Henker.

Einer der fürchterlichsten Richter, welche jene Mörderei mit empörender Konsequenz betrieben, war Benedikt Carpzov (1595—1666), Rat des kurfürstlich sächsischen Oberappellationsgerichts zu Dresden und ordentlicher Professor der Rechte zu Leipzig, daneben

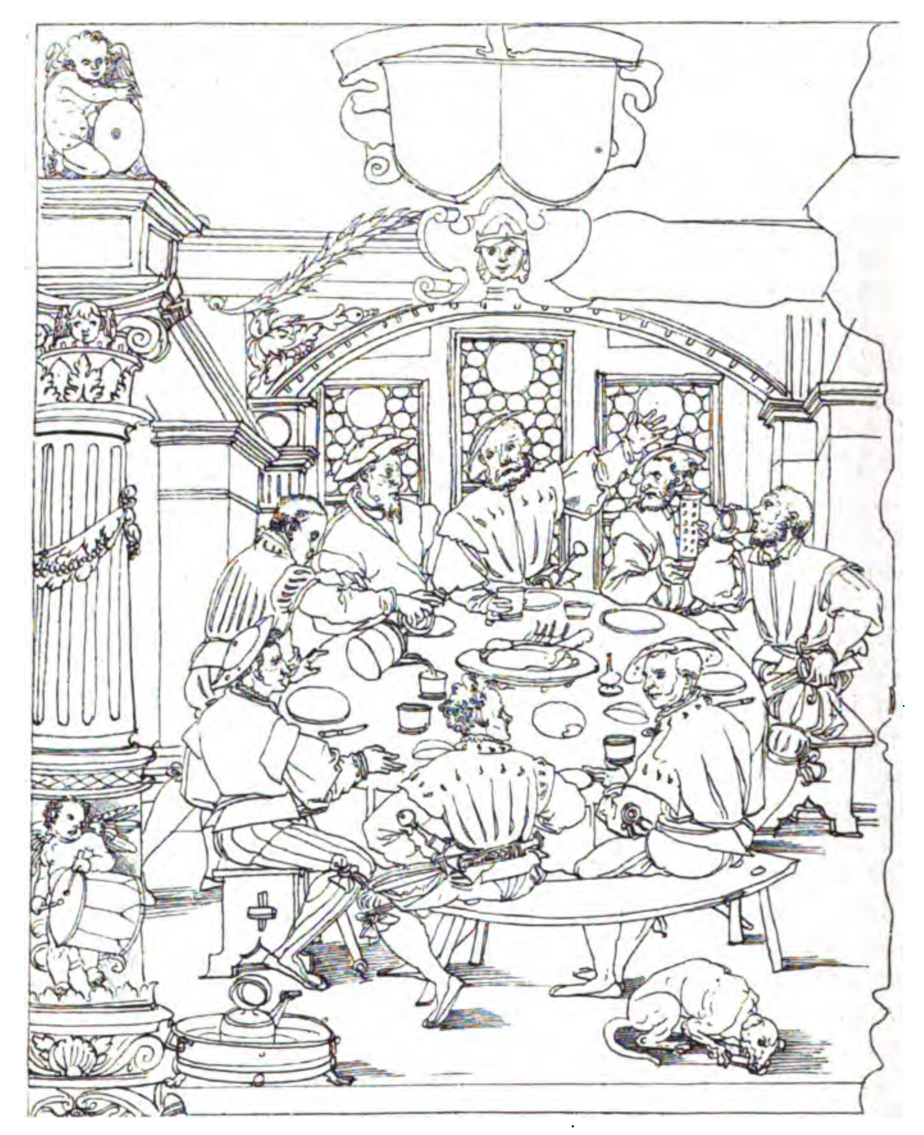
ein sehr frommer Mann, der dreiundfünfzig Mal die ganze Bibel durchlas und jeden Monat zum Abendmahl ging. Es wurde ihm nachgerühmt, er habe zwanzigtausend Todesurteile gefällt und seine lateinisch geschriebene „Neue sächsische Kriminalpraktik“ genoß mehr Ansehen als die Carolina. Ja, er war es, der dem durch dieses Gesetzbuch den Angeklagten gewährten Schutze willkürlich und widerrechtlich die „Hexen“ entzog und das schändliche Verfahren gegen die Unglücklichen, die man für Teilnehmende an dem Wahngebilde der Zauberei hielt, auf die Spitze trieb, die es im siebzehnten Jahrhundert durch die innigste Verbindung von Grausamkeit, Habsucht und Aberglauben erreicht hat, so daß es der nördlichen Hälfte Europas die fehlende Inquisition gegen die Ketzer mehr als ersetzte. In jener bei allen Parteien gleich herzlosen Zeit wurde damit dem Hasse, dem Neide und der Rache der Menschen Thür und Thor geöffnet. Man konnte seiner Feinde bequem ledig werden, wenn man sie der Hexerei anklagte. Ja, die Theologen lieferten den Juristen die Opfer bereitwillig in die Hände. Nichts gewährte Schutz vor diesem Schicksale. Schönheit und Reichtum waren Geschenke des Teufels, — Häßlichkeit und Armut kennzeichneten die richtige Hexe! Die Klagen der Armen schaffte man sich damit vom Halse und mit dem Nachlasse der Reichen füllten die Richter ihre Kassen. Erhielten ja die Inquisitoren nach dem Zeugnisse des einzig in seiner Art dastehenden Jesuiten Spee für jede verurteilte „Hexe“ vier bis fünf Thaler. Kleider, Pferde und Kutschen der Verbrannten fielen den Henkern und ihren Familien anheim. Der Nachrichter von Kösfeld erhielt in einem halben Jahre 169 Reichsthaler für Hexenbrände, der von Schäsburg in Siebenbürgen einen Gulden für jede „Hexe“. Aufspürer solcher Unglücklicher hatten freien Unterhalt und Reisegeld. Viele Leute wurden jährlich gebrandschatzt, um nicht verbrannt zu werden, und bischöfliche Beamte ließen sich für Lossprechungen zwei und einen halben Gulden zahlen. Späher, Richter und Henker durchsuchten alle Gegenden, um dem unersättlichen Rachen der Hexengerichte wieder Futter zu liefern. Schauderhafte Kerker nahmen die Opfer auf, so z. B. der Hexenturm zu Lindheim in Hessen (jeder richtige Gerichtsort jener blutigen Zeit mußte einen Hexen-, einen Ketzer- und einen Judenturm haben, welche jedoch oft vereinigt waren); derselbe war Gefängnis, Folterkammer und Brandplatz zugleich. Die Zellen der Gefangenen bestanden aus engen dunkeln Löchern mit keiner anderen Öffnung als einer zwei Zoll breiten Lücke zwischen den Steinen, hatten aber dicke hölzerne, mit Nägeln und Eisen beschlagene Thüren und waren mit Ringen, Halseisen, Ketten und Steinen zur Befestigung derselben versehen. Noch in unserm Jahrhundert fand man dort „verbrannte menschliche Gebeine!“



Tanzende Bauern. Kupferstich, 1546, von Hans Sebald Beham.

Es ist indessen erstaunlich, wie wenig sich in jener Zeit die Welt durch Religionskriege, Unheilsverkündigungen und barbarische Justiz in ihren Vergnügungen aufhalten oder beeinträchtigen ließ. Es war wohl diejenige Periode in der europäischen, namentlich aber der deutschen Geschichte, in welcher am meisten gegessen und getrunken wurde. Daß letzteres „der Deutschen Gebrauch“, stets bei ihnen „in der übung gewest“ und „übergroß drinken ain ehr ist“ und „für kain schand oder unlob zu achten“, sagt naiv genug die „Zimmersche Chronik“, eine übrigens gut

geschriebene Zusammenstellung von allem möglichen Klatsch, die bis zum Jahre 1566 reicht. Nach ihr, die es übrigens selbst „ein schadloses Laster“ nennt, wurde regelmäßig vor und nach den Gerichtssitzungen getrunken oder wie sie sagt „die gewonlich zech“ vorher gehalten, während nachher „mann und weiber zusamen beruefen werden, die verzechen die gefallnen straffen und seind frölich, gueter ding mit danzen und springen.“ Kam man zu einem



Trinkstube. Anonyme Zeichnung aus dem 16. Jahrhundert im Kgl. Kupferstich-Kabinet zu Berlin.

Kauf oder einer anderen Handlung zusammen, so war wieder „ain groß drinken von den herren und edelleuten“ und hatte Einer „ain guets trinkle“, so war vieles erlaubt und man verstand mehr Spaß als sonst. Hochgestellte Herren eröffneten ihre Tafeln mit enormen Zügen aus Riesenpokalen auf die Gesundheit des Monarchen und ließen dieselben in der Gesellschaft kreisen, bis keiner mehr auf den Füßen stehen konnte. Namentlich waren die Schlaftrünke im Schwange, d. h. nicht etwa schlafbringende Getränke, sondern riesige Gelage vor dem



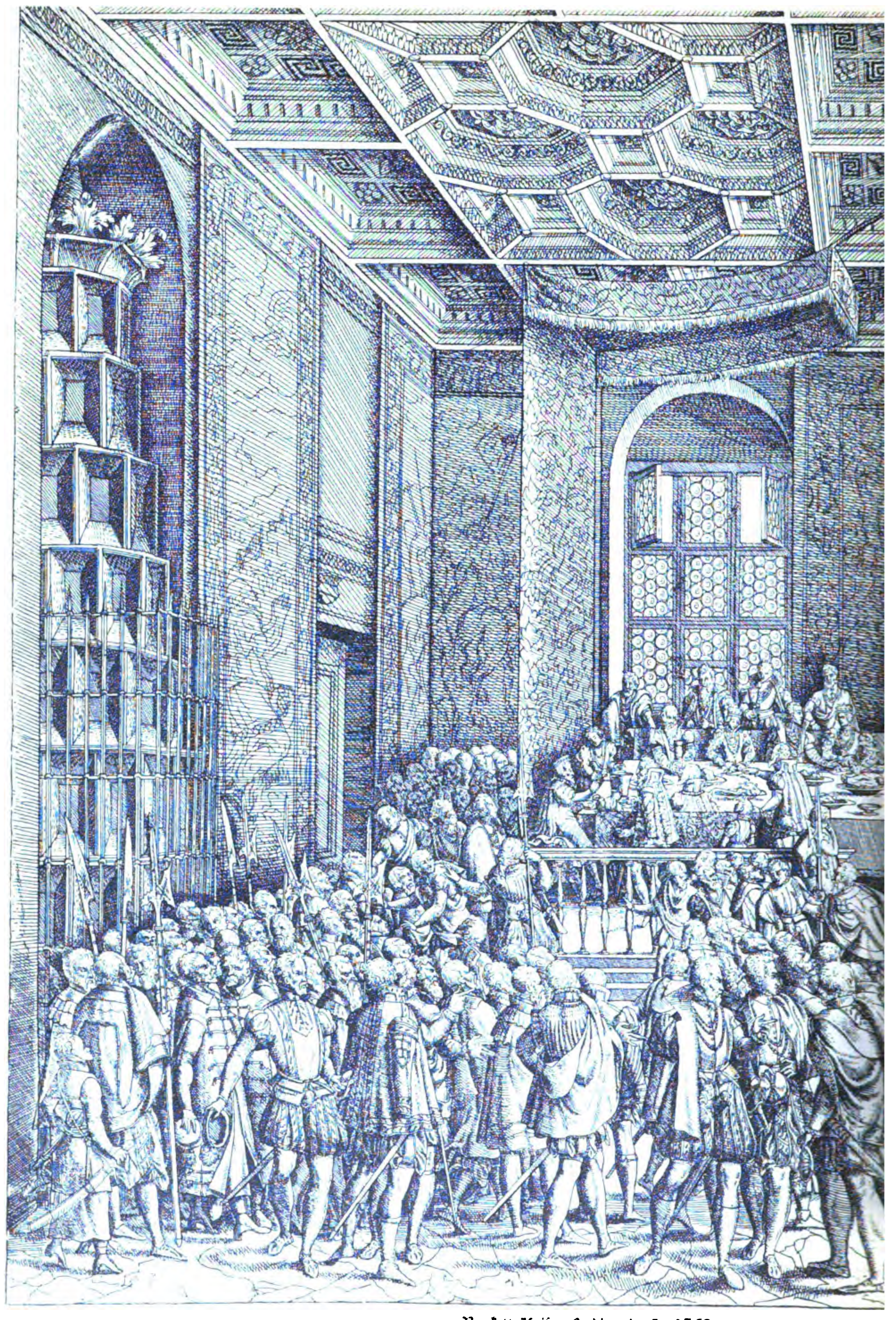
Ein Anrichtezimmer um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Links Einblick in die Küche, im Hintergrunde rechts der Speisesaal.
Gemälde aus dem Jahre 1562 von Ludger tom Ring der Jüngere; Berlin, Gemälde-Galerie d. Kgl. Mus.

Schlafengehen, welche mit Essen, Trinken, Tanzen und Musizieren die halbe oder auch wohl die ganze Nacht dauerten. Aufgeräumte Stimmung äußerte man gern durch Zerreißen, Zerschlagen oder Fortschleppen von Tischlaken, Schüsseln, Tellern, Gläsern u. s. w.

Als Beispiel des Gesagten geben wir näheres über ein Gastmahl an, das 1569 der Rat von Braunschweig dem Herzog Julius zu seiner Thronbesteigung gab, und das vier Stunden dauerte. Der erste Gang bestand in Rindfleisch mit Suppe, Braten, Hasen und Rebhühnern, Birnen und Pasteten, der zweite in gekochten Vögeln und frischem Lachs, der dritte in Hirsch, mit Semmeln gebacken, und Weinmus, der vierte in Hirschwildbret und Mandelkäse, der fünfte in Hirschpasteten und Schaffleisch, der sechste in gebratenen Vögeln und Quappen, der siebente in gebratenen Ferkeln und trockenen Forellen, der achte in Mandeltorte und Gründlingen, der neunte in Ferkeln in Gallert, der zehnte in Austern und Gebäck, der elfte in Krebsen, Karpfen und Pasteten, der zwölfte in Bratfischen, Gebackenem und Parmesankäse. Den zweiten bis elften Gang begleitete noch ein Schaugericht, bestehend aus teilweise vergoldeten und bemalten Figuren, Tieren, Vögeln u. s. w. Man schaffte zu diesem Mahle her: 8 Ochsen, 32 Hämmel, 13 Schweine, 50 Hasen, 17 Stück anderes Wildbret, 236 Hühner, 82 Rebhühner, 190 Krammets- und 260 andere Vögel, über tausend Eier, 9 Aale, 304 Karpfen, 203 Hechte, 1140 Gründlinge, 101 Barsche, 30 Bratfische, 3600 Krebse, eine Tonne und 66 Pfund Lachs, eine Tonne und 56 Pfund Butter, 246 Pfund Speck; dann an Getränken: 15 Faß Märzbier, 1 Faß starkes, 8 Tonnen Weißbier, 2 Faß Einbeckerbier, 4 Faß Mumme, 7½ Ohm Rheinwein. Von den Speisen blieb nur wenig, von den Getränken aber gar nichts übrig. Zur Beleuchtung verwendete man 150 Fackeln, 36 Pfund Tafel-, 103 Pfund Talglichter. Die Kosten für das Verzehrte betrugen 3085 Gulden 7 Schilling 5 Pfennige, die für mutwillig zerstörte Gegenstände 2111 Gulden 2 Pfennige. Und dieses Mahl gehörte noch keineswegs zu den verschwenderischesten.

In Leipzig trank man 1561 bei der Hochzeit des Prinzen von Oranien mit Anna von Sachsen 3600 Eimer und 1000 Fässer Wein (freilich waren 5647 berittene Gäste anwesend); bei Anlaß der Hochzeit Herzog Ulrichs von Württemberg mit Sabina von Bayern 1511 in Stuttgart wurden für 7000 Gäste 736 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet, 6000 Scheffel Früchte verbacken, und Tag und Nacht lief aus zwei Brunnenröhren roter und weißer Wein. Auch an anderen Überraschungen und groteskem Luxus fehlte es bei großen Festen und besonders bei Gastmählern nicht. Es wurde z. B. der Wein von Küfern auf einem Wagen in den Saal gezogen, es sprengten Reiter herein, welche zu Pferde die Speisen auftrugen; es zeigten vor den Gästen Athleten, Sänger und Harfenmädchen ihre Künste; aus Pasteten flogen Vögel, sprangen Hasen, Eichhörnchen u. dergl. Tiere oder stieg gar ein Zwerg heraus, grüßte höflich und verschwand; es kroch ein feuerspeiender Drache herein und wurde von Landsknechten erschlagen u. s. w.

Karl V. brachte zur Fürstenversammlung in Regensburg dreitausend Eimer Wein mit; denn an den Reichstagen galt es als eine Schande, ohne große Leistungen im Trinken heimzukehren. Als sich des Kaisers spanische Höflinge bei ihm über die deutsche Trinklust beklagten, bekannte er seine Ohnmacht, gegen dieselbe ebensowenig auszurichten, als gegen die Rauflust der Spanier. Aber nicht nur etwa die Adligen und Stadtherren bewiesen eine so kunstfertige Kehle; die Geistlichen gaben ihnen in nichts nach, und an den Universitäten boten die Professoren den Studenten kein Vorbild der Mäßigkeit. Ja selbst die Damen machten bis zu einem gewissen Grade mit. Trotzdem gab es sogar in dieser so allgemein betriebenen Kunst des Trinkens noch Virtuosen, wie z. B. den schlesischen Ritter Hans von Schweinichen (1552—1616), welcher darin ungefähr solche Tollheiten trieb, wie einst Ulrich von



Bankett Kaiser Ferdinands I. 1560. Radierung von Francesc

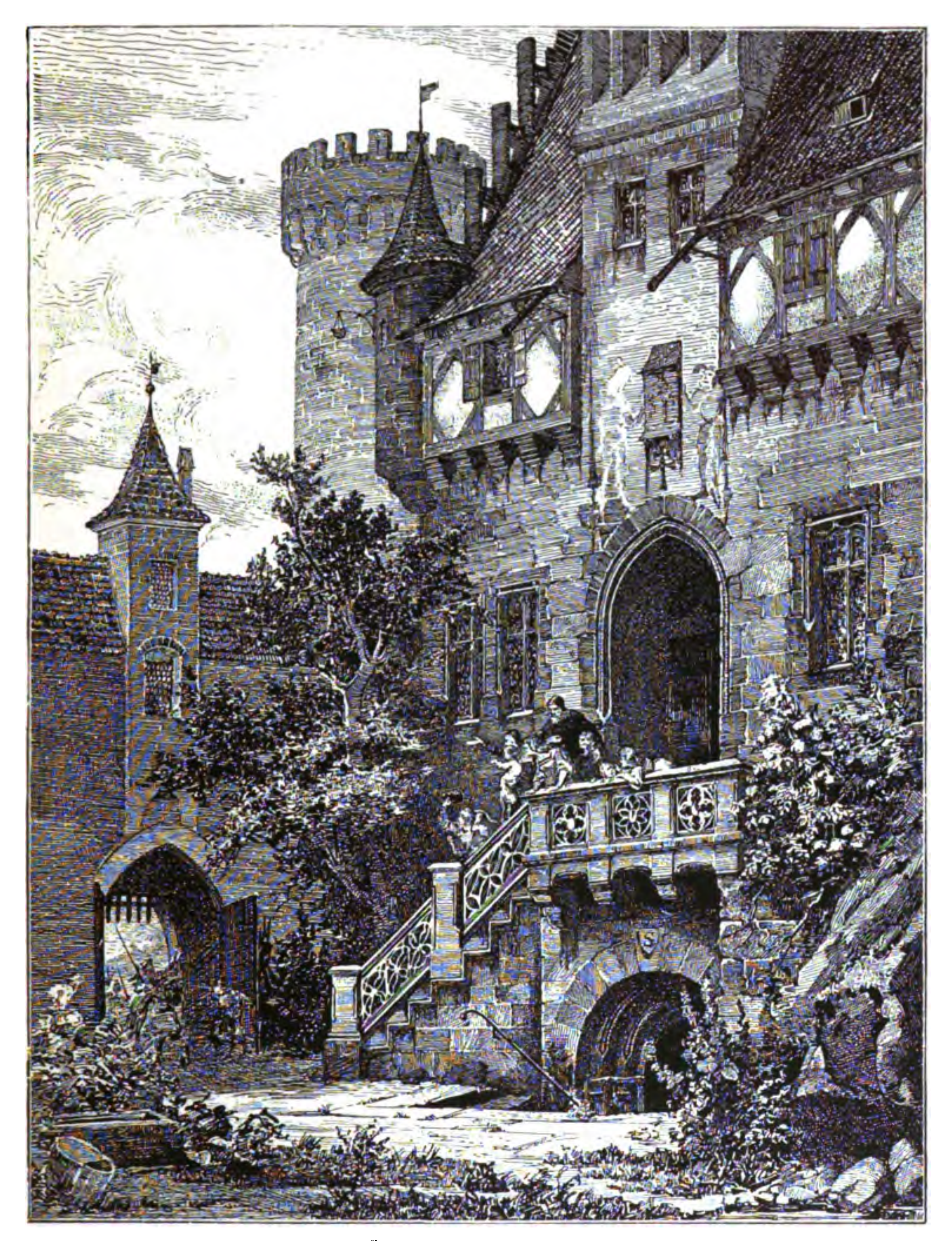
Das Bankett findet in einem Prachtsaal mit reicher kassettierter Decke statt; in der Hinterwand zwei große Bogenfenster mit kleinen runden Scheiben, in ei
gefäße: Becher, Schalen, Pokale ꝛc. Edelleute warten an der Tafel auf, die durch eine Balustrade vom Hauptraume des Saales getrennt ist.



rzi (1520—1600), der von Kaiser Maximilian II. als Hofmaler berufen wurde.

Nische links ein thönerner Ofen, abgesperrt durch ein eisernes Gitter. Die Tafel steht links im Grunde des Saales, ihr gegenüber der Aufbau kostbar
… Personen bringen jede mehrere geschlossene übereinander gesetzte und mit einem Tuche zusammengehaltene

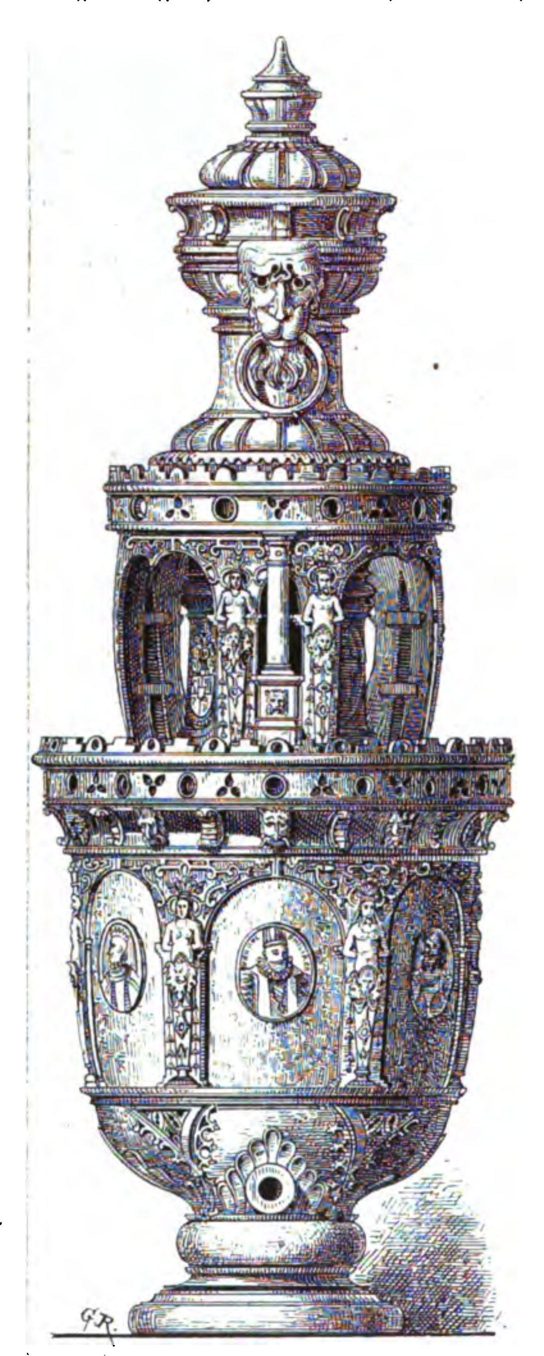
Lichtenstein (Bd. I, S. 191) im Minnedienste und auf seinen vielen Reisen in Begleitung seines Herzogs, über die er ein Tagebuch führte, — meist betrunken war.



Burghof. Motiv aus Rothenburg a. d. Tauber. Gezeichnet von C. Sterry nach F. C. Mayer.

Es war denn auch folgerichtig die Zeit der großen Trinkgefäße und der ungeheuern Weinfässer, deren berühmteste das Schloß zu Heidelberg barg und noch birgt; das erste, von 1591, faßte 132 Fuder, das zweite, von 1664, 204, das dritte, von 1752, 250,

eines auf der Festung Königstein aber, das nicht mehr existiert, 850 Fuder! Diesen Kolossen entsprachen die voluminösen Familienpokale, Gesellschaftsbecher, Zunfthumpen u. s. w. Man hatte besondere Willkommbecher von Gold, Silber, Kristall u. s. w., aus welchen die Gäste des Hauses Bescheid thun mußten, und besondere „Trinkbücher", in welche sich die, welche jenes gethan, einschrieben.



Trinkkrug aus Thon mit Deckel. (In Trier.)
Angefertigt in Raeren bei Eupen 1591. Seltenes Meisterwerk der Krugbäckerei. Am Unterbau sieben Porträtmedaillons. 74 Centimeter hoch. (Nach Heuser, bei Ortwein.)

Die schöne Augsburgerin Philippine Welser, Erzherzog Ferdinands Gattin, der ein anderes Los beschieden war, als ihrer unglücklichen Mitbürgerin Agnes Bernauer, die ein Jahrhundert vor ihr dasselbe Wagnis fürstlicher Liebe mit dem Tode gebüßt, schrieb ihren Namen 1567 zuvorderst unter den Frauen in das Trinkbuch des Schlosses Ambras, und es waren nicht wenige Schwestern, die ihr folgten, nachdem sie den drei Maß haltenden „Willekumm" geleert hatten. Die Sprüche dieser eigenartigen Albums, die wiederholt gesammelt sind, wechseln zwischen der Nachwirkung des Geleisteten und mehr oder weniger witzigen, mehr derben als geistvollen Gedanken. So schrieb z. B. einer: „Ein Narr bin ich, gesoffen hab' ich, sterben muß ich", ein anderer: „Der Bacchus nahm das Haupt mir ein, drum sind die Füße nicht mehr mein." Besser ist: „Leben und nicht genießen, das mag den Teufel in der Hölle verdrießen." Kurz und gut ist die Zeit gezeichnet in den auf Hohentwil eingeschriebenen Worten: „Hohentwil, wo man nicht wenig ißt und trinket viel."

Ebenso war es die Zeit des Emporkommens der Gasthäuser, die sich immer mehr ausbreiteten und an Zahl zunahmen. Gleich alt wie diese Erscheinung ist aber auch die der Polizeistunde. Eine Glocke, die Weinglocke, letzte oder lange Glocke (weil sie eine halbe Stunde lang läutete) genannt, setzte dem Trinken im Sommer um neun, im Winter um acht Uhr ein Ziel. War ihr Ton verklungen, so mußte der Wirt seine Gäste verabschieden, „Feierabend bieten", und sein Haus schließen, und jeder Fehlbare, Wirt wie Gast, verfiel in eine beträchtliche Buße, oder erlitt Gefängnisstrafe oder Stadtverweisung. Über

Die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts.

Das sechzehnte Jahrhundert, das der Aufklärung, der freiheitlichen Bestrebungen in allen Richtungen bricht auch kostümlich mit den engen Formen des Mittelalters. Die Tracht wird weiter, man schlitzt auf, wo das Kleid die Bewegung behindert. Daher Schlitze überall, an Rock, Ärmel, Hose. Im Anfang noch bescheiden bis 1510, Fig. 2, gewinnt das Kostüm bis 1530 immer mehr an Abenteuerlichkeit, Pracht und Weite. Die enge kurze Schecke wird zum Faltenrocke, Fig. 4, das Beinkleid teilt sich in die oft geschlitzte Schenkelhose und den Strumpf. Die Schaube, im Anfang des Jahrhunderts noch bescheiden lang. mehr Zweckkleid, wird zum kürzeren Prachtkleide mit Pelzkragen, weiten geschlitzten Ärmeln. Der Schuh ist vorn breit gehackt mit einem Minimum von Oberleder, Fig. 3, 3a, nachdem er vorher eine rundliche Mittelform gezeigt, Fig. 1 und 2, das sogenannte Entenmaul; der Kopf, dessen Haar nur zum Kolbe geschnitten wird, trägt den Bart frei in mannigfacher Form, namentlich gerade unter dem Kinn gekürzt, Fig. 3, und wird gedeckt durch das Barett, dessen Befestigung, weil es tellerförmig wird, bald die Haarhaube (Calotte) fordert, Fig. 4 und 4a. Die Kleider sind reich mit Samt und Atlas oder farbigen Damaststreifen besetzt. Die Schlitze werden bunt unterfüttert. Vor allem wichtig ist die Veränderung am Halse. Zuerst noch unter der Halsgrube abschneidend, Fig. 2, steigt das Hemd bis zum Halse auf und wird durch ein Bändchen gefaßt. Nach 1525, in welcher Zeit das Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts ungefähr seine Vollendung erreicht, wird der Rock kürzer, das Hemd steigt über das Bündchen heraus und zeigt eine immer größer werdende überstehende Krause, die am Ende des Jahrhunderts zum Mühlsteinkragen wird und Kröse heißt, Fig. 12. 13. Auch an der Hand tritt das Hemd als Krause hervor. Der Rock wird am Halse höher, unter der Hüfte immer kürzer, das Barett wird kleiner, Fig. 6; gegen Ende des Jahrhunderts ist der Rock wieder zum Wams zusammengeschrumpft, welches aber nun hoch am Halse in einem steifen Kragen endet, über dem die breite Kröse hervortritt. Die Schenkelhose wird kürzer und das Kostüm lehnt sich bei den katholischen konservativeren Elementen der Nation an die steifen, spanischen Formen an, Fig. 8, während die protestantischen Oppositionellen das flotte faltige Schlitzkostüm weiter ausbilden, Fig. 7. Die spanische Spangenhose, welche, um steif zu stehen, einen Boden von Pappdeckel erhält, so daß sie fast eine scharfe Kante am Schenkel bildet, artet zur fest wattierten kugeligen Pumphose aus, Fig. 9 u. 10. Die deutsche Spangenhose, Fig. 7, wird zur Pluderhose, deren Bild die übrigen Darstellungen des Buches häufig wiederholen. Die Schaube wird zu kurzem Mantel mit steifem oder überfallendem Kragen, Fig. 7. 8. 9. 13, oder mit steifer Kapuze, Fig. 12. Das Barett wird zur Toque, Fig. 7, zum Hut, Fig. 8, oder schrumpft zusammen, Fig. 9 und 10, immer geschmückt durch eine oft von kostbarer Goldschmiedearbeit gebildete Hutschnur. Das Beinkleid wird durch gekreuzte Kniebänder geschmückt, Fig. 7 und 10, der Schuh wird wieder spitz und mit Puffen und Schlitzen versehen. Aber auch kurze Stiefel von feinem Leder oder Tuch werden getragen und über und über mit Schlitzen ausgestattet. In den letzten Jahren des Jahrhunderts hat die Schenkelhose, selbst die Pumphose, wieder das Knie erreicht und man liebt nach französischer Sitte die Kleider mit Gold- und Silberborden, Gallons, zu versehen, die namentlich schön in Italien gemacht wurden, Fig. 9. Das Schwert, das anfangs senkrecht an der linken Seite hängt, wird in einfacher Degentasche, Fig. 11, in mehr schräge Lage gebracht, der Degen selbst erhält durch Faustbügel und eine Kombination von Parierstangen, sowie durch Hinzutreten des Eselshufes ziemlich reiche Ausbildung des Griffes.

Das Kostüm der Frauen folgt ähnlichen Grundsätzen wie das des Mannes. Zu Anfang ist das Kleid lang schleppend und am Halse um so weiter ausgeschnitten. Man liebt zwei Kleider zu tragen, Fig. 14, oder mindestens das Unterkleid an den Ärmeln zu zeigen, während das Überkleid lange, mit Pelz gefütterte Schmuckärmel zeigt. Überhaupt liebt man das Überkleid, den Rock, mit Pelz zu füttern. Allmählich deckt sich der starke Brustausschnitt des Kleides durch das immer mehr aufsteigende Hemd, welches endlich den Hals erreicht und über das den Hals umschließende Bündchen als Kröse hervortritt. Fig. 15, 16, 21. Aber auch ein fester Leinenkragen, der aus dem Kleide, das im Übrigen den tiefen Ausschnitt behält, hervortritt, Fig. 17, 24, findet sich, oder ein wattierter Kragen, Goller, legt sich über die Schultern, Fig. 18. Das Kleid selbst wird kürzer, nur eben den Boden berührend, das Mieder kurz mit reichem Brustlatz versehen. Die Ärmel sind sehr lang und folgen im Übrigen allen Launen der männlichen Tracht, Fig. 16. Selbst die männliche Schaube wird zum Ceremonienkleide der vornehmen Frau, Fig. 21. Im Anfange des Jahrhunderts finden wir teils freie Entwickelung der Haartracht, Fig. 14, teils asketisches Verhüllen des Hauptes durch mächtige Hauben und Risen, Fig. 15. Die Rise bleibt für ältere Frauen die Begleiterin der Haube fast durch das ganze Jahrhundert und wir finden mächtige Hauben mit Kinntuch noch in den letzten Jahren desselben und über dasselbe hinaus, Fig. 20. Aber die Damen beanspruchen auch für den Kopf die freieren Moden der Männer, die Haare werden gezeigt, oft in mächtigen Flechten über den Rücken geworfen. Fig. 18. Dann hüllt man sie in reiche mit Gold und Perlen gestickte Haarnetze und befestigt, seitwärts fast, reich gefiederte Baretts auf demselben, Fig. 16, 21. Auch kleinere Baretts werden getragen, die sich kaum von denen der Männer unterscheiden, Fig. 18, und selbst auf Hauben gesetzt, Fig. 17 und 19. Aber die Versteifung männlicher Tracht vollzieht sich in gleicher Weise und aus denselben Gründen am weiblichen Kostüm. Am französischen Hofe beginnt der Reifrock (Vertugalle) seine Rolle und findet in Deutschland seine Nachahmung. Das Kleid steigt bis zum Halse auf, wo eine steife Kröse aus ihm hervortritt, die immer größer wird, zum Mühlsteinkragen ausartend, ein besonderes Drahtgestell bedarf, um in seiner horizontalen steifen Lage zu bleiben. Diese Drahtgestelle erweitern sich zu einem System von Flügeln und Bogen, welche vom Rücken hinter dem Kopfe aufsteigend und mit Spitzen bespannt werden, aus denen auch der Kragen gemacht wird, Fig. 22, 32, 24, 30, 29. Jedoch fertigt man die Kröse auch aus feinem Tuch. Der Rock legt sich faltenlos über den zuerst kegelförmigen Reifrock, der immer mehr Breite und Hüftenhöhe gewinnt. Man trägt wie bisher zwei Kleider übereinander, meist von schwerem Damaststoffe gefertigt und daher die Faltenlosigkeit begünstigend. Der obere Rock öffnet sich vorn unter dem Leibchen und ist entweder aus einem Stück ohne Tailleneinschnitt, Fig. 22, oder an einem Mieder mit langer Schneppentaille befestigt. Der Goller wird zum kurzen Mäntelchen mit stehendem Kragen. Reiche Besätze zieren beide Röcke, auch den Goller, der sich andererseits zu einem kurzen, die Brust deckenden Mieder gestaltet, Fig. 26 und 27. Die Ärmelformen sind teils bauschig, Fig. 27, 28, teils knapp anliegend, Fig. 23, 24. Als neues Bekleidungselement tritt die Schürze hinzu, zunächst durchaus Schmuckstück, so lang wie das Kleid, von feinen Leinen, oft gestickt, in enge Falten gelegt, Fig. 21, 22, aber auch ohne Falten mit herabhängenden Zipfeln, Fig. 24. Mannigfaltige Hauben, namentlich die Stuarthaube auf den in die Höhe gekämmten Haaren bedecken den Kopf, auf welchen das Barett oder das Hütchen gesetzt wird, Fig. 22, 23, 26, 29, 30. Bei den Städterinnen kommen namentlich für Brautschmuck mächtig hohe Kopfputze von Flittern und gemachten Blumen in Gebrauch, Fig. 25. Überhaupt sind Flitterhauben, sogenannte „Flundern“ sehr in der Mode. Gegen Ende des Jahrhunderts findet sich wieder ein häufiger Gebrauch des Mantels, der in scharfe Falten gelegt, über den Kopf geschoben wird, Fig. 24. Die Anwendung von Schmuck, Halsketten, Ringen, kostbaren Hutschnüren, Knöpfen am Wams, versteht sich von selbst.

A. von Heyden.



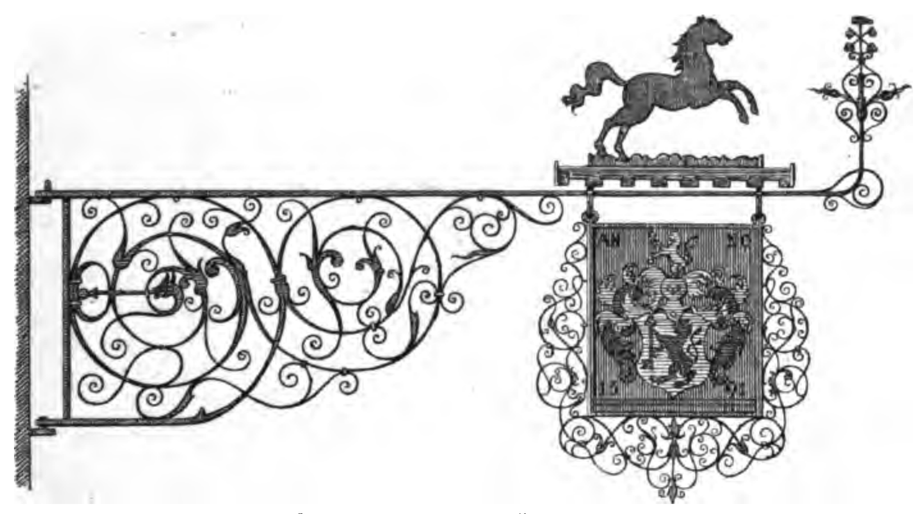
Die Tracht des sechszehnten Jah[...]



...nderts. Gezeichnet von A. von Heyden.

die Gasse hingegen durfte der Wirt bis Mitternacht Getränke verabreichen. Als Zeichen eines Wirtshauses diente im Mittelalter und noch meist im sechszehnten Jahrhundert, ja dient auf dem Lande jetzt noch vielfach ein Tännchen oder sonstiges Bäumchen, ein Strohwisch, ein Reif u. s. w. Wahrscheinlich zur Zeit des Blühens der sogenannten geheimen Wissenschaften, der Astrologie, Alchemie u. s. w. wurde der „Drudenfuß“, das Hexagramm (✡) oder Pentagramm (⛤) als Zeichen einer Schenke beliebt. Auch die Zunfthäuser oder Zunftstuben verwandelten sich vielfach in öffentliche Gastwirtschaften, und neben Essen und Trinken wurde in denselben Musik und Tanz emsig betrieben.

Sowohl das Überhandnehmen der Wirtshäuser aber, als die Notwendigkeit, die ja noch nicht numerierten Häuser überhaupt zu bezeichnen, führte, wahrscheinlich in der Zeit, die wir hier schildern, zur Einführung besonderer Namen für Gast- und andere Häuser. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die ersten eigenen Namen von Häusern dem Wappen des Besitzers entsprachen, wofür der Ausdruck „Schild“ für ein Gasthauszeichen und die besonders



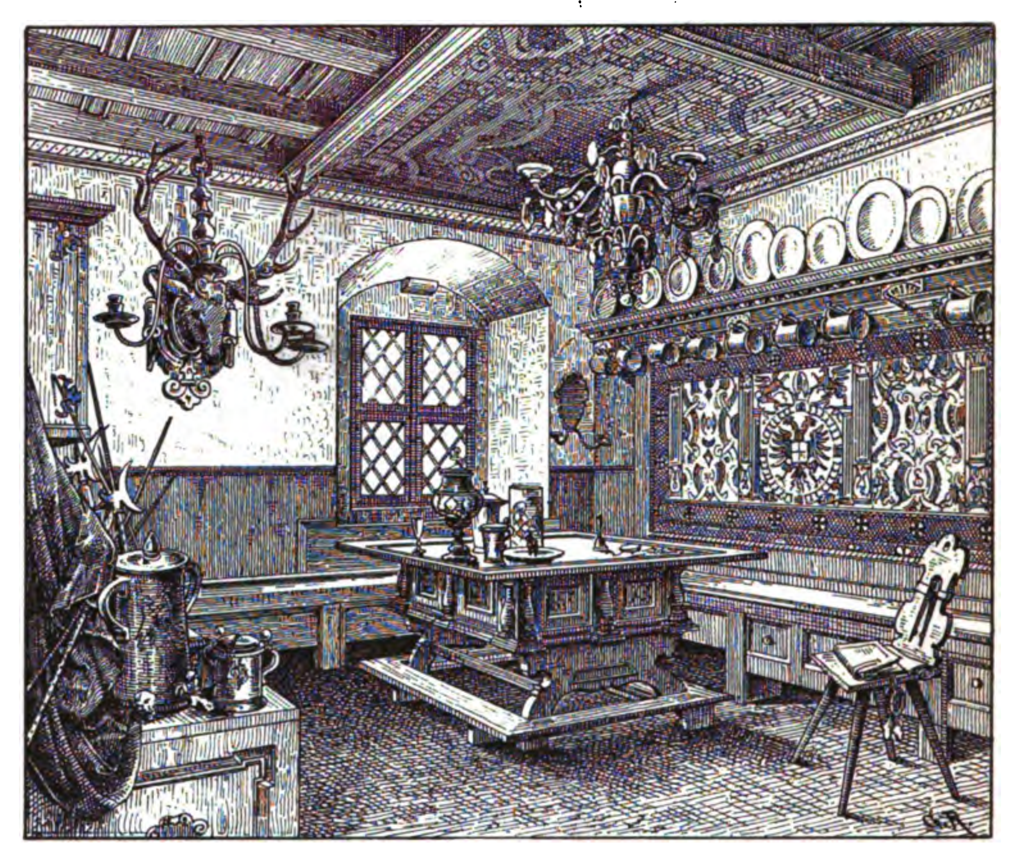
Gildenschild der Tischler in Wolfenbüttel.
Der schmiedeeiserne Träger stammt vom Gildenschilde der Schlosser. (Nach Heuser, bei Ortwein.)

beliebte Wahl heraldischer Tiere und anderer Gegenstände, wie Krone, Kreuz, Sonne, roter Löwe, schwarzer Bär, goldener Hirsch, schwarzer oder goldener Adler u. s. w. sprechen. Erst später kamen zur Bezeichnung der Häuser abstrakte Begriffe, wie Treue, Einigkeit u. s. w. auf. Älter als diese mögen biblische Bilder sein, wie die Arche Noah, der Riese Goliath, die drei Könige u. s. w.

Der Feierabend der Wirtshäuser führt uns auf die Zeiteinteilung, welche damals gebräuchlich war. Besondere Anlässe, wie große Gelage abgerechnet, stand man früh auf und ging früh wieder zur Ruhe, ersteres um vier oder fünf, letzteres um neun Uhr. Die Arbeit sowohl, als die Ratssitzungen und der Schulunterricht begannen um sechs, im Winter um sieben Uhr. Letzterer dauerte bis acht und nachmittags von zwölf bis zwei, drei oder höchstens vier Uhr; da konnte die Jugend gehörig austoben. Um zehn Uhr speiste man zu Mittag, selbst Kaiser Karl V. nicht später als um elf Uhr. Zu Abend aß man um vier, fünf oder sechs Uhr. Im Laufe der Zeit aber haben sich diese Verwendungen der Stunden immer weiter hinausgeschoben.

Dieselbe Ausschweifung des ganzen Gebarens, die sich in den religiösen Zänkereien und Verfolgungen, dem abergläubischen Treiben und dem unmäßigen Essen und Trinken

kundgab, trat auch auf dem Gebiete der Tracht hervor und erfüllte das ganze sechszehnte Jahrhundert mit ihren schreienden Launen. Die Maßregelungen der Leute durch die Behörden in diesem Punkte dauerten ebenso fort wie ihre Nichtachtung und Erfolglosigkeit. Der Aufwand nahm zu, selbst in der früher so einfachen Schweiz, welche durch fremde Kriegsdienste ihrer Bürger mit Gold überschwemmt wurde. Wie die Schuhe breit, so wurde die im fünfzehnten Jahrhundert enge Kleidung weit, und dies im lächerlichsten und übertriebensten Maße. Ärmel und Beinkleider mußten bauschig und ausgeschlitzt sein, und



Innungsstube der Loh- und Weißgerber zu Breslau. (Nach Bischof, bei Ortwein.)

merkwürdiger Weise waren es hierin (s. Bd. I, S. 351) die Landsknechte, welche den Ton angaben und diese Tracht geradezu zur Schamlosigkeit steigerten, indem sie einen Ruhm darin suchten, recht zwanglos und nachlässig aufzutreten und dem gemäß die „Pluderhosen“ so trugen, daß sie den Körper nicht überall geziemend bedeckten. Die Ausschlitzungen gestalteten sich zu den mannigfachsten Figuren, die man den Schweizerschnitt, Kreuzschnitt, Pfauenschwanz u. s. w. nannte, und das ihnen untergelegte Zeug, sowie aufgenähte Stücke glänzten in den buntesten Farben. Auch die schon früher übliche Halbteilung wurde an den Beinkleidern nach Farbe, Schnitt und Umfang aufs maßloseste übertrieben. Zu solchen Ungetümen von Kleidungsstücken, die in Streifen und Fetzen bis auf die Füße herabhingen, wurden nicht selten 60 bis 80, ja bis auf 130 Ellen Tuch verwendet; und man mußte, da das Tuch zu schwer wurde, zur Seide greifen. Umsonst predigte Dr. Andreas Musculus, Professor in Frankfurt a. O. und Generalsuperintendent in Berlin (1555), gegen den

„zerluderten, zucht= und ehrverwegenen pludrigten Hosenteufel“ und entwickelte an dieser Unmode alle Sünden gegen die zehn Gebote. Umsonst ergriff sein Kurfürst Joachim II. sehr derbe Maßregeln, indem er solche Modenarren öffentlich in einem Käfig ausstellen, anderen auf der Straße die Hosen abnehmen ließ. Umsonst auch predigten ihm andere nach und brachten eine Menge weiterer „Teufel“, den „Tanz=, Sauf=, Spiel=, Läster=, Lügen=, Hoffahrts=, Neid=, Sorgen=, Dirnen= und andere Teufel“ ans Tageslicht, welche der Buchhändler Feierabend seit 1569 in wiederholten Auflagen unter dem Titel „Theatrum diabolorum“ sammelte. Die Unsitte dauerte das ganze Jahrhundert hindurch, obschon Dichter



ANNO M·D·LV·

Holzschnitt aus Andreas Musculus Hosenteufel; erschienen Frankfurt a. O. 1555.

wie Hans Sachs und Novellisten wie Georg Wickram ihre Satire gegen sie schleuderten und selbst ein Landsknecht sie in Versen verwünschte. Aus der dabei beobachteten Verschiedenheit im Schnitte der oberen und unteren Hälfte der Beinkleider entstand indessen die Tracht der kurzen Beinkleider und der langen Strümpfe, die sich am Knie in mannigfacher Verzierung verbanden und über 200 Jahre in Europa herrschten. Diese Mode war so recht ein Bild der damaligen Zerfahrenheit auf allen Gebieten des Lebens.

Der Rock wurde bis gegen die Kniee verlängert, die Schaube aber verkürzt, von den Stutzern bis zum spanisch=französischen Schultermäntelchen. Reiche trugen letztere mit Pelz verbrämt, und das lange Gewand beschränkte sich auf Geistliche und Gelehrte. Gegen Ende

des Jahrhunderts fand eine an Häßlichkeit mit den Pluderhosen wetteifernde Mode aus Frankreich her Eingang, nämlich die des kantig ausgepolsterten „Gänsebauchs“, gegen welche ebenfalls gepredigt wurde. Den früher entblößt getragenen Hals umschlossen zu jener Zeit die sogenannten Gekröse, d. h. Binden und Krausen, die einen solchen Umfang annahmen, daß man sie nicht unpassend als „Mühlsteinkrägen“ verspottete. Die Farben der Kleidung waren meistens bunt. Fürsten trugen sich in rotem oder violettem, reich gewirktem und gesticktem Atlas mit kostbaren Pelzbesätzen. Der Adel kleidete sich meist rot, der Bürgerstand aber schwarz oder braun, die Gelehrten nur schwarz. Kostbare



Aus der Kupferstichserie der „Hochzeitstänzer“; von Heinrich Aldegrever. (Originalgröße.)

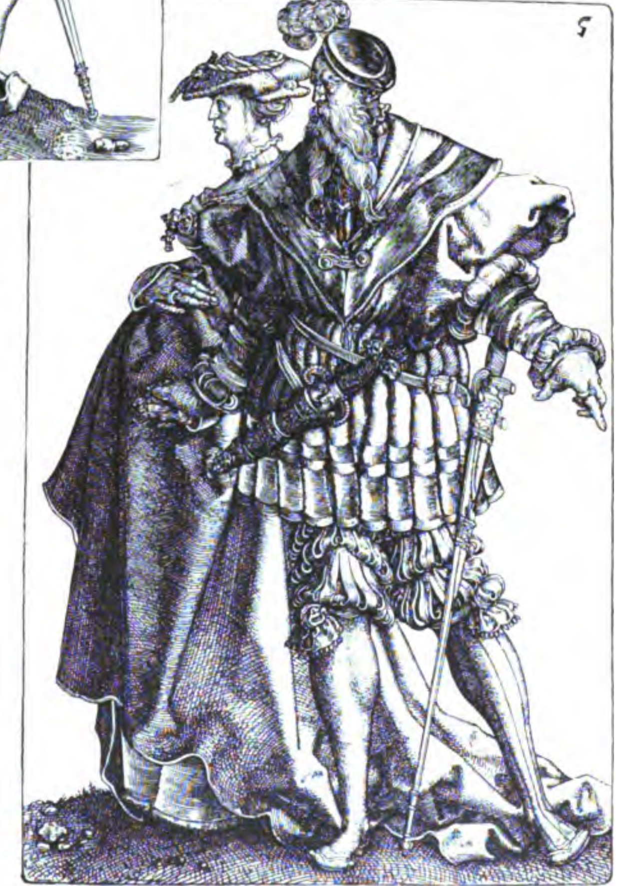
Stoffe, wie Samt und Seide, fanden sogar bei unbemittelten Leuten immer mehr Anwendung. Als Kopfbedeckung wurde immer mehr das Barett herrschend, das sehr verschiedene Formen und Farben annahm, jedoch dem Kopfe nicht unmittelbar auffaß, sondern eine oft die Gestalt eines Netzes aus Gold- und Silberschnüren annehmende Haube unter sich hatte. In der letzten Zeit des sechszehnten Jahrhunderts aber hatte es um seine Existenz mit dem steifen spanischen Hute zu kämpfen. An der Fußbekleidung verbreiterte sich der Vorderteil immer mehr, so daß er den unästhetischen Namen der Ochsen-



Aus der Kupferstichserie der „Hochzeitstänzer"; von Heinrich Aldegrever. (Originalgröße.)

oder Kuhmäuler erhielt, und wurde ebenso geschlitzt, wie Ärmel und Beinkleider; ja sogar die Handschuhe unterlagen dieser Laune. Aber auch hier wechselte die Mode und wurden die Schuhe später wieder spitzig, oft aber mit sogenannten Unterschuhen versehen, mit denen tüchtig zu klappern Stutzer sich ein Vergnügen machten.

Es gab damals Modenarren, welche ihr Leben beinahe nur der Gestaltung ihrer Tracht widmeten. Mathäus Schwarz von Augsburg, der ein solcher war, ließ sich in allen seinen Kleidungen bis in sein Greisenalter, in 140 Bildern malen, und schon ehe er solche trug, d. h. in seiner zartesten Kindheit wurde er gemalt. Dasselbe hatte schon sein Vater gethan, der auch ein Werk mit etwa hundert Trachtenbildern seiner Familie herausgab. Ja, es gefiel sich genannter Modeheld sogar in stutzerhaften Traueranzügen!



Während die Neigung vorherrschte, das Haar kurz zu schneiden, trat dagegen der Bart wieder in seine Rechte und wurde im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts immer verbreiteter, sogar bei der Geistlichkeit beider Bekenntnisse, bis zum Papste hinauf, zeigte aber am Ende jenes Zeitraumes die Neigung zur Beschränkung auf Schnurr- und Zwickelbart.

Von der weiblichen Kleidung läßt sich für die hier behan-

delte Zeit nicht viel Allgemeines sagen, als daß sie bei den Wohlhabenden stets Aufwand zur Schau trug und bis zum Durchdringen der Reformation in der früher schon üblichen Entblößung fortfuhr, nachher aber in das Extrem steifer und unschöner Verhüllung verfiel, wozu auch hier eine möglichst umfangreiche Halskrause trat. Als Kopfbedeckung der Frauen machte sich das Barett immer mehr geltend, und der Schleier, zuerst meist aufgegeben, bürgerte sich wieder ein. Männer und Frauen trugen gern Halsketten, und zwar oft mehrere von verschiedener Länge. Dazu kamen beim weiblichen Geschlecht noch Gürteluhren, Hängespiegel, angehängte Fläschchen für Wohlgerüche,



Aus der Kupferstichserie der „Hochzeitstänzer"; von Heinrich Aldegrever (1502—1562). Originalgröße.

Medaillons, Kreuze, Ohrengehänge, Stirnschmuck, Haarnadeln, Hutagraffen u. s. w.

Auch in Wäsche, Betten und Geräten nahm der Aufwand zu. Schminken und andere Schönheitsmittel, Wohlgerüche, früher aus Safran, später aus Moschus und Bisam, Ambra, Lavendelwasser ꝛc., waren allgemein in Anwendung. Man trug sogenannte Ambraäpfel oder Bisamknöpfe aus Holz und Gewürz, im Sommer aus Blumen bereitet, bei sich. Auch Rauchkerzen und Räucherpulver wandte man an und wusch Kopf und Bart mit wohlriechenden Seifen. Häufig trugen Frauen und

68



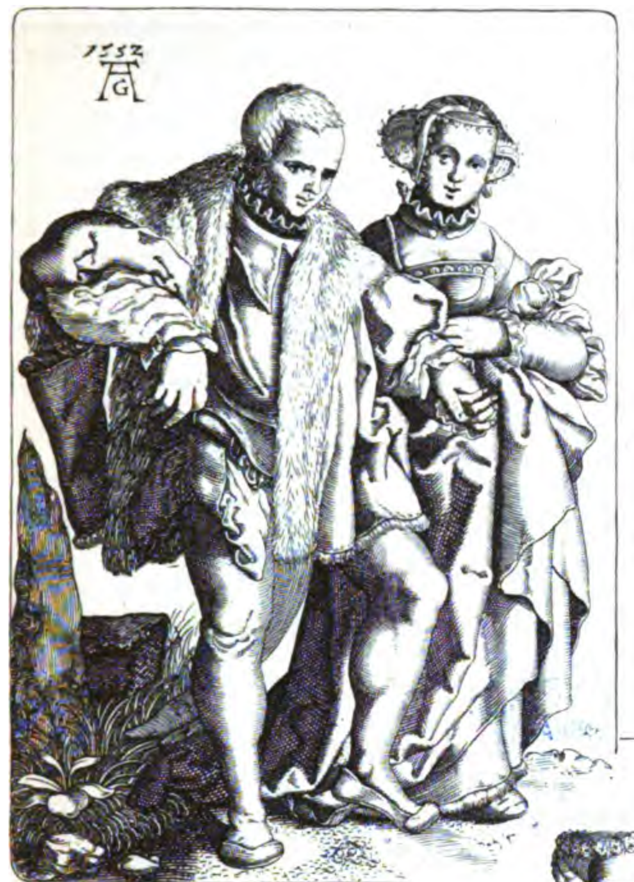
LITHOGRAPHIE R. HULCKER. DRUCK AUG. KÜRTH.

VOLKSGRUPPEN IN DER DARSTELLUNG EINES GESCHLECHTERTANZES



G GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN.

ON AUGSBURGER PATRIZIERN UM 1520 BERLIN, KONIGL. MUSEUM.



Aus der Kupferstichserie der „Hochzeitstänzer“; von Heinrich Aldegrever (1502 bis 1562). Originalgröße.

sogar Männer Kränze, oft goldene, auf dem Kopfe statt eines Baretts.

Die Zunahme des Aufwandes in der Tracht und der Überladung mit allerlei Schmuck und die Erfolglosigkeit des Einschreitens gegen diese Tendenz durch lokale Kleiderordnungen veranlaßten den deutschen Reichstag, 1530 und 1548 in Augsburg zu der „neuen kaiserlichen Ordnung und Reformation guter Polizei im heiligen römischen Reiche.“ Dieselbe appellierte an das vaterländische und religiöse Gefühl schon durch den Eingang: „Da durch jetzo gebrauchte Köstlichkeit der Kleidung ein überschwänglich Geld aus Teutscher Nation geführt, auch Neid, Haß und Unwillen zu Abbruch christlicher Liebe erweckt“ u. s. w., und schrieb dann in 13 Artikeln vor, was und wie sich die Bauern, gemeinen Bürger, Kauf- und Gewerbsleute, Bürger vom Rat, Geschlecht „oder die sonst ihrer Zins und Renten geleben“, der Adel, die Doktoren, Grafen und Herren, Geistlichen, reisigen Knechte, Kriegsleute, Schreiber, endlich die „unehrlichen Weiber“, die Nachrichter und zuletzt die Juden tragen sollten. Letztere mußten sich stetsfort durch einen „unverborgenen“ gelben Ring an Rock oder Kappe



kenntlich machen. Auch über das Pferdezeug verbreitete sich dieses Reichsgesetz. Allein ebenso, wie die früheren Versuche, war auch dieser ohne Erfolg, und die Eitelkeit forderte unablässig ihre Opfer.

Am freiesten, das muß anerkannt werden, hielten sich von der allgemeinen Prunksucht die protestantischen Geistlichen, indem sie bei Ablegung des Mönchsgewandes den Talar der Gelehrten annahmen. Sie traten schmucklos und einfach auf und verharrten in diesem Thun nicht nur, sondern waren es auch, welche am meisten gegen die ausschweifenden Trachten der Laien eiferten. Die katholische Geistlichkeit gab zwar die Pracht ihrer Gewänder nicht auf; aber seit der in Trient angebahnten und nachher so erfolgreichen Gegenreformation offenbarte sich die Tendenz, die Geschmacklosigkeit der geistlichen Kleidung zur Zeit der Entartung



Holzschnitte von Jost Amman aus Hans Weigels Trachtenbuch, Nürnberg 1577.

dieses Standes durch eine Rückkehr zum stilvollen und künstlerisch durchdachten Ornate früherer Zeiten zu ersetzen, und dieses Ornat behielt, ungeachtet aller dem jeweiligen Zeitgeschmacke zum Opfer gebrachten Abänderungen, den würdevollen Charakter, in welchem wir es heute noch kennen.

Viel selbständiger, maßvoller und edler als auf dem Gebiete der Tracht stand Deutschland im sechszehnten Jahrhundert auf dem des Gerätes da. Sagt ja ein gewiß unverdächtiger Zeuge, ein Franzose, Michel de Montaigne, „daß in den deutschen und schweizerischen Städten die Straßen und öffentlichen Plätze, die Wohnungen samt ihrem Hausrat, ihren Tafeln und Tafelgeschirren, weit schöner und sauberer sind als in Frankreich." Die Zeit unbedingter Nachahmung des Auslandes war noch nicht gekommen und Deutschland zeichnete sich gerade vor allen andern Ländern durch den Erfindungsgeist seiner Arbeiter aus. Das Handwerk suchte mit der Kunst zu wetteifern, die sich über ihm erhoben hatte, nicht mehr wie sonst mit ihm verbunden war. Es waren nicht mehr die Zünfte, aus denen die

50



Die Entwickelung des geistlichen Ornats in



ittelalter. Gezeichnet von A. von Heyden.



LXX.

Ein Jungfraw vom Adel im Elsaß.

DJe Jungfrawen vom Adel sein/ Im Elsaß wie ein jeder kan/
Auff solche weiß gehen herein. Auß diser Figur schawen an.



XLVII.

Ein Handtwercksfraw in der Schlesien.

HJe sichstu augenscheinlich klar/ Daimen in der Schlesien/
Jn was kleidung vnd gebahr. Die Handtwercksfrawen einher gehn.



XXXII.

Tracht der Erbarn Burger vnd Kauffleuth in Meissen.

DJß ist sehr ein gemeines Kleidt/ Im Land zu Meissen hin vnd her/
Der Erbarn Burger vnd Handelsleut. Wie die Figur anzeigt vngefehr.



LXXI.

Ein Fuhrman von Flammerspach oder Algeier.

DJe Figur zeigt klärlich an/ Die Flammerspacher Fuhrleuth/
Jn was Klaidung herein gahn. Vnd die Algeier alle zeit.

Holzschnitte von Jost Amman aus Hans Weigels Trachtenbuch, Nürnberg 1577.



LXX.

Ein Jungfraw vom Adel im Elsaß.

DJe Jungfrawen vom Adel fein/
Auff solche weiß gehen herein.
Im Elsaß wie ein jeder kan/
Auß diser Figur schawen an.



XLVII.

Ein Handtwercksfraw in der Schlesien.

HJe sichstu augenscheinlich klar/
In was Klaidung vnd gebahr.
Dainnen in der Schlesien/
Die Handtwercksfrawen einher gahn.



XXXII.

Tracht der Erbarn Burger vnd Kauffleuth in Meissen.

DJß ist jetzt ein gemeines Kleidt/
Der Erbarn Burger vnd Handelsleut.
Im Land zu Meissen hin vnd her/
Wie die Figur anzeigt vngefehr.



LXXI.

Ein Fuhrman von Flammerspach oder Algeier.

DJe Figur zeigt klärlich an/
In was Klaidung herein gahn.
Die Flammerspacher Fuhrleuth/
Vnd die Algeier alle zeit.

Holzschnitte von Jost Amman aus Hans Weigels Trachtenbuch, Nürnberg 1577.

Erfindung neuer Formen hervorging. Seitdem sie die Söhne der früheren „unehrlichen Leute“ nicht mehr ausschließen durften, und seitdem sie aus dem Rate verdrängt wurden, war ihr Bestand lockerer und ihr Ansehen geringer. Die einzelnen Meister traten dagegen, wie es seit dem Anbruche der Neuzeit in allen Richtungen geschah, so auch in der gewerblichen Arbeit selbständiger auf und suchten den sich stets steigernden Bedürfnissen des Aufwandes gerecht zu werden, gegen welchen in Hinsicht der häuslichen Ausstattung die Gesetze ebenso ohnmächtig waren, wie hinsichtlich der Kleidung. Das Talent und noch mehr das Genie gelangten um so mehr zur Geltung, als die Neigung zunahm, das



Sogenannter Moritz- oder Dreifaltigkeits-Thaler des Herzogs Moritz von Sachsen; vom Jahre 1544. Vorderseite, Silber, gegossen und ciseliert; Originalgröße.

Umschrift: PROPTER SCELVS POPVLI MEI PERCVSSI EVM ESAIAE LIII. Im Felde ist die heilige Dreieinigkeit dargestellt: Gott Vater in dem Ornat der deutschen Kaiser auf dem Throne; zwischen seinen Knien das Kruzifix, auf welchem die Taube des heiligen Geistes steht; zu jeder Seite ein stehender Engel und umher viele Engelköpfe. Das H R unten ist das Zeichen des Künstlers; Hans Reinhard. Die Figuren sind teilweise angelötet. Berlin, Königl. Münz-Kabinet.

Leben angenehmer zu gestalten. Deutsche Städte wie Nürnberg, Augsburg u. a. wurden Mittelpunkte neuer Gedanken, die jener Neigung zu Hilfe kamen und mit den Fortschritten der Naturwissenschaften Hand in Hand gingen. Der Nürnberger Schlüsselfelder († 1540) dachte sogar auf ein Perpetuum mobile, d. h. ein Rad, das „mit eigener gewichtlicher Bewegung für und für sich selbst trieb.“ Im Kunstgewerbe lag sonach ein Übergang von den im herrschenden Aufwande sich kundgebenden Mißbildungen der Zeit zu Anzeichen freierer Bewegung, zu einer Verdrängung sinnloser Verschwendung durch geläuterten Geschmack.

Werfen wir nun unsere Blicke auf die einzelnen Gewerke, welche sich zu künstlerischen Gestaltungen ihrer Arbeiten emporschwangen. In Nürnberg, Augsburg, Ulm, Köln, Frankfurt, Prag, Wien und Dresden suchten die Goldschmiede durch kunstreiche Arbeiten zu glänzen. Kurfürst Moritz von Sachsen gab vier Zentner Silber, an Wert 14000 Gulden, her, um daraus Schüsseln für die Hochzeit seines Sohnes August machen zu lassen. Einer der berühmtesten Goldschmiede war Wenzel Jamnitzer in Nürnberg, ein geborener Wiener, welcher vier Kaisern von Karl V. bis auf Rudolf II. als Hofkünstler diente und der erste war, „der eine von Hans Lobsinger erfundene Presse verwendete, um Gold, Silber und andere Metalle so sauber auszudrücken, daß es wie getrieben erschien.“ Er und sein Bruder Albrecht schnitten, wie ein Zeitgenosse sagt, Wappen und Siegel in Silber, Stein und Eisen, schmolzen Glas von den schönsten Farben, gossen Tiere und Blumen von Silber, preßten Gold, Silber und andere Metalle u. s. w. Leo Pronner aus Kärnten wurde als ein wunderbarer Künstler von der ganzen Zeit angestaunt. Die Emailarbeit wurde zu großer Vollendung gebracht. In Nürnberg wurden Diamanten und andere Edelsteine geschnitten und war das Stein- und Metallätzen schon zur Zeit Dürers erfunden. Kaspar Lehmann in Prag erfand 1609 den Glas- und Kristallschnitt. Aus Stein wurden Kunstwerke aller Art geschnitzt, in Augsburg aber besonders aus Elfenbein, namentlich Trinkgeschirre. Die Holzschnitzerei, besonders an Zimmerdecken, nahm an Ausdehnung und Geschmack zu, litt aber zuletzt an Überladung. Beliebt wurde seit Eröffnung des Seewegs nach Indien besonders das Ebenholz. In kunstvollen Schränken und Schreibtischen, an denen sich auch die Goldschmiede, Steinschneider, Elfenbeinschnitzer, Drechsler, Maler u. s. w. beteiligten, ging Deutschland seinen Nachbaren Frankreich und Italien weit voran. Augsburg, wo Lorenz Strohmeier (1554) für Kaiser und Könige arbeitete und Philipp Hainhofer das „größte Meisterwerk“, den noch erhaltenen „pommerschen Kunstschrank“ für Herzog Philipp II. von Pommern fertigte, war der Hauptsitz dieses Faches.

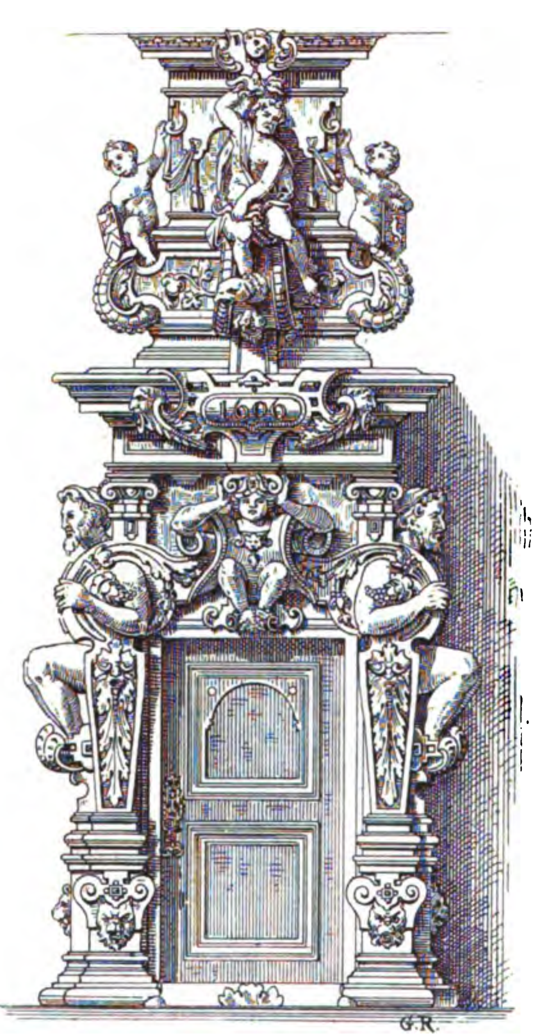


Roßstirn von einer Pferdekriegsrüstung aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts.
K. k. Art.-Arf.-Muf., Wien.
Die phantastischen Tiergestalten sind getriebene Arbeit, die Ornamentierung des Hintergrundes ist geätzt, welche Technik in der Waffenverzierung des 16. Jahrh. allgemein gebräuchlich war, und bei der die Zeichnung blank aus dunklem Grunde hervortritt. (Nach Q. Leitner.)

Nicht minder künstlerisch entwickelte sich die Schmiederei, Schlosserei und Gießerei in Metallen. Durch Thomas Ruker ließ der Rat von Augsburg 1574 für Kaiser Rudolf einen noch vorhandenen Eisenstuhl fertigen, auf dem in erhabener Arbeit, in lauter zierlichen Figuren, die in Kreisen und Vierecken eingeschlossen sind, die Geschichte des römischen Reiches von Äneas an bis auf jene Zeit abgebildet ist. Es gab Schlosser, die mechanische und astronomische Uhren, Orgeln und Wasserwerke, automatische Schiffe, wundervolle Schlösser und anderes fertigten. Hans Ehmann in Nürnberg († 1551) erfand das ohne Schlüssel zu öffnende Nummern- oder Buchstabenschloß, der Orgelbauer Hans Lobsinger daselbst um 1550 das „große Gebläse“, d. h. die Kunst, „beliebig große Blasebälge ohne Leder, lediglich von Holz zu beschaffen, welche gleichmäßig wie für

Orgeln, auch für Schmelzhütten dienlich seien." In der nämlichen Stadt brachten auch die Blech- und Kupferschmiede und die Zinngießer erstaunliche Arbeiten auf den Markt. Hans Frey, Albrecht Dürers Schwiegersohn, fertigte laufende Zimmerbrunnen in Menschengestalt. Sebastian Lindenast ahmte in Kupfer und Martin Harscher in Zinn jede Goldschmiedarbeit nach. Den Bronzegießer Peter Vischer (oben S. 25) kennen wir bereits.

Die Glasarbeit nach Venedigs Vorbild und die Glasmalerei, namentlich in Scheiben mit Wappen, kam ebenfalls empor, besonders in der Schweiz. Die Niederlande, Köln, Kreußen bei Baireut und sächsische Orte ahmten in Steingut die französische und italische Majolika und Fayence und das chinesische und japanische Porzellan nach; der Landes- und Zeitneigung gemäß handelte es sich dabei vorzüglich um Trinkhumpen, welche mit Bildnissen von Kaisern, Helden, Aposteln u. s. w. verziert wurden.



Kaminthüre im Pellerschen Hause zu Nürnberg.
Hervorragendstes Denkmal eines bürgerlichen Wohnhauses aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts. (Nach A. Ortwein.)

Die Stickerei und die gepreßte Lederarbeit zu Tapeten und Überzügen hatte für Deutschland einen Hauptsitz in Köln. Im sächsischen und böhmischen Erzgebirge führte 1561 Barbara Uttmann, geb. Etterlein aus Nürnberg, das Spitzenklöppeln ein, indem sie Spitzenarbeiterinnen aus Flandern kommen ließ und mit ihnen in Annaberg eine Spitzenschule gründete. Im Winter, wenn auf dem Felde nicht gearbeitet wurde, schaffte diese Arbeit den Frauen und auch manchen Männern einen Nebenverdienst. Die sächsischen Spitzen bewahrten ihren Ruf bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Man schenkte den Kirchen Spitzentücher und verwendete die neue Zier zu Taufdecke, Hochzeitschleier und Totenhemd, zu Leibwäsche und Vorhängen, sogar Pferde und Wagen wurden damit geschmückt.

Mancherlei Veränderungen vollzogen sich indessen im Gebrauche der Geräte. Im sechszehnten Jahrhundert erst bürgerte sich nach und nach derjenige der Tafelbilder, der Wandspiegel und der Uhren als Zimmerschmuck ein. Nürnberger Uhren (s. Bd. I, S. 369) erhielten ein Schlagwerk, bisweilen schon einen Wecker, aber noch keinen Pendel; oft zeigten sie außer den Stunden auch Tag, Monat und Jahr, die Kirchenfeste, den Stand der Gestirne u. s. w. an, und Ungebildete (wie z. B. 1550 noch der damalige Großfürst von Moskau) hielten sie für Hexenwerk und wollten sich ihrer nicht bedienen. Die Uhren erhielten die Gestalt von Türmen, Säulen, Pyramiden u. s. w. mit verschiedenen Gestalten als Karyatiden.

Diese Gestaltungen hängen damit zusammen, daß sich die „Renaissance", die Wiedergeburt des antiken Geschmacks, wie im fünfzehnten Jahrhundert in der Wissenschaft

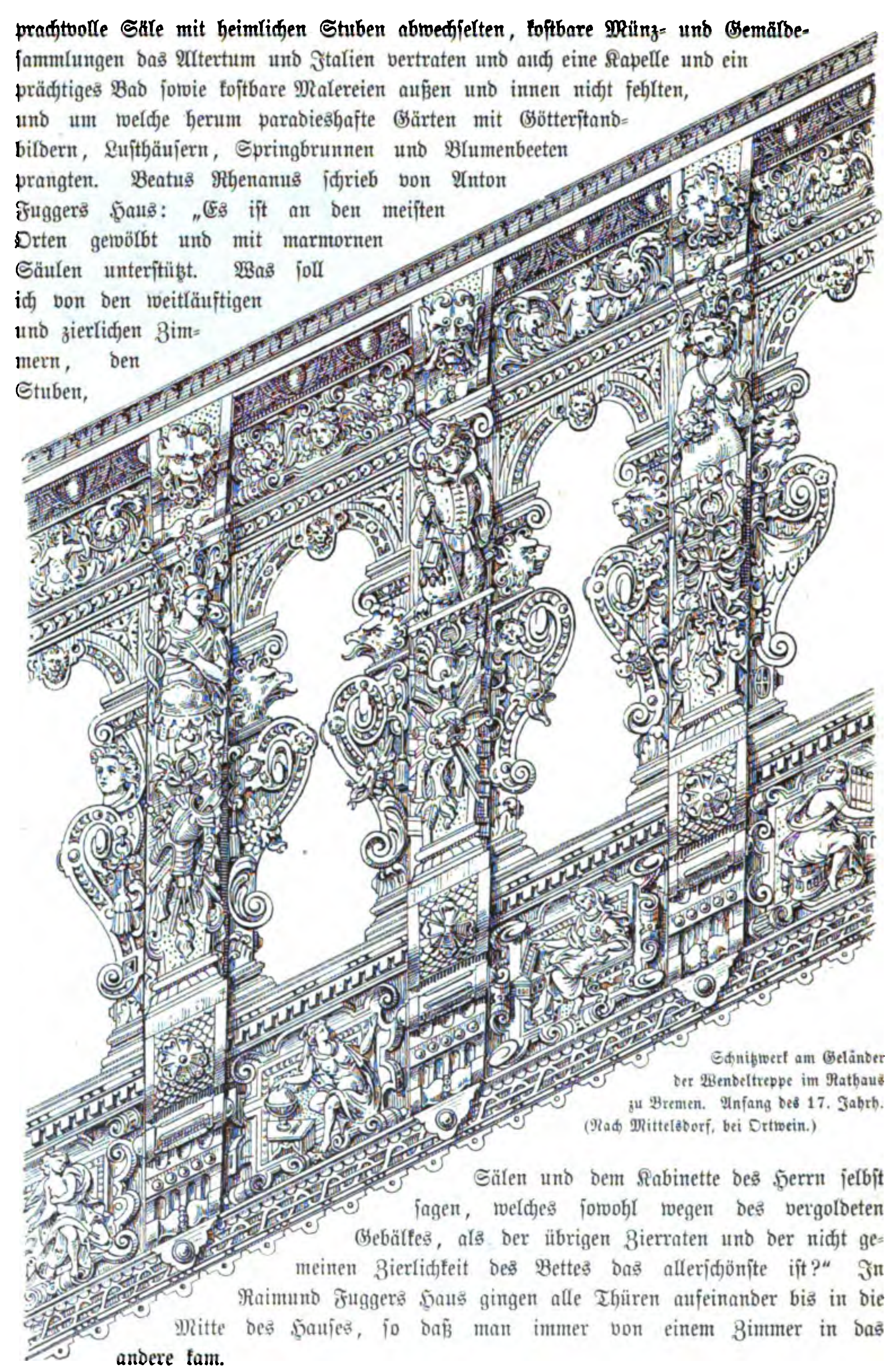
und auf der Scheide jenes und des sechszehnten in der Kunst, so im letzteren im **Kunstgewerbe** geltend machte. Das kirchliche Gerät, bei welchem sie zuerst durchgedrungen war, wurde zum Vorbilde des häuslichen. Das Haus wetteiferte in der Pracht der Ausstattung nicht nur mit der Kirche, sondern suchte sie, soweit es reich war, darin zu über-



Fürstenzimmer im Rathause zu Augsburg. Gezeichnet von C. Sterry nach F. C. Mayer.

treffen. Deutschland folgte in dieser Hinsicht dem Beispiel Italiens, besonders Venedigs, dessen Häuser nicht nur, sondern dessen Schiffe sogar zu Palästen mit dem raffiniertesten Luxus geworden waren. So entwickelten sich die Paläste der Reichen zu wahren Feenreichen an Pracht; wohl keine aber kamen denjenigen der Fugger in Augsburg gleich, in denen

prachtvolle Säle mit heimlichen Stuben abwechselten, kostbare Münz- und Gemäldesammlungen das Altertum und Italien vertraten und auch eine Kapelle und ein prächtiges Bad sowie kostbare Malereien außen und innen nicht fehlten, und um welche herum paradieshafte Gärten mit Götterstandbildern, Lusthäusern, Springbrunnen und Blumenbeeten prangten. Beatus Rhenanus schrieb von Anton Fuggers Haus: „Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläuftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben,



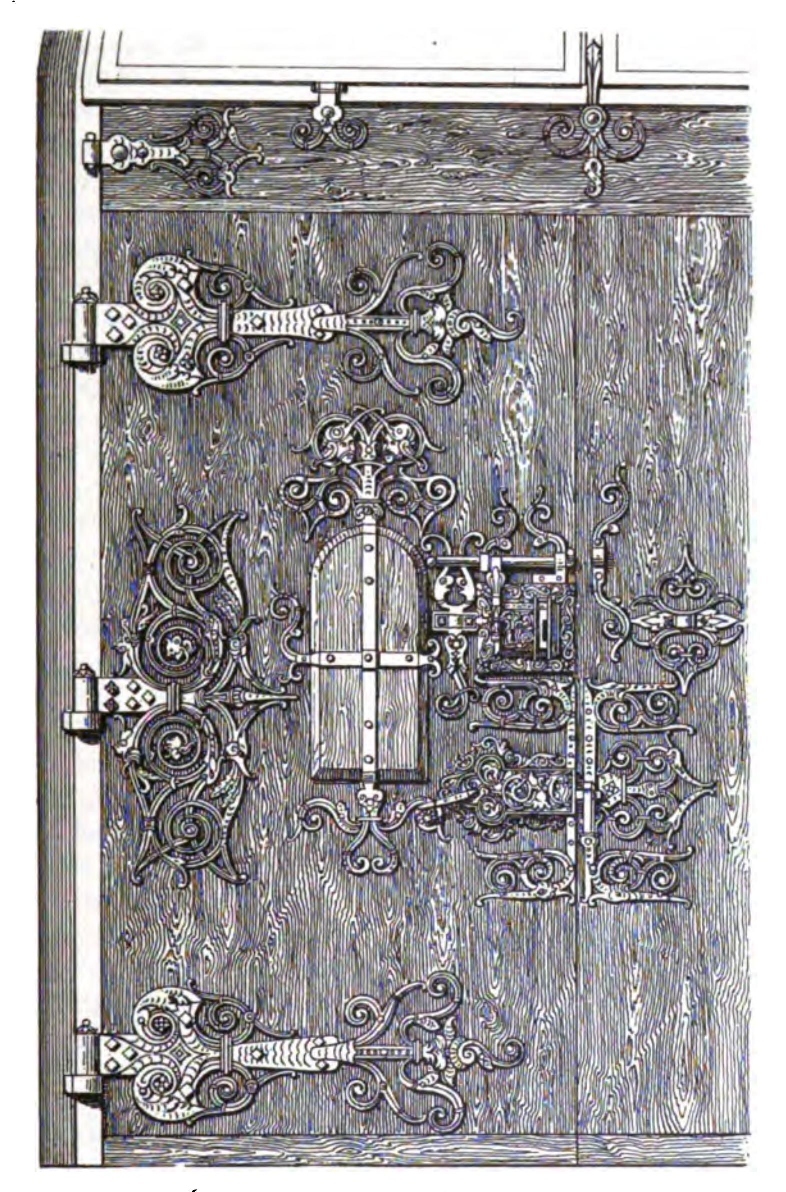
Schnitzwerk am Geländer der Wendeltreppe im Rathaus zu Bremen. Anfang des 17. Jahrh. (Nach Mittelsdorf, bei Ortwein.)

Sälen und dem Kabinette des Herrn selbst sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälkes, als der übrigen Zierraten und der nicht gemeinen Zierlichkeit des Bettes das allerschönste ist?“ In Raimund Fuggers Haus gingen alle Thüren aufeinander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer in das andere kam.

Bei größerer Einfachheit der Ausstattung glänzte die reformierte Schweiz, gleich den Niederlanden, durch ihre Reinlichkeit. Der mit den übrigen verfolgten Tessiner Protestanten

1555 nach Zürich geflohene Alois von Orelli aus Locarno berichtete damals, was für einen Italiener unerhört war: „Nach dem Morgengebet ist hier durchgehends in allen Häusern das Ausscheuern der Wohnzimmer, Gänge und Bänke, vor den Thüren und alles Gerätes das erste Geschäft der Mägde, und wo keine sind, der Hausfrau selbst“.

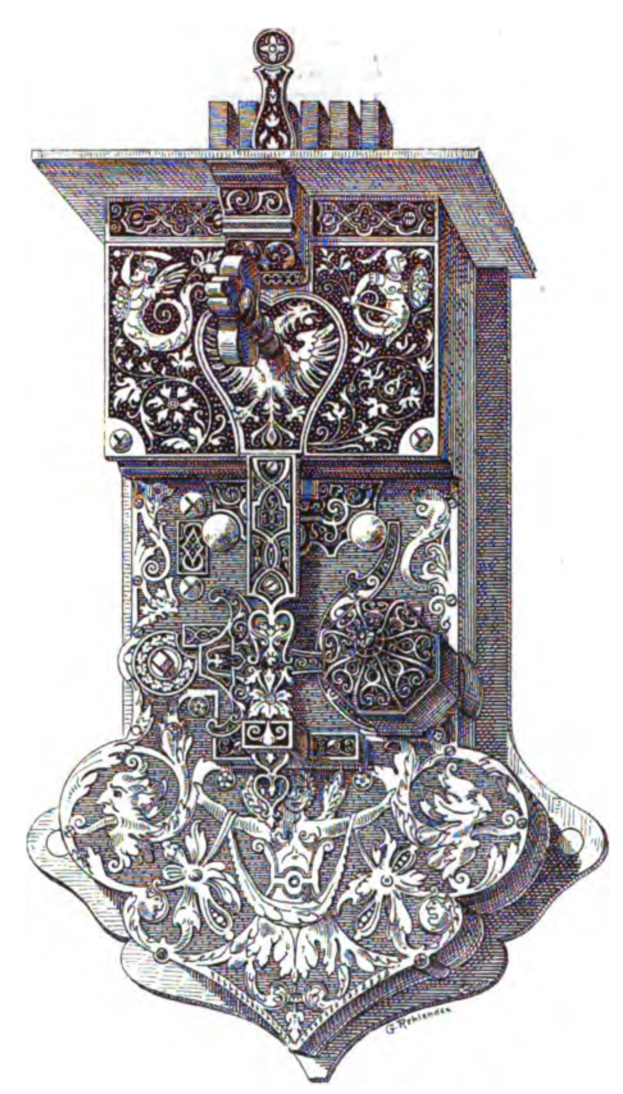
Auch bei einfacher Ausstattung wurden die Wände der Zimmer mit in gotischem Geschmack



Eisenbeschläge des Thores (Innenseite) des Pellerschen Hauses zu Nürnberg. (Nach A. Ortwein.)

geschnitztem Getäfel bekleidet. „Jede einzelne Tafel hatte die Form eines Portals, Fensters u. dergl.; mitunter sah man auch Figuren, Fruchtschnüre u. dergl. mit Fleiß aus Nußbaum geschnitzelt, dessen braune Farbe die Gemächer düster erscheinen ließ, wozu die niederen Fenster und die geringe Höhe der Stockwerke noch beitrugen.“ „Die Fußböden waren dagegen nur von einfarbigen gebrannten Steinen“; in Prunksälen war auf jedem Stein eine

erhöhte Blume oder andere Zeichnung", was das Gehen darauf nicht gerade angenehm machte. In den Wohnstuben aber wurden die Fußböden ohne Verzierungen mit Holz belegt. Die Zimmerdecken dagegen bestanden „aus mit vielfältigen Farben bemalten und hin und wieder etwas vergoldetem Holzschnitzwerk oder aus massivem Gipswerk, das mit Vorliebe Waffen und Harnische (Trophäen) darstellte. Bisweilen wurden an Wänden und Decken mit goldenen Buchstaben Denksprüche (meist lateinische) hingeschrieben und mit gemalten Blumenkränzen eingefaßt." Große Öfen zierten ferner die deutschen Zimmer, deren Kacheln in farbigen Umrissen eingebrannte Landschaften, geschichtliche oder mythische Szenen, allegorische Figuren u. s. w. zeigten. Die Wände waren endlich „mit mehr soliden als prächtigen zinnernen Trinkgeschirren von allen Formen und Größen behängt, die stets wie neu aussehen mußten." „Für den täglichen Gebrauch waren in den Wohnzimmern (statt der früheren unbeweglichen Bänke, die zugleich Truhen waren) längs der Wand und um einen großen Tisch herum, lange Bänke für die Haushaltung aufgestellt, wovon die oberste, für den Herrn und die Frau des Hauses bestimmt, mit Tuch ausgeschlagen war. Kam Gesellschaft, so wurden in reicheren Häusern hölzerne Stühle hingestellt, deren Sitze mit Samt beschlagen und mit seidenen, auch, doch selten, mit silbernen und goldenen Fransen geziert waren. Weniger Begüterte begnügten sich mit Stühlen, die mit gefärbtem Tuch oder Leder ausgeschlagen oder mit Polstern belegt waren, welche die Frauen und Töchter des Hauses gestickt hatten. Mit gestickten Teppichen wurden bei festlichen Anlässen die Tische bedeckt.



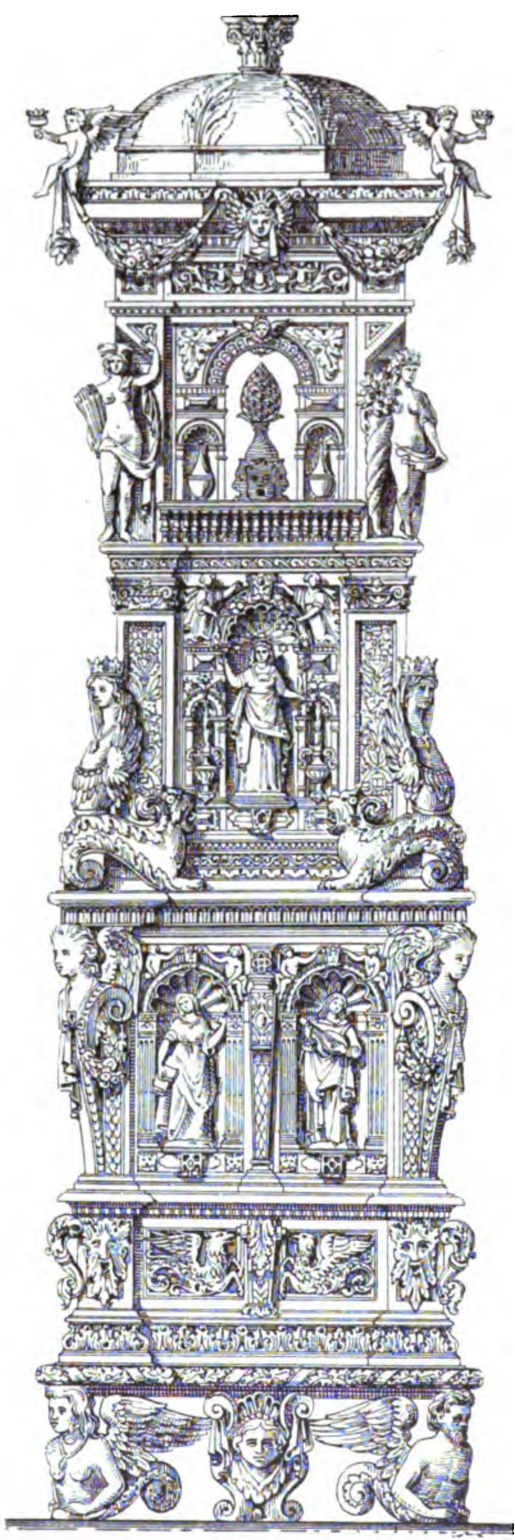
Thürschloß im städt. Mus. zu Bamberg.
(Nach Schumann, bei Ortwein.)

Der Geschmack der Renaissance teilte sich aber auch den einzelnen Geräten mit, und zwar in dem Maße, daß er (wie Weiß sagt) „gelegentlich den Zweck, die Gebrauchsbestimmung beeinträchtigte, während zugleich bei der Formenfülle und der unbeschränktern Freiheit, welche die Renaissance gewährte, die verzierende Ausstattung selbst inhaltlich mehr und mehr außer Bezug zu den Gegenständen als solchen trat."

Unter den Geschirren wurden vor allen die Speise-, Gieß- und Trinkgefäße einer verschwenderischen Behandlung der Form gewürdigt. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts begannen die metallenen Eß- und Trinkgeschirre mehr und mehr denen von

Elfenbein, Glas und Steingut zu weichen; natürlich fand man seitdem viel über die Zerbrechlichkeit derselben zu klagen. Mit der Pracht dieser Gefäße, sowie der bloß als Schau- und Prunkstücke dienenden Tafelaufsätze nahm auch ihre Mannigfaltigkeit in Gestalten zu, die sich (s. schon Bd. I, S. 369) bis zur Geschmacklosigkeit verstieg. Besondere Erwähnung verdient der noch in Nürnberg vorhandene Tafelaufsatz des oben genannten Wenzel Jamnitzer, welcher, von getriebenem Silber, etwa 3 Fuß hoch, aus einem mit allerlei Tieren besetzten Felsen ein schönes Weib aufsteigen läßt, das auf dem Kopfe wie spielend einen mächtigen, mit Engeln geschmückten Blumenkelch trägt, aus dem sich eine Blumenvase erhebt. Als Schaustücke dienten auch Muscheln mit goldenem oder silbernem Fußgestell, Henkel u. s. w., dessen Schmuck antike Mythengestalten bildeten. „Silberne Gesellschaften“ nannte man Schaustücke, welche die Glieder der Familie und ihre Wappen darstellten. Sogar die Gefäße für Salz und Pfeffer wurden oft verschwenderisch mit allegorischen Figuren aus edlem Metall gefertigt, dann aber besonders die Gießkannen und die Trinkkrüge, über deren Ausartung in Tiergestalten Sittenrichter ebenso sich ereiferten, wie über die Trunksucht selbst, namentlich da es daran leider nicht an unzüchtigen Darstellungen fehlte.

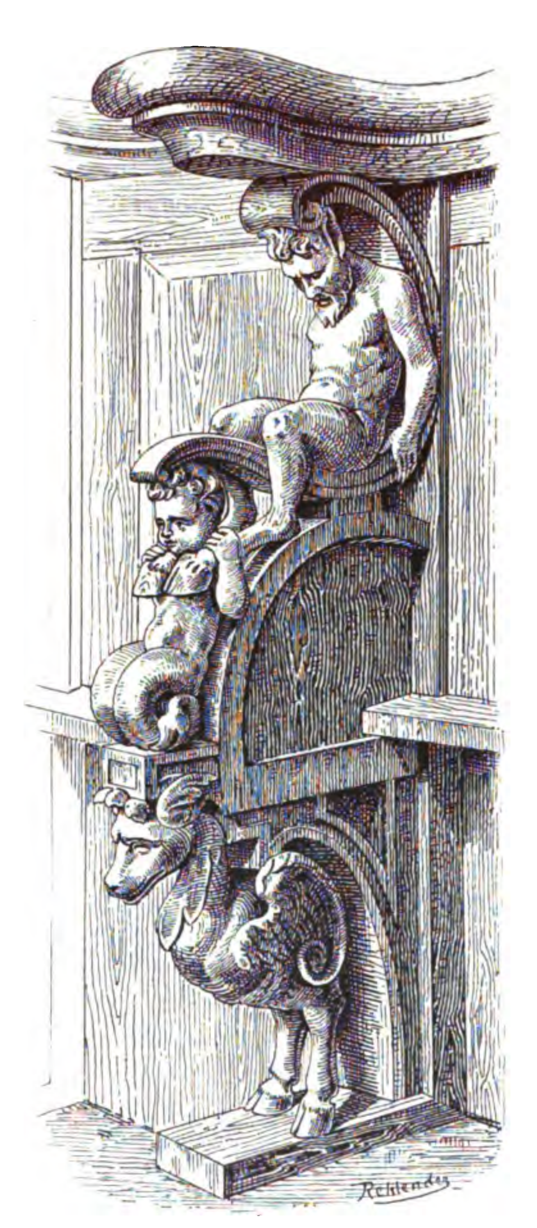
Was das Besteck betrifft, so gewöhnte man sich schwer und langsam an die Gabeln. Zur Aufstellung derselben, wie der Messer und Löffel und sogar der Zahnstocher hatte man kostbare Aufsätze aus Korallen, Perlenmuscheln u. dergl. in Gestalt von Felsen, die auch als kleine Springbrunnen dienten. Wie weit man darin ging, zeigen folgende Erwähnungen: von 1556 „ein goldenes Besteck zu einem Zahnstocher und Ohrlöffel, gänzlich von durchbrochener Arbeit, emailliert mit roten und weißen Kronen“, und von 1599 „zwei goldene Bestecke zur Verwahrung von



Kachelofen in einem der Fürstenzimmer des Rathauses zu Augsburg, ca. 6 Meter hoch. Von Adam Vogt aus Landsberg am Lech verfertigt. (Nach Leybold, bei Ortwein.)

Scheren, das eine durchaus mit Diamanten, das andere mit Diamanten und Rubinen besetzt." — Sogar die Speisen selbst nahmen phantastische Gestalten an, z. B. von Burgen, Türmen, Pyramiden, Tieren.

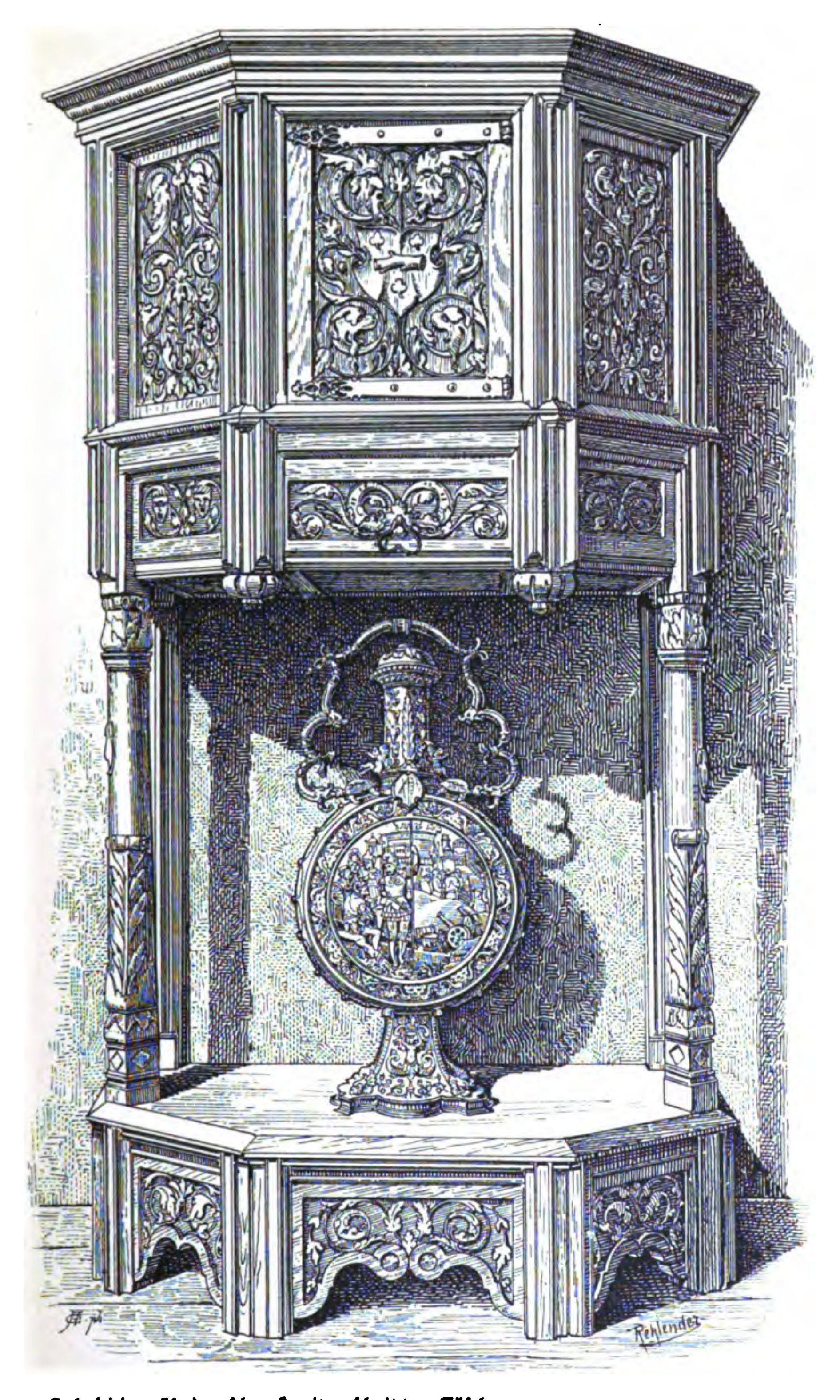
Die Möbeln wurden beweglicher und prächtiger, mit Schnitzereien und Malereien geschmückt. An den Sesseln, Stühlen und Bänken liebte man immer mehr die geraden Linien und rechten Winkel, und die Neigung nahm zu, das Polster mit zierlichen Nägeln an das Gestell zu befestigen. Die Tische nahmen an Größe ab, und gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts kamen dreifüßige, halbkreisförmige Tischchen in Gebrauch, deren zwei zusammengerückt einen runden Tisch bildeten. Das Fußgestell war oft von Bronze und vergoldet. Auf die Anrichttische (Buffets) wurde viel Raum und Pracht verwendet, ebenso auf die ihre Selbständigkeit gewinnenden, d. h. von der Wand losgelösten Schränke und Truhen, die mit ihren Schnitzwerken, Säulen, Balkonen, Zinnen u. s. w. oft kleinen Palästen glichen. Das ebenfalls an Reichtum zunehmende Bett vertauschte den darüber hängenden Baldachin mit dem an der Bettstelle angebrachten, über zierlichen Säulen schwebenden Himmel, den Blumen, Engel und allerlei Menschen- und Tierfiguren schmückten, — alles aus kostbarem Holze (Cedern-, Rosen- oder Ebenholz) gearbeitet, stellenweise vergoldet, bemalt, mit Elfenbein oder Metall eingelegt u. s. w., womit die Stoffe des Bettzeugs an Kostbarkeit wetteiferten. Ebenso verschwenderisch wurden die Wiegen hergestellt.



Geschnitzter Chorstuhl in der Nikolaus-Kapelle des Mainzer Domes. (Nach Heuser, bei Ortwein.)

Dem nämlichen Prachtgeschmacke huldigte man in Kron- und Wandleuchtern, Hänge- und Stehlampen, Fackelträgern und einfachen Leuchtern, sogar bezüglich der Lichtscheren und der Heizgeräte, unter denen die ebenfalls verzierten Blasebälge damals große Verbreitung gewannen.

Eine künstlerische Weiterentwickelung der kirchlichen Geräte gab es seit der Reformation nur noch in der katholischen Kirche, während die lutherische sich auf das Einfache und Notwendige beschränkte und die reformierte sich jedes Schmuckes puritanisch enthielt. Die katholischen Kirchengeräte aber wichen vielfach von der Strenge des früheren Kirchenstiles ab und näherten sich dem weltlichen Geschmacke, indem sie antike mit christlichen Motiven zu verbinden suchten. Die Kelche wurden den weltlichen Bechern beinahe gleich, ebenso die Leuchter; die Monstranzen erhielten verschwenderische Verzierungen; die Reliquienkästchen glichen antiken Sarkophagen; die Sakristeischränke und



Sechsseitiger Kredenzschrank mit geschnitzten Täfelungen. Berlin, Kunstgewerbe-Museum.

Besteht aus einem Untersatz und einem von vier schlanken Ständern getragenen Schränkchen; kölnische Arbeit aus der 1. Hälfte des 16. Jahrh., 151 cm hoch. — Auf dem Untersatz steht eine sogen. Pilgerflasche (Reiseweinkühler). Silber; Dresden, Grünes Gewölbe. 16. Jahrh., 77 cm hoch, 36 cm breit.

Chorstühle unterschieden sich in ihrem reichem Schnitzwerk mit Menschen- und sogar Tiergestalten kaum noch wesentlich von Hausmöbeln.

Auch die Spiele, namentlich Schach- und andere Brettspiele, huldigten dem neuen Stil, erhielten Wappen, allegorische Gestalten und mythologische Szenen in Medaillonform, und die dazu benutzten Figuren die Gestalt berühmter Personen, namentlich der



Silberner Becher in der städtischen Sammlung zu Nürnberg.
Ehemals im Besitze der Nürnberger Goldschmiedezunft, ca. $^1/_2$ der natürlichen Größe. (Nach A. Ortwein.)



Silberne Kanne; Nürnberg, Privatbesitz (ca. $^1/_3$ der natürlichen Größe). Getriebene Arbeit, teilweise vergoldet. Zu der Kanne gehört eine Schüssel, beide dienten zur Waschung der Hände nach der Tafel, später anderem, auch wohl kirchlichem Gebrauche. (Nach A. Ortwein.)

römischen und deutschen Kaiser. Das Schachspiel Margaretens von Österreich und dessen 32 Figuren waren durchaus von Silber.

In jener Zeit, da im Gebiete der Töne eine weltliche Musik sich neben der kirchlichen zu bilden begann, unterlagen auch die Musikinstrumente, namentlich die größere Verbreitung findende Orgel, die in Augsburg und Nürnberg große Baumeister hatte, in ihrem reich geschnitzten, vergoldeten und bemalten Gehäuse den Anforderungen des neuen Kunstgeschmacks, dessen Einwirkungen auch die Blas-, Schlag- und Saiteninstrumente nicht entgingen. Klavier und Geige begannen sich auf ihre späteren Triumphe vor-

zubereiten, während im leichtern Musikleben Guitarre und Laute die mittelalterliche Harfe zu verdrängen anfingen. Es bestanden damals schon seit längerer Zeit Hofkapellen an den Herrscherſitzen der Kaiser und der Reichsfürsten. Die Städte hielten sich, je nach ihrer Größe und Wohlhabenheit, Banden von Stadtmusikanten oder „Stadtpfeifern“ (s. Bd. I, S. 298), welche eben damals in den Stand der Ehrbarkeit eintraten. Die „Stadtpfeifer“ von Nürnberg waren nach einem Bilde von Dürer nur 7 Mann, bis auf einen Trommler, lauter Bläser. Unter dem Volke aber zogen wandernde Musikanten, Bläser und Geiger, namentlich auch mit dem volkstümlichen Dudelsack, umher, und wurden bei Kirchweihen, Hochzeiten u. dergl. fleißig in Anspruch genommen. Die „edle Frau Musika“ war so beliebt, daß der Gebrauch ungemein verbreitet war (und es später, zur Zeit des Rokoko, noch mehr wurde), Engel und Genien, welche als Schmuck von Kunstwerken, als Karyatiden u. s. w. dienten, Musikinstrumente spielen zu lassen. Was die Tonkunst selbst betrifft, so beruhte ihre weltliche Richtung noch lange auf der Einwirkung der Italiener, besonders Venedigs, deren Schüler die deutschen Musiker jener Zeit meist waren.



Reise eines Fürsten in der Sänfte. Holzschnitt von Michael Ostendorfer, von 1556.

Da die Straßen noch immer sehr schlecht waren, reisten die Damen meist in Sänften, die sich der herrschenden Richtung reicherer Ausstattung anschlossen, und Herren zu Pferde. Die Ratsherren ritten sogar in die Sitzung, und die Treppen der Rathäuser zeigten zu diesem Zwecke Trittsteine zum Auf- und Absitzen oder waren gar bis in die höheren Stockwerke durch schiefe Ebenen ersetzt, auf denen man hinauf reiten konnte. Die Wagen hatten im sechszehnten Jahrhundert noch wenig Verbreitung in Deutschland und wurden fast nur von den Höfen benutzt. Sogar der Adel durfte laut fürstlicher Verordnung um 1550 in Brandenburg und 1588 in Braunschweig noch keine „Kutschwagen“ benutzen. Aber schon 1509 war bei einem Turnier in Ruppin die Kurfürstin von Brandenburg „in einem ganz vergoldeten Wagen“ und die Herzogin von Mecklenburg „in einer mit rotem Samt ausgeschlagenen Kutsche und ihr weibliches Gefolge in zwölf mit Karmesintuch ausgezierten Wagen“ aufgefahren. Bei der Kaiserkrönung Maximilians II. aber (1562) erschien der Kurfürst von Köln mit 14 Wagen, und Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 36 Kutschen nach Warschau zur Lehenshuldigung für Preußen. Weit verbreiteter waren im Winter die Schlitten, und nicht ohne stilgerechten Prunk gefertigt.

Es giebt aus jener Zeit eine Menge von Hausrat-Inventaren, viele von erstaunlicher Länge. Hans Sachs hat ein solches in Versen verfaßt, das wir als wichtigen Beitrag zur Kultur jener Zeit vollständig mitteilen:



LITHOGR. R. HÜLCKER. DRUCK AUG. KÜRTH.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN.

MUSIKANTENGRUPPE AUS DER DARSTELLUNG EINES AUGSBURGER GESCHLECHTERTANZES VON 1520

BERLIN, KÖNIGL. MUSEUM



Abschied des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Kaiser Karl V. am 2. September 1552 bei Lintz.

Der Kaiser in einer von Maultieren getragenen Sänfte; dahinter der Reisewagen des Kurfürsten. Holzschnitt eines unbekannten Meisters, Mitte des 16. Jahrhunderts.

„Erstlich in die Stuben gedenk
muß haben Tisch, Stul, Sessel und Benk,
Bankpolster, Küß- und ein Faulbett,
Gießkalter und ein Kandelbrett,
Handtzwehel, Tischtuch, Schüsselring,
Pfannholz, Löffl, Teller, Küpferling,
Krausen, Aengster und ein Bierglaß,
Kuttrolff (?), Trachter und ein Salzfaß,
ein Külkessel, Kandel und Flaschen,
ein Bürsten, Gläser mit zu waschen,
Leuchter, Butzscher und Kerzen viel,
Schach, Karten, Würfel, ein Bretspiel,
ein reisende (laufende) Uhr, Schirm und Spiegel,
ein Schreibzeug, Tinten, Papir und Sigel,
die Bibel und andre Bücher mehr
zu Kurtzweil und sittlicher Lehr.
Darnach in die Kuchen verfüg
Kessel, Pfannen, Häfen und Krüg,
Drifuß, Bratspieß groß und klein,
ein Rost und Bräter muß da seyn,
ein Wurtzbuchs und ein Essigfaß,
Mörser, Stempffel, auch über das
ein Laugenfaß, Laugenhäfen, zwo Stützen,
zu Fewersnot ein messen Sprützen,
ein Fischbret und ein Ribeisen,
Schüsselkorb, Sturtze, Spiknadel preisen,
ein Hakbrett, Hakmesser darzu,
Salzfaß, Bratpfann, Senfschüssel zwu,
ein Fülltrichter, ein Durchschlag eng,
Feimlöffl und Kochlöffl die meng,
ein Spülstandt, Pantzerfleck darbey,
Schüssel und Teller mancherley,
Pletz klein und groß ich dir nit leug,
Schwebel, Zunder und Fewerzeug,
ein Fewerzangen, ein Ofenkruken,
das Fewerpöklin zuhin schmuken,
ein Tegel, Blaßbalg, Ofenrohr,
ein Ofengabel, mußt haben vor
Kyn, Spän und Holz zum Fewer frisch,
ein Besen, Strohwisch und Flederwisch,
auch mußt du haben im Vorrat
in der Speißkammer früh und spat

— — — — — — — — — —

ein Aufhebschüssel, ein Zerlegteller.
Nun mußt auch haben in dem Keller
Wein und Bier, je mehr je besser,
ein Schrotleiter, und ein Dambmesser,
ein Faßbörer muß auch da seyn,
ein Rören und ein Kunnerlein,
ein Stendtlein und auch etlich Kandel,
Weinschlauch und was gehört zu dem Handel.
Wilt nun in die Schlafkammer gehn,
ein Spannbett muß darinnen stehn



Silberner Pokal („Willkommen“); ehemals im Besitz der Bäckerinnung zu Brieg. Getriebene Arbeit.

Inschrift: „A. 1630 hat Paul Tombke, Beckenknecht 87 Thaler einer löblichen Brüderschaft zu diesem Willkomen verehrt. Seint damals Altknechte gewesen Michel Scholz, Gregorius Reimann, die Beisitzer Georgius Baumgarte, Georgi Hene. Gewicht 6 Pfd. 27 Loth.“ (Nach Bischof, bei Ortwein.)

mit Strohsack und ein Federbett,
Poster, Küß und ein Deckbett,

eintreten; es folgten das Rathaus in Heilbronn, das Schloß in Tübingen, die Residenz in Landshut u. a. Aber die neuen Formen fanden noch wenig Anklang neben der fortdauernden Gotik; sie galten für römisch und undeutsch, und die Kirchen widerstanden ihnen lange. Im weltlichen Bau aber machten sie immerhin Fortschritte; sie bürgerten sich an den Höfen ein, und die Bahn war ihnen gebrochen, als 1553 der Neubau des alten Schlosses in Stuttgart, zwei Jahre später das alte Schloß in Schwerin begonnen wurde, namentlich aber seitdem der Glanz- und Prachtbau des Heidelberger Schlosses sich erhob. Gleichzeitig entstanden eine Menge Rathäuser im neuen Stile, der gegen das Ende des Jahrhunderts auch die Kirchen ergriff, sich jedoch in Deutschland, als eine fremde Pflanze, zu keinen Kunstleistungen erhob, die sich mit den romanischen und gotischen Bauten unseres Landes messen konnten, von deren Einwirkungen die neuen Bauwerke sich auch nie vollständig befreiten, so daß ein eigenartiger, phantastischer, deutscher Barockstil entstand, der während des ganzen siebzehnten und teilweise auch noch im achtzehnten Jahrhundert der Baukunst die Regeln vorschrieb.



Thürklopfer; Bronzeguß von einem Münchener Gießmeister.
Ehemals an einer Saalthüre im Fuggerhause zu Augsburg. (Nach Leybold, bei Ortwein.)

Eigentliche verzeichnuß eines gantzen T

mächtigst/Fürst vnd Herr/Herr Maximilian/Köni

Wien in Oesterr



Turnier. Holzschnitt

Es kämpfen fünf Paare miteinander; jeder Ritter wird von einem Knappen zu Fuß begleitet. Die Speere des vorderen Paares sind gebrochen; das z
das fünfte Paar rennt mit stumpfen Speeren gegen einander. Harrende Ritter; Trompeter, Paukenschläger und andere Musik.

86



Umrahmung eines Epitaphium auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg. (Nach A. Ortwein.)

Die Reformation war ein Werk der freien Forschung, des Widerstandes gegen den Gewissenszwang und gegen den Mißbrauch der dem Riesengebäude der Kirche zu Grunde liegenden hohen Ideale zu selbstsüchtigen, weltlichen Zwecken. Dieser in ihr lebende erhabene Gedanke mußte sich auch dann geltend machen, als auf religiösem Gebiete die der Reformation anhängende Kirchengemeinschaft lediglich zu einer neuen Anstalt des Gewissensdruckes und weltlicher, besonders politischer Bestrebungen wurde; nur mußte er sich dann auf andere Gebiete flüchten. Die Neuzeit ist, wie bereits angedeutet, die Zeitperiode der eigenartig ausgebildeten Charaktere. Nur durch solche war die Erschütterung des fest scheinenden Kirchenreiches möglich geworden; nur durch solche auch wurde ein Wiedergewinn verlorener Gebiete durch die Kämpfer für Roms Allmacht möglich. Solche Charaktere waren es nun auch, welche, ohne sich der Herrschaft eines Glaubenssystems zu beugen, ohne in dem dogmatischen Leben einer Kirche aufzugehen, die Grundidee der Reformation, die Freiheit vom geistigen Zwange, welche im Reiche der Religion gescheitert war, auf freiere Reiche, auf die des politischen Lebens, der Wissenschaft und Kunst übertrugen.

So trüb und schaurig das Leben in Staat und Kirche und so wild und ausgelassen es nur zu häufig im Hause und in der Familie war, so erfreulich ist es, zu derselben Zeit Geistesblitze im Leben des großen deutschen Volkes aufleuchten zu sehen, welche zeigten, daß seine Thatkraft nicht vergangen war, daß sie nur auf dem öffentlichen Gebiete schlummerte. Jene Zeit des die Gewissen knebelnden und das Recht entehrenden Treibens sah daher auch die Erhebung eines edeln deutschen Stammes zur Freiheit. Wir meinen die Niederlande, deren sprachliches und sittliches Deutschtum nicht im geringsten darunter leidet, daß sie ihren plattdeutschen Dialekt zur Schriftsprache erhoben und dem deutschen Reiche gleich den Schweizern entfremdet wurden. Es hat niemals einen berechtigteren Aufstand gegen eine Regierung gegeben, als den der Niederlande gegen das ferne und

fremde Spanien, dessen düsterer, fanatischer, heuchlerischer und pedantischer Philipp II. sie nicht anders, als nach seiner in politischen und religiösen Dingen gleich despotischen Art und Weise beherrschen zu können glaubte, ihre wohlverbrieften Rechte mit Füßen trat und dort um jeden Preis die Scheiterhaufen der Inquisition flammen sehen wollte. Der Geist des niederländischen Aufstandes war daher ein dreifacher: ein protestantischer, ein patriotischer und ein republikanischer; alle drei Elemente wurzelten in der alten freiständischen Verfassung der niederländischen Provinzen. Im Anfange der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war zwar noch kaum ein Drittel der Niederländer protestantisch und unter diesen wieder nur ein Drittel calvinistisch; aber es ist bezeichnend, daß der in Minderheit befindliche Calvinismus das Luthertum nach und nach aufsog; denn er war, solange er noch seinen ursprünglichen Charakter trug und die Menschheit noch Sinn für Dogmen hatte, gerade die rechte Glaubensform für Republikaner, indem er keine andere als eine ideale Autorität anerkannte und nicht nur die Diktatur des Papsttums, sondern auch den von Luther gepredigten blinden Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit verwarf. Man kann die Erbitterung der Niederländer gegen die spanische Gewaltherrschaft mehr als begreifen, wenn man folgende Züge der von Madrid aus angeordneten Inquisition liest, die zwar schon unter Karl V. bestanden hatte, aber von Philipp durch Vermehrung der Bistümer von drei auf achtzehn verstärkt wurde: Der Unterinquisitor Titelman, von den Chroniken seiner Zeit ein „blutgieriger Teufel“ genannt, durchzog Tag und Nacht zu Pferde das Land, schlug die zitternden Landleute mit einem Knüppel auf den Kopf, riß verdächtige Personen aus dem Bette, warf sie in die Kerker, folterte und verbrannte sie. Einen armen Schulmeister ließ er erdrosseln und ins Feuer werfen, weil er in der Bibel las. Ein Teppichweber aus Doornik wurde verbrannt, weil er geistliche Lieder aus einem in Genf gedruckten Buche abgeschrieben, und ein Wiedertäufer durch sieben Hiebe mit einem verrosteten Schwerte getötet, und zwar in Gegenwart seiner Frau, die vor Entsetzen starb. Ein Mann in Ryssel wurde mit Frau und zwei Söhnen, weil sie die Messe nicht besuchten, niedergemacht. Und dieses Scheusal hat Philipp II. öffentlich belobt und zur Fortsetzung seines Treibens ermahnt. — Wurden schon Leute verbrannt, welche vor der Hostie nicht niederknieten, um wie viel mehr solche, welche ihren wunderthätigen und göttlichen Charakter leugneten! Die Verfolgten duldeten das Martyrium nicht nur ohne Widerstand, sondern suchten es sogar, ja sie forderten die Gewalthaber heraus, sie um des Glaubens willen umzubringen. Und Philipp selbst sagte wohlgefällig, die Inquisition in den Niederlanden sei grausamer als die in Spanien. Daß sie es war, dafür sorgte des Königs rechte Hand in Belgien, der geistvolle und herzlose, ehr- und habsüchtige Streber Anton Perrenot, genannt Granvella, Kardinalerzbischof von Mecheln, wenn auch als Anhänger der spanischen Staatskirche in Rom keine persona grata. Natürlich ging er seiner bigotten Scheinherrin, der Statthalterin Margaretha von Parma, dem Beichtkinde Loyolas, nicht zu weit in seinem Wüten, durch das er sich aber zuletzt unmöglich machte.

Nun war aber weder das Volk noch der Adel von jener Resignation einzelner Schwärmer beseelt. Sie verzögerten die Einsetzung der neuen Bischöfe und setzten die Entfernung der spanischen Truppen und endlich auch die des Kardinals durch. Schwerlich aber wäre die Bewegung viel weiter gediehen, wenn sich nicht ein Charakter an ihre Spitze gestellt hätte, der zu den edelsten Kämpen der Freiheit zählt, ein Deutscher, der mit den Volkshelden der griechischen und römischen Geschichte verglichen werden darf. Man hat Wilhelm von Nassau-Oranien der Zweideutigkeit beschuldigt; allein auch abgesehen davon, daß er in dieser Eigenschaft mit seinen Feinden König Philipp und Herzog Alba sich niemals messen konnte, ist zu beachten, daß der als Höfling Kaiser Karls aufgewachsene Fürst nicht als fertiger Geist auf die Bühne der Geschichte trat, sondern sich mühsam entwickeln und

zur Erkenntnis der Schändlichkeit, mit welcher sein Adoptivvaterland behandelt wurde, hindurchringen mußte. In der Politik, welche im gegenseitigen Selbsterhaltungstriebe der Nationen und der Parteien besteht und sozusagen eine beständige Notwehr ist, wird leider mit Offenheit und Geradheit nichts ausgerichtet und bedarf es der Schlauheit und der Berechnungen; der aber ist trotzdem ein großer Mann, der das auf solchen Wegen Errungene zum Besten des Vaterlandes zu wenden weiß. Und das hat Wilhelm gethan, mit steter Ausübung der höchsten Humanität und Toleranz, ohne für sich etwas anderes zu ernten, als den Heldentod von Meuchlerhand. Kein anderer der hochadligen Teilnehmer am Aufstande läßt sich von ferne mit ihm vergleichen, am wenigsten der nur durch seinen Tod bedeutende, in keiner Weise durch festen Charakter und staatsmännische Eigenschaften hervorragende Egmont. Der niederländische Adel taugte überhaupt wenig und suchte seine meiste Befriedigung in ausschweifendem Leben; selbst seine Frauen ergaben sich vielfach dem Trunke und der Untreue, und viele seiner Glieder hielten es mit der Reformation nur, um sich durch Kloster- und Kirchengüter bereichern zu können, und bethätigten diesen Glauben nur durch Spott über das Heilige, während das Verharren in der alten Kirche bei wenigen Gewissenssache war. Bestechung von Gliedern einer Religionspartei zum Abfalle war daher ebenso häufig, wie Verrat an einer solchen, und selbst der beste seines Standes, der mit Unrecht als „schweigsam" bezeichnete Oranien, betrachtete die Religion hauptsächlich als politisches Motiv. Da demzufolge der Adel sich keine Achtung bei der Bevölkerung zu verschaffen verstand, so nahm das Volk, soweit es den energischen calvinischen Geistlichen anhing, die Sache des Vaterlandes in die Hand, wodurch naturgemäß und folgerichtig die niederländische Bewegung zu einer durchaus demokratischen wurde. War ja der Beweggrund des Volkes zum Widerstande gegen die spanische Tyrannei ein durchaus ehrenhafter, nämlich das Einstehen für die verletzten alten Rechte der Stände, die Empörung über den auch nach Granvellas Abschied schamlos fortdauernden Ämterschacher, an dem sich selbst Margaretha beteiligte, und die Entrüstung über das Wüten der Inquisition und über den Martertod der Protestanten. Anders als der Adel wußte das Volk, was es wollte, und wenn sich auch ein kleiner Teil desselben zu den gräßlichen Szenen des „Bildersturmes" oder vielmehr der Kirchenzerstörung hinreißen ließ, so ist doch denselben die große Mehrheit fremd geblieben. Endlich aber ist die Mäßigung und Umsicht des Volkes, wie seine Ausdauer auch im tiefsten Unglück gekrönt worden, so daß der befreite Norden der Niederlande eine hohe Blüte erreichte, während der Süden, der unter der Gewalt der Inquisition blieb oder unter sie zurückfiel und sowohl politische als religiöse Freiheit verlor, seine mittelalterliche Herrlichkeit in Handel und Gewerben, den Reichtum von Antwerpen, Gent und Brügge für immer begraben mußte, weil die Spanier, die das Land nie zu beurteilen verstanden und von ihm gehaßt sein wollten, es durch ihren Fanatismus ebenso ruinierten, wie es ihren Regenten mit ihrem eigenen Reiche gelang. Denn welche Handelsleute mochten noch da verkehren, wo nicht nur alles durch den unter Mord und Brand herrschenden spanischen Druck verarmt war, sondern auch sie selbst nichts vor dem Scheiterhaufen schützte, dem jedermann, auch der Gläubigste, als Verdächtiger ebenso anheimfallen konnte, wie zweihundert Jahre später der von dem Gegenpol dieser Richtung organisierten Guillotine!

Durch Albas scheußlichen Blutrat, der in drei Monaten 1800 Todesurteile fällte, vor dem 100 000 der besten Einwohner das Land flohen und über dessen Wüten der blutige Herzog nicht vergaß, das Land auch in ökonomischer Beziehung auszusaugen, ist Belgien, wo der Widerstand gegen Spanien durch den Schrecken erdrückt wurde, auf Jahrhunderte niedergeworfen worden. Mit dem weichen wallonischen Element des Südens mußte aber auch das kräftigere flämische unterliegen, während das friesische im Norden sich die Freiheit

erkämpfte. Ohne einen so strammen und dämonischen Gegner wie Spanien hätten die gesamten Niederlande ein ebenso freies und ebenso vorwiegend germanisches Edelreis vom Baume des alten deutschen Reiches werden können wie die Schweiz. Wurde schon der holländische Rumpf so groß wie er geworden ist, was wäre erst aus dem Ganzen geworden?

In einer Zeit, welche alles der Religion unterordnete, wenigstens äußerlich, innerlich aber auch diese dem nackten materiellen Interesse dienstbar machte, in Verhältnissen, unter denen es möglich war, daß die Söhne Egmonts dem Tyrannen, der ihren Vater rechtlos gemordet, freiwillig dienten, und dieser Despot dem Sohne Oraniens die konfiszierten Güter seines Vaters anbot, wenn — er den Hinterlassenen seines Mörders Gerard, denen sie als Blutlohn überlassen waren, eine jährliche Pension von 18000 Gulden zahlen wolle, — in solcher Zeit und solchen Verhältnissen, wo selbst die angeblichen Verteidiger der Religion auf die kindliche Pietät keinen Wert setzten, war es eine schwere Aufgabe, ein freies Staatswesen zu gründen. Und es sind auch nicht die, obschon vorhandenen, republikanischen Tugenden, sondern es ist der Fanatismus, welcher die Freiheit der nördlichen Niederlande gesichert hat, der Fanatismus von beiden Seiten, der katholische Spaniens, welcher das Land durch seine Greuel zur Losreißung antrieb, und derjenige der Calvinisten. Der letztere hat freilich viel gesündigt, und seinen Trägern fehlte es nicht an dem Willen und vielfach auch nicht an der That, es der römisch-spanischen Inquisition gleich zu thun; auch ist ihm zu großem Teile die Niederlage des Aufstandes im Süden zuzuschreiben. Aber ohne ihn wäre auch der Norden nicht frei geworden; denn es ist zweifellos, daß zur Zeit des Erringens der Unabhängigkeit selbst im Norden die große Mehrheit der Bevölkerung noch dem katholischen Bekenntnisse huldigte. Waren aber auch die meisten dieser Katholiken Gegner der spanischen Herrschaft und Freunde einer Unabhängigkeit, welche ihren Glauben unangetastet ließ, so war doch von ihrer Passivität kein thatkräftiges Vorgehen gegen den Landesunterdrücker zu erwarten. Diese Aufgabe ruhte ganz auf den Calvinisten, und diese Thatsache berechtigte sie nach der Ansicht des größten Teiles unter ihnen zum Fanatismus und zum gewaltsamen Vorgehen gegen jene Religion, welcher die Mörder der Bartholomäusnacht und die Anstifter der Attentate gegen Heinrich IV., Königin Elisabeth und Wilhelm von Oranien angehörten.

Es war hart und unduldsam, daß die Verwandten des duldsamen Wilhelm die Provinzen mit Waffengewalt reformierten, und wiederholt die Ausübung des Katholizismus verboten; allein es geschah auch niemals vollständig und auf die Dauer und niemals mit derselben Rücksichtslosigkeit, wie es von der anderen Seite geschehen war; denn heute noch giebt es in Holland zahlreiche Katholiken, in Belgien aber keine Protestanten. Im ganzen herrschte Glaubensfreiheit im befreiten Lande, und wenn man den Zutritt zu den Staatsämtern auf die Calvinisten beschränkte und damit die dem Namen nach herrschende Demokratie zur thatsächlichen Oligarchie machte, so war dies damals so viel als Wahrung der Unabhängigkeit gegen die Rückkehr spanischer Herrschaft. Die Lutheraner und Sektierer wurden ebenso hart behandelt wie die Katholiken, weil man nach Einheit des Glaubens strebte, und die Juden wurden, wenn auch geduldet, doch empfindlich zurückgesetzt und Ehen derselben mit Christen verboten.

Wie wenig die Zeit und im besonderen die Niederlande noch zu freieren religiösen Ansichten reif waren, zeigt am besten der Prozeß des edeln Oldenbarnevelt, welcher zu Anfang des dreißigjährigen Krieges es büßen mußte, daß die von ihm unterstützte Opposition gegen das starre calvinische Dogma der Prädestination mit den förderalistisch-oligarchischen Bestrebungen der Provinz Holland in Verbindung getreten war. So traurig der Untergang des verdienten Mannes war, so muß doch die von Moritz von Oranien, dem ungelehrten Krieger, der sich um die Prädestination sehr wenig kümmerte, aber die Niederlande thatsächlich befreit hat, getragene Verbindung des zentralistischen mit dem orthodox-calvinistischen Element

erkämpfte. Ohne einen so strammen und dämonischen Gegner wie Spanien hätten die gesamten Niederlande ein ebenso freies und ebenso vorwiegend germanisches Edelreis vom Baume des alten deutschen Reiches werden können wie die Schweiz. Wurde schon der holländische Rumpf so groß wie er geworden ist, was wäre erst aus dem Ganzen geworden?

In einer Zeit, welche alles der Religion unterordnete, wenigstens äußerlich, innerlich aber auch diese dem nackten materiellen Interesse dienstbar machte, in Verhältnissen, unter denen es möglich war, daß die Söhne Egmonts dem Tyrannen, der ihren Vater rechtlos gemordet, freiwillig dienten, und dieser Despot dem Sohne Oraniens die konfiszierten Güter seines Vaters anbot, wenn — er den Hinterlassenen seines Mörders Gerard, denen sie als Blutlohn überlassen waren, eine jährliche Pension von 18 000 Gulden zahlen wolle, — in solcher Zeit und solchen Verhältnissen, wo selbst die angeblichen Verteidiger der Religion auf die kindliche Pietät keinen Wert setzten, war es eine schwere Aufgabe, ein freies Staatswesen zu gründen. Und es sind auch nicht die, obschon vorhandenen, republikanischen Tugenden, sondern es ist der Fanatismus, welcher die Freiheit der nördlichen Niederlande gesichert hat, der Fanatismus von beiden Seiten, der katholische Spaniens, welcher das Land durch seine Greuel zur Losreißung antrieb, und derjenige der Calvinisten. Der letztere hat freilich viel gesündigt, und seinen Trägern fehlte es nicht an dem Willen und vielfach auch nicht an der That, es der römisch-spanischen Inquisition gleich zu thun; auch ist ihm zu großem Teile die Niederlage des Aufstandes im Süden zuzuschreiben. Aber ohne ihn wäre auch der Norden nicht frei geworden; denn es ist zweifellos, daß zur Zeit des Erringens der Unabhängigkeit selbst im Norden die große Mehrheit der Bevölkerung noch dem katholischen Bekenntnisse huldigte. Waren aber auch die meisten dieser Katholiken Gegner der spanischen Herrschaft und Freunde einer Unabhängigkeit, welche ihren Glauben unangetastet ließ, so war doch von ihrer Passivität kein thatkräftiges Vorgehen gegen den Landesunterdrücker zu erwarten. Diese Aufgabe ruhte ganz auf den Calvinisten, und diese Thatsache berechtigte sie nach der Ansicht des größten Teiles unter ihnen zum Fanatismus und zum gewaltsamen Vorgehen gegen jene Religion, welcher die Mörder der Bartholomäusnacht und die Anstifter der Attentate gegen Heinrich IV., Königin Elisabeth und Wilhelm von Oranien angehörten.

Es war hart und unduldsam, daß die Verwandten des duldsamen Wilhelm die Provinzen mit Waffengewalt reformierten, und wiederholt die Ausübung des Katholizismus verboten; allein es geschah auch niemals vollständig und auf die Dauer und niemals mit derselben Rücksichtslosigkeit, wie es von der anderen Seite geschehen war; denn heute noch giebt es in Holland zahlreiche Katholiken, in Belgien aber keine Protestanten. Im ganzen herrschte Glaubensfreiheit im befreiten Lande, und wenn man den Zutritt zu den Staatsämtern auf die Calvinisten beschränkte und damit die dem Namen nach herrschende Demokratie zur thatsächlichen Oligarchie machte, so war dies damals so viel als Wahrung der Unabhängigkeit gegen die Rückkehr spanischer Herrschaft. Die Lutheraner und Sektierer wurden ebenso hart behandelt wie die Katholiken, weil man nach Einheit des Glaubens strebte, und die Juden wurden, wenn auch geduldet, doch empfindlich zurückgesetzt und Ehen derselben mit Christen verboten.

Wie wenig die Zeit und im besonderen die Niederlande noch zu freieren religiösen Ansichten reif waren, zeigt am besten der Prozeß des edeln Oldenbarnevelt, welcher zu Anfang des dreißigjährigen Krieges es büßen mußte, daß die von ihm unterstützte Opposition gegen das starre calvinische Dogma der Prädestination mit den förderalistisch-oligarchischen Bestrebungen der Provinz Holland in Verbindung getreten war. So traurig der Untergang des verdienten Mannes war, so muß doch die von Moritz von Oranien, dem ungelehrten Krieger, der sich um die Prädestination sehr wenig kümmerte, aber die Niederlande thatsächlich befreit hat, getragene Verbindung des zentralistischen mit dem orthodox-calvinistischen Element


Hie werden alle Gueter sein/
Geordnet in die Wag hinein.
Damit ein jeder wiß sein Gwicht/
Vnd niemand vnrecht gschehe nicht.
Hie wirt beratschlagt an dem end/
Was ghaim vnd wichtig sachen send
So das Berckwerck anlangen thuet/
In Zornal schreib Ich alle tag/
Was sich im Gwerb begeben mag/
Nach lengs mit bschaid vnd vnderricht/
Das dient gar wol zu gutem bricht.
Hie werden Gütter außgelert/
So vns die Meß reichlich beschert:
Die wöllen wir verhandlen wol/
Darzu vns Gott glück geben soll.
Cassier ambt Ich verrichten soll/
Mit ein vnd außgeben gar wol.
Die Cassa Ich offt vberschlag/
Vnd den Rest fleissig bey mir trag.
OBLIGATIO.
Wie das Herz ligt zur Lincken Brust/
Also/wans Schuldbuch öffnen thust/
Deß Debitors Schuld wirt bethandt/
Geschuben zu der lincken handt.

als das einzige anerkannt werden, was damals die Niederlande in ihrer Freiheit erhalten konnte. Und diese Richtung verhinderte auch die Rückkehr zu Deutschland, dessen damaliges krankes Reich das Land nicht nur nicht schützen konnte, sondern, weil im Besitze von Verwandten des spanischen Hauses, ihm sogar gefährlich geworden wäre. Hatten ja die „Vereinigten Niederlande“ mit französischer und englischer Schutzherrschaft die schlimmsten Erfahrungen gemacht und versuchten es daher, sich auf eigene Füße zu stellen. Und dies gelang auf die überraschendste Weise. Dieses Land war, bei allem Scheine der Unduldsamkeit, nicht nur das duldsamste Land jener Zeit, sondern die Wiege und die Quelle von allem, was die Gegenwart, abgesehen von kopflos umstürzlerischen Parteien, im vernünftigen und mäßigen Sinn unter Freiheit und Fortschritt versteht. Es war in Dortrecht, wo die erste reformierte Synode Hollands und Seelands das wirksamste Gegengift gegen allen Gewissenszwang, die Zivilehe schuf, die seitdem langsam, aber dauerhaft sich in allen zivilisierten Ländern festgesetzt hat. Dort war es auch, wo der moderne Staat sich ausbildete und seinen ersten Verkündiger in Hugo de Groot (Grotius) erhielt, einem Leidensgenossen Oldenbarnvelts, der sich aber in bekannter Weise durch die Geistesgegenwart seiner wackeren Gattin lebenslänglich über ihn verhängter Kerkerstrafe entziehen konnte. Wohl war der niederländische Staat noch ein unfertiger und in sich unklarer; wohl waren weder die Grenzen zwischen Unitarismus und Föderalismus, noch die zwischen monarchischer und republikanischer Gewalt festgestellt. Aber er stand auf dem alten felsenfesten Boden germanischer Volks- und Gaufreiheit. Da der Calvinismus, wenigstens der strenge, meist nur in den Städten überwog und in diesen jene Volksfreiheit den reinsten Ausdruck fand, so waren die Städte die Häupter, und da der fortdauernde Kriegszustand eine stramme Ordnung erforderte, die Räte der Städte die eigentlichen Regenten des Landes, das daher einer vielköpfigen, oft genug unter sich uneinigen Diktatur gehorchte. Es befand sich aber nicht schlecht dabei; selbst die politisch rechtlosen Nichtcalvinisten und Landleute hatten ihre sozialen Rechte, und auf den Äckern der letzteren jagte kein Edelmann und durfte sich niemand dies erlauben. Dabei herrschte im Lande eine Sicherheit der Personen und des Eigentums, welcher sich Paris und London nicht rühmen konnten, und ebenso eine Sittenreinheit, wie sie in keinem anderen Lande, namentlich nicht in Spanien zu finden war, das seinen abgefallenen Unterthanen stets als abschreckendes Beispiel diente. Es bestand unbeschränkte Preßfreiheit, und was im übrigen Europa nicht gedruckt werden durfte, fand in Holland ungestörte Veröffentlichung. Selbst die Zustände des Landes konnten frei in Wort und Bild kritisiert werden, wenn es nicht am Orte der Betroffenen geschah, sondern an einem, der mit demselben nicht auf bestem Fuße stand. Das Zusammenhalten des kleinen Staatenbundes wäre daher geradezu ein Wunder gewesen, wenn nicht die innere Uneinigkeit durch die zwei Zierden des Patriotismus und der Energie gegen außen in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Und diese Zierden wurden getragen und gestützt durch das kaufmännische Glück, das infolge des spanischen Druckes und des Widerstandes gegen denselben vom belgischen Süden nach dem batavischen Norden gewandert war. Der Fang des unscheinbaren, aber viel begehrten Herings und der Handel mit Getreide, das die Holländer von den Ostseeküsten bezogen, waren die Grundlagen dieses Glückes, durch welches die Niederlande die Hansa in den Schatten stellten und schließlich das meiste zu ihrem Verschwinden vom Schauplatze der Geschichte beitrugen. Amsterdam, Rotterdam, Leiden und Harlem wurden, was einst Antwerpen, Gent und Brügge gewesen; die holländische Leinwand wurde ebenso weltberühmt, wie die holländische Reinlichkeit, und wo die Holländer Handel trieben, konnte keine andere Nation neben ihnen bestehen. Durch Dämme rang das rührige Land dem Meere seine Beute ab und ließ den ehemaligen Boden der Salzflut durch zahllose Rinderherden beweiden, welche den bewährten holländischen Käse

lieferten. Kein Zoll bedrückte diese Handelsblüte, und neben anderen Errungenschaften der Neuzeit hat Holland auch dem Freihandel das Leben gegeben, durch den es die Handelsleute von anderen Ländern ab- und nach dem seinigen hinzog. Wohl erwuchsen ihm daraus Kämpfe mit eifersüchtigen Mächten, namentlich mit England, aber dieselben, wie diejenigen mit den Seeräubern von Dünkirchen, erzogen die Niederländer zur ersten Seemacht des siebzehnten Jahrhunderts. Ihre Kauffahrten nach Rußland und der Türkei wurden ihnen zu eng, und bald war der Name der wunderbaren kleinen Republik in West- und Ostindien geachtet und errang im letzteren ein Reich von der Größe des halben Europa. Der erste Versuch einer Nordostdurchfahrt um Sibirien war ein holländischer.

Und diese Holländer, wie man schon damals nach der wichtigsten Provinz alle Angehörigen der freien Niederlande hieß, waren keinen bloßen Krämerseelen. Im Gebiete der Wohlthätigkeit wurde großartiges geleistet. Überall war, wie ein Reisender von 1612 sagte, „für Arme und Kranke, Greise und Waisen vortrefflich gesorgt“, und in so herrlichen Gebäuden, daß man nicht wußte, ob man sie Kirchen oder Paläste nennen solle. Aber noch mehr! In hohem Ansehen stand bei diesem Volke das Geistesleben und gehörte zu seinen ersten Sorgen; schon am Werke der Befreiung arbeiteten Männer der höchsten geistigen Vollendung. Wilhelms von Oranien bedeutendster Gehilfe war Philipp von Marnix, Herr von St. Adelgonde, ein feuriger Feind Roms und Spaniens, und er durfte es sein; denn er war, wie der Geschichtschreiber Motley sagt, „Dichter voll Feuer und Phantasie, Prosaist, dessen Stil von keinem Zeitgenossen übertroffen wurde, Staatsmann, dessen Umsicht und Scharfsinn Oranien die wichtigsten Dinge überließ, Redner, dessen Feuer alles hinriß und bezauberte, Soldat, dessen Mut die Feinde achten lernten;“ er war Theolog, Rechtsgelehrter und Übersetzer der Bibel, Kenner des Hebräischen, der klassischen Sprachen und derjenigen aller Nachbarländer, der namentlich zu Deutschland hinneigte, so elend das Reich war und so vergeblich er den Reichstag in Worms für sein Vaterland gegen den gemeinsamen Feind zu erwärmen suchte. Von ihm ist das niederländische Volkslied: „Wilhelmus van Nassouwen“, von ihm das Original des von Fischart bearbeiteten „römischen Bienenkorbes.“ Auch war er so wenig weltscheu, daß er über das Tanzen schrieb, es sogar selbst übte und als Ersatz des unmäßigen Essens und Trinkens empfahl. Die weitere Entwickelung der schönen Litteratur Hollands schlug in ihrem geistvollsten Vertreter Jooft van den Vondel eigenartig nationale Töne an; in Jakob Cats wurde sie überaus philiströs; im übrigen lenkte sie in italienisches und endlich auf die Dauer in französisches Fahrwasser ein.

Auf selbständigerem Boden hielt sich die Wissenschaft. Mit warmer Liebe zur Muttersprache, die durch die Befreiung auch zur Schriftsprache wurde, und mit eifriger Pflege ihrer Reinheit von fremden Bestandteilen verband Holland damals eine neue Blüte des philologischen Humanismus, der auf seinen emporblühenden Universitäten denjenigen, der ein Jahrhundert früher geherrscht, durch kritische Sichtung der geschichtlichen und sprachlichen Quellen übertraf. Kaum war das unglückliche Leiden durch das heldenhafte Loslassen der Meereswogen befreit, so erhielt es, am 8. Februar 1575, seine Universität, und zwar, wie die Urkunde der Gründung ironisch sagt, im Namen Philipps II., eine Hochschule, welche, wie Döllinger sagte, für die Kultur der Menschheit mehr gewirkt hat als die ganzen Königreiche Polen und Ungarn. Friesland folgte auf Holland schon zehn Jahre später mit der Stiftung von Franeker. Noch später wuchsen Utrecht und Groningen als Hochschulen empor. Der gelehrte Scaliger erhielt in Leiden den Rang vor dem Rektor und brauchte nicht zu lesen, — man hielt ihn zur Ehre seines Namens, und Salmasius wurde von der holländischen Flotte salutiert. Kaum ein Niederländer aber hat in der Welt der Wissenschaft einen Einfluß ausgeübt wie der von seinem Vaterlande so undankbar behandelte Hugo de

Groot, der in der Verbannung sterben mußte. Schon mit sechszehn Jahren Doktor der Rechte und mit vierundzwanzig Generaladvokat von Holland, Seeland und Friesland, war er in gleich ausgezeichnetem Maße in der Kenntnis des klassischen Altertums, der Rechtswissenschaft, Mathematik, Theologie und Philosophie bewandert und schrieb die Geschichte



Juristensitzung.
Titelbild von Petri a bella pertica, ivrisconsulti vetvstissimi, ac svbtilissimi commentaris ad librvm pandectarvm qvadragesimvm tertivm.

seines Vaterlandes nach dem Vorbilde des Tacitus (worin der Dichter Cornelis Hooft mit ihm wetteiferte), sowie sein Mare liberum, worin er das Monopol Spaniens und Portugals auf dem Ozean anfocht. Zwar bewegte er sich nach seiner Befreiung, weil von seinem Asyl Frankreich und später Schweden abhängig, nicht mehr als freier Niederländer, sondern als

ein dem Absolutismus und Katholizismus näher tretender Hofmann und Diplomat; aber trotzdem behauptete seine Staatslehre einen freiern Charakter als die bis dahin herrschende. Er war der erste Rechtslehrer, welcher es wagte, den zehn Geboten die Eigenschaft einer Grundlage des Völkerrechts abzusprechen. Er suchte das Rechtsprinzip vielmehr in der menschlichen Natur, welche uns durch den Willen Gottes eingepflanzt sei und in welcher es durch die sittliche Notwendigkeit der geselligen Vereinigung lebendig werde. Mit ihm hat die freie Wissenschaft, mit ihm die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche, mit ihm die Lehre von der Vorzüglichkeit des Friedens den Anfang genommen. Sein „Recht des Kriegs und des Friedens", obschon gleich nach seinem Erscheinen (1627) auf den römischen Index gesetzt, wurde gewissermaßen zur Bibel der von ihm geschaffenen Wissenschaft des Völkerrechts und zu einer Autorität für das gebildete Europa.

Die Beschäftigung mit den Wissenschaften hatte indessen bei einem Volke, das durch sie in seinen patriotischen Bestrebungen wesentlich unterstützt werden mußte, nichts Auffallendes. Daß aber ein so trockenes, prosaisches und praktisches Volk wie die Niederländer zur Zeit seiner mühsamen Losreißung von einer fremden Tyrannei neben seinen vielen übrigen Bethätigungen noch die Lust und Muße finden konnte, sich in einer schönen Kunst, und zwar in derjenigen der Farben nicht nur auszuzeichnen, sondern geradezu eine Blüte zu erreichen, welche in diesem Maße außer den Italienern keiner Nation der nachklassischen Zeit vergönnt war, das darf in Erstaunen setzen, und berechtigt zu der Frage, ob jemals in so kurzer Zeit auf einem so engen Raume in so vielerlei Gebieten so bedeutendes geleistet worden ist.

Die niederländische Malerei, deren Blütezeit die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war, und an welcher Angehörige der spanischen wie der freien Niederlande, aber lediglich Niederdeutsche teilnahmen, hat einen durchaus anderen Charakter als die Kunst der Renaissance. Sie wendet sich in keiner Weise zur Vergangenheit zurück, sondern blickt in die Zukunft voraus, und wie der moderne Staat und die moderne Wissenschaft, so ist auch die moderne Kunst an den Mündungen des Rheins geboren. Es ist eine durch und durch realistische, teilweise sogar derb naturalistische Auffassung des wirklichen, nicht die phantasiereiche Aufsuchung eines idealen Lebens, die aus den belgisch-batavischen Malern spricht. Sie steht völlig im Diesseit, träumt nicht vom Jenseit. Selbst der katholische, wenn auch innerlich aufgeklärte und jesuitenfeindliche Peter Paul Rubens, welcher Madonnen malte, widmete sich mit weit mehr Begeisterung mythologischen Gegenständen und sein Schüler Anton van Dyck mit Vorliebe dem Bildnis. Das größte und eigenartigste Kunstgenie der Niederlande aber müssen wir in dem ihrem freien Teile angehörigen Rembrandt Harmenszoon, genannt van Ryn bewundern, dessen eigentliche Stärke die wunderbare Beleuchtung seiner Bilder ist. Von unverschuldetem Unglück verfolgt, hat er Hollands Grenzen nie überschritten. Daß er geizig, unreinlich, unwissend, ein Menschenfeind und sogar ein Betrüger gewesen, sind Erfindungen. Vielmehr war er hoch gebildet und bewegte sich im Leben mit Uneigennützigkeit und Würde. „Seine Kunst", sagt sein Biograph Kolloff, „ist keine Erdichtung phantastischer Traumgebilde, keine Hervorzauberung einer übernatürlichen Welt, auch keine sklavische Nachahmung der bloßen Natur, sondern eine freie Schöpfung, eine andere Natur und in ihren Erscheinungen ebenso wunderbar wie die Natur selbst, die sie nachahmt und in zauberischen Momenten erfaßt wiedergiebt."

Die Niederländer haben aber nicht nur eine eigenartige Kunstblüte hervorgebracht, sondern auch neue Kunstgattungen geschaffen, die Genremalerei nämlich und die wirkliche Landschaft im Gegensatze zu der erdichteten der gleichzeitigen Franzosen. Der „Bauernbreughel" und David Teniers der Sohn brachten die originellen derben niederländischen Bauernszenen

Ein erschröckliche geschicht/so zu Derneburg in der Graffschafft Reinsteyn/am Hartz gelegen/von dreyen Zauberin/unnd zwayen Mañen/Jñ etlichen tagen des Monats Octobris Jm 1 5 5 5. Jare ergangen ist.



vmb der vrsach willẽ/das er bey seines weybs schwester geschlaffen hat/welche er zůuorn zum weybe gehabt/vñ darnach die Grövischen genomen/ Des Montags darnach/das ist der 14. Octobris ist ain weyb die Gercksche genandt/auch verbrandt worden/der vrsach/das sie des Herrn Achacius von Veldthaym des Stiffts Halberstat Hauptmans weybe vergeben hate/ vnd ainem mañ zů Derneburg ain Krotten vnter die Schwöllen gegraben/daruon der man erlamet/vnd im das vihe vmbkomen ist.

¶ Hie sihet man wañ der Teüffel an ainem orth einnistet/vñ begundt zů Regieren/wie wůst er mit seinem gifft vmb sich stichet/wie vil personen komen hie vmb/in wenig tagen/vnd soll vns solch grewlich exempel billich raytzen zur bůß/vnd zur forcht Gottes/auff das wir vns mit dem wort Gottes vnd gebette/wider den gemelten feynd schützen/vnd mag dise Historj den sichern gotlosen Epicurern vnnd Zaubrern/wol ain erinnerung sein/dieweyl sie sehen/das der Teüffel noch lebt/vnd das daß Hellische fewr noch nit erloschen ist/Der Almechtig Got wölle sie auch zur bůsse bringen/vnd vns alle inn/vnd bey seinem raynen wort erhalten/vnd mit seinem hayligen Gayst regieren/ auff das wir leben inn aller Gottseligkayt/ Zucht vnd Erbarkayt/zů ehren seinem hayligen Namen/Durch vnsern Herren Jesum Christum/ A M E N.

¶ Getruckt zů Nürnberg bey Jörg Merckel/durch verleg Endres Zenckel Botten.

Facsimile eines Flugblattes vom Jahre 1555, eine zu Dernburg in der Grafschaft Regenstein am Harz vollzogene Hexenverbrennung schildernd.

(Original, in welchem das Bild in grellen Farben koloriert ist, im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg.)

(Bambocciaden) in Aufnahme, während der „Höllenbreughel“ und Teniers der Vater sich in das naturwidrige Extrem der Teufelsfratzen verirrten. Ostade, Jan Steen und Brouwer fuhren in der Bauernmalerei fort, während sich Gerhard Douw an den Bürgerstand und Terburg an die Vornehmen hielt. Paul Bril, der „Blumenbreughel“ und namentlich Ruisdael zeichneten sich in der Landschaft aus, Wouvermann belebte sie mit Pferden, Potter mit Vieh. Natürlich fehlte den seefahrenden Niederländern auch die Marinemalerei nicht, an deren Spitze Ludolf Backhuisen durch seine Sturmbilder glänzt.

Auch diese Blüte dauerte so wenig an wie jede andere; auch die Niederlande kehrten zur Prosa des gewöhnlichen Lebens zurück, und wir verlassen sie, um zu sehen, was das im Reiche verbliebene Deutschland, teilweise von ihnen angeregt, auf der Bahn des Fortschreitens zu freien Gedanken gewirkt hat.

Deutschland hatte keinen Kampf gegen eine Fremdherrschaft zu führen wie die Niederlande; denn wenn auch die Jesuiten, welche in manchen Gegenden den Vernichtungskrieg gegen die Reformation führten, eine fremde und durchaus undeutsche Macht bildeten, so wurden sie doch von deutschen Fürsten geschützt. Es fehlte somit dem Reiche die Anregung zu fortschrittlichen Thaten, wie sie den Niederlanden der Freiheitskampf bot, und es konnten nur vereinzelte Frührotszeichen einer besseren Zeit sein, welche hier, zwischen den heftigen Händeln der Konfessionen, auftauchten. Das nämliche gilt in damaliger Zeit auch von der Schweiz, die von ihrer weltgeschichtlichen Rolle sich zurückgezogen hatte und drei Jahrhunderte erleben mußte, die gegen ihre frühere Heldenzeit traurig abstachen.

Der dringendste Kampf, zu dem das in der Zeit, wenn auch noch schüchtern, liegende Streben nach erfreulicheren Zuständen rufen mußte, war gewiß derjenige gegen die verderblichste Form des herrschenden Aberglaubens, gegen die Hexenprozesse. Der erste, der ihn gewagt hatte, und zwar schon wenige Jahrzehnte nach der Hexenbulle Innocenz VIII., war Ulrich Molitor, Theolog und Jurist in Konstanz. Ihm folgte, obschon selbst der Astrologie, Alchemie und anderen Wahngebilden huldigend, Cornelius Agrippa von Nettesheim (s. Bd. I, S. 313), zur Zeit des Auftretens Luthers Syndikus in Metz. Es gelang ihm, eine angebliche Hexe zu retten, und er fand vielen Beifall, erntete aber noch mehr Haß von seiten der Ketzerrichter, die ihn selbst als Zauberer verschrieen, und starb als Flüchtling in der Fremde. Mehr als er wagte sein Schüler, der mit Unrecht vergessene Arzt Johann Weyer (Wierus), ein Niederländer aus Brabant, der aber seit 1550 Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg war. Hier schrieb er sein lateinisches Werk: von den Trugbildern der Dämonen und von den Zaubereien und Giftmischern, das 1563 in Basel erschien und nach zwanzig Jahren die sechste Auflage erlebte. Er bezeichnete den Hexenglauben als die unheilvollste Meinung, welche den christlichen Glauben schände, und erklärte die Behauptungen des Hexenhammers als gottlose und unsinnige Albernheiten.

Weyer war weit entfernt, am Dasein des Teufels zu zweifeln; ein so weites Hinausgreifen über den Gesichtskreis seiner Zeit war von ihm nicht zu erwarten. Auch an die Zauberei glaubte er, nannte aber die Zauberer Betrüger, und sprach seinen Lehrer Agrippa von ihrer Gemeinschaft frei. Was aber die Hexen betrifft, so nannte er das von ihnen Ausgesagte reine Einbildung, welche er dem Genusse giftiger Pflanzen zuschrieb, womit er sich freilich im Irrtum befand. „Dummheit, Haß, Habgier, Denunziation und Folter“, das waren, wie Weyers Biograph Professor Binz richtig sagt, die wahren Giftpflanzen, welche den Hexenwahn nährten.

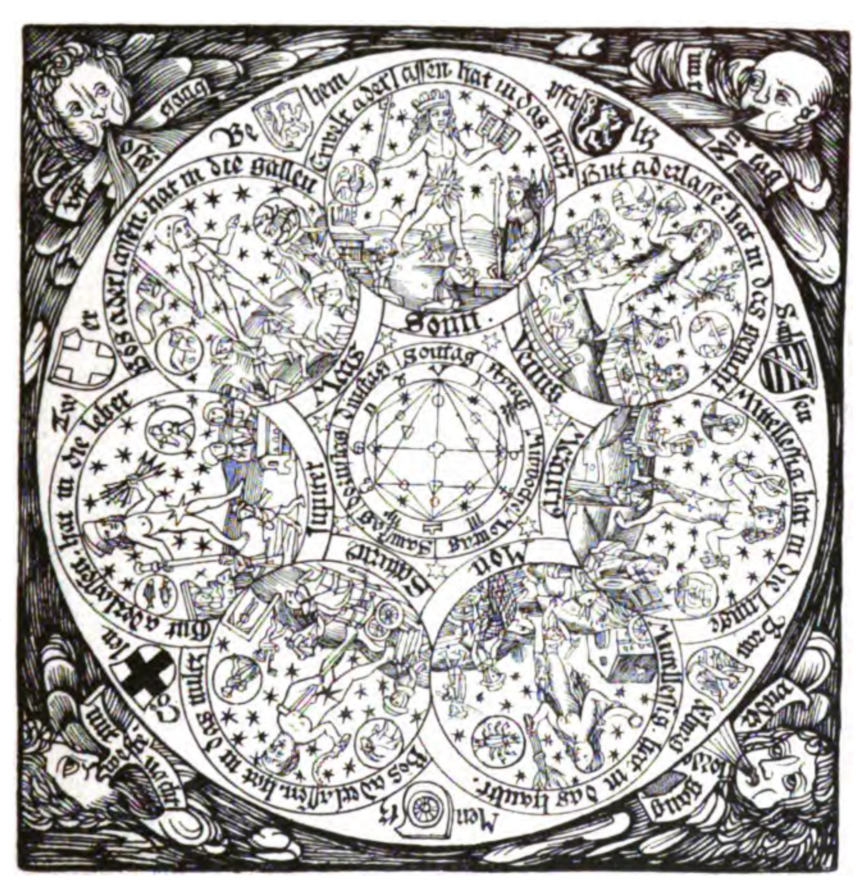
In Gemäßheit dieser Ansichten sprach sich Weyer entschieden gegen die fernere Bestrafung der „Hexen“ nicht nur, sondern auch der „Ketzer“ aus, obgleich er dabei versicherte, nichts behauptet zu haben, was er nicht gänzlich dem Urteile der katholischen Kirche unterwerfen dürfe.

Und die Wirkung? Alle Dunkelmänner schrieen laut auf, die Theologen, denen Weyer nach dem Einfluß, wie die Juristen, denen er nach den Sporteln griff. Einzelne Männer beider Stände, — sogar ein Abt war darunter, — hatten aber den Mut, ihm offen ihre Sympathie zu bezeugen; ja, ein Bischof von Basel, Simon Sulzer, ließ das Buch deutsch übersetzen, und ein niederländischer Domherr, Cornelius Loos aus Gouda, ein Bekämpfer des Protestantismus, bezeichnete die Hexenprozesse offen als ein blutiges Geldgeschäft, eine „neue Art Alchemie", wurde aber in ein Trierer Kloster eingesperrt und zum Widerrufe gezwungen! Sein Freund, der Rektor und Stadtschultheiß von Trier, Doktor Dietrich Flade, wurde, weil er die Hexenprozesse zu mildern suchte, selbst der Hexerei beschuldigt; man folterte aus Hexen heraus, er habe an ihren Versammlungen teilgenommen, und er wurde 1589 erwürgt und sein Leichnam verbrannt! An manchen Orten hatte das Buch Weyers gute Wirkung, indem es die Hexenprozesse verminderte, — am wenigsten oder keine in den geistlichen Fürstentümern. Einer seiner Anhänger, Fabricius, genannt Hildanus (aus Hilden bei Düsseldorf), Stadtarzt in Bern, überreichte dem dortigen Rate ein Skelett, dessen beide Schulterblätter durch die Folter zerstückelt waren. So schien auch gegen diese Form der Barbarei eine Bewegung Platz zu greifen; aber sie blieb leider ebensowenig haften, wie jene gegen die Hexenbrände.

Die zahlreichen Feinde Weyers, denen alles erlaubt schien, wenn es galt, ihre Lieblingsanstalt zu retten, griffen zu dem perfiden Mittel, ihn als Ketzer (Waldenser) zu denunzieren. Es war ihm keine Ketzerei nachzuweisen, und dennoch kam sein Buch auf den römischen Index und wurde durch die spanische, portugiesische und römische Inquisition verboten und in den Niederlanden durch deren Peiniger Herzog Alba dem Feuer überantwortet. Ein Dominikaner Sixtus in Siena schrieb ein Buch gegen das Weyers, verfiel aber in den doppelten Irrtum, für den Verfasser desselben Agrippa und diesen für einen Lutheraner zu halten, so daß anzunehmen ist, er habe es gar nicht gelesen. Aber auch protestantische Geistliche und Laien gab es, die sich zu Verteidigern der blutigsten Schmach aller Zeiten gegen deren mutigen Angreifer hergaben. Sogar ein Arzt, Namens Schreiber in Korbach, erklärte Weyer als Mitschuldigen der Hexen, als Zauberer und Giftmischer. Keiner seiner Gegner aber erregte soviel Aufsehen wie der französische Rechtslehrer Jean Bodin mit seiner 1579 erschienenen „Abhandlung über die Dämonomanie der Zauberer", einem Buche, das völlig zum Schlage des Hexenhammers gehörte, und als dessen Übersetzer sich leider der auf anderen Gebieten freisinnige deutsche Dichter Johann Fischart entwürdigt hat. Merkwürdigerweise kam Bodins Buch auf den Index, — weil er Hugenot war. Selbst einen königlichen Gegner erhielt Weyer in Jakob I. von England, der gegen ihn die Daemonologia schrieb und überdies das ebenfalls auf dem Standpunkte des Hexenhammers verharrende Werk des spanischen Jesuiten Martin Delrio „Disquisitiones magicae" auf seine Kosten drucken ließ. Nicht befremden kann endlich, daß der schon erwähnte Blutrichter Carpzov die Gegner seines Vernichtungssystems bekämpfte, besonders aber Weyer, der indessen diese letzten Angriffe nicht mehr erlebte, indem er 1588, 72 Jahre alt, sanft und ruhig hingeschieden war. Nachdem sein Herzog, der die eigenartige Idee gehabt, im Sinne des Erasmus die Kirche seines Landes zu reformieren, ohne vom Katholizismus abzufallen, vom blutigen Herzog Alba in verletzender Weise ausspioniert und gemaßregelt, darob geisteskrank geworden war und seine Räte sofort die Hexenprozesse wieder eingeführt hatten, war Weyer in das Privatleben zurückgetreten und hatte sich, aus doppeltem Gram über die Erfolglosigkeit seines Wirkens und über das Unglück seines geknebelten brabantischen Vaterlandes, dem reformierten Bekenntnisse angeschlossen. Noch lange nach seinem Tode kämpfte sogar ein Jesuit, Friedrich Spee, freilich der einzige seines Ordens (1591—1635), vergeblich gegen den schauderhaften Wahn,

und der reformierte Prediger B. Becker in Amsterdam wurde wegen desselben Vorgehens entsetzt.

Denn der Hexenwahnsinn konnte nicht fallen, ehe die Naturwissenschaft, deren Unkenntnis neben der Habsucht das meiste zu seiner Nährung beitrug, wesentliche Fortschritte gemacht hatte. Diese aber befand sich noch zwei Jahrhunderte nach Weyers Tod in den Kinderschuhen und begann um jene Zeit erst schüchterne Schritte zu machen. Wie bereits erwähnt, hatten die Wahngebilde der Astrologie und Alchemie absichtlos zur Beobachtung und Erforschung der Natur angeregt, und die großen Länderentdeckungen des eben abgelaufenen Jahrhunderts, sowie die ersten Erdumsegelungen hatten dazu weiteren Antrieb



„Die sieben Planeten."
Holzschnitt von einer astrologischen Tafel (1480—1490).

geliefert. In dieser Zeit wurde ganz im stillen und ohne daß selbst die gelehrte Welt es ahnte, das damals noch in den Köpfen felsenfest stehende Weltsystem, nach welchem die Erde den Mittelpunkt des Alls bildete und dieses ebenso um ihretwillen geschaffen war wie alles auf ihr um des Menschen willen, — untergraben, und zwar durch einen Deutschen, Nikolaus Koppernik aus Thorn (geboren 1473), Domherr in Frauenburg. In allen Fakultäten ausgebildet, ergab er sich mit Vorliebe der Astronomie; aber sein Hauptwerk „von den Umwälzungen der Himmelskörper" erschien (1543) erst kurz nach seinem Tode; er hatte es Papst Paul III. gewidmet, dessen Nachfolger die darin enthaltene Lehre, daß die Erde als Planet sich um die Sonne bewege, noch über ein Jahrhundert lang verdammten.

Auf dem darin enthaltenen ersten Bilde des neuen Weltsystems stehen die schönen Worte: „In der Mitte aller thront die Sonne. Denn wer wollte in diesem herrlichsten Tempel diese Leuchte an eine andere oder bessere Stelle setzen, als an jene, von wo aus sie alles zugleich erleuchten kann?“ Es war eine vollständige Umkehr der bisherigen Weltanschauung; die Begriffe von oben und unten waren beseitigt, der materielle Himmel weggeschafft, die Erde ein Stäubchen im All, und die glaubensstolzen Konfessionen mußten einsehen lernen, daß selbst die Bibel in astronomischer Beziehung irrte und es von nun an schwer zu bestimmen war, wo ihre Unfehlbarkeit anfing oder aufhörte. Freilich sperrten sie sich dagegen, solange sie konnten; gleich dem Papste verwarfen Luther und Melanchthon verächtlich die neue Lehre, und ihre Anhänger lebten noch im nächsten Jahrhundert in dem Wahne, daß die Naturwissenschaft sich nach der Theologie zu richten habe. Die Astrologie konnte ruhig ihr Wesen forttreiben; ein deutscher Astrolog, und nicht Koppernik, nämlich der bereits (Bd. I, S. 319 und oben S. 46) genannte Johann Stöffler, der freilich auch in Astronomie und Mathematik Studien gemacht, wurde, wenn auch lange nach seinem Tode, die Autorität, auf welche hin das Konzil von Trient die Kalenderverbesserung beschloß, die Gregor XIII. 1582 durchführte, und welche zu der konfessionellen Zersplitterung Deutschlands noch eine chronologische fügte, indem die Protestanten es unter ihrer Würde hielten, die Zeitrechnung von einem Papste anzunehmen, so daß mehr als hundert Jahre (bis 1700) die Deutschen beider Bekenntnisse in ihren Zeitbestimmungen um elf Tage auseinander gingen und in paritätischen Gegenden heillose Verwirrung herrschte.

Ein Kalendermacher und Astrolog war aber auch der große Mann, der die noch unfertige Lehre des Frauenburger Domherrn ausbaute. In der tiefsten Geistesnacht des Konfessionskampfes und der jesuitischen Gegenreformation erblickte Johannes Kepler (1571) zu Weil in Schwaben in einer armen Hütte das Tageslicht. Am Ende des Jahrhunderts durch die Jesuiten von seiner Professur in Graz vertrieben, geriet er den lutherischen Glaubensmännern seiner Heimat in die Hände, die ihm zwar kein Leid anthaten, aber ihn (1612) salbungsvoll ermahnten: „daß er seine fürwitzige Natur bezähmen und sich aller Dinge nach Gott regulieren und dem Herrn Christus sein Testament und Kirch mit seinen unnötigen Subtilitäten, Skrupeln und Glossen unverwirret lassen solle.“ Zugleich entging seine Mutter mit Not dem Tode als Hexe. Kepler hat dann als Hofastronom Kaiser Rudolfs II. in Prag seine berühmten drei Gesetze gefunden, nach deren erstem sich die Planeten nicht in Kreisen, sondern in Ellipsen um die Sonne bewegten. Von seinem kaiserlichen Gönner mit dem Gehalte im Stiche gelassen, starb er mitten unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges (1630), sozusagen aus Hunger, zu derselben Zeit, als sein großer italischer Mitstreiter Galilei mit der römischen Inquisition um die Wahrheiten der Wissenschaft zu ringen hatte. Den Entdeckungen der beiden Geisteshelden gingen unterstützend und helfend wichtige mathematische Erfindungen deutscher Männer zur Seite, und zwar in den beiden vom Reiche getrennten Republiken: Der Niederländer Zacharias Jansen erfand das Mikroskop, sein Landsmann Hans Lippershey die Fernröhre, welche Kepler und Galilei verbesserten, und der Schweizer Jost Bürgi den Dreifußzirkel und die Logarithmen. Des letzteren Landsmann, der Stadtarzt Konrad Geßner aus Zürich, hatte schon früher den ersten Anstoß zur wissenschaftlichen Botanik, Zoologie, Orographie und Sprachvergleichung gegeben.

Damit der geistige Fortschritt sich nicht allzusehr in das Gebiet der Materie verliere, bedarf er des idealen Gegengewichts der Philosophie. Diese nun war damals noch schwach vertreten, wie bei dem Vorwalten der theologischen Dogmen in den Gemütern nicht anders zu erwarten war. Dennoch hat gerade Deutschland den ersten Gelehrten erzeugt, welcher es wagte, die Philosophie von der Theologie zu emanzipieren. Unverdienter Weise

gehört Nikolaus Taurellus (1547—1606) zu den Vergessenen, er, von dem ein Lexikon des achtzehnten Jahrhunderts sagte: „dieweil er aber einige ungewönliche sätze behauptet und der philosophie mehr einräumen wolte als die Theologi vertragen kunten, bekam er mit denselben händel und ward von den Heidelbergischen der atheisterei beschuldigt.“ Doch hat ein kleiner Kreis noch in unseren Tagen seiner gedacht, indem vor einigen Jahren die Urania Erlangens ihm in Altdorf, der ehemaligen, von der Reichsstadt Nürnberg gegründeten Universität, an der er als Lehrer gewirkt, eine Gedenktafel setzte. Taurellus, den heute kein Lexikon und keine Weltgeschichte mehr nennt, hätte durch seinen 1573 erschienenen „Triumph der Philosophie“ verdient, als der philosophische Luther oder Kepler gefeiert zu werden. In jenem Werke erklärte er die Vernunft als die einzige Autorität in der Philosophie; selbst ein Leibnitz hat ihn geehrt und den „deutschen Scaliger“ genannt, und Feuerlin, ein Schüler dieses Polyhistors, 1734 in Altdorf eine Apologie des Vergessenen veröffentlicht. Seine Lehre war durchaus idealistisch; der Geist ist nach ihr ewig und die Materie nur seine zufällige Umhüllung. Dabei war er warmer deutscher Patriot und eiferte gegen alle sklavische Nachahmung des Fremden; aber die traurigen Zustände seiner Zeit haben das Licht seines Geistes nicht aufkommen lassen. Man kann ihn als das ernstere und solidere germanische Gegenbild des italischen liebe- und gott-trunkenen Pantheisten, der sich selbst verzehrenden Feuerseele Giordano Bruno betrachten, der als Flüchtling, wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland (1586—1591 in Marburg, Wittenberg, Prag, Helmstedt und Frankfurt) wirkte, aber auch hier, wie in Frankreich und England, von der Orthodoxie vertrieben, der Inquisition seines Vaterlandes in den Rachen lief, die ihn, den „entlaufenen Mönch“, im letzten Jahre des Jahrhunderts auf dem „Blumenfelde“ in Rom lebendig verbrennen ließ. Leider fehlt es uns an Nachweisen über den Einfluß, den er in Deutschland geübt hat. Jedenfalls hat er, — ob auch hier? — zur Verbreitung der Lehre Kopperniks vor Kepler wohl das meiste beigetragen, und das ist sein bedeutendstes Verdienst, das seine Fehler aufzuwiegen geeignet ist. —

Auf dem Felde der Geschichtschreibung ist Johannes Sleidanus zu erwähnen, der allerdings lateinisch schrieb, aber seinen Beruf als Historiker der Reformation durch keinerlei Fanatismus beeinträchtigte und dabei durch klassische Sprache und Anordnung hervorragte.

Damals entstand auch die periodische Presse, eine Anstalt, die zwar wiederholt der Finsternis und dem Rückschritte und namentlich der Unsittlichkeit große Dienste geleistet hat, die aber doch im ganzen ein Zeugnis zunehmender freierer Bewegung in der Äußerung der Gedankenwelt ist. Unbeholfen genug waren ihre Anfänge; zur Zeit der Reformation fing man an, unregelmäßig erscheinende Flugblätter, welche Ereignisse schilderten oder über Gegner, besonders in Religionssachen loszogen, „Zeitungen“ zu nennen; bei Anlaß drohender Türkeneinfälle, 1566, begann ihr Erscheinen in fortlaufenden Nummern, 1585 kamen monatliche bis halbjährliche Hefte dazu. Die neben ihnen fortlaufende Flugblattlitteratur gefiel sich mit Vorliebe in geistlichen Liedern, die in sonderbarem Gegensatze zu der derben Zeit allzu oft einen widerlich-süßlichen Ton annahmen und auch weltliche Gedichte durch Bearbeitung in ihren Kreis hereinzogen. Natürlich aber behauptete in der Litteratur auch jene Derbheit des Zeitalters ihren Platz, und ihr Charakter hinderte sie nicht, manches Goldkorn zu erzeugen und in kühnen Gedanken der Zeit voranzuschreiten. Doch fehlte es nicht an hervorragenden Geistern, welche sich von dieser „grobianischen“ Manier nicht hinreißen ließen und in maßvoller, bald launiger und bald ernster Weise den Musen opferten. Weder elegant noch klassisch war das Schrifttum dieser Zeit, aber es arbeitete einer Verbesserung der deutschen Sprache vor, welche ihre seit dem Ende des Mittelalters angenommene neuere (neuhochdeutsche) Form erst bilden und glätten mußte, ehe sie in derselben ihre mittel-

Zeitung auß Cöln / vom 18. Junij. Anno 1609.

AVß dem Hage wirdt mit den letzten Brieffen anders nichts geschrieben / dann daß die Frantzösische vnnd Englische Gesanden daselbst nunmehr bereitschafft machen/erstes tages wider nach Hauß zuziehen. Sonst hett so wol der Ertzhertzog als die Herrn Staden ein gute anzahl Kriegsvolck abgedanckt / vnd sie vollends bezahlen lassen. Es schreiben die von Ambsterdam/daß die Kauffhandlung vnd Nahrung/daselbst vnd ander orten wegen dieses anstands täglich abnemen/ vornemlich / weil sich jetzt so viel Meerräuber auff dem Meer erzeigen/welche jmmer die Kauffahrende Schiff plundern/vnnd theils gar zu sich nemen / wie dann auch wegen deß jetzigen Kriegswesen zwischen Schweden / Polen vnd Moßkaw die handlung auß Holl: vnd Seeland nach den orten auch nit dann mit grosser gefahr geschehen könne. Brieff auß Londen melden / daß die Flotta mit 8 Schiffen / mit viel Manns vnnd Weibspersohnen sampt anderer *provision,* vmb das Land *Virginia* Volckreich vnd wohnhafft zumachen/dahin abgesegelt sein/mit grossem mißfall der Spannier. Beyde Fürsten von Brandenburg vnd Newburg/ haben sich zu Dortmund vnder einander / durch mittel Landgraff Moritzen dahin verglichen/daß sie gegen alle andere anmassungen/zu erhaltung vnd *defension* der Gülischen Lande zusamen setzen/vnd innerhalb 4 Monaten sich allerdings dahin vergleichen sollen/wer der rechte Erb dieser Landen sein wird/vnnd sollen jhn inmittelst von den Stenden etliche zugeordnet werden/vmb die Regierung / biß zu besserer bestellung zu *continuiren*, auch mit deß Fürsten Begräbnuß fort fahren/ vnnd sonsten weitters zu verordnen/was der sachen zum besten dieser Landen erfordern wird/darauff obgedachte beede Fürsten zu Dusseldorff angelangt sein/ wiewol sich die gewesene Gülische Rähte noch dargegen gesetzt / aber durch die Burger gleichwol eingelassen worden / vnd auffs Schloß ziehen lassen/was nun weitters folgen wird/gibt zeit.

Auß Rom / vom 30. May.

Demnach der *Pater Spinola* ein Jesuiter / so deß Cardinals *Spinola* Bruder ist / auß den Orientalischen Jndien/alda er seither Bapsts *Gregorij* deß 13. lebzeiten bey 30. Jahren gewest/ alher kommen/hat er Sontags beym Bapst *Audienz* gehabt/in welcher er demselben *referirt,* wie die Römische Religion der orten stets zunehme / auch viel wunderliche sachen *præsentirt.* Die Malthesische vnd Neapolitanische Galleren sind mit einander in *Compagnia* außgefahren/ die *reveriren* daß Königreichs Neapoli vmbzuschiffen / es ist auch der Orten den reisigen befehl zukommen/sich mit der Landschafft besatzung in bereitschafft finden zulassen/damit auff 24. Junij jede *Compagnia* an bestimpten ort sich einstellen möge. Weil man *Aviso*, daß die Türckische Galleren vnd Vasellen von *Thunis* außgefahren/ also wirdt besorgt/ sie möchten in *Romagna* einfallen/deßwegen solches zuverhüten / hat man etlich 100. Soldaten zur *Quardia* dahin geschickt / auch dem *Signor Ioan del fale* Obersten vber dieselbe *Provinz* vom General

Fran-

Facsimile einer Seite aus der ältesten erhaltenen politischen Zeitung Deutschlands vom Jahre 1609.

Der Titel lautet: „Relation: Aller Fürnemen vnd gedenckwürdigen Historien/ so sich hin vnnd wider in Hoch vnnd Nieder Teutschland/ auch in Frenckreich/ Italien/ Schott vnd Engelland/ Hispanien/ Hungern/ Polen/ Siebenbürgen/ Wallachey/ Moldaw/ Türckey/ 2c In diesem 1609. Jahr verlauffen vnd zutragen möchte Alles auff das trewlichst wie ich solche bekommen vnd zu wegen bringen mag/ in Truck verfertigen will." Diese Zeitung wurde von dem Verleger und Buchdrucker Johannes Carolus in Straßburg herausgegeben und erschien regelmäßig in wöchentlichen Nummern. Die Heidelberger Universitäts-Bibliothek besitzt das einzige bekannte Exemplar.

Abnemen aller vnkünst des Meistergesangs
Wie man das erkennen vnd strofen solle.

Zum ersten von den Meister Tönen. 1

[E]s [illegible] soll nicht [illegible] werden, dann was dem wort Gots
gemeß ist. Daß mag leichtlichen erkent werden, wie dir
ein exempel, wann einer sing Reüter, [illegible], oder sunst
schantliche schampari liedlin, so ist sein straf daß man in soll
heissen auffhören, vor menniklichem und sol auch unbegobt
bleiben, deßgleich alle die so da singen andern Ton dann so
von den zwelff Meistern gedicht auch andre vergleichten

Vom falschenn meinungen das ander. 2

[F]alsche meinung ist auch unbefohlen. Daß erkennet man also
allso daß so wider die Göttlich geschrift gesungen werden möcht
als wann man gott dem Herrenn sein ehr abschlagen, oder seiner
gebenedeiten müter, desgleich die hochwürdigen Sacramenta
anders disputieren wolt dann so vom Gott dem Herrn und
seinen heiligen Aposteln ingesetzet worden, auch singen so da
singen vom der heiligen Triefaltikeit und setzten Got
den vatter noch dem Sün oder den heiligen geist vor dem
Sün [illegible] ist in auch ein falsche meinung gemerckt
So einer auch singen würd der mensch möcht durch sin eigne
kraft selig werden oder andre dergleichen [illegible]
solle alles nit gemerckt werden sunder man solle ihm heissen
uffhören vor aller meniklich so bald daß gesungen

Vonn dem binden vnd silben der reimenn. 3

[I]tem es soll auch keiner keinem Ton anderst binden minder oder
mer Reimen daran singen dann in der meister so in am
ersten gedicht hatt, soll auch zu keinem lied zu oder von
thun, damit ihm sin erste meinung nit geschwecht werde

Facsimile einer Seite aus Jörg Wickrams „Gemerkbuch" der Meistersänger-Bruderschaft zu Colmar.
(München, Königl. Bibliothek.)

alterliche Blüte zu übertreffen und mit anderen Völkern erfolgreich zu wetteifern vermochte. So traten denn damals verschiedene Methoden des Dichtens auf den Schauplatz und boten ein belebtes Bild dar.

Die ersten deutschen Dichter seit der Reformation, welche nicht im Dienste der Theologie standen, lehnten sich an die urwüchsige Volkslitteratur. Erasmus Alberus aus Frankfurt a. M. und der frühere Mönch Burkard Waldis aus Hessen, welche beide der Reformation ergeben waren und bald nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts starben, sammelten und dichteten Fabeln mit einer ihrem Standpunkte angemessenen Tendenz; ihre Zeitgenossen Johann Agricola, ursprünglich Schnitter aus Eisleben, der eine schwankende, ja zweideutige Rolle zwischen den Bekenntnissen spielte, und Sebastian Franck aus Donauwörth, der auch eine Weltgeschichte und eine deutsche Geschichte schrieb, ein pantheistischer Mystiker, der sich von beiden Kirchen losgesagt hatte, sammelten und bearbeiteten die deutschen Sprichwörter.

Zu selbständiger Kunstdichtung dagegen erhob sich der ohne Zweifel für unsere Zeit noch genießbarste deutsche Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, der Nürnberger Schuster und Meistersänger Hans Sachs (1494—1576). In der Form durchaus ungewandt und ohne Sinn für Schönheit der sprachlichen Darstellung, ragte er desto höher an sittlichem Gehalt und Unabhängigkeit der Denkart, an reicher Beobachtungsgabe und lebhafter Schilderungskunst, an Gemütstiefe und treffender Charakterzeichnung, an Vielseitigkeit des Schaffens, an freimütiger Geißelung aller Laster und Thorheiten seiner Zeit und an vaterländisch deutschem Sinn und Geist; er kann es nicht verleugnen, in der Atmosphäre aufgewachsen zu sein, in welcher ein Wilibald Pirkheimer, Albrecht Dürer und Peter Vischer lebten. Lutheraner aus freier Wahl und Verherrlicher der „wittenbergischen Nachtigall“, ist er doch frei von jeder konfessionellen Einseitigkeit und ein Feind, wie aller kirchlichen Mißbräuche der alten, so auch alles dogmatischen Gezänkes der neuen Kirche geblieben. In seiner Vaterstadt war er eine höchst volkstümliche und einflußreiche Persönlichkeit und wurde von seinen Zeitgenossen und deren Nachkommen bis in die Periode der Nachahmung alles Fremden im nächsten Jahrhundert als der größte deutsche Dichter anerkannt. Der Scherz war ihm ebenso geläufig wie der Ernst; was aber am meisten in Erstaunen setzt, ist seine Fruchtbarkeit und seine Belesenheit. Fast alle antiken Schriftsteller hat er (in Übersetzungen, obwohl er Latein verstand) benutzt, und dazu zahllose Werke des Mittelalters, unter denen Boccaccio und die deutschen Volksbücher hervorragen, während ihm, wie seiner Zeit überhaupt, die Perlen der mittelhochdeutschen Litteratur verborgen blieben. Die Zahl seiner dichterischen Arbeiten übersteigt sechstausend, darunter mehr als zwei Drittel Meistergesänge, die noch lange nicht alle gedruckt sind. Am ansprechendsten sind seine zahlreichen erzählenden Gedichte: Fabeln, Legenden, Schwänke u. s. w. Seiner dramatischen Werke werden wir besonders gedenken.

Es ist bereits (Bd. I, S. 327) gesagt, daß Hans Sachs zu den wenigen Dichtern gehörte, welche den Durchschnitt der Meistersinger überragten. Die ersten geschlossenen Gesellschaften dieser Männer, deren Kunst ihren Ursprung im gewöhnlichen Gesangsunterrichte hatte, finden sich in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, und zwar die älteste in Augsburg. Seit dieser Zeit auch wagten es neuere Dichter, neben den bis dahin allein geduldeten älteren aufzutreten. Erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entwickelten sich jene Gesellschaften zu Zünften, und am Anfang des sechszehnten erscheinen die Gesetze der Tabulaturen. Der Inhalt der Gesänge war früher meist ein geistlicher und wetteiferte an Verschrobenheit und in der Sucht, unlösbare Fragen zu beantworten, mit den Scholastikern des Mittelalters, gefiel sich auch besonders im Lobe der Jungfrau Maria und im

Reiche der Legenden. Die neueren Meistersinger aber verfielen teilweise in das Gegenteil, d. h. in wüste, rohe und gemeine Bänkelsängerei; der schon genannte Hans Folz stand an der Spitze dieser Schule. Nach der Reformation wurde dies anders und der Stoff der Gesänge wurde durchweg ein biblischer, der die trockensten Genealogien nicht scheute. Indessen war der Text Nebensache und es kam vor allem darauf an, neue Tonweisen zu erfinden; kein Meister durfte sich ein Eingreifen in den „Ton" eines andern anmaßen. Hans Sachs erfand ihrer dreizehn. Ein Bar (Gedicht) bestand kunstvoll aus Stollen, Gegenstollen und Abgesang.



Bildnis von Hans Sachs.
Holzschnitt, 1545, von Hans Brosamer (1506—1552).

Der Kreis der Verbreitung des Meistergesangs beschränkte sich vorwiegend auf das südwestliche Deutschland und reichte nach Norden und Osten nicht weit. Zur Zeit Hans Sachsens war Nürnberg ein Hauptort des Meistersangs; der dichterische Schuster brachte denselben zu größerer Blüte, versammelte ein vierteltausend Meister um sich, dichtete mehrere hunderte und sammelte mehrere tausende von Gesängen. Seine Schüler Georg Hager und Adam Puschmann aus Görlitz (Schuster in Breslau, † 1600) folgten seinem Beispiele und führten neue Stoffe von eigener oft dichterischer Erfindung, sowie aus der weltlichen Geschichte, der Sage und dem Leben in den Meistergesang ein oder behandelten die biblische Geschichte mit mehr Geschmack, als früher der Fall war. Puschmann schrieb



Auff heutiger Sing Schul geben etliche

Liebhaber der Kunst den Meistersingern etliche Gaben zuversingen.

Hanns Sachs seines Alters 81. Jahr.

Darumb soll erstlich in dem Freysingen gesungen: Römische/vnd andere warhafftige Historien.

Soll das gemeß seyn/von 12 biß auff 18
Zu dem gleichen aber von 11 biß auff 12

In dem Hauptsingen soll gesungen werden auß dem alten vnd newen Testament.

Soll das gemeß seyn von 20 biß auff 30
Zu dem gleichen aber von 30 biß auff 100

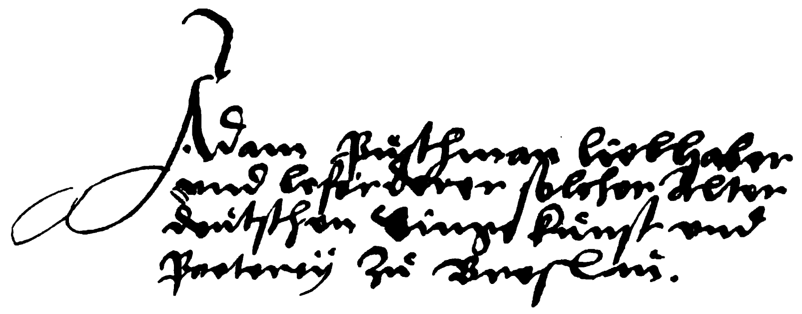
Man wird auch vorher ein schön new Lied auff vnser Art vnd Weiß zusammen singen.

Ihr Singer singt zu Gottes Lob/
Beweist der Kunst heut eine Prob/
Wer das best thut/den wird man preisen/
Soll auch die best Gab davon reissen/
Drumb ihr Singer thut euch befleissen.

Wer solches hören will / der komm nach gehaltener Mittags Predigt zu S. Catharina/so wird man anfangen.

Facsimile eines Einladungszettels zur Abhaltung einer Singschule der Nürnberger Meistersinger.
Wurde an der Katharinenkirche angeschlagen. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum.

sogar die Geschichte des Meistergesangs und schlug vor, eine gemeinsame Tabulatur für denselben aufzustellen. Aus diesen Bestrebungen entwickelte sich nach und nach die neuere



Facsimile von Adam Puschmanns Unterschrift in dem eigenhändigen Manuscripte seines Meistersingerbuches. In der Stadtbibliothek zu Breslau. Originalgröße. „Adam Puschman liebhaber vnd beförderer solcher alten deutschen Singekunst vnd Poeterey zu Breslau.“

deutsche Verskunst, durch welche aber auch der allmählich in Verfall geratende Meistergesang verdrängt wurde.

Hans Sachs in vielem ähnlich war der evangelische Prediger Bartholomäus Ringwalt aus Frankfurt an der Oder (1532 bis um 1599), welcher in frischer Sprache und mit unabhängiger Gesinnung geistliche Lieder und lehrhafte Werke schrieb, in deren einem, dem „Treuen Eckart“, er alle Stände seiner Zeit nach den Lastern, denen sie sich ergaben, gleich Dante in der Hölle büßen ließ.

Die urgemütliche, das deutsche Bürgerhaus in seinem Familienglücke zeichnende Dichtung des Nürnberger Schusters bekam indessen gegen das Ende des Jahrhunderts hin eine ihre Harmlosigkeit arg störende Nebenbuhlerin in der bereits angedeuteten „grobianischen“ Litteratur. Den Namen gab dieser höchsten Übertreibung des bereits seit Anfang des Jahrhunderts üblichen und beliebten, zur herrschenden Unmäßigkeit und Ausschweifung trefflich passenden derben Tones und Wesens das lateinische Gedicht „Grobianus“ von Friedrich Dedekind, welches um 1550 erschien. Dasselbe geht in satirischer Weise von der aus Beobachtungen der Menschen geschöpften Regel aus, daß diese niemals das Gebotene, sondern stets nur das Verbotene thun, und lehrt daher in einer über alle Begriffe groben Sprache, wie man sich höchst unanständig aufführen solle, in der Absicht, hierdurch das Gegenteil zu bewirken. Diese Manier fand Nachahmer in Menge, teils in gleichfalls ironischer, teils in ernstgemeinter Weise. Ihre Reihe eröffnete Kaspar Scheid (Scheit) aus Worms, welcher französisches Wesen in Deutschland zu befördern suchte und wahrscheinlich zur Abschreckung von der herrschenden Derbheit den Grobianus nicht nur übersetzte, sondern auch vermehrte. Einem einzigen Manne aber war es vorbehalten, mit dieser Derbheit und einer sie illustrierenden Wortbildung auch Geist und fortschrittliche Kampflust zu verbinden; es war Scheids Verwandter und Schüler Johann Fischart, der größte streitbare (wie Hans Sachs der größte friedfertige) deutsche Dichter des sechszehnten Jahrhunderts. Fischart (geboren um 1550, gestorben um 1590) nannte sich stets einen Mainzer; meist aber lebte er, seines Berufs Rechtsgelehrter, in Straßburg, dann in Speier und Forbach, und die Zeit seines schriftstellerischen Wirkens fällt in die siebenziger und achtziger Jahre. Wenn wir seine bereits erwähnte Befangenheit im Hexenwahn abrechnen, so ragte er in den meisten Beziehungen über seine Zeit empor; jede Wissenschaft fand in ihm, soweit es damals möglich war, ihren Meister, manche alte und neue Sprache ihren Kenner, und mit diesem Wissen und Können trat er unter das Volk, vergrub es nicht in ungenießbaren gelehrten Folianten. Wie Hans Sachs galt er viel unter seinen Zeitgenossen, und wie jener geriet er

Besaget die Tabulathur oder das Schulregister der Meister gesinger, und ihrer besunderey Straff Artikel erklerung.

Die 25. Straff artickel.

1. Erstlich sollen alle Meister lieder, vermüge der hohen deutschen Sprache gesungen werden.
2. Alle falsche meinung bleiben unbezalet.
3. Falsch Lattein, strafft man jeden silben zu j. silben.
4. Blinde meinung, strafft man p 2. silben.
5. Ein blind Wort strafft man p 2. silben.
6. Ein halb Wort strafft man p 2. silben.
7. Ein Laster strafft man p 2. silben.
8. Ein Aequivoca strafft man p 4. silben.
9. Ein halb aequivoca strafft man p 2. sylb.
10. Ein falsch gebent strafft man p 2. silben.
11. Ein blossen Reimen strafft man p 4. silben.
12. Ein Stutz oder Pausa, strafft man p j. silben oder umb wie vil silben nach dem er lang ist.
23. Zwen Reimen in einem odem p 4. silben.
14. Milben strafft man p j. silben.
15. Zu kurtz und zu lang p jeden silben j silben.
16. Hinter sich und für sich p jeden silben j.
17. Zu lind und hert p jeden silben j. silben
18. Zu hoch und nidrig strafft man p j. silben.
19. Wen man zwischen dem singen redet j. silben.
20. Verenderung der töne, strafft man p 4. silben.
21. Falsche Melodeien strafft man p 2. silben.
22. Falsche blumen oder Colloratur p j. silben.
13. Ein Anhang oder blinder art p 2. silben.
24. Aus vergleichung der lieder strafft man umb so viel silben, als hinter selligen gesetz vermögen.
25. Zu werden, hatt gar verloren.

Facsimile der Tabulatur in dem Meistersingerbuche von Adam Puschmann. Breslau, Stadtbibliothek.

in Vergessenheit, als später die französische „Alamoderei“ in Schwang kam. Seiner religiösen Überzeugung nach war er Calvinist, doch nicht von der strengen Richtung, und trat jeder Reaktion entgegen, sowohl der, welche das Luthertum mit seiner despotischen Konkordienformel, als jener, welche Papst und Jesuiten mit der „Gegenreformation“ durchzuführen suchten. Auch er war ein warmer Freund des deutschen Landes und Volkes und ein Feind fremder Modethorheiten, ein Verehrer von Kaiser und Reich und ein Gegner fürstlicher Überhebung. Die von dem bigotten Spanien damals ausgehenden Greuel und Bedrückungen und ihre Nachahmung in der Bartholomäusnacht u. s. w., sowie die Jesuiten fanden nirgends eine so zermalmende Satire sich gegenüber wie in ihm.

IOHANNES FISCHARTVS
Iurisconsultus & Philosophus.



Sim quamvis Iuris consultus clarus in arte:
Me tamen & Sophiæ plus capit vnus amor

Bildnis Johann Fischarts.
Aus dem zu Straßburg 1607 erschienenen „Ehezuchtsbüchlein“.

Großartig und erschütternd sind die in deutschen Versen von ihm wiedergegebenen Psalmen, anmutig sein „Tanz-Liedlin“, und sein dem Horaz nachgesungenes „Lob des landlusts“, von rührender Häuslichkeit durchdrungen sein „philosophisches Ehezuchtbüchlin“ und sein Buch von der Kinderzucht (beide in Prosa auf der Grundlage Plutarchs), sowie seine dichterische „Anmanung zu christlicher Kinderzucht“; edle Vaterlandsliebe zürnt und donnert in seiner „Ernstlichen Ermanung an die lieben Teutschen“, Begeisterung für Religionsfreiheit in seinen Sonetten gegen Katharina von Medici. Eine moralische Vernichtung zelotischer Mönche der Bettelorden enthält seine „Schwalbenhatz“, eine bittere Satire auf den zu seiner Zeit erobernd vorgehenden neuen Orden sein „Jesuitenhütlein“; gegen die römische Herrschsucht überhaupt schleuderte er den wie schon erwähnt dem kühnen Niederländer Marnix nachgedichteten und erweiterten „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms“ u. s. w. Unter seinen komischen Erzählungen in Versen ragt hervor die „Flöh Haz, Weiber Traz“, worin er mit köstlichem Humor einen vor Jupiter geführten Streit der Flöhe und der Weiber schildert, — unter den ernsten „das glückhaft schiff von Zürich“ (die bekannte Schützenfahrt der Züricher nach Straßburg mit dem warmen Hirsebrei) und das „Bündnus zwischen Straßburg, Zürich und Bern“ (1588 gegen die spanische Macht, deren Niederlagen alle er jubelnd besang). Als sein Hauptwerk aber und zugleich

Der Barfüser Secten vnd Kuttenstreit/ Anzuzaigen die Römisch ainigkait.

Drum sticht d Schneider hie dem Franzen
Das Herz ab/mit der Schneider Lanzen/
Vnd schneid ab mit der Schär die Hand/
Das er damit sein Wund verquannt.
5. Folgents/der Bartecht/der dort steht/
Dem das Hemd aus den Hosen geht/
Vnd sein Patron am Backen zerrt/
Als ob er Haar von im begert/
Ist aus der Chiaciner Sect
Die gern warm inn den Hosen steckt/
Auch inn dem Mantel vnd im Hemd:
Vnd welchs der Regul ist gar fremd/
So haben sie auch ainen Bart/
Vnd lind Schuh/dan die Mönch sint zart.
6. Nachgehends komt ain Capuciner/
Der rümt sich auch Francisci Diner/
Vnd trennt sich vm die Gugel doch/
Die mus im sein vor andern hoch.
7. Der aber holt das Bettbuch do/
Nännt sich vom Evangelio/
Weil sie sein Regulan Corden tragen/
Welchs sie das Evangelium sein sagen.
8. Der hie das Crucifix erwischt
Vom Orden Pauperes er ist/
Die tragen das Krenz an der Kutten/
Vnd schlagen sich oft das sie pluten.
9. Seh/wie sich sperzt ain anderer Orden
Welcher benant ist von der Pforten/
Weil er ist ain Holzschuhen Reuter/
Isst nichts gekochts/on Ops vnd Kräuter.
15. Gleichs thut auch diser Bettel-kund/
Der Bosiainer/mit seim fund/
Der maint/sonst niman kom zum Hail/
Er trag dan/wie er/Schuh von Sail.
16. Nachher/der vmzicht mit dem Besen
Den Staub ganz fleisig aufzulasen/
Ist von dem Orden Minimi,
Die Minsten sind sie dort vnd hi/
Sie tragen von Francisco vm
Vil Kat vnd Erd/falsch Hailigtum.
17. Noch ist ain lust zusehen dort
Die zwen Schuhfechter auf aim Ort/
Dis sind Minores, Minoriter/
Die man sonst nent di Minderer-Brüder/
Die wöllen sein gringer vnd minder
Dan Minimi, vnd noch vil plinder
Dise haben wol ainen Namen/
Vnd stimmen doch noch nicht zusammen/
Dan sie drum zanken vnd sich schlagen
Was für Schuh Franz hab angetragen/
Dem ainen der Holzschuh gefallt
Der ander es mit Leder halt.
18. Der mit der Geltpüchs darvon trott
Der ist aus der Collecter Rott/
Die Gelt samlen zu Klösterbauen/
So doch Franz kain Gelt an wolt schauen.
Welches doch Sant Franz vbergab
Da er den Kaufmansstand legt ab:
Drum lasen sie dort ligen strack
Das härin Hemd vnd Bettelsack/
Vnd lehren dispensiren drum
Des Franzen Evangelium.
Inn dem der Mönch dis obgesezt
Mit dem Man auf dem Lättner schwezt
26. Ruft ainer lachend vber laut/
Sih/ligstu hie/du schöne Braut
Thun dir das deine Rottgesellen
So sei ir Abt der inn der Höllen.
Von diser Prediger-stimm vnd lachen
Thät aus dem Schlaf der Man erwachen/
Welchem vorkommen wär dis gsicht/
Wiwol er gern het gfragt bericht
Den Mönch/wer dz geschrai doch macht/
Jdoch er bei im selbs eracht
Das Dominicus/der Predigschwalw/
Seie dis schreiend Merzenkalw:
Dā Prödiger-Mönch/di Schwalwepprüder
Sint Barfüsern/den Spazen/zuwider.
Dis ist die Sum vom Kuttenstreit/
Wer aber solchs begeret weit
Der finds auch nach der läng im truck/
Vnd ain ganz Büchlin von dem stuck.

1577.

Verkleinertes Facsimile eines Flugblattes von Joh. Fischart: „Der Barfüßer Secten vnd Kuttenstreit" 1577; eine verkürzte Bearbeitung seines größeren gleichnamigen Gedichtes. (Nürnberg. Germanisches Nationalmuseum.)

das der „grobianischen Litteratur“ gilt seine eigenartige Überarbeitung („Geschichtklitterung“) der groteske-satirischen Riesengeschichte „Gargantua und Pantagruel“ des französischen Mönchschalks Rabelais, dessen Derbheit er bei aller Hinzufügung der seinigen doch verfeinerte und durch seine gegen den Wunderglauben, die einseitige „Gelahrtheit“, die Modenarrheiten und die Völlerei seiner Zeit gerichtete Tendenz vergeistigte, wie er in „aller Praktik Großmutter“ die Astrologen und Alchemisten geißelte. Es sind namentlich diese Werke, in welchen er seiner Lust, der Bildung neuer deutscher Wörter aus lateinischen und griechischen, deren Bedeutung sie in komischer Art widerspiegeln (z. B. Pfotengram für Podagra, maulhenkolisch statt melancholisch u. s. w.), die Zügel schießen ließ.

Eine neue Gruppe der Poesie jener Zeit eröffnete der sächsische Lehrer und Prediger Georg Rollenhagen (1542—1609), welcher die pseudohomerische Batrachomyomachie als „Froschmeuseler“ bearbeitete und damit einer an „Reineke Vos“ anknüpfenden Reihe von Tiergedichten mit moralischer Tendenz und mit Anspielungen auf die Geschichte und Zustände der Zeit ins Leben rief, unter denen der „Ganskönig“, eine komische Apotheose der Gans, von Wolfhart Spangenberg in Straßburg hervorragt.

Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend vnd Beschreibung.
Des Abgeführten/Quartirten/Gevierten vnd Viereckechten Vierhörnigen Hütleins: Sampt Vrsprungs derselbigen Heyligen Quadricornischen Gutterhauben vnd Cornutschlappen: Etwan des Schneiderknechts J. Nasen gewesenen Meysterstücks.
Gestellt zu Vierfach Ablaßwürdiger Ergetzlichkeyt den Lieben Vierdächtigen Ignazischen Vierhornigen Quadricorniten/vnd Luguiollischen Widerhörnigen Cornuten: Oder (wie sie gern heysen) Jesuiten/oder Würdigen Herrn der Societet Jesu: Auch zu gefallen dem obberürten Meyster Hansen/das er daß Neu Meysterstück dises Wurffelhütleins/ Vrtheyln vnd benasen wölle.
Alles Durch Jesuwalt Pickhart/den Vnwürdigen Knecht der Societet der Glaubigen Christi.



Anno M. D. L X X X.

Facsimile des Titels von Johann Fischarts „Jesuitenhütlein“, erste Ausgabe von 1580.

Die Zeit war in ihrer Lebenslust und Vergnügungssucht sehr auf unterhaltende Geschichten erpicht. Diesem Bedürfnis kamen die zahlreichen, meist eine Abschwächung des Grobianismus enthaltenden Schwänke jener Periode entgegen, in welcher Richtung sich schon Hans Sachs hervorgethan, die aber erst nach ihm zu wohlbeleibten und nur zu stark im Schmutze wühlenden Schwankbüchern anschwollen, unter denen des Elsasser Meistersingers Georg Wickram „Rollwagenbüchlein“ (1555), des Schweizers Jakob Frey „Gartengesellschaft“, des Martin Montanus aus Straßburg „Wegkürzer“ und Hans Wilhelm Kirchhoffs aus Kassel „Wendunmut“ zu nennen sind. Den Inhalt bilden Eulenspiegeleien, Schildbürgereien, Landsknechtsschwänke, Hahnreiabenteuer, Spottgeschichten von

„Pfaffen“, „Junkern“, Bauern u. s. w., auch Volksmärchen. Sie sind mehr ein Zeichen ihrer Zeit als ein Keim geistigen Fortschrittes.

Ein Anzeichen des letzteren ist es dagegen, daß in der uns hier beschäftigenden Zeit die Bühne sich endgiltig von der Vormundschaft der Kirche losriß, d. h. soweit nicht das kirchliche Theater sich in einzelnen abgelegenen Orten erhielt. In der Schweiz begann man schon bald nach 1535 Stücke aus der heimischen Geschichte aufzuführen, unter denen natürlich solche den meisten Anklang fanden, deren Held der ungefähr ein halbes Jahrhundert vorher bei Chronisten zum erstenmale genannte Wilhelm Tell war. Der geschätzteste Verfasser solcher, mehr durch gute Absichten als durch schöne Sprache oder einheitliche Handlung hervorragenden Stücke war der Chirurg Jakob Ruof in Zürich. Doch bearbeiteten diese Dichter auch biblische Stoffe. Komisch ist in Ruofs „Adam und Eva“, wie Adam die Tiere benennt und der Sau diesen Namen gibt, weil sie sich im Kote wälze! Zugleich tauchten auch Schauspiele aus der römischen Geschichte auf. Die Tendenz trat immer weiter zurück, Handlung und Charakterschilderung dagegen mehr hervor. Die Aufführungen fanden in der Schweiz noch lange im Freien statt, auf einem Gerüste, das am Markte aufgeschlagen war; eine Erhöhung auf demselben („Brüge“) diente verschiedenen szenischen Zwecken; Dekorationen fanden immer mehr Anwendung und zwischen den Akten wurde musiziert. Das Kostüm blieb noch lange das der Zeit, gleichviel wann und wo die Handlung spielte. Zuerst machte man mit dem römischen und mit dem der Türken eine Ausnahme. Gott, wo er auftrat, erschien in langem Talar, weißem Bart und mit einem Scepter, die Könige stets mit der Krone auf dem Haupte. Im Elsaß traten die Schwankerzähler Georg Wickram und Jakob Frey als Theaterdichter mit biblischen Stoffen auf. Weit überragt aber alle diese Mittelmäßigkeiten der treffliche Hans Sachs in Nürnberg. Er begann in den ersten Jahren der Reformation mit Fastnachtspielen; aber erst um die Mitte des Jahrhunderts wurde er fruchtbar; er schrieb im ganzen über zweihundert Stücke und zwar in drei fast gleich zahlreichen Gruppen: Fastnachtspiele, Tragödien und Komödien, die indessen nicht streng von einander geschieden sind. Seine Stoffe entnahm er der Bibel, der antiken Mythologie, der griechischen, römischen und mittelalterlichen Geschichte, der deutschen Heldensage (der hörnen Sigfrid), wie der keltischen (Artus, Tristan), den Volksbüchern und italienischen Novellen, sowie der damals im Zeitgeschmacke aufkommenden Allegorie und endlich dem gewöhnlichen Leben seiner Zeit, deren Thorheiten er in den Fastnachtspielen nicht schonte; er bearbeitete Aristophanes, Plautus, Terenz und ein Stück Reuchlins, kurz, er ließ sich nichts entgehen, was im Bereiche der damaligen Bildung lag. Seine Tendenz war bei allen Stücken eine moralische, hinter welcher die Poesie zurücktrat; umsonst sucht man bei ihm irgend eine Frivolität. Die szenische Anordnung war ihm Nebensache; sie kam auch damals wenig in Betracht. Zeitunterschiede wurden fast gar nicht berücksichtigt, Jahre erschienen im Handumkehren als verflossen und Rücksichten auf die Möglichkeit der Darstellung gab es nicht; darüber setzte man sich mit Andeutungen hinweg. Auf der Szene haut David dem Goliath den Kopf ab und stürzt Simson den Philisterpalast um. Die Stücke haben drei bis zehn Akte und werden mit Reden eines Herolds (Ehrenholds) eröffnet und geschlossen, in denen das Publikum oft zur Ruhe ermahnt wird. Hans Sachs war selbst der Theaterdirektor und Regisseur seiner Stücke und spielte oft selbst mit. Daß er in Nürnberg Nachfolger hatte, ist begreiflich; mit dieser Stadt wetteiferte aber namentlich Augsburg in Hebung der Volksbühne, und in beiden Städten mit den Meistersingern wieder die Schüler der lateinischen Schulen, deren Sprache und Stücke aber natürlich im alten Rom wurzelten. Beide Stände spielten nicht im Freien, sondern in größeren Lokalen, in Kirchen, Klöstern, Tanz- und anderen Sälen. Die Räte der Städte übten strenge Kontrole

über Ort und Zeit der Aufführungen und unterwarfen die Stücke selbst ihrer Zensür. Den Eintrittspreis setzten sie auf zwei Kreuzer fest. Frauen spielten nicht mit; ihre Rollen fielen unbärtigen Jünglingen zu. Einen Vorhang gab es nicht, und am Ende des Aktes traten einfach alle Personen ab.

In Sachsen hatte eine von der Kirche unabhängige Schauspielkunst schon zur Reformationszeit begonnen. Von Paul Rebhun aus Berlin, der als Freund Luthers 1542 Pfarrer in Ölsnitz wurde, sagt Genée, er überrage alle seine Zeitgenossen soweit, „daß er aus dieser Epoche als der einzige bezeichnet werden könne, der schon höhere Begriffe von der dramatischen Dichtung als Kunst hatte.“ Er entnahm zwar seine Stoffe ausschließlich der Bibel, beseitigte aber die Unbeholfenheiten, in welchen noch Hans Sachs, der minderen Bühnendichter nicht zu gedenken, befangen war, und bereicherte seine Stücke mit Chören am Aktschlusse, die dichterisch gefühlt sind. Noch länger als anderswo dauerte in Sachsen das konfessionelle Tendenzdrama fort, in dessen Pflege sich beide Bekenntnisse gleich fanatisch im Glauben, gleich schmutzig in der Herabsetzung ihrer Gegner zeigten, und beide gingen über diese Polemik, sowie über die Bibel und den — Teufel, die ihren Zwecken dienen mußten, nicht hinaus.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts hin wuchs die deutsche Bühne ins ungeheuerliche. Die Zahl der handelnden Personen wurde schrankenlos und massenhaft; die Dauer der Aufführungen, zu welchen sich Bürger und Studenten verbanden, schleppte sich durch mehrere Tage hin. Man zog sogar Kinder zum Spielen herbei. Ganze Türkenschlachten wurden auf dem Theater dargestellt und der Sultan (bei den Protestanten auch der Papst) in die Hölle geworfen. Dabei verbreiteten sich die deutschen Aufführungen der Bürger, wie die lateinischen der Schüler über das ganze deutsche Sprachgebiet bis nach Livland, wo in Riga „der verlorene Sohn“ von Burkard Waldis (der dort die Reformation befördert hatte), eines der besten Stücke jener Zeit, gegeben wurde. In Mecklenburg und Umgegend spielte man plattdeutsch und neben den biblischen Stücken fanden „Moralitäten“, d. h. Tugendpredigten in dramatischem Gewande, vielen Beifall. Die Allegorie wurde zur krankhaften Sucht und überwucherte immer mehr die Naturwahrheit und die Naivetät der früheren Zeit. Nur ein Dichter von Begabung ist aus dieser in so vielen Beziehungen traurigen Periode zu nennen. Es war ein verspäteter Humanist, Nikodemus Frischlin (1547—1590) aus Balingen in Schwaben, Professor in Tübingen und eifriger Protestant. Wegen heftiger Angriffe auf den Adel und die Behörden zu gunsten der geplagten Bauern eingekerkert, fand er bei einem Fluchtversuche den Tod. Seine meisten Stücke sind lateinisch (von seinem Bruder Jakob aber übersetzt) und eigentlich bloß Dialogisierungen biblischer und antiker Stoffe zum Schulgebrauche, daher „ermüdend weitschweifig.“ Nur ein deutsches Stück schrieb er, das die Geschichte der Wendelgarde von Linzgau (s. oben S. 148) zum Gegenstande hat. Ein anderes Beispiel solcher damals höchst seltenen gesunden Stoffwahl, die vom Bibel- und Schuldrama und von Dramatisierungen der Dogmen im Interesse beider Kirchen erdrückt wurde, ist Cramers lateinisches, aber von dem geistlichen Dichter Bartholomäus Ringwaldt übersetztes, den sächsischen Prinzenraub darstellendes Schauspiel. Der Zeitgeschmack verirrte sich soweit, daß in einem Stücke sämtliche türkische Sultane von Osman an bis auf jene Zeit, mit Angabe ihrer Regierungszeit (!) vorgeführt wurden. Den fehlenden Geist ersetzten Feuerwerke, namentlich wenn die Hölle auf der Bühne erschien.

Nach und nach traten am Ende des sechszehnten Jahrhunderts Schauspieler von Beruf und besondere Schauspielhäuser an die Stelle der spielenden Bürger und der nur gelegentlich der Bühne dienenden Räumlichkeiten. Engländer waren die ersten wandernden Histrionen,

welche in Deutschland auftraten und damals vorzugsweise zwei Elemente pflegten, das Schauerlich-Blutige und das Niedrig-Komische; die Shakespeareschen Perlen und Diamanten mochten sie für deutsche Ohren noch nicht geeignet erachten. Zu ihren ersten Schauplätzen gehörte Wolfenbüttel, dessen Regent, Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (geb. 1564, reg. 1589—1613), unter ihrem Einfluß zum dramatischen Dichter oder vielmehr zum Verfasser ungehobelter, unglaublich roher und unsittlicher Stücke wurde, die dadurch nicht besser werden, daß Teufel am Schlusse die Schuldigen holen. Derselbe Einfluß, aber keineswegs in seinen ärgsten Ausschweifungen, verriet sich in dem Nürnberger Notar und fruchtbarem Dramatiker Jakob Ayrer († 1605), der uns neunundsechzig Stücke hinterließ, kreuzt sich jedoch in ihm mit demjenigen der Schule des Hans Sachs, mit dem er an Vielseitigkeit in der Stoffwahl, von der er aber die Bibel ausnahm, wetteiferte und den er zwar hoch ehrte, aber nicht mehr erreichen konnte, da die Bühne Nürnbergs gesunken war. In seinen Stoffen berührt er sich auffallend oft mit seinem Zeitgenossen Shakespeare, ohne daß Beziehungen zwischen beiden nachzuweisen wären; in der Form hält er an seinem älteren Landsmann fest, läßt jedoch manchmal an der Stelle des Herolds den Narren unter dem Namen „Jahn“ als Sprecher des Epilogs auftreten. Die nämlichen „zwei Seelen“ wohnten in dem Stadtschreiber Zacharias Liebhold in Silberberg, einem Städtchen des im Fache der Bühne sehr thätigen Schlesiens, und in mehreren Fachgenossen vieler deutschen Städte, wie Münster, Straßburg, Frankfurt, Stuttgart und anderer. Von den späteren Schauspieldichtern wurde der Narr beibehalten, nur mußte er mit dem Teufel in seinen verschiedenen Metamorphosen (oben S. 435) oder einem Zwerge abwechseln. Die „englischen Komödianten“ aber, welche anfangs in ihrer Muttersprache, später jedoch deutsch spielten, hatten wechselnde Schicksale. Während Landgraf Moritz von Hessen-Kassel sie auszeichnete, wurden sie in Elbing wegen unanständiger Aufführungen ausgewiesen. In Nürnberg traten sie 1612 nicht nur als Mimen, sondern auch als Tänzer und Akrobaten auf (der Eintrittspreis war damals auf 3 bis 6 Kreuzer gestiegen, in Danzig betrug er 2, später 3 Groschen). Den meisten

Engelische Comedien vnd Tragedien
Das ist:
Sehr Schöne/ herrliche vnd außerlesene/ geist- vnd weltliche Comedi vnd Tragedi Spiel/
Sampt dem
Pickelhering/
Welche wegen jhrer artigen Inventionen, kurtzweilig auch theils warhafftigen Geschicht halber/ von den Engelländern in Deutschland an Königlichen/ Chur- vnd Fürstlichen Höfen/ auch in vornehmen Reichs- See- vnd HandelStädten seynd agiret vnd gehalten worden/ vnd zuvor nie im Druck außgangen.
An jetzo/
Allen der Comedi vnd Tragedi Liebhabern/ vnd Andern zu lieb vnd gefallen/ der Gestalt in offenen Druck gegeben/ daß sie gar leicht darauß Spielweiß/ widerumb angerichtet/ vnd zur Ergetzligkeit vnd Erquickung des Gemüths gehalten werden können.
Gedruckt im Jahr M.DC.XX.

Facsimile des Titels der ersten Sammlung, 1620, „Englischer Komoedian und Tragoedian.“

Anno 32. G…

Hatt zu … der Silberbo…
Die gefangnus S…

Dar … Sechzehent…

Judicum als ers…

Zan und darnach …

War / Nach einen berg…
Und war mitt lieb…
Mitt einem weib…
Delila hiess die …

Die fürsten der Philister …
Sprachen …

Warin er hab sein gross…

Wie man jhn überwinde…

Das weib listig …

Dreij Mal er sie betr…
Die warheit …

THE NE…
PUBLIC LI…
ASTOR, LENOX A…
TILDEN FOUNDATI…



Batterie, gegen eine Festung aufgefahren. Aus einem Kupferstiche von Matthaeus Merian.

Sechster Abschnitt.

Das dreißigjährige Kriegselend.

Ein furchtbares Unheil, das schwerste, welches Deutschland in seiner ganzen Geschichte erlebte, hielt in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts den Fortschritt unseres Volkes zu höherer Kulturblüte um mehr als ein Jahrhundert auf. Dieses Unheil war der dreißigjährige Krieg; aber er war eine ebenso unvermeidliche Folge der Gegenreformation, wie diese eine solche der Reformation und diese wieder eine Wirkung der Zustände im kirchlichen Leben gewesen war, wie sie sich im fünfzehnten Jahrhundert entwickelt hatten.

Der sogenannte dreißigjährige Krieg war in seinem Anfange die Folge der Ausdehnung des in Österreich angehobenen Systems der Ausrottung des Protestantismus auf Böhmen. Dieses Land war ein Königreich und besaß daher eine Organisation, die den übrigen österreichischen Kronländern innerhalb des römisch-deutschen Reiches mangelte. Ein Gewissenszwang, der im eigentlichen Österreich nur Bauernaufstände hervorrief, die leicht zu unterdrücken waren, mußte in Böhmen eine Revolution erzeugen, die ihre Wogen weit umher aufwarf. Die Weiterführung des hier begonnenen Krieges aber hat ihre Ursache in der Herrschsucht und dem Länderhunger der Mächte und Fürsten, welche in den unheimlichen Zauberkreis des Krieges hineingezogen wurden. Aus dem anfänglich religiösen Kampfe wurde mehr und mehr und zuletzt vollständig ein politischer, ein Kampf um den Vorrang in Europa. Die lange Dauer des Krieges endlich ist der mangelhaften Kriegskunst und Kriegszucht jener Zeit zuzuschreiben; jene operierte mit lauter kleinen, zersplitterten Heeren und vermochte daher keine Entscheidung herbeizuführen; diese gestattete die empörendsten Greuel, welche die Truppen immer mehr entmenschten und so ein Aufhören der „Kriegsfurie“ stets unmöglicher machten, bis es am Ende nichts mehr zu rauben und zu verwüsten gab.

Auf den Ereignissen, welche zunächst zum dreißigjährigen Kriege führten, ruhte von vornherein der Fluch des Bruderkrieges. Auf die zwar schwachen, aber humanen Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. war der in religiösen Fragen indifferente, das Reich

Schutz- und Trutzwaffen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Die Formen des Harnisches waren wesentlich durch die Mailänder Rüstung gegeben und zum Abschluß gebracht. Der Helm, Fig. 1, bleibt auch im sechzehnten Jahrhundert der Armethelm, entweder in der Wulst drehbar mit dreiteiligem Gesichtsschutze oder mit Kragen und Halsfolgen. Er hat meist eine Federhülse hinten, die den oft sehr mächtigen Federschmuck trägt. Der Brustharnisch ist kugelig, Fig. 2, mit sehr stark gewulsteten Orten und einem Lanzenhaken. Über die Schoßeln wird der Wappenrock angelegt. Die Schulterkacheln sind geschoben und haben Brechränder. Natürlich ist der rechte Flug kleiner und ausgeschweift, um der Lanze Raum zu geben. Der Fuß ist breit, „gehackt". Mitunter erweitert sich der kurze Schurz zu einer Art Reifrock, dem „Kampfschurze", Fig. 7. Derselbe ist vorn und hinten mitunter ausgeschnitten und der Ausschnitt durch ein Einsatzstück gedeckt, um beim Reiten Anwendung finden zu können, wo dann das Einsatzstück ausgehoben wird. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die auch den Kampfschurz liebt, und den Harnisch auch zum Fußkampfe brauchbar zu machen strebt, wird der Schuh wieder rund, zum Entenschnabel, ziemlich der Mittelform entsprechend, welche sich beim Übergange der Schnabelspitze in die gehackte Form bildet. Nun sondert sich Fuß und Unterschenkelröhre und die Verbindung wird durch die Wulst (à bourrelet wie am Helme) hergestellt. Gegen Ende des Jahrhunderts läßt man die Unterschenkelröhre fort, deckt Fuß und Unterschenkel durch Stiefel. Fig. 9. 15. 17. Die Schoßeln werden lang und heften sich an den nunmehr sehr kurzen Schurz an. Der Brüstel selbst bekommt, französisch-spanischer Kleidermode gemäß, eine Zuspitzung in der Taille, einen Mittelgrad (Tapul), der sich bald dem „Gänsebauch" nähert, Fig. 7. 8. 15. 16, oder in deutscher Weise mit geradem Taillenabschluß sich zu einer stumpfen Spitzung des Tapuls erhebt. Man sucht die Rüstung, wie erwähnt, auch zum Fußkampf geeignet zu machen, daher ersetzt man die Schulterkacheln durch geschobene Schulterstücke, welche an der Halsberge festsitzen, Fig. 9. Die Achselhöhlen werden jetzt häufig wieder durch runde Scheiben geschützt. Ähnlich ist die Ausrüstung des Landsknechts (Doppelsöldner) Fig. 3 und 6. Der stark kugelige Brüstel liegt über dem Kettenkragen, der den Hals schützt. An den Brüstel heften sich geschobene Schoßeln, die über dem Knie enden. Das breite Schwert, Fig. 3 und 14, hängt vor dem Leib, ein Dolch, Fig. 5, hinten auf dem Rücken rechts, um von hinten her mit der linken Hand erreichbar zu sein. Den Kopf deckt das befiederte Barett, nur der Doppelsöldner trägt Handschuhe. Ende des sechzehnten Jahrhunderts werden die Schoßeln sehr breit, um die weite, wattierte Pumphose decken zu können, Fig. 16. Es erscheinen nun auch die prachtvollen getriebenen Harnische, wie sie Valentin Siebenburger, die Lochner, die Wolfs von Speyer, Desiderius Colmann, Fig. 15, und Andere als unerreichte Muster kunstvoller Metallarbeit herstellten. Andererseits wird der Harnisch häufig geschwärzt und mit blanken Feilstrichen, „Fürfeilen", versehen; diese werden durch Ätzungen geschmückt. Die Prachtharnische vergoldet man gern. Der Helm behält teils seine alte Gestalt mit dreiteiligem Gesichtsschutze, Fig. 1. 7. 17, teils wird er offen unter einem Stirnrande mit Wangenschutz, Fig. 9, teils in reicher antikisierender Form, Fig. 16, teils als Morian-, Fig. 21, oder Cabasset-, Birnenhelm, Fig. 18, teils als Bourguinotte mit einem Kamm und Wangenschutz, Fig. 19, oder mit drei Wulsten auf der Schale, Fig. 22, getragen. Der Schild wurde nur noch in beschränkter Weise angewendet, er ist dann sehr schwer, rund, und blieb vereinzelt in Gebrauch bis zum siebzehnten Jahrhundert, um auch gegen Feuerwaffen zu schützen. Im siebzehnten Jahrhundert wird der Harnisch plump. Der Brüstel kurz wie die Taille der Kleider; die Schoßeln schließen mit starker Hüftbauschung direkt an den Brüstel an und enden mit der Kniekachel; die Flüge sind symmetrisch. Nun trägt der „Lanzierer" und „Kührassierer" diesen Harnisch, ersterer die Bourguinotte, Fig. 19 und 20, oder selbst den geschlossenen Helm, der Arkebusierer und Dragoner aber nur Brustharnisch über dem Lederwams, Birnenhelm. Der Lanzierer ist beritten und mit schwerer Lanze, Degen und zwei Faustrohren bewaffnet. Der Kührassierer führt nur Degen und zwei Faustrohre. Der Arkebusierer, wenn beritten, was nicht immer der Fall ist, führt Degen, ein langes Feuerrohr, zwei Faustrohre. Der Dragoner, der ebenso Fußsoldat wie Reiter ist und nur ein schlechtes Pferd hat, dessen Verlust leicht verschmerzt werden kann, hat keinen Panzer, führt Spieß, Arkebuse und Degen, aber keine Faustrohre, weil diese, am Sattel befestigt, bei Verlust des Pferdes ebenfalls eingebüßt würden. Das Schwert bekommt zur einfachen Parierstange den Faustring, Fig. 1. 2, dann noch den Eselshuf, Fig. 11. Die Parierstangen vermehren sich und kombinieren sich in mannigfachster Form mit Faustring und Eselshuf, Fig. 1. 3, bis der Faustring im achtzehnten Jahrhundert zum Stichblatt und die Vorderparierstange zum bloßen Handbügel wird, Fig. 29 u. 30. Die Klingen werden immer schmäler, sind spitz, mit und ohne Blutrinne und Giftzüge. Der Degen wird horizontal in der Degentasche getragen, Fig. 23, die mittels Haken in das Gürtelkoppel eingeschoben wird. Ein Dolch wird mitunter im siebzehnten Jahrhundert zum Parieren für die linke Hand getragen. Der Landsknecht (nur der Doppelsöldner) des sechzehnten Jahrhunderts führt den großen Zweihänder, Fig. 24. Die Stangenwaffen bleiben wenig verändert, die schwere Lanze oder der Landsknechtsspieß, 5 bis 6 Meter lang, mit lanzettförmiger Spitze, Fig. 3 und 4, oder die kürzere Hellebarde des Doppelsöldners, Fig. 9. Außerdem kommen noch mannigfach benannte Stangenwaffen vor: Korseken, Kriegssensen, Roßschinder und andere, von denen schließlich als Offiziersabzeichen nur die Partisane in das neunzehnte Jahrhundert übergeht. Die Feuerwaffen bekommen im sechzehnten Jahrhundert erhöhte Wichtigkeit. 1450 erscheinen die mechanischen Luntengewehre zuerst in Deutschland, 1517 wird in Nürnberg das Radschloß erfunden und 1543 der Stecher, aber das Luntenschloß erhielt sich wegen dessen bequemer Handhabung noch lange bis ins siebzehnte Jahrhundert. 1635 wird das Stein- oder Batterieschloß erfunden, der Drall gehört schon den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts an. Die Muskete hat größere Trefffähigkeit und bedarf der Gabel, Fig. 31, zur Auflage. Die Arkebuse, Hakenbüchse, schießt freihändig, nur der Doppelhaken braucht ebenfalls eine Gabel.

Fig. 28 ein Luntengewehr (Arkebuse). Fig. 29 Muskete mit Radschloß. Fig. 29b Radschlüssel. Fig. 31 Gabel. Fig. 25 Pistole (Faustrohr) von 1580 bis 1600. Fig. 26 dito von 1600 bis 1620. Fig. 27 dito um 1650.

A. von Heyden.



Schutz- und Trutzwaffen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.
Gezeichnet von A. von Heyden.

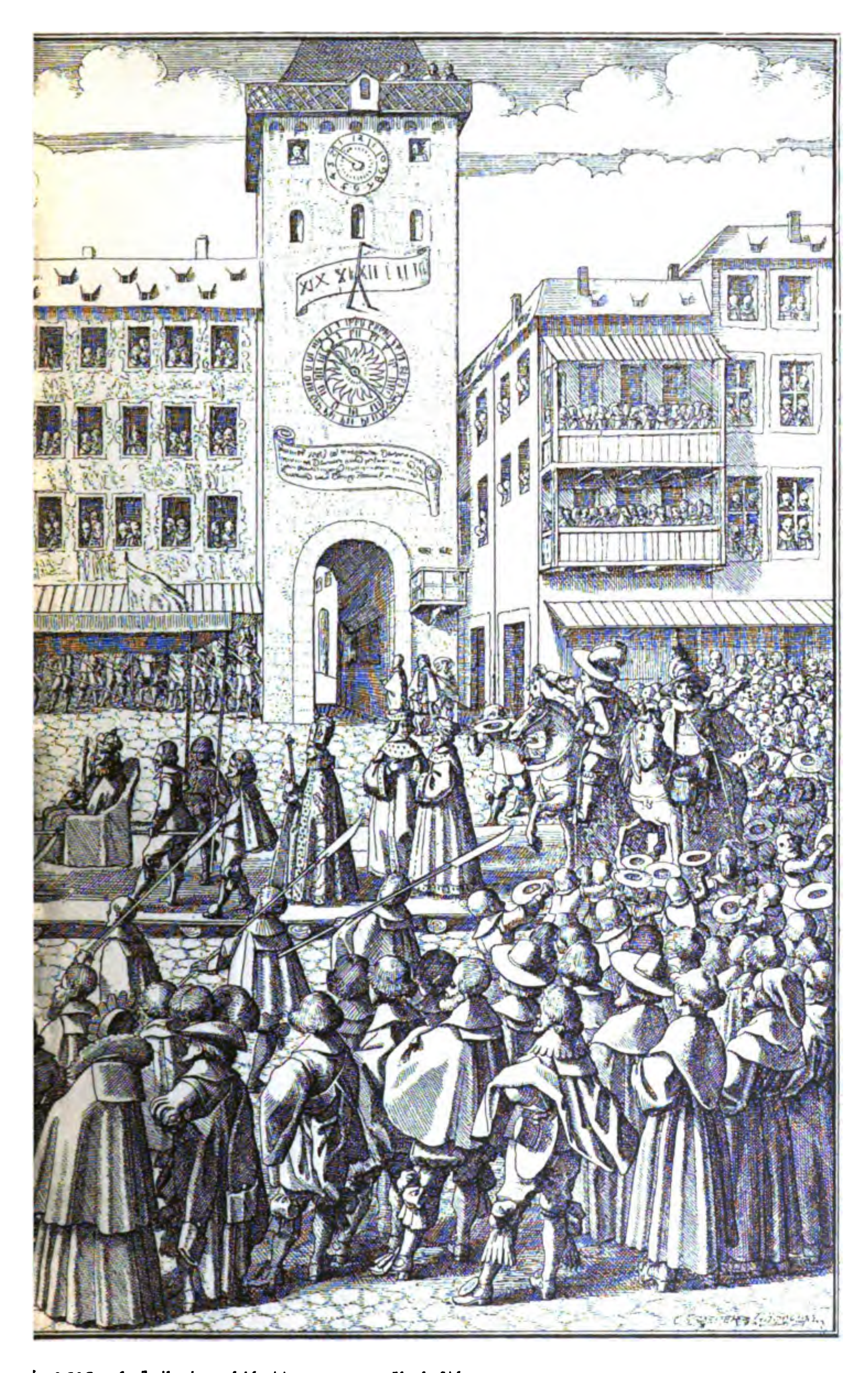


Schutz- und Trutzwaffen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

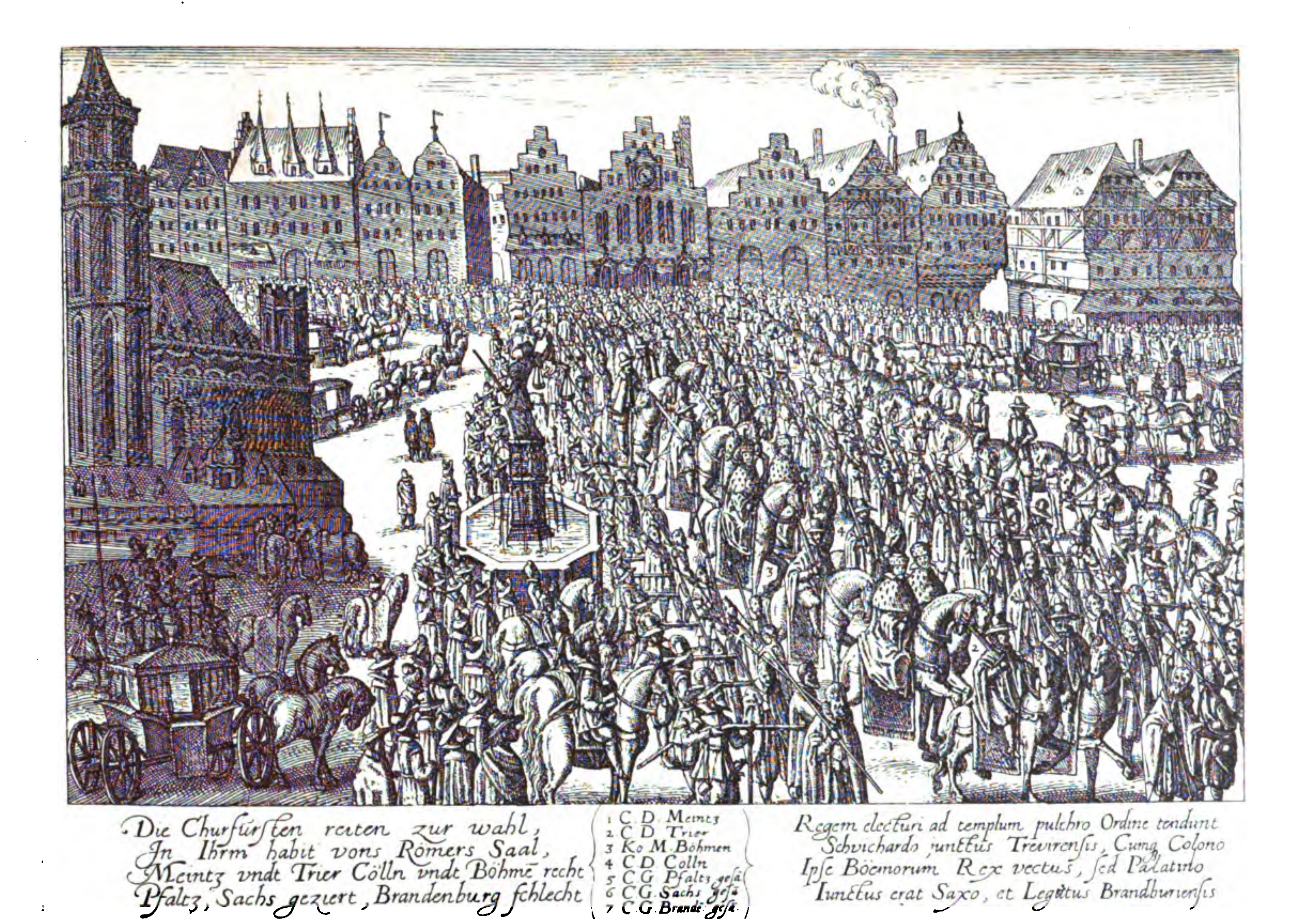
Gezeichnet von A. von Heyden.



Krönungszug des Kaisers Matthias zu Frankfurt a. M



[. 1612. Facsimile eines gleichzeitigen anonymen Kupferstiches.



Aufzug der Kurfürsten bei der Krönung Kaiser Ferdinands II. zu Frankfurt a. M. 1619. Facsimile eines anonymen Kupferstiches.

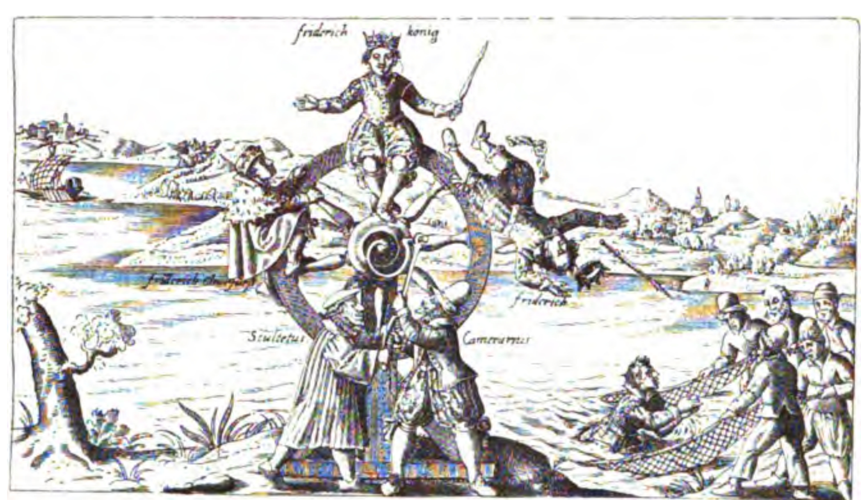
seinen astrologischen und alchemistischen Liebhabereien hintansetzende Rudolf II. gefolgt, der sich nicht vermählte und nur eine Menge unehelicher Kinder hinterließ. Die schlimmen Zustände, in welche sein Verhalten die Kronländer versetzte, riefen seinen ehrgeizigen Bruder Matthias unter die Waffen, und es blieb ihm lediglich Böhmen. Als er aber im Verein mit seinem geistlichen Vetter Leopold die wilden Soldatenbanden der „Passauer“ gegen Österreich und die ihm abgeneigten böhmischen Stände losließ, die gräßlich hausten, verlor er auch Böhmen (1611), kurz vor seinem Tode. Matthias, jetzt Kaiser, obschon geleitet von seinem geistlichen, von Protestanten stammenden Minister, dem geist- aber auch ränkevollen Kardinal Melchior Khlesl, einem der härtesten Kämpen der Gegenreformation, vermochte sich doch dem wogenden Streite der Parteien im Reiche gegenüber nicht besser zu halten als sein Bruder, und es wäre ihm gleich ergangen wie diesem durch ihn, wenn er nicht, gleichfalls ohne Nachkommen, beizeiten in die Nachfolge seines Vetters Ferdinand II., des eifrigsten Katholiken seiner Zeit (Bd. I, S. 410), gewilligt hätte, wogegen Khlesl umsonst gearbeitet hatte, indem er seinen Sturz ahnte, der dann auch richtig erfolgte, als ein Herrscher da war, der selbst wußte, was er wollte. Seit Ferdinands Krönung in Böhmen erreichte aber die schon vorher betriebene Unterdrückung der im Lande weit überwiegenden Protestanten und die Verletzung des ihnen von Rudolf II. erteilten „Majestätsbriefes“ (der schon genug Einschränkungen der Glaubensfreiheit enthielt) einen solchen Grad, daß 1618 durch den brutalen Fenstersturz der Statthalter Martinitz und Slawata und ihres Sekretärs Fabricius, der freilich gefahrlos verlief, der Aufstand und damit auch der Krieg seinen Anfang nahm.

Wir haben in kurzen Worten gezeigt, welche dem deutschen Volke fremden Verwickelungen in jener Zeit einen so entsetzlichen Krieg herbeizuführen vermochten, der dieses Volk so namenlos unglücklich machte, müssen aber die Erzählung der nun folgenden Ereignisse der politischen Geschichte überlassen und uns auf die für die Kulturgeschichte wichtigsten Punkte des großen Kampfes beschränken. Die Ereignisse in Böhmen hätten allein nicht dazu hingereicht, das Elend eines politisch-religiösen Krieges über ganz Deutschland auszudehnen. Daß dies geschah, hatte seinen Grund in der Wahl, welche die Böhmen in dem Wahne trafen, sich vom Hause Habsburg und von der katholischen Kirche für immer losreißen zu können. Ihr erkorener König, der Winterkönig genannt, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, war der unfähige und eitle Sohn Friedrichs IV., des in hohen Plänen schwelgenden Hauptes der protestantischen Union, welcher (1609) die katholische Liga entgegengetreten war, an deren Spitze sich der kräftige und sein Land stramm organisierende Maximilian I. von Bayern stellte, nicht ohne den Plan, das bedrängte und zerrissene Österreich in den Hintergrund zu verweisen und Bayern voranzustellen. Widerliche politisch-konfessionelle Streitigkeiten hatten zu dieser Spitze der Zerklüftung geführt, nicht viel über ein halbes Jahrhundert, nachdem der Religionskrieg beendigt geschienen hatte. Keine von beiden Parteien war deutsch; die Union stand mit Frankreich, später mit England, die Liga mit Spanien im Bunde; es handelte sich um politische Macht unter dem Deckmantel der Religion, und hinter der Szene um den Untergang Österreichs, dessen Herrscher ja so gut wie fremd in Deutschland geworden waren; die Unionisten zielten nach der Vernichtung, die Ligisten nach der Zurückdrängung des lockeren habsburgischen Staates.

Was nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag und der Flucht des „Winterkönigs“ in Böhmen geschah, zeigte, was ein Sieg Österreichs, des von den Jesuiten beherrschten Reiches, damals zu bedeuten hatte. Kaiser Ferdinand II., welcher zum Danke für den Sieg eine Wallfahrt nach Mariazell unternahm und der dortigen Mutter Gottes eine zehntausend Gulden werte goldene Krone darbrachte, war dem Nuntius Caraffa und seinem Beichtvater, Pater Wilhelm Lämmermann aus Luxemburg, noch viel zu mild.

Letzterer, der es liebte, seinen Namen in „Lamormain“ zu französieren und seine Ordensgenossen, die Jesuiten, stachelten daher den Kaiser zu rücksichtsloser Strenge auf. Am 21. Juni 1621 wurden die Urheber des Aufstandes auf dem Platze vor dem Altstädter Rathause in Prag hingerichtet, und zwar vierundzwanzig enthauptet, wovon einem vorher die

Deß gwesten Pfaltzgrafen Glück vnd Vnglück.



WEr Glück vnd Vnglück wissen wil/
Der seh an deß Pfaltzgrafen spil.
Sehr glücklich war er in dem Reich/
So bald hett er nit seines gleich/
Jhm manglet nit an Leit vnd Land
Regieret weißlich mit Verstand
Ein Fraw von Königlichem Stam/
Die mehret jhm sein hohen Nam/
War glückhafftig mit jungen Erben
Sein Stam so bald nit solt absterben.
Von reich vnd arm von jung vnd alten
Ward er in grosser Ehr gehalten.
Wie solches dann auch billich gschach
Weil er die höchste Chur versach
Auß Weltlichen Churfürsten vier
Dem Römischn Reich war er ein zier.
In Summ jhm war wol allermassen
Wann er sich nur hett gnügen lassen.
O Ehrgeitz du verfluchte sach:
Hie sicht man dein vergifftе frucht/
Die Ehr vnd Würd macht manchem süß
Biß er kompt andern vnder dFüß.

Wie ansehlich wie zierlich wol
Wie dapffer alles Glücks so vol
War Pfaltzgraf Friderich zuuor/
Ehe das jhn Hoffart hebt empor.
Die besten Maister in dem Rath
Die waren da sein höchster schad
Der Bleffen/ Camerarius/
Kein Müh kein Arbeit sie verdruß/
Biß sie jhn in die höch gebracht
Vnd auß jhm einen König gmacht
Das hett doch in die läng kein bstand
Weil er sich brauchet frembder Land
Sein Reich war nit von diser Welt
Darumb er bald zu boden felt.
Wo felt er hin? Ins tieffe Möhr/
Verlassen von sein gantzen Heer/
Die Staden haben jhn auffgfangen
Thun mit dem newen Fisch jetzt prangen
Vnd halten jhn für ein Gschawessen
Das Glück hat seiner gar vergessen
Hat jhn zu spott gmacht vor der Welt
Vnd wie ein Spiegel fürgestellt

Daß sich ein jeder hinfürbaß
Am seinigen genügen laß
Wie gern wolten jhn seine Räth
(Die das Rath zu starck vmbgedräht)
Jetzt wider in die höch auffschwingen
Es wil jhn aber alls mißlingen
Er ist zu tieff hinab gesuncken
Er wer villeicht gar wol ertruncken
Wann nit Holland geholffen hett
Da es vmb jhn noch mißlich steht
Dann als er auß dem Netz gekrochen
Hand sie jhm weiter nichts versprochen
Als daß er mög bey jhnen wohnen
Jetzt seynd hindurch vil gute Cronen.
Der hett zuvor vil Leit vnd Land
Der hat jetzund ein läre Hand
Der vor hett auff dem Haupt ein Cron
Hat jetzt kaum ein gantz Hemet an
Helff Gott dem armen Friderich
Er kompt doch nimmer vbersich.

Getruckt im Jahr/ 1621.

Facsimile eines Spott-Flugblattes von 1621 auf Kurfürst Friedrich V., den Winterkönig.

Hand abgehauen und einem zweiten die Zunge ausgeschnitten wurde, und drei gehängt, ihre Körper zerstückelt und an verschiedenen Orten der Stadt ausgestellt; ihre Habe aber verfiel dem Kaiser und seinen Günstlingen, und was die flüchtigen oder auch nur verdächtigen Aufständischen besaßen, wurde ohne rechtliches Verfahren verkauft. Ein geringer Teil wurde denjenigen, die sich stellten, vergütet, aber in falschem Gelde, das der Kaiser selbst anfertigen ließ, wobei er aber von den Beauftragten schmählich betrogen wurde. Aber selbst das falsche Geld



Aus einem die Exekution der Prager



ndischen schildernden Flugblatte von 1621.

erhielten die, welche in ihrem Glauben verharrten, nicht, und die, welche es erhielten, hatten nichts davon, da es bald verrufen wurde. Alle protestantischen Kirchen wurden den Katholiken überwiesen, soweit man sie nicht zerstörte, und das Los ihrer standhaften Geistlichen und Lehrer war Verbannung, Marter oder Tod. Selbst ihre Bücher und Kirchengeräte wurden

Der Jesuiten Monarchi.

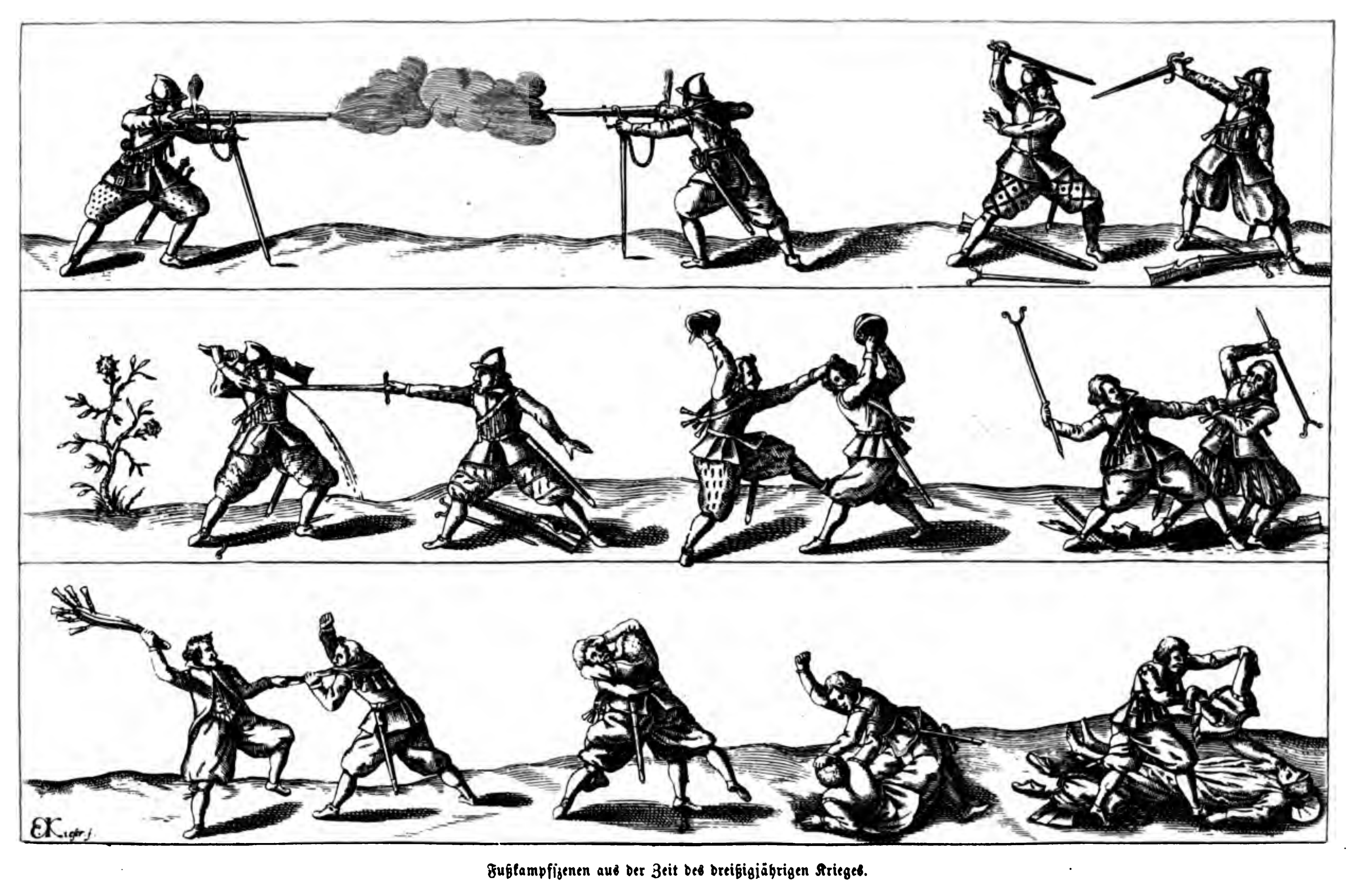


ICh meynt'/es hetten nur vier Monarchien Zünffte
Auff Erden sollen seyn? Wo kömt denn her die Fünffte?
Die fünffte/die nun gleich so hoch gestiegen ist/
Daß man der andern Macht vnd Grosseyn gar vergist/
In dem sie stärcker viel vnd höher noch ist worden.
Vnd zwar jhr Vrsprung ist aus einem solchen Orden/
Der schlecht gnug kunte seyn. Jetzt/weil das Glücke lacht,
So haben sies so hoch/als wol am Tag ist/bracht.
Jhr ist die Monarchi. Der Keyser ist nicht Keyser/
Im fall von jhnen Er die werthen KeyserReuser
Erflehn vnd heischen mus. Er hat die meiste Macht
In ReichesSachen nicht. Er ist vor nichts geacht
Nur jhr Vasall ist er. Hat er wol ehe doch müssen
Von einem stoltzen Pabst sich treten lan mit Füssen/
Vnd mehr als hündisch seyn. Den Namen führt er zwar/
Was aber der jhn hilfft/das ist ja offenbar.
Kein König ist so hoch/Er mus sich jhnen beugen/
Vnd vor dem hohen Rom sein Knechtliches Scepter neigen.
Dis Gantze wollen sie zu eigen haben gantz/
Vnd lies so mancher Printz sein Häupt vor jhrer Schantz.
Jhr Reich sol ewig seyn. Doch siht man wie es gangen/
Seyd diese Monarchi zu herrschen angefangen/
Wie mehr als Heydnisch noch. So mancher frommer Fürst/
Hat müssen halten her/nach dem sie hat gedürst.
Venedig weis es wol/ wie es die Herren karten/
Drümb heissen sie sie noch von jhnen seyn/vnd warten/
Bis gar nichts werde draus. Wie wenig Oerter seyn/
Da sich das lose Volck nicht hat gedrungen ein.
Wir solten auch nun dran. Die Thür war schon verredet/
Ehe sie sie kriegten noch. Es ward vns auch verödet
So manches schönes Feld. Doch schickte Gott es so/
Daß sie geflohen sind/vnd wir noch frey vnd fro/
Jhr Steifft in Augen/wir sind doch/Gott Lob/geblieben/
Wie nichtig man vns hielt/jhr wüten ist vertrieben.
Sie stürtzen Tag für Tag. Jhr Scepter neiget sich.
Die Monarchi geht ein/gedencket nur an mich/
Vnd trawt auff vnsern Gott. Wie wird/wiewol zu späte/
Der fromme Keyser doch beseufftzen jhre Räthe/
Wie sies so falsch gemeynt. Wie wird er wündschen doch/
Daß er die nie gesehn/dem er doch folget noch.

Gedruckt im Jahr M DC XXXII

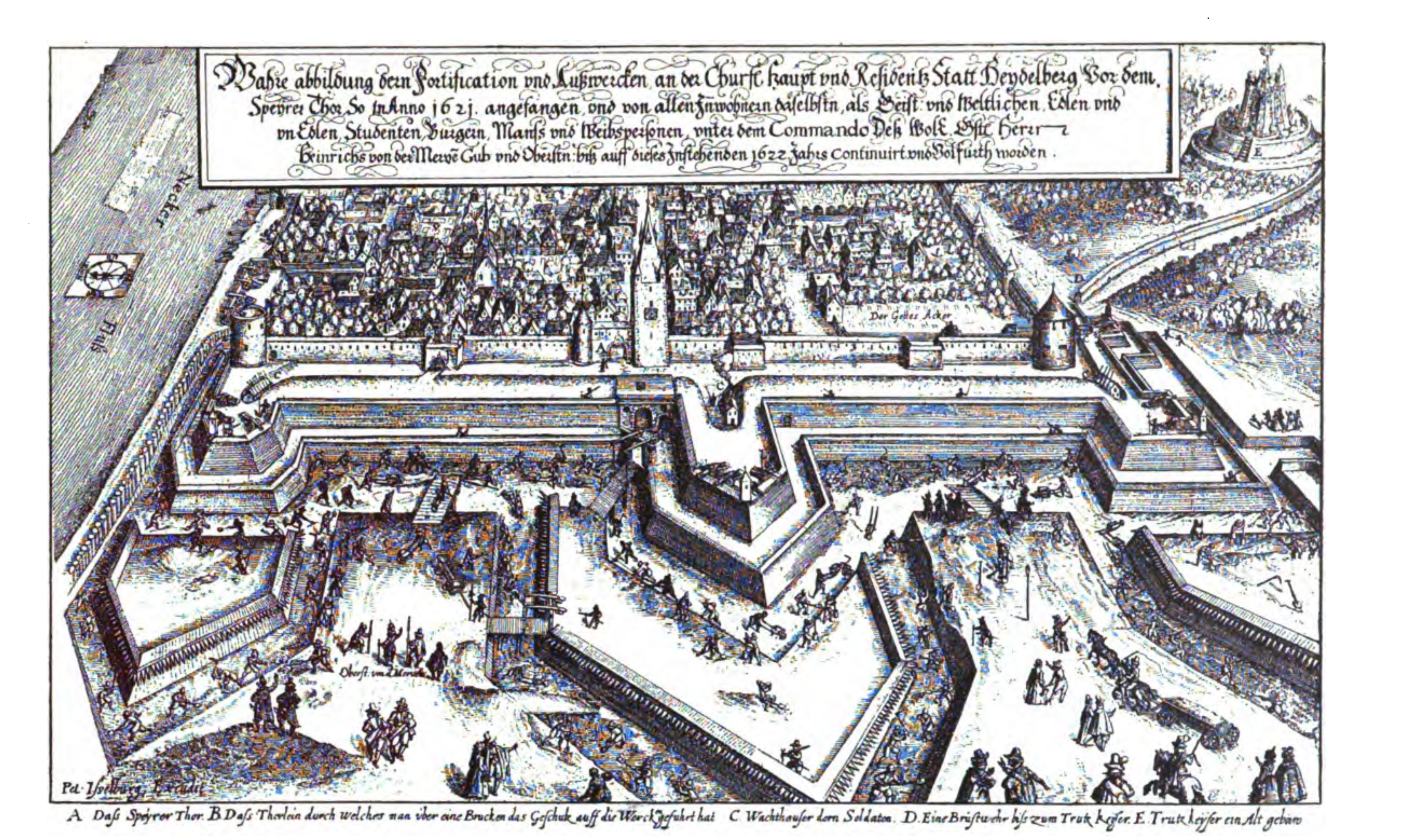
Facsimile eines den Kaiser vor den Jesuiten warnenden Flugblattes von 1632.

verbrannt. Was den Jesuiten und ihrem Führer in diesem traurigen Glaubensfeldzuge, dem genannten Lämmermann, vom protestantischen Volke zu bekehren nicht gelang, wurde den Soldaten überlassen, welche, in bitterem Hohn „Seligmacher" genannt, die Widerspänstigen mit dem Säbel und Kolben zur Beichte und Messe trieben. Als alles dies noch nicht gründlich half, wurde 1627 ein Gesetz erlassen, nach welchem alle Nichtkatholiken das Land meiden mußten. Die Universität Prag wurde den Jesuiten überantwortet. Annähernd das



Fußkampfszenen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

(Aus: Ritterkunst. Darinnen begriffen I. Ein Trewhertziges Warnungschreiben wegen deß Betrübten Zustands jetziger Christenheit. II. Vnterricht aller Handgriffen so ein jeder Cauvallirer hochnötig zu wissen bedarff. Von Joh. Jac. von Wallhausen. Franckfurt am Mayn 1616.



Die Einwohner von Heidelberg das Speyrer Thor gegen die heranrückenden Spanier befestigend. Facsimile des Kupferstiches von Isselburg.

nämliche Verfahren wie in Böhmen wurde auch in Mähren eingehalten; in Schlesien unterblieb die Durchführung aus Rücksichten auf den mit dem Kaiser verbündeten Kurfürsten von Sachsen, der, obschon Lutheraner, aus Haß gegen die Calvinisten und Eifersucht auf den „Winterkönig“ diese Stellung einnahm.

Der Kaiser begnügte sich aber nicht mit der Niederwerfung des Aufstandes in seinen Erblanden, sondern sandte ein spanisches Heer aus den Niederlanden gegen das Land des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, der als Flüchtling in Holland weilte und wohl herbeieilte, aber nicht verhindern konnte, daß die eingeschüchterte und ohnmächtige Union gesprengt und die Pfalz von beiden Parteien um die Wette verwüstet wurde, daher er den Kampf aufgeben mußte und die Kurwürde an Bayern verlor. Und so spann nun der gräßliche Krieg sein verderbliches Netz über ganz Deutschland, über alle Teile des Reiches von der Ostsee bis an den Oberrhein; nur die beiden vom Reiche getrennten Republiken, Holland und die Schweiz, blieben verschont (letztere mit Ausnahme Graubündens) und blühten empor, während das Reich verwüstet und entvölkert wurde.

25. Gegen dem rechten Fuß ewern Spies stellet/vnd die Wehr von Leder zichet
25. Posez la picque contre le pied droict, & tirez l'espée.

25

Truppen des dreißigjährigen Krieges: 1. Spießknecht in Verteidigungsstellung gegen einen Reiter: den vorgestreckten Spieß gegen den rechten Fuß gestemmt, mit der rechten Hand den Degen ziehend.

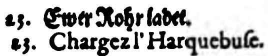
(Aus: Waffenhandlung Von den Roehren, Mußquetten vnd Spiessen. Gestalt nach der Ordnung deß Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Moritzen, Printzen zu Oranien, u. s w. Figurlichen abgebildet, durch Jacob de Gheyn. Gedruckt zu Franckfort am Main 1609.)

Das damalige Kriegswesen hatte seit den Zeiten der Landsknechte verschiedene Wandelungen durchgemacht, sowohl was die Bewaffnung, als was die Kriegführung betrifft. Mit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts hatte, offenbar infolge häufigeren Gebrauchs der Feuerwaffen, die Eisenrüstung, die gegen selbe keinen Schutz mehr gewährte, im Gebrauche abzunehmen begonnen; d. h. es wurde üblich, sie nur noch am Oberkörper zu tragen und hier zum Schutze gegen Geschosse stärker fertigen zu lassen; am Ende des Jahrhunderts sah man ganze Rüstungen beim Fußvolke nur noch selten. Der Helm wich bei diesem der Sturmhaube, die kein Visier hatte. Die Reiterei behielt die Helme; aber sowohl diese als die Brustharnische unterzogen sich der Zeitneigung, alles künstlerisch auszuschmücken, indem man darauf Zeichnungen einätzte oder gravierte, sie vergoldete, schwärzte, blau anlaufen ließ u. s. w. Indessen kam auch der breite Schlapphut neben den eisernen Kopfbedeckungen in Gebrauch. Auch auf

die Pferderüstungen verwendete man Sorgfalt, die jedoch gleich dem Schilde aufgegeben wurden. Das Schwert wurde länger und schmaler und erhielt einen Handkorb oder Bügel, d. h. es wurde zum Degen oder Rappier, zu dem sich während des dreißigjährigen Krieges der aus Polen und Ungarn entlehnte Säbel gesellte. Streitäxte, Kriegsflegel, Morgensterne und dergleichen unbeholfenes Zeug verschwanden nach und nach. Die Spieße dagegen dauerten noch lange fort, nur wurden sie kürzer. Die Armbrust wich langsam den Feuergewehren, und unter diesen



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 2. Schütze im Marsch. (Ebd.)





Truppen des dreißigjährigen Krieges: 3. Schütze Pulver ins Rohr schüttend. (Ebd.)

folgten auf das Luntenschloß das Radschloß, der Schnapphahn und die Hakenbüchse (Arkebuse), mit denen auch die Pistole in Gebrauch kam. Hinterlader und Windbüchsen gab es vereinzelt. Die schweren Geschütze entwickelten sich sehr mannigfaltig, wurden aber im ganzen leichter und beweglicher. Den Kugeln von Stein und Schmiedeisen folgten solche von Gußeisen, sowie Bomben, Granaten, Brand- und Leuchtkugeln.

Die Truppenbildung vollzog sich immer noch durch Söldnerwerbung, auch im dreißigjährigen

Kriege. In diesem lernten aber die Deutschen auch die ständigen Garden der Franzosen und Schweden kennen. Wie die Soldtruppen regellos gebildet wurden und nicht immer vom Staatsoberhaupte, sondern auch von einzelnen Führern angeworben waren, so handelten auch diese letzteren meist ohne alle einheitliche Leitung halb oder ganz auf eigene Faust, und der dreißigjährige Krieg hat ihrer manche originelle Gestalten aufzuweisen. Eine solche war Graf Ernst von Mansfeld, ein deutscher Condottiere, der den verschiedensten Herren diente,



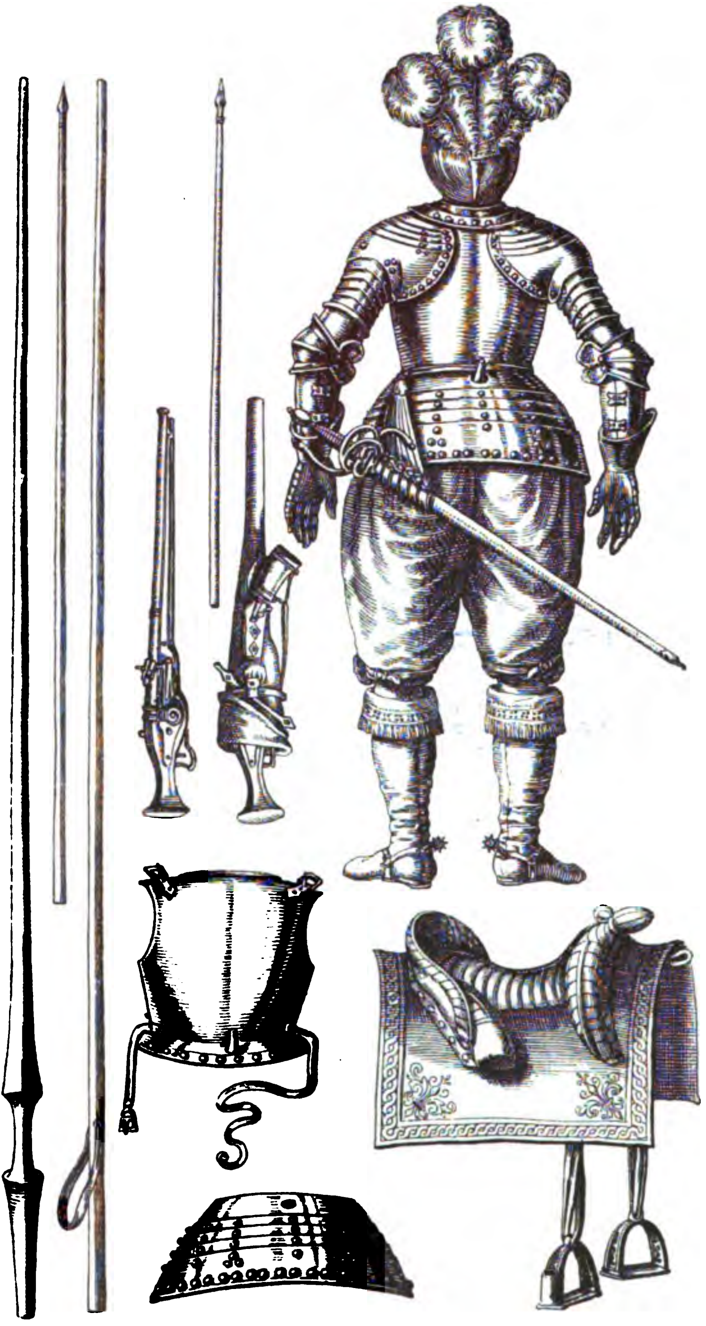
Truppen des dreißigjährigen Krieges: 4. Musketier. (Ebd.)

wenn es galt, kriegerische Thaten zu verüben, und, ohne sich um jemanden zu bekümmern, willkürlich mit dem Feinde und mit verschiedenen Mächten unterhandelte. Auf seinem abenteuerlichsten Zuge, dem nach Ungarn, starb er, mit Harnisch und Schwert angethan, aufrecht zwischen zwei Waffengefährten, in Dalmatien. Ihm ähnlich an Wildheit und Zügellosigkeit war Herzog Christian von Braunschweig, der Sohn des dramatischen Dichters Heinrich Julius, Bischof (!) von Halberstadt, d. h. Titularinhaber des protestanti-



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 5. Musketier Pulver auf die Pfanne schüttend. (Ebd.)

sierten Bistums, ritterlich, ehrgeizig und religiös schwärmerisch, daher er alle Greuel seiner wilden Horden für Mittel zu hohen Zwecken hielt. Ernste Würde und blutiger Fanatismus zeichneten dagegen auf katholischer Seite den bayrischen Feldherrn Johann Tserklaes von Tilly aus, der sich ebenso sittenrein und fromm, wie rücksichtslos und grausam zeigte. Im gleichen Dienste ragte in der späteren Zeit des Krieges der vom Bauern zum General gestiegene Johann von Werth durch seine soldatische Keckheit hervor. Kein Kriegsführer jener Zeit aber kam an Bedeutung und wechselvollem Schicksal dem Herzog von Friedland, Albrecht von Waldstein (falsch Wallenstein) gleich, einem deutschböhmischen Konvertiten, der sich aber wenig um Glaubenssachen kümmerte. Mit fabelhafter Gewandtheit brachte er Heere auf die Beine, Leute aller Nationen und Religionen, verzweifelte Existenzen, die ihm blind ergeben waren, da er für ihr Wohl ebenso väterlich sorgte, wie er das friedliche Volk herzlos verachtete. Der Astrologie ergeben, that er, was ihm sein Geist und die Sterne eingaben und nicht, was sein kaiserlicher Herr wollte. Seine hochfliegenden Plane zielten nach einem einheitlichen Kaisertum, in welchem die Fürstenmacht zurücktrat und der Glaubensdruck verschwand und natürlich er die erste Rolle gespielt hätte; der Kaiser aber ließ sich von der Liga einschüchtern und gab ihn preis. Vor allem liebte er Pracht und Glanz,



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 6. Lanzenreiter und die Einzelheiten seiner Ausrüstung.
(Aus: Kriegskunst zu Pferdt. Von Joh. Jac. von Wallhausen; der löblichen Statt Dantzig bestelten Obristen Wachtm: vnd Hauptman. Franckfurt am Mayn 1616.)

120

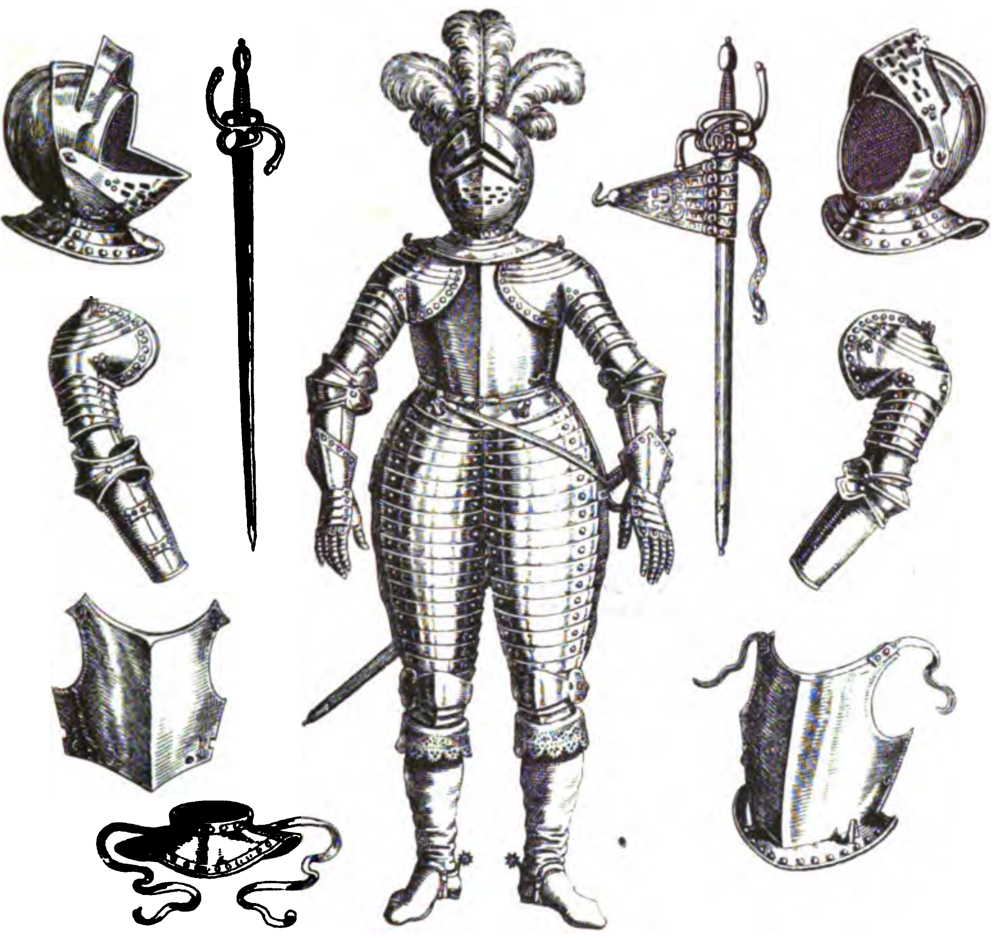


Schlacht bei Leipzig; 1631. Im Vordergrunde Gustav Adolf m



den Obersten seines Heeres. Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches.

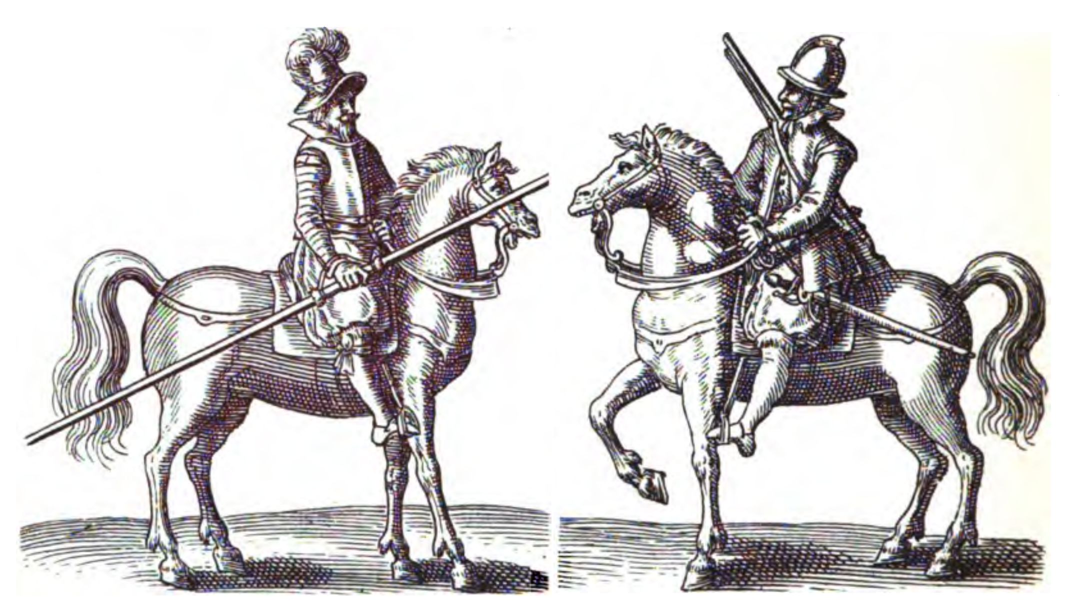
und seine durch die schlechtesten Mittel erworbenen Güter trugen märchenhaften Aufwand zur Schau. Was die Frage seines beabsichtigten Verrates betrifft, so ist er sogar im schlimmsten Falle dazu gereizt worden, und jene zuchtlose Zeit hatte noch nicht unsere heutigen Ansichten von Disziplin. Eine andere Frage aber, wenn er auch noch so schuldig gewesen, ist die, ob der Meuchelmord eine einer kaiserlichen Regierung würdige Art der Todesstrafe, ob die Beseitigung jedes gerichtlichen Verfahrens statthaft, und ob es mehr als Heuchelei war, diesen Mord für eine Gnade Gottes zu erklären, wie der spanische Gesandte sagte und der Wiener Hof dachte.



Truppen des dreißigjährigen Krieges: 7. Kürassier und die Einzelheiten seiner Ausrüstung. Als Pappenheimer Kürassiere von besonderem Ruf. (Ebd.)

Waldstein ebenbürtig als Feldherr, sittlich aber ihm weit überlegen war der einzige königliche Teilnehmer am Kriege, Gustav II. Adolf von Schweden. Daß die deutschen Protestanten ihn, den Fremden, wenn auch germanischen Verwandten, zum Führer annahmen, ist genugsam erklärt durch die schlimme Lage, in der sie sich vor seinem Eingreifen befanden. Sie waren im Begriffe, von der kaiserlichen Übermacht erdrückt zu werden und hatten nur die Wahl zwischen Vernichtung und Annahme einer Hilfe, woher sie ihnen auch kam. Das kaiserliche „Restitutionsedikt“ (1629), welches die Widersinnigkeit des Fortbestehens geistlicher Fürstentümer unter protestantischer Verwaltung durch die Ungerechtigkeit ihrer Wiederherstellung

in früherer Form unter gewaltsamer Bekehrung ihrer protestantischen Bevölkerung zu beseitigen bestimmt war, bedeutete nichts Geringeres, als die Ausdehnung der Gegenreformation auf





Truppen des dreißigjährigen Krieges: 8. Lanzenreiter, Harquebusierer oder Bandelierreuter und Kürissierer. (Ebd.)

Norddeutschland und hätte im Falle der Ausführung (der sich Waldstein offen widersetzte, weil sie den Krieg zu einem Glaubenskampfe machte) geradezu die Reformation größtenteils unterdrückt. Zum Zwecke dieser Vergewaltigung mußte Magdeburg seine denkwürdige Belagerung und seinen Untergang erdulden.

Allerdings hatte Gustav Adolf seine politischen Plane, die ihn zum Einschreiten in Deutschland ebenso sehr bewogen, als das Mitgefühl für seine Glaubensgenossen. Es handelte sich um den Kampf für die Beherrschung der Ostsee gegen die kaiserlichen und waldsteinschen Absichten auf dieselbe. Aber das Haus Habsburg hätte besser gethan, für Deutschlands Glück und Frieden zu sorgen, als so weit entfernte Plane zu fassen, die im Verein mit Spanien nur zur Vernichtung aller Glaubensfreiheit in Europa führen konnten. Gustav Adolfs Eingriff war für ihn ebenso eine Notwehr, wie die Annahme seiner Hilfe es für die deutschen Protestanten war.

122



Magdeburg von Tilli belagert, 1631. Facsimile eines



Kupferstiches von Matthaeus Merian. Aus dem Theat. Europ.

Der arme Pilgrimirende Nimmer-Till.



Ich armer Nimmer-Till! ach was nenn ich mich Tillen?
Ach daß mein Nam und Ruhm/ mit meiner Geister willen
In tieffsten Lethe Fluß schon were diese Stund
Versencket/ wo nicht gar in tieffsten Hellen grund.
Ach leb ich/ oder nicht? O du verlognes Glücke!
Beweisest du mir so ein tückisch Meisterstücke?
Das hett ich nicht gedacht/ daß mir es solte thun
Zuvor/ an Tapfferkeit/ ein tolles Wasser-Huhn.
Ich armer Nimmer-Gott! ich ließ mich heilig preisen!
Ich wolte meinen Arm der gantzen Welt beweisen!
Ich war ein JOSUA und GEDEON der Welt!
Da liget Arm und Gott im breiten Lerchen Feld.
Ich weis nicht/ wie ich es noch endlich sol verstehen?
Es wil kein Heiliger mehr hören auff mein flehen!
Der Teutschen Ketzer Gott der stehet langsam auff/
Und kömmet doch noch wol zum besten Jahrmarckts Kauff!
Ich armer Nimmer-Fürst! ich wolte Fürsten pochen!
So haben sie ,jetzt das welsche Fett gerochen/
Jetzt pochen mich die Knecht und Bawren hinderm Pflug/
Und wischen ihrer mir nicht einer einen Schuch.
Ich armer Nimmer-Starck! Ich wolt die Welt umbkehren/
Jetzt kan ich mich der Läuß und Würme nicht erwehren!
Doch schwarb ich billich mich noch hundert tausent starck
An Knechten/ die mir auß-gefressen Bein und Marck.
Ich armer Nimmer-Trew! O hett ich lassen wachsen
Den frommen Rauten-Stock und Lindenbaum in Sachsen!
So hett auch meine Till und Kümmel baß-gefrucht/
Die nun bekommen gar/ die Schwind- und Schwindelsucht.
Ich armer Nimmer-Reich! ach was hab ich verlohren/
Daß ich so arm geleist/ was ich so reich geschworen!
O Meinäyd! Meinäyd du! du hast die Pestilentz!
Dein Nordwind treibet mich aus einer fetten Grentz.
Ich armer Nimmer-Gast/ ich wolte mich bezecken/
Und auch ein liebes Mahl Confect und Zucker lecken!
Und kauffen ohne Geld; so kom ich gleich zum Bad
Daß mir gekrawet wird mein altes Rückgerad.
Ich armer Nimmer-Mann/ ließ mich die VENUS reiten/
Und auff gezwungne Räth und Ketzer-Liebe leiten/
O Magd! O werthe Magd! der Mägde Kron und Blum!
Mit deinem Blut hab ich verlohren Glück und Ruhm.

Da David auff Befehl Philister-Blut vergossen/
Ward Er zum Tempel-Baw unttüchtig außgeschlossen:
Und ich vergieß ohn noth/ aus lauter Frevelmuth
Getaufft und ungetaufft unschuldig Christenblut.
Ich armer Nimmerklug/ hett ich gefolgt vor dessen
Dem seine Weißheit ich zum Schiefer zugemessen/
Und mich bey zeiten auch gemachet aus dem Staub!
So wer ich unbestaubt und worden nicht zum Raub!
Ich armer Nimmerfromm! ich kunte meine Sachen
Mein Glück und meinen Sieg und mich selbst feste machen/
Durch meiner Geister Krafft und schönsten Engel-Glantz/.
Jetzt liget Glantz und Glück und feste machen gantz.
Sag ich/ mein alter Krumpff sey Jebusiter-Feste?
So schreyet Luthers Volck: sind das die frommen Gäste?
Ist das der beste Kern der Welschen Clerisey?
So sind sie hochgelehrt in Babels Zauberey.
Ich armer Nimmer-Fest/ ich halte meine Schande/
So fest ich jmmer halt/ an unserm Ligæ-Bande!
Das Ligen-Band zerreist; die Union ist ohn:
Des Luthers Teutsche Trew behelt die Ehren-Kron.
Und warlich/ wenn ich sol die Teutsche Warheit sagen/
Hat mich zum Lutherthumb mein Hertze nie getragen/.
Als seit dem ich befind/ daß es Gott und der Welt/
Was es gleubt und verspricht/ so Teutsch und redlich helt
Ich armer Nimmerstreng/ ach was sol ich nur sagen?
Daß man den Glauben doch den Leuten wil einschlagen!
Ich gleub es selber nicht/ daß einer gleub ein Ding/
Daß er vor Lügen helt/ wenn ich dazu jhn zwing.
Ich armer Nimmer-werth! wo sol ich mich hinkehren?
Die Teutschen lassen sich von mir nicht mehr bethören!
Die Welschen schreyen schon/ weil ich nicht siege mehr/
Ich sey genommen ein mit Teutscher Ketzer-Lehr.
Die Knechte mahnen mich! die Jesuiter fliehen
Die Freunde lassen mich! die Feinde mir nachziehen!
Die Garen speyen mir ins untrew Angesicht!
Die Todten schleppen mich vor Gottes Halsgericht!
Ich armer Nimmer-Till! und was nenn ich mich Tillen?
Ach daß mein Nam und Ruhm/ mit meiner Geister willen/
In tieffsten Lethe Fluß schon were diese Stund
Versencket! oder gar in tieffsten Hellen grund.

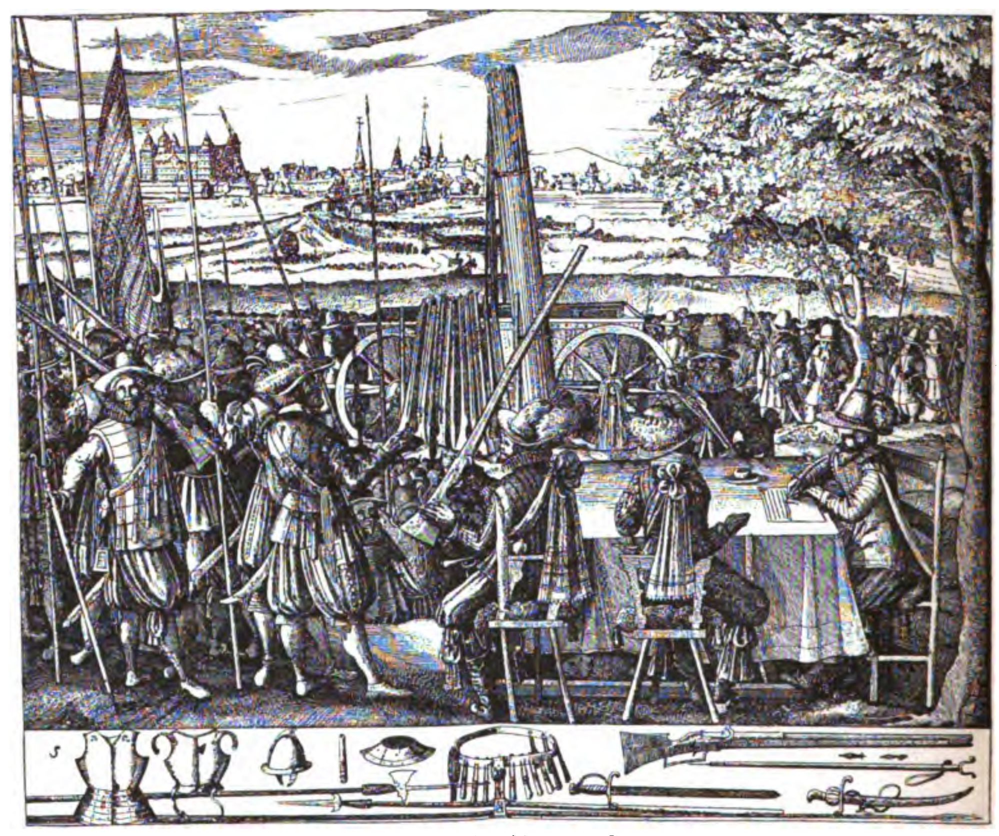
Gedruckt zu Heidelberg/ Anno 1632.

Facsimile eines Spott-Flugblattes vom Jahre 1632 auf Tilly.

Der schwedische König hat den tiefgreifendsten Einfluß auf die Entwickelung des Kriegswesens seiner Zeit geübt. Er verbesserte die Taktik und die Waffen, machte beides handlicher

und weniger schwerfällig, begann mit der Einführung von Anfängen einer Uniform, sorgte für gute Verpflegung der Mannschaft, hielt auf strenge Kriegszucht und soweit auf Humanität, als es ein Krieg damals erlaubte, und zielte auf ein Volksheer an der Stelle der Söldnertruppen, wenn er auch letztere noch nicht entbehren konnte.

Bei der Anwerbung der Mannschaften und in dem Verhalten gegen sie ging es im wesentlichen immer noch so zu wie in den Zeiten der Landsknechte. Die Geworbenen erhielten ein Handgeld und Proviant, und für die Folge war ein Sold festgesetzt, der sich nach dem Grade und der Waffengattung richtete. Die Pikeniere, Doppelsöldner genannt,



Anwerbung und Ausrüstung von Soldaten.

(Aus: Defensio patriae oder Landtrettung. Von Joh. Jac. von Wallhausen, derzeit Churf. Maintz. bestelten Obr. Leutenant. Franckfurt a. M. 1621.)

erhielten monatlich 9 bis 20, die Musketiere 8 bis 10 Gulden, von den Offizieren ein Fähnrich 60, ein Lieutenant 80 und ein Rittmeister 174 Gulden. Generale brachten es auf zwei bis zehntausend Gulden monatlich.

Die höheren Offiziere nun kamen keineswegs zu kurz, da sie sich durch Erpressungen im Kriege und sogar durch Unterschlagung des Soldes der Mannschaft halfen; Waldstein trieb es am schamlosesten. Außer seinen Erpressungen in Geld nahm er den meisten Raub für seine Küche und seinen Keller in Anspruch. So mußten ihm z. B. an einem Tage geliefert werden: 2 gute Ochsen, 20 Hämmel, 10 Heuer (uns unbekannter Ausdruck), 4 Kälber, 1 gutes Schwein, 55 Hühner, 4 italienische Hähne, 12 Gänse, 6 Schock Eier, 70 Maß Milch, 600 Laiblein Weiß- und 400 Roggenbrot, 8 Tonnen Bier, 2 Tonnen

und weniger schwerfällig, begann mit der Einführung von Anfängen einer Uniform, sorgte für gute Verpflegung der Mannschaft, hielt auf strenge Kriegszucht und soweit auf Humanität, als es ein Krieg damals erlaubte, und zielte auf ein Volksheer an der Stelle der Söldnertruppen, wenn er auch letztere noch nicht entbehren konnte.

Bei der Anwerbung der Mannschaften und in dem Verhalten gegen sie ging es im wesentlichen immer noch so zu wie in den Zeiten der Landsknechte. Die Geworbenen erhielten ein Handgeld und Proviant, und für die Folge war ein Sold festgesetzt, der sich nach dem Grade und der Waffengattung richtete. Die Pikeniere, Doppelsöldner genannt,



Anwerbung und Ausrüstung von Soldaten.
(Aus: Defensio patriae oder Landtrettung. Von Joh. Jac. von Wallhausen, derzeit Churf. Maintz. bestelten Obr. Leutenant. Franckfurt a. M. 1621.)

erhielten monatlich 9 bis 20, die Musketiere 8 bis 10 Gulden, von den Offizieren ein Fähnrich 60, ein Lieutenant 80 und ein Rittmeister 174 Gulden. Generale brachten es auf zwei bis zehntausend Gulden monatlich.

Die höheren Offiziere nun kamen keineswegs zu kurz, da sie sich durch Erpressungen im Kriege und sogar durch Unterschlagung des Soldes der Mannschaft halfen; Waldstein trieb es am schamlosesten. Außer seinen Erpressungen in Geld nahm er den meisten Raub für seine Küche und seinen Keller in Anspruch. So mußten ihm z. B. an einem Tage geliefert werden: 2 gute Ochsen, 20 Hämmel, 10 Heuer (uns unbekannter Ausdruck), 4 Kälber, 1 gutes Schwein, 55 Hühner, 4 italienische Hähne, 12 Gänse, 6 Schock Eier, 70 Maß Milch, 600 Laiblein Weiß- und 400 Roggenbrot, 8 Tonnen Bier, 2 Tonnen

Rheinwein, 4 Eimer Frankenwein, 20 Arten Gewürze, 22 Arten Früchte und Gemüse u. s. w. Wenn möglich, erreichten ihn beinahe die nach Gustav Adolfs Tod kommandierenden schwedischen Generale, sowie die dem Kaiser dienenden Italiener. Sie alle bereicherten sich durch Brandschatzungen und Unterschlagungen so, daß sie Kapitalien von Millionen auf ihre Familien vererbten.

Die Soldaten aber, die es nicht so hoch bringen konnten, blieben in Zeiten der Finanznot oft unbezahlt, und hatten die Wahl, zu verhungern und zu erfrieren oder sich selbst bezahlt zu machen. Dazu mußte denn das sonst schon genug geplagte Volk der Bürger und Bauern herhalten, und es wurde bei ihnen nach Belieben geplündert. In solchen Lagen, welche im dreißigjährigen Kriege die Regel waren, erwachte die Bestie im Menschen, und es verhielten sich darin alle Parteien gleich, nur daß die Schweden erst nach Gustav Adolfs frühem Tode bei Lützen die Zucht aufgaben und seitdem die ärgste Geißel Deutschlands wurden. Ohne Unterschied des Glaubens beraubten die wilden Söldnerbanden nicht nur Häuser, sondern auch Kirchen, sowohl des eigenen als eines fremden Bekenntnisses, und behängten Dirnen und Pferde mit geistlichen Gewändern. Das Plündern selbst blieb unbestraft, aber die, welche das Geraubte sofort ver-

WIR Friderich / Hertzog von Savello &c.

Römischer Baro, Röm: Kays: May: Hoff Kriegß Rath / Cämmerer / General Veldt Marschall und bestellter Obrister, geben hiemit zuvernehmen: Demnach mit sonderbahrem schaden / der Röm: Kays: May: unsers Allergnädigsten Herrns &c. und deß gantzen H. Röm: Reichs diensten, im Werck leyder nur zuviel erfahren müssen, daß von unterschiedlichen Regimentern deß Herrn General Veldt Marschall / Graven von Götz &c. unterhabender Armada, an vielen Orten uff deß H. Reichs boden starcke partiten sich vernehmen lassen, die Strassen unsicher machen, berauben, und die Leuth, zwar ohne ansehen plündern, die nothwendigen Commercien, gentzlich verhindern und uffheben, Auch sonsten alle abschrälliche insolentien, wider alle ware Kriegßdisciplin, in dem schwang treiben:

Wird derowegen hiemit diesem, allen deß H. Röm: Reichß, und andern Stätten, Märckthen, Schlössern, Dörffern, und dergleichen, wie die Namen haben, Auch derselben Commendanten und Soldatesca unter unserm Commando, im Schwaben, Francken und Würtenberg, auch andern Orten und Landen, zu einer Nachrichtung angefügt, und zwar alles ernstes anbefohlen, andere aber gebührlich hiemit ermahnet, Alle die Jenige, von obbesagter Armada, so uff der Strassen, oder sonsten andern Orten betretten würden, und von den Herrn General Veldt Marschall, Graven von Götz &c. von den Herrn Gen: Wachtmeistern, Horst, und Schnetter, oder von Uns keinen frischen Paß, Als nach dem Achten diß Monats datirt, fürzuweisen haben, verarrestirt, eingezogen, Die Widerspänstige aber hierinnen abgestrafft, und sonsten für Vogelfrey gehalten und tractirt werden. Warnach man sich zu richten. Sig: Heilbronn, den Zwölfften Junij, Anno 1638.

Friderich / Hertzog von Savello L. S.

Ernst Constantin Satler.

Facsimile eines Mandats des kaiserl. Feldmarschalls, Herzog von Savello, gegen marodierende Soldaten, 1638.

spielten oder verzechten, wurden gehängt! Und mit den Truppen wetteiferten darin entlaufene Soldaten, die auf eigene Faust marodierten. Wohlhabende Leute konnten sich durch eine Schutzwache sichern, die aber auf Kosten des Schützlings so viel aß und trank, daß er kaum einen Vorteil hatte. Wo sie fehlte, da wurden alle Greuel losgelassen, die sich die wildeste Phantasie denken kann. Die Plünderer nahmen die Folter ihrer Gerichtsherren zum Muster und übten an ihren Opfern Prügel, Daumschrauben, Knebeln, Ziehen von Schnüren durch die Zunge u. s. w., gossen ihnen den aus Mistjauche bestehenden „schwedischen Trank“ durch einen Trichter ein, zogen sie durchs Feuer, warfen sie in Backofen und trieben andere Scheußlichkeiten, um angeblich verborgene Schätze herauszubekommen. Keine weibliche Ehre war vor diesen Unholden sicher, die auch wie zum Zeitvertreib Männer, Weiber und Kinder totschlugen. Hatten sie dann einen Ort ausgemordet, ausgeschändet und ausgeraubt, so steckten sie ihn noch in Brand, und nichts blieb unversehrt, wo sie hinkamen. Ohne Umstände rissen sie auch die Dächer der Häuser ab, um damit die Baracken ihrer Lager zu decken, welche letzteren noch die Einrichtung der Landsknechtlager (oben S. 354) hatten, nur daß die Wagenburg um dasselbe weggefallen war. — Die Bauern, die keine Mauern hatten wie die Städter, flüchteten sich oft in unzugängliche Orte und fochten mit den wilden Kriegern manchen Kampf auf Leben und Tod. Aber auch den Städten ging es nicht besser. Wenige befestigte Orte in Deutschland sind nicht ein- oder mehrere Male belagert und erobert worden, wobei dann die entsetzlichsten Szenen vorfielen. Am meisten in dieser Beziehung

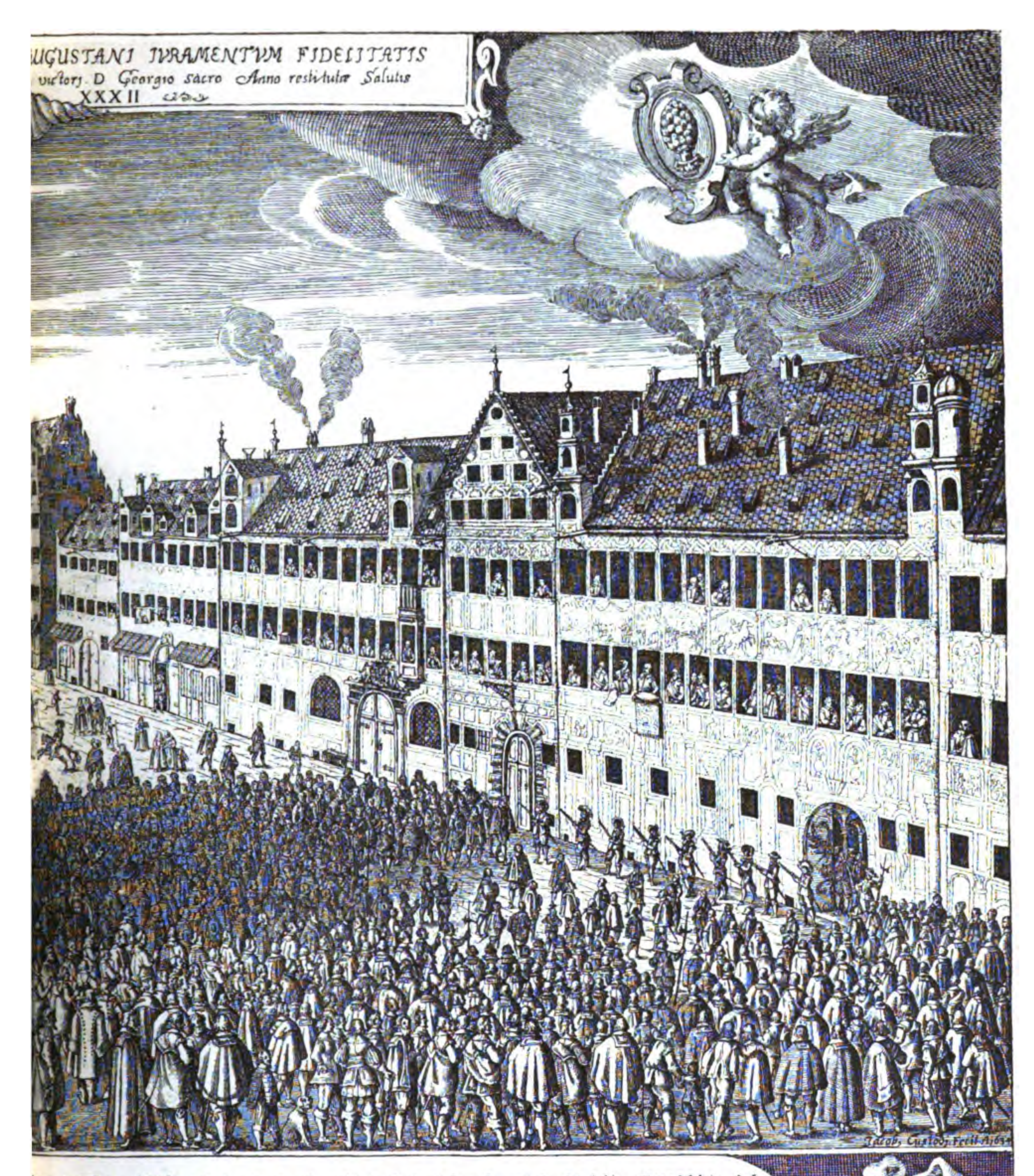


Rüstung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges: Schwarze Reiterrüstung des kaiserl. Generals der Kavallerie Johann Graf Sporck. (Wien, Artillerie-Museum.)

hat wohl Magdeburg (1631) erlitten, und wenn auch der Brand dieser Stadt nicht von den Eroberern angestiftet wurde, so fällt ihnen doch weit scheußlicheres an Mord-, Raub- und

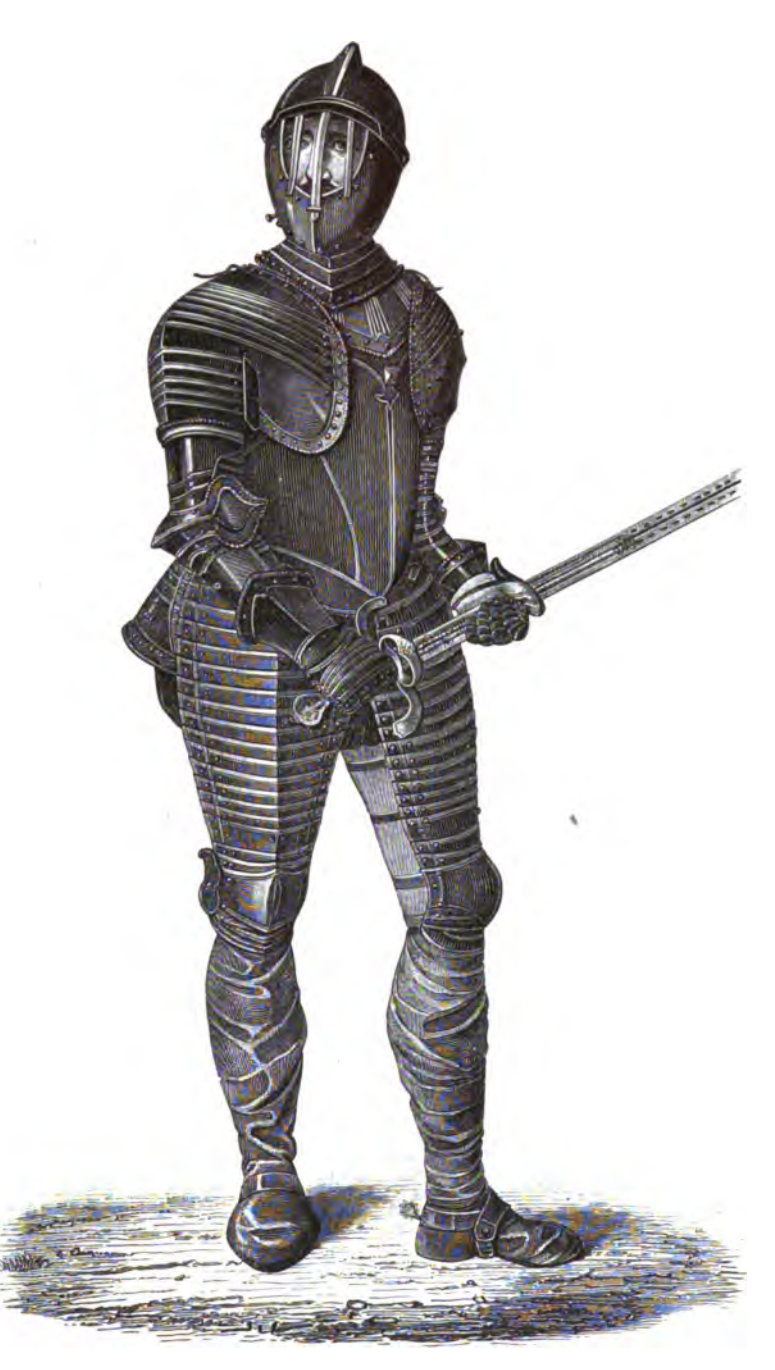


Die Stadt Augsburg huldigt Gustav Adolf von

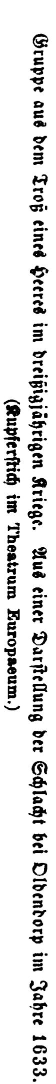


..oden. Facsimile des Kupferstiches, 1634, von Jacob Custodis.

Schandthaten zur Last und damit auch ihrem sie nicht zügelnden Haupte Tilly, der sich der „glorreichen Victoria“ frohlockend rühmte. Unter dem nämlichen Heerführer wurde schon 1622 das eroberte Heidelberg durch die entsetzlichsten Barbarenthaten geschändet, und Maximilian von Bayern bewies bei diesem Anlasse seine Bildung und sein Deutschtum dadurch, daß er die dortige Bibliothek (Palatina) dem Papste schenkte! Auch in dem 1633 eingenommenen Kempten machten die siegenden Österreicher und Bayern unter Altringen alle Leute, die sie in den Straßen trafen, oder die sich versteckt hatten, nieder, plünderten alle Häuser rein aus, verbrannten ihrer eine Menge, ermordeten auch den Bürgermeister Jenisch, während er ihnen seine Kasten öffnete und sie bewirtete, mit Beilhieben, ebenso den vierundsiebzigjährigen Stadtamtmann und einen nahezu gleich alten Prediger, zerschlugen alles was nicht mitzunehmen war und verübten an Frauen und sogar an Kindern Greuel, die wir nicht wiedergeben können, und zwar in Gegenwart ihrer Männer und Väter, die dann ebenso wie jene Opfer niedergemacht wurden. Die Stadt erlitt dabei einen materiellen Schaden von vier Tonnen Goldes.



Deutsche Rüstung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. (Mus. Czarskoe-Selo.)



Gruppe aus dem Troß eines Heeres im dreißigjährigen Kriege. Aus einer Darstellung der Schlacht bei Oldendorp im Jahre 1633. (Kupferstich im Theatrum Europaeum.)

Nicht besser verfuhren protestantische Heerführer, die freilich nur wenig Gelegenheit hatten, Städte einzunehmen. Der wilde Mansfeld z. B. versprach in der Pfalz seinen die Rolle von Soldaten spielenden wilden Tieren, sie auf eine „gute Weide“ zu führen und verbot ihnen nichts als brennen und totschlagen, sowie, was er in frivolem Hohn beifügte, heiße Eisen und Mühlsteine mitzunehmen. Das Treiben der Schweden schildert der damals entstandene Vers:

> „Die Schweden sind kommen
> mit Pfeiffen und Trommen,
> hant alles mit g'nommen,
> hant d' Fenster 'naus g'schlagen,
> hant's Bley darvon g'nommen,
> hant Kugeln draus gossen
> und d' Bauern erschossen.“

Was wollte aber anderes von Truppen erwartet werden, deren Offiziere ihnen kein gutes Beispiel gaben, ja ebenso roh waren wie sie? Mußte ja 1624 den zu Hofe geladenen kaiserlichen Offizieren eine Belehrung mitgeteilt werden, welche ihnen alle möglichen Ungezogenheiten und Unreinlichkeiten bei Tische ausführlich untersagte!

Die Bauern buken Brot aus Eichelmehl, aßen Nesseln und Schnecken ohne Salz und Schmalz, ferner Gras, Leder, Erde, Baumrinde, Därme u. s. w., rissen sich um Hunde und Katzen und krepierte Soldatenpferde; denn die Kriegsfurie hatte ihnen alles genommen, Pferde, Vieh, Brot und Getreide, ja es kamen ohne Zahl Fälle von Anthropophagie vor; selbst die Friedhöfe und Galgen waren vor den Hungrigen nicht sicher, Mütter schlachteten und verzehrten ihre Kinder, Männer erschlugen einander, Bettlerbanden die Vorübergehenden. Viele sonst wohlhabende Leute starben vor Hunger. In Stuttgart raffte die Pest, welche 1635 im ganzen Kriegsgebiete ausbrach, 4370 Menschen hin. Bei der zunehmenden Teuerung galt in der Altmark der Scheffel Roggen 3 Gulden bis $2^1/_2$ Thaler, bei Nördlingen 20 Gulden, bei Gotha ein Laib Brot 1 Dukaten!

Wenig besser als den Frauen der Bürger und Bauern erging es den **Weibern**, welche die Soldaten, ob verehelicht oder nicht, mit sich ins Lager und in den Krieg nahmen. Ein Regi-

53 4. Angefangen vnd

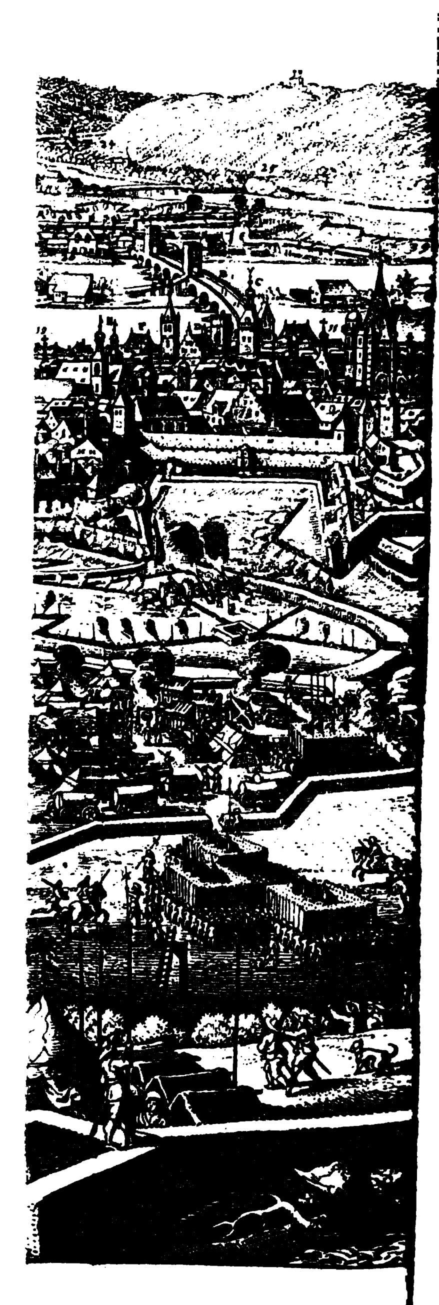
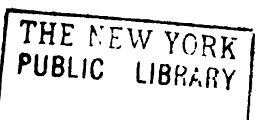


Bild eines großen Kriegslagers vor einer sta



ment von 3000 Mann schleppte z. B. 2000 Weiber mit, und die Autorität der Obersten vermochte nichts gegen diesen Unfug, der im Verlaufe des Krieges so zunahm, daß der „Troß" zuletzt das Heer drei= bis viermal an Zahl übertraf. Diese Weiber mußten für die Soldaten alle Arbeiten verrichten, alle Strapazen mit ertragen und wurden greulich mißhandelt, wofür sie sich freilich auch rächten. Sie halfen plündern und zankten sich unter sich und mit Männern um die Beute mit Schimpfen, Zähnen und Nägeln, wobei dann die Männer mit Waffen einschritten und schwere Wunden wie Totschläge nicht selten waren. Die Früchte solcher Verbindungen, die Lagerkinder, oft mit ihren Müttern ins Elend gestoßen, konnten nichts anderes werden als Bettler, Diebe und Räuber und im besten Falle Soldaten, was aber damals auf dasselbe herauskam.

Es war aber nicht genug an den Qualen der Leiber; auch die Seelen wurden gefoltert. So oft Kaiserliche oder Bayern siegten, trieben sie die Bewohner in die Beichte und Messe und in die Predigt der Jesuiten, die ihnen überall folgten. Dazu kam, bei der Vertreibung oder Flucht der Geistlichen und Lehrer, die tiefste Unwissenheit und greulichste Entsittlichung. Während in den Ruinen der Dörfer Räuber und Raubtiere hausten, flohen die Bauern in die Wälder und wurden selbst Räuber. Dabei grassierte ärgster Wucher mittels Verschlechterung des Geldes. Die Fürsten selbst begünstigten denselben, indem sie das geringer gemischte Metall mit Gepräge aus einer Zeit, in der es mehr galt, versahen, Kupfer und Blech in Massen aus alten Kesseln und Pfannen schlagen ließen und in die Welt sandten, wofür sie niemals Gold und Silber bezahlen konnten.





St. Georgsthaler des Grafen von Mansfeld, 1607. (Kgl. Münz-Kab., Berlin.)

Dies trieben ihre Münzmeister auf ihre Art weiter, indem sie heimlich Geld prägten und den Gewinn darauf einsteckten, sich dann aber auch selbst von den diesen sauberen Handel vermittelnden Schacherjuden überlisten lassen mußten. Alle Lebensmittel verteuerten sich und die Beamten, Geistlichen und Lehrer erlitten mit ihrem kargen Gehalte, den sie noch dazu in verschlechtertem Gelde erhielten, den empfindlichsten Schaden, und so alle Stände mit ihren Einnahmen, alle Gläubiger mit ihren Schuldnern. Freilich jagte dann die Nemesis dasselbe Spottgeld den Regierungen mit den Steuern in die Kassen zurück, und nun suchten sich die Landesväter dadurch zu helfen, daß sie den Wert ihres eigenen Geldes herabsetzten oder dasselbe anzunehmen sich weigerten, so daß es bis auf den zehnten Teil des Nennwertes herabsank. Die an diesem Treiben beteiligten Leute verachtete man allgemein unter dem Namen der „Kipper" und „Wipper", predigte gegen sie, schleuderte Schmähschriften und Karikaturen über sie in die Lesewelt und verhöhnte sie auf offener Straße. Die Obrigkeiten waren schließlich gezwungen, das schlechte Geld zurückzuziehen und besseres zu prägen.

Weiter nährte der gräßliche Krieg Banden von Gaunern, die sich aus Zigeunern, Juden, Bettlern, Deserteuren, ruinierten Leuten u. s. w. rekrutierten und in festen Verbindungen den Krieg überdauerten, und von Räubern, zu denen sich die besonders nach dem Schlusse des Krieges entlassenen Soldaten, die nichts weiter gelernt, zusammenrotteten. Gegen beide hatte die damalige blutige „Rechtspflege" (s. oben S. 54 ff.) ein entsetzliches Stück Arbeit zu verrichten.

Mit diesen Erscheinungen ging auch der herrschende Aberglaube Hand in Hand. Gleich den alten Germanen glaubten auch die Soldaten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, daß durch gewisse Mittel die Waffe tödlich, der Leib aber hieb-, stich- und schußfest („gefroren") gemacht werden könne. Sie hielten dieselbe Stelle, an welcher die Sage den Helden Siegfried den Tod erleiden läßt, für „offen". „Fahrende Schüler" und Zigeuner galten als die Besitzer solcher „Zaubergeheimnisse", und die Soldaten drängten sich herbei, ihnen Amulette und Talismane abzukaufen, welche sie im Kriege trugen, z. B. die unter verschiedenen abenteuerlichen Vornahmen gefertigten „Nothemden." Ähnliches geschah mit „sichertreffenden" Kugeln oder Schwertern. Die, denen es damit angeblich nach Wunsch gelang, wurden aber als Verbündete des Teufels, als „Freischützen" gefürchtet und gemieden; sie sollten z. B. das Abendmahl unter Anrufung des Bösen genommen haben. Für verzaubert wurden unter anderen Tillys und Waldsteins Leiber und Gustav Adolfs Schwert gehalten. Gegen den Scharfrichter jedoch, welcher gleich den Profossen als fest galt, nützte die Festmachung nichts. Es gab Kriegsoberste, welche ihre Aufklärung dadurch an den Tag legten, daß sie die solchem Aberglauben ergebenen Krieger hängen ließen. Ebenso klug war aber auch ein gemeiner Soldat, der, von einem feigen Kameraden um ein festmachendes Mittel gebeten, auf einen Zettel schrieb: „Wehr' dich, Hundsf..." und diesen ihm versiegelt gab, worauf jener sich für fest hielt und durch diesen Glauben tapfer wurde. Noch im Jahre 1664 mußte der große Kurfürst von Brandenburg befehlen, „daß künftig kein anderer als der einzig wahre Gott angebetet, dagegen kein Abgötter, Zauberer, Waffenbeschwörer, Teufelskünstler unter dem Kriegsvolke gelitten werden solle!"



Alraune Kaiser Rudolfs II. In der Kaiserl. Hofbibliothek zu Wien. „Die größere der beiden Wurzeln wird für das Männchen, die kleinere für das Weibchen gehalten; sie tragen die Namen „Marion" und „Thrudacias". Beide haben rotseidene Hemdchen und sollen ehemals in Särgen gelegen haben. Es ging die Sage, daß sie allmonatlich bei Neumond gebadet werden müßten, und wenn dieses Bad vergessen würde, so weinten und schrieen sie wie kleine Kinder, bis sie ihre Wartung erhielten." (Aus „Der Sammler.")

Seit dem Tode Gustav Adolfs war nicht nur der kleine Teil von Humanität, der sich in diesem traurigen Kriege gezeigt, dahin, es war auch, und noch mehr nach dem Prager Frieden, den Sachsen mit dem Kaiser schloß (1635), ein Kampf, in welchem kein ehrlicher Deutscher mehr Partei ergreifen konnte. Auf der einen Seite stand der mehr römische als deutsche, ganz an Spanien gekettete Kaiser (seit 1637 Ferdinand III., von seinem Vater wenig verschieden und persönlich unbedeutend) und auf der anderen die verbündeten Schweden und Franzosen, denen nur noch ein kleiner Rest protestantischer Fürsten und Städte anhing. Der Kanzler Oxenstjerna, übrigens deutsch gebildet (wie deutsch die Amtssprache der Schweden war) stellte das Haupt, Herzog Bernhard von Weimar den Arm dieser Verbindung dar, welche Deutschland auf Jahrhunderte um seine Grenzmarken am Rhein und an der Ostsee, um Elsaß und Pommern gebracht hat; aber daß diese Verbindung entstehen

konnte, hat die spanisch-jesuitische Politik der damaligen Habsburger verschuldet. Wohl dachte Bernhard von Weimar die fremden Fesseln abzuschütteln und ganz Deutschland dem Kaiser entgegenzustellen; aber es war zu spät; die Erschöpfung des Landes durch den Krieg und sein Tod vereitelten den Gedanken. Der Rest des Krieges war nur noch eine Metzelei, unbeirrt durch die gleichzeitigen unbeholfenen Friedensverhandlungen; er war die Vorschule für das kriegerische Frankreich Ludwigs XIV.; ein Turenne und Condé machten darin ihre Studien, während die Schweden Banér, Torstensson und Wrangel und die Kaiserlichen Johann von Werth und Octavio Piccolomini die letzten Kämpfe und Krämpfe des schauderhaften Krieges durchfochten. Endlich, nach sieben-



Widerholte geschärpffte

Der Röm: Kay: auch zu Hungern und Böheim Kön: May:

SALVA GUARDIA

Wir Ferdinandt der Ander / von Gottes Gnaden / Erwöhlter Römischer Kaiser / zu allen zeiten Mehrer deß Reichs / in Germanien / zu Hungern / Böheim / Dalmatien / Croatien und Sclavonien etc. König / Ertzhertzog zu Osterreich / ...

Ferdinandt.

Verkleinertes Facsimile eines kaiserlichen Schutzbriefes für Nürnberg, von 1626.

Derartige Schutzbriefe wurden an den Thoren angeschlagen.

jährigen Bemühungen, kam der westfälische Friede zu stande, dessen Vollzug sich aber um zwei Jahre hinausschob. Die Sprache der Unterhandlungen und Abschlüsse war die lateinische und die Etikette bei denselben eine peinliche. Der Nuntius des Papstes wollte einen Thronhimmel, der kaiserliche Gesandte den ersten Platz haben, der venetianische bis an den Wagen geleitet sein. Die Franzosen drangen mit ungezwungeneren Formen durch. Alle beteiligten Fürsten erhielten einen Gebietszuwachs, den größten und für Deutschland verderblichsten die Fremden; Elsaß fiel an Frankreich, Westpommern nebst den Bistümern Bremen und Verden an Schweden. Die Schweiz wurde, wie sie es thatächlich schon anderthalb Jahrhundert war, auch förmlich vom Reiche als unabhängig anerkannt. Mit unendlicher Mühe und dem härtesten Kampfe gegen die Unduldsamkeit beider Religionsparteien wurde eine Verständigung zwischen denselben erzielt. Erst jetzt wurden die Calvinisten den Katholiken und Lutheranern gleich behandelt und als dritte Partei zu Gnaden angenommen. Der Besitz geistlicher Stifte und die Verteilung der Bekenntnisse sollte, — sonderbar genug, so bleiben, wie sie im Jahre 1624 gewesen; daraus folgte für die kaiserlichen Lande, daß in Schlesien die Protestanten Glaubensfreiheit erhielten, während es im übrigen Österreich bei der Unterdrückung blieb. Dies verletzte sowohl den Papst, als die Protestanten, und Innocenz X. hat durch die Bulle „Zelo Domus Dei" von 1651 sowohl die Zugeständnisse an die „Ketzer" als die Errichtung einer achten Kur für die Pfalz verdammt; diese Bulle durfte aber in Deutschland nie bekannt gemacht werden. Die Protestanten jedoch, deren größtes Ärgernis, das Restitutionsedikt, aufgehoben wurde, gaben sich bald zufrieden und schlossen sich wieder aufrichtig an Kaiser und Reich.

Am meisten hatte, nicht durch den Frieden, sondern durch den Krieg, das deutsche Volk verloren. Es hatte während desselben zwei Drittel seiner Angehörigen eingebüßt und zählte nur noch vier Millionen. In Bayern lagen 100 Dörfer, in Württemberg 45 Dörfer und 8 Städte, zusammen mit 36000 Häusern, in Hessen 47 Schlösser, 17 Städte und 300 Dörfer in Asche. Die Bevölkerung Böhmens war von drei Millionen auf drei Viertel einer Million gesunken, die der Grafschaft Henneberg auf ein Viertel ihres früheren Bestandes, ihre Häuser auf ein Drittel und ihr Vieh auf ein Fünftel, die Bevölkerung Württembergs angeblich sogar von 400000 auf 48000, die der Stadt Augsburg von 80000 auf 18000; in mehreren Städten traf der Friede von mehreren tausend Einwohnern nur noch einige hundert, von viel tausend Dörfern gar nichts mehr. In Schlesien waren gegen hundert Rittersitze wüst und in dem Städtchen Guhrau standen 587 Häuser leer. So viel noch der Kirchen und Häuser in ganz Deutschland bestanden, so waren sie ausgeplündert. Die altertümlichen Formen der Möbel und Schmucksachen waren Seltenheiten geworden und ihr Ersatz war bei dem Mangel an Vertrauen auf Frieden roh und plump. Noch bis zur Mitte des Jahrhunderts lagen die Heere im Lande, nämlich bis die Kriegsentschädigungen bezahlt waren, die an Schweden, das noch 68000 Mann ohne den Troß in Deutschland stehen hatte, 5 Millionen Thaler betrugen. Diese Krieger und ihr Anhang an Gesinde, Weibern und Kindern mußten ernährt werden und drückten daher das Volk noch ebenso hart wie vorher, ja zwangen die ehrlichen Leute zum Raube! Noch länger aber dauerte, nach endlicher Entfernung der Kriegsvölker, das durch den Krieg erzeugte Elend, welches die vielen umherirrenden, heimatlos gewordenen Leute und Flüchtlinge aus fremden Ländern, z. B. vor der englischen Revolution, Hugenotten aus Frankreich u. s. w., durch Ansprüche auf Mildthätigkeit verstärkten.

Ein ärmlicher Trost für diese Zustände waren die Friedensfeste, welche 1650, nach endgültiger Unterzeichnung der Abmachungen, überall gefeiert wurden. Auf den Dörfern ordneten gelehrte Pfarrherren musikalische Aufführungen von Choränen auf den Kirchtürmen

Diß ist die schöne Burg zur Friedens-Burg erkohren
das Himmelschöne Kind der Fried wird hier gebohren
zu guter Stundt und Zeit, die Stände allesammt
verrichten ihre Pflicht und Muttertreues Ammt.

Der Adler und der Löw die wollen friedlich bleiben/
Meintz/ Cöllen/ Bayren sich mit Sachsen unterschreiben
Chur Brandenburg sagt ja; der hoch Teutsch Meister setzt
auch seine Feder an/ sich mit den Kriege letzt;
Auch Bamberg/ Basel auch/ Pfaltz Neuburg machen Friede
die Rautenfürsten sind mit Braunschweig Krieges müde/
Auch Wartenberg das schreibt; die Grafen abgesandt
von Nassau/ von der Lipp von Schwartzenberger Land
die gehn den Frieden ein; die Städte teutsches Reiches
die sind von Hertzen froh deß Teutschen Fried-Vergleiches/
in Nürnberg Nürnberg selbst; Stadt Cöllen/ Franckfurts Stadt/
Stadt Colmar/ Rotenburg/ und die den Namen hat
von Brunnen der da heilt; Stadt Schweinfurt was geschrieben
und Weissenburg die Stadt/ die lesen mit belieben
der Obern Unterschrifft/ sie stimmen frölich ein/
und geben zu den Fried ihr letztes Amen drein.

Der Friede kömmt herab von Nerons vesten Bogen
durch milden Himmel-Schluß in Teutschland eingezogen
mit fester Unterschrifft/ errettet von dem Streit
zwar Nürnberg/ doch zugleich gantz Teutschland weit und breit.

[illegible]
will der Friedefürst selbst lieben/
nichts ist euren Lobe gleich/
das euch ewig lässet grünen
an der blauen Sternenbühnen
und im heiligen Christen-Reich

Durch/ durch euch ihr Reiches-Stände
hat der tolle Krieg ein Ende/
überhin ist alles Leid/
seyd ihr/ Ach ihr/ Ach ihr Frommen/
her nach Nürenberg seyd kommen
blühet güldne Friedens-Zeit.

Deß Verhängnüs Schreiberinnen
die bemühten Spinnerinnen
spinnen eures Lebens Gold/
sie die ziehen lange Faden
daß ihr lange sonder Schaden
lebet GOtt und Fürsten Hold.

Johann Klaj/
gekr: Poet.

23. Herr Bernhard Becker/ Gräfl. Lippischer Abgesandter.
24. Herr Johann Adam Sengel/ Gräfl. Schwartzenbergischer Abgesandter
25. Herr Burckhard Löffelholtz/ von Colberg }
26. Herr Tobias Oelhafen von Schölnbach } Nürnberg: Abgesandte.
27. Herr Franciscus Grasart/ }
28. Herr Herman Halverer } Stadt Cölln: Abgesandte.
29. Herr Zacharias Stenglin/ Stadt Franckfurt: Abgesandter.
30. Herr Johann Balthasar Schneider/ }
31. Herr Daniel Birr/ } Stadt Colmar: Abgesandte
32. Herr David Frisch/ Stadt Rotenburg: Abgesandter
33. Herr Johann Jacob Frisch/ }
34. Herr Augustus Friedrich Heuchelem/ } Stadt Heylbrun: Abgesandte.
35. Herr Johann Höfel/ Stadt Schweinfurt: Abgesandter
36. Herr Johann Georg Roth/ Stadt Weissenburg: Abgesandter
37. Erasmus Constantin Sattler/ Käy. Legations Secretarius
38. Bartholomeus von Wolffsberg Königl. Schwed: Legation Secretari[illegible]
39. Veit Henninger/ Chur-Mayntz: Secretarius
40. Hans Jacob Oerlin/ Herr Volmars Secretarius.
41. Johann Huemer/ Königl. Schwed: Cantzlist
42. } Zween ledige Sessel/ so für die Herrn Käy. und Königl. Schwed.
43. } Haupt Plenipotentiarien zubereitet gewest.
44. Salomon Bürger/ deß H. Reichs Stadt Nürnberg Secretarius.

Facsimile eines Flugblattes auf die Friedensschluß-Sitzung; Nürnberg 1650.

und allegorische Aufzüge auf den Dorfplätzen an, bei denen sich festlich gekleidete Männer und Frauen beteiligten, die Gerechtigkeit „in einem schönen weißen Hemde" die Hauptrolle spielte, den in grüne Seide gehüllten Frieden begrüßte und umarmte, der als Soldat gekleidete „Mars" aber schmählich entwaffnet, gebunden und fortgejagt wurde.

Glänzender waren die Friedensfeiern in den Kreisen der regierenden, über Krieg und Frieden verfügenden Häupter. Nachdem die meisten Truppen abgedankt worden, wurde am 25. September 1649 im großen Rathaussaale zu Nürnberg, wo die Verhandlungen über den schwierigen Vollzug des Friedens stattfanden, ein Friedensmahl gehalten, das der kaiserliche Oberfeldherr, Octavio Piccolomini, Herzog von Amalfi, veranstaltete und präsidierte. Der Saal war, wie das Theatrum Europaeum erzählt, „sehr hoch gewölbt, mit goldenen Rosen, Laubwerk und Malereien verziert und mit vielen großen Wandleuchtern, besonders aber mit drei großen Kronleuchtern zwischen sechs Festons oder Fruchtgehängen, zu denen dreißig Arten Blumen und lebende Früchte mit ‚Flindergold' verbunden waren, geschmückt. An den vier Ecken spielten vier Musikchöre und zwei Schenkgestelle (Büffets) standen dazwischen." Zur Rechten Piccolominis saß der Kurfürst Karl Ludwig (Sohn Friedrichs V.) von der Pfalz, zu seiner Linken der Pfalzgraf und schwedische Thronfolger, zuletzt auch Oberfeldherr dieser Macht, Karl Gustav. Nach ihnen kamen im Range die Vertreter der Kurfürsten, dann die anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten, beziehungsweise ihre Abgesandten, die anwesenden Grafen und die Abgeordneten der Reichsstädte. Auf der Tafel standen zwei große Schaugerichte, und zwischen ihnen trieb ein Springbrunnen Rosenwasser in die Höhe. Das eine Schaugericht stellte einen Siegesbogen mit lateinischen und deutschen Inschriften in Versen und den allegorischen Bildern der „sieben Planeten" dar. Das andere zeigte einen Berg mit drei Teilen nach den friedenschließenden Hauptmächten; der des Kaisers zeigte Früchte, der Frankreichs Blumen und der Schwedens Schneeberge und Felsen. Auf dem Berge standen drei Nymphen, wozu wieder Inschriften und Bilder im allegorischen Geschmacke der Zeit kamen. Eröffnet wurde das Mahl mit Gebet, geistlichen Liedern und Musik; bei den Toasten auf die Majestäten erscholl Kanonendonner von der Burg und Musik. Die reichhaltigen Gänge der Speisen, welche an schon geschildertes erinnern (s. oben S. 60), waren mit Blumen geschmückt, und von Räucherwerk begleitet, das neben dem Geschmack auch den Geruch erfreute. Zwischen dem fünften und sechsten Gange wurde der Tisch abgedeckt und es lagen die vorher verborgenen Gedecke für den Nachtisch mit Zuckerwerk, besonders Marzipan und eingemachten Früchten offen da. Man gedachte aber auch der Armen, unter welche zwei Ochsen und große Mengen Brot verteilt wurden und denen ein vor das Fenster gesetzter Löwe sechs Stunden lang roten und weißen Wein spendete. Nach dem Mahle trat auch der Humor in seine Rechte; es wurde ein Kriegsspiel aufgeführt, worin die Oberfeldherren die Hauptleute und die übrigen Generale die Gemeinen vorstellten und dann des Friedens wegen scherzweise abgedankt wurden.

Mit Frankreich wurde das Reich erst im Jahre 1650 einig, und nun wurde in Nürnberg (am 26. Juni) der „Friedensexekutionshauptabschied" unterzeichnet, dem am 2. Juli der „Friedensexekutionsvergleich" mit Frankreich folgte. Dieses endliche Ende der Pazifikation wurde von Piccolomini abermals durch ein großes Bankett gefeiert, und zwar mit den Damen in einer Festhütte auf freiem Felde, worauf ein Feuerwerk folgte, wie es selbst in jener prachtliebenden Zeit nicht oft vorgekommen sein mag und zu dem fast die ganze Stadt zu Wagen, Pferd und Fuß herbeiströmte. Der Festplatz war schon vor Jahren, abstechend genug von dem noch wütenden Kriege, von der poetischen Gesellschaft der „Pegnitz-Schäfer" zu ihren Schäferspielen am „süßlispelnden Pegnitzflusse" eingerichtet worden, und der Schäfer Floridan (sonst Sigismund Betulius) verherrlichte das Fest durch ein von ihm arrangiertes

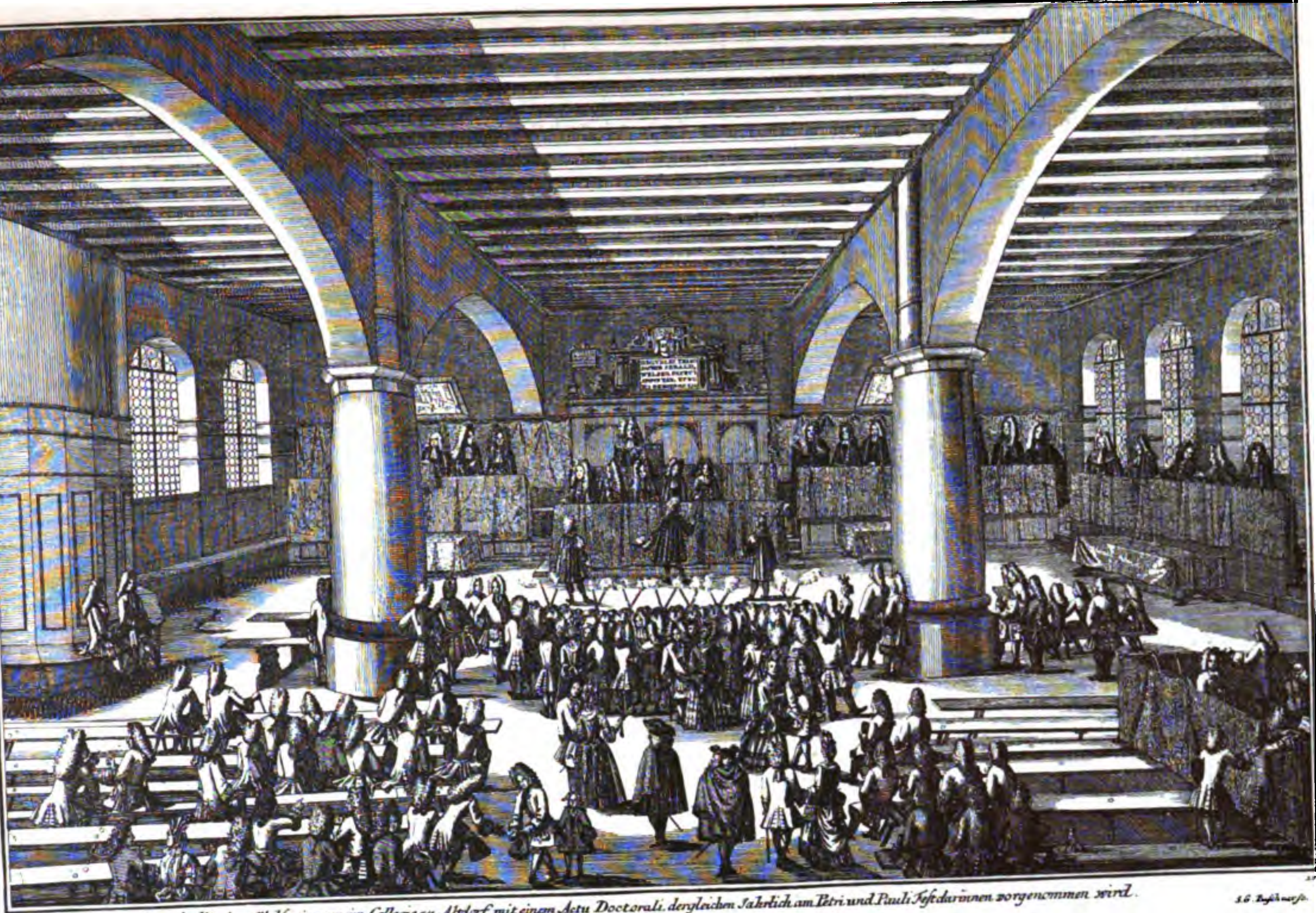
Schäfer-Festspiel, in welchem Concordia, Discordia, Justitia, der Friede und verschiedene Götter auftraten, alle von Männern vorgestellt. Bei dem Feuerwerke war ein Kastell der Hauptgegenstand, das mit mehr als tausend Lichtern besetzt war und daher, wie es im Berichte heißt, „durch die Finstere der Nacht einem mit viel tausend goldglänzenden Sternlein gezierten Firmament sich verglich und die Augen der Anschauenden wundersam belustigte.“ Dieses prächtig geschmückte Kastell stellte die Wohnung der Zwietracht vor, die als „altes verhagertes Runzelweib,“ „mit Schlangen umb den Kopf herumb“ über dem Thore abgebildet war. Unter dem Thore stand der wütend anzusehende Mars. Natürlich wurde zum Schlusse das ganz mit Raketen und Schwärmern behangene Schloß samt Discordia und Mars durch Feuerkugeln unter prachtvollen Lichteffekten mit Glanz und Krach in die Luft gesprengt, während eine Säule mit dem Bilde des Friedens mitten unter aller Verwüstung stehen blieb. Die Stadt selbst war zur Feier des Tages über und über mit Fahnen, Bäumen, Blumen und allegorischen Bildern geschmückt.

Ähnlich wie die rückläufige Bewegung der „Gegenreformation“ in dem grausig-blutigen dreißigjährigen Kriege, so lief die gleichzeitige starre Einseitigkeit der Universitäten in das gesetzlose Treiben aus, in welchem wir die Studierenden des siebzehnten Jahrhunderts versunken sehen. Lassen wir vorerst, ehe wir dieses unerfreuliche Gemälde entrollen, das Bild seines Helden nach einer Schilderung aus anderer Feder vor uns treten. Der damalige „Student“ „ging einher im Spitzbart und langen Haar, auf welchem ein Schlapphut mit Federbusch kühn in die Stirne gedrückt war. Ein breiter Halskragen war über das geschlitzte Wams geschlagen, ein leichter Ärmelmantel hing über dasselbe. Weite Pluderhosen, bespornte Stiefel mit weiten Stulpen, das Stammbuch im Gürtel, den Stoßdegen oder Hieber mit gewaltigem Stichblatt und von unmäßiger Länge an der Seite, eine Tabakspfeife und auf Wanderungen ein tüchtiger Knotenstock“; das war seine Ausrüstung. Die damalige Roheit der Studenten hatte ihren Sitz und ihre Quelle vorzüglich in den sogenannten Landsmannschaften, welche an die Stelle der früheren „Nationen“ getreten waren. Vor allem pflegten diese Verbindungen die Beobachtung gewisser Grade des Studententums und der Gebräuche bei Aufnahme in dieselben, wovon die noch jetzt üblichen Fuchstaufen ein abgeschwächter Rest sind. Der damalige „Fuchs“ hieß Pennal (eigentlich Federbüchse, weil die Schüler solche trugen) und bildete das Opfer aller möglichen Plackereien von seiten des älteren Studenten, des Schoristen, zu dessen Würde er schließlich aufstieg, um wieder weitere Pennale zu peinigen. In den Kneipen ging es bunt genug zu, in allen Stadien, von dem begeisterten Freundschaftsbunde bis zur ekelerregenden Unfläterei.

Eine andere, mehr offizielle Abstufung war die in Professorenburschen, d. h. bei Professoren wohnende und gewöhnliche Burschen. Jene hatten anerkannte Vorrechte, im Kolleg und Kirche den Vorsitz, man mußte ihnen ausweichen und ihre Hunde, bezeichnet mit P. P. H. (Professorenpurschenhund), durften mit ihnen die Hallen der Wissenschaft betreten.

Die dritte Unterscheidung zwischen den Musensöhnen oder denen, die es sein sollten, war die in Adlige und Bürgerliche. In Wien hatten die adligen Studenten sogar den Vortritt vor den bürgerlichen Professoren und in Ingolstadt rissen die Adligen den Bürgerlichen die Federbüsche von den Hüten. In Göttingen hatten fürstliche und gräfliche Studenten ein eigenes prachtvolles Inskriptionsbuch, das ihnen ins Haus gebracht wurde, erhöhte Bänke im Kolleg und besondere Sitze in der Kirche. In Tübingen trugen die Adligen im Kolleg den Hut auf dem Kopfe.

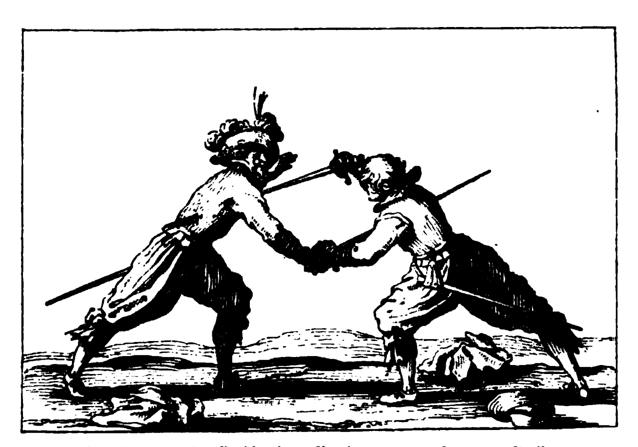
Hauptvergnügungen der Studenten, besonders in Jena, waren im siebzehnten Jahrhundert Verkleidungen, Maskenzüge, Gassen- und Nachtlärm, Störungen des Gottesdienstes und der Leichenbegängnisse u. s. w. Die Studenten forderten nachts ohne Ursache einander heraus,



Doktorpromotion an der Universität Altdorf. Kupferstich von Puschner.

indem sie vor den Häusern mit den Degen auf die Steine hieben, daß die Funken davon flogen, tierisch brüllten und einander blutig schlugen. Es fanden eigentliche Schlachten zwischen Studenten und Soldaten oder Nachtwächtern statt, wobei es oft Tote gab. Ja es drangen solche verwilderte Jünger der Wissenschaft bewaffnet in Hörsäle, wie in Häuser ein und schlugen alles zusammen, oder warfen mißliebigen Professoren und Beamten die Fenster ein. In Tübingen war es gebräuchlich, den Karzer zu erbrechen und die Verhafteten zu befreien, in Altdorf: nachts Feuerwerke abzubrennen, in Göttingen: sich mit den Handwerksburschen, in Jena: mit den Bauern der Umgegend sich zu prügeln und der letzteren Obstgärten zu plündern.

Nichts aber von diesen Ausschreitungen kam an Gefährlichkeit der Unsitte gleich, welche sich infolge des allgemeinen Waffentragens besonders seit dem dreißigjährigen Kriege einnistete, dem Duellieren nämlich. Seitdem der Zweikampf kein Gottesgericht mehr war, wurde er zu einer Art Schiedsgericht in wirklichen oder angeblichen Ehrenhändeln zugespitzt, oder auch bloß aus Übermut ausgefochten. Bei den Studenten fand er um so mehr Eingang, als dieselben oft zur Abwechselung Soldaten waren, da der Krieg ihnen wie den Professoren das Brot wegnahm, und wenn sie aus dem Felde an die Hochschule zurückkehrten, so brachten sie alle Lagersitten mit.



Duellanten. Facsimile einer Radierung von Jacques Callot.

Bei den Soldaten wurden Duelle zu Fuß auf Degen, und zu Pferde auf Pistolen ausgefochten, und es war fruchtlos, daß Gustav Adolf dieses Beginnen mit der Todesstrafe bedrohte. Oft wurde vorher von einer der Parteien ein tödlicher Ausgang verlangt, indem dieselbe einen Mantel auf den Boden legte oder mit dem Degen ein Grab darauf zeichnete. Unter den Studenten in Jena hatte seit 1620 der Fechtmeister Wilhelm Kraußler eine eigene Fechtart eingeführt, indem er den Haudegen zum Stoßen zu verwenden begann. Erst 1684 wurde die erste Verordnung gegen das Duellieren der Studenten erlassen, welche die Herausforderungen mit Zuchthaus und die Sekundanten mit Gefängnis bestrafte, — aber ohne Erfolg. Zahllose Studierende kamen als Krüppel von der Universität nach Hause oder wurden als Leichen den trostlosen Angehörigen gebracht.

Wirkte der Krieg in solcher Weise zersetzend auf die Hochschulen, so mußte sein Einfluß auf die mehr zerstreuten mittleren und niederen Schulen noch weit verderblicher sein. Protestantische Schulen wurden, wo die Katholiken siegten, kurzweg in jesuitische verwandelt und bei Wendung des Kriegsglückes wieder hergestellt, oft aber ganz aufgelöst, weil Lehrer und Schüler nichts zu essen, ja oft kein Obdach hatten und die Schulräume zu Bedürfnissen des Krieges Verwendung fanden, wenn sie nicht zerstört wurden. Mit verbrannten Dörfern verschwanden natürlich auch die Schulen, und die Verzweiflung der Geplünderten und ihrer Familien Beraubten stumpfte den Lerntrieb ab. Dagegen hat der Krieg auch eine bemerkenswerte aufbauende Folge gehabt; indem er nämlich die Menschen mehr als dezimierte, machte er den zahllosen überflüssigen lateinischen Schulen, deren es selbst in Dörfern gab, ein Ende und trug so dazu bei, daß man nach seiner Beendiguug zur Ersetzung jener unnützen

Da kommet der Karren mit dem Geld:
Freu dich! auf! du verarmte Welt.



MAn hat / seither der Fried in Teutschland wiederkommen /
nichts mehr / als diese Sag und Klag und Frag vernommen:
Wir haben lang auf ihn gehoffet und geharrt /
und nun was nutzt er uns? der Fried hat uns genarrt.
Poeten hörte man in bösen Zeiten singen
und sagen: Güldner Fried / du wirst uns wiederbringen
Gold / Geld und guldne Zeit. Ja / sehet / wie sichs find!
Es bleibet nun wohl wahr: Poeten Lügner sind.
So klaget jederman / im Dorff und zwischen Mauren.
Die Bauren sonderlich / die abgefeimten Lauren /
sind schällig auf den Fried. Sie hatten nun so wohl
dem Lanzknecht abgelernt / wie man die Strassen soll
belauren / und die Leut berauben und ermorden;
davon sie wurden reich; sie waren ärger worden
als die Merode-Pursch. Izt haben sie verspielt
den Beutel zu dem Geld / weil Korn und Frucht nichts gilt.
Die Bürger klagen auch / die Kauff- und Handwercksleute.
Zur KriegesZeit es gab noch etwan eine Beute:
Sie führten der Armee / Hüt / Koller / Stiefeln / Schuh /
Roß / Rüstung / Kraut und Loht / Taback und Vivres zu /
und was deß Plunders mehr. Da kond man von dem Kriegen
auch aus der Druckerey Avisen lassen flügen:
Die trugen wacker Geld / ob sie nit waren wahr /
dergleichen izt geschicht mit der Calender-Waar.
Ists wunder / daß hierob die Unterthanen klagen?
will doch manch Obern selbst der Friede nicht behagen
Der lieber hette Krieg / so geb es auch mehr Geld:
Ohn Steuer / Zoll / Accis / man izund nit viel zehlt.
Manch Priester klaget auch: weil sicher sind die Strassen /
mög keiner geben Geld und vor sich bitten lassen /
der reiset über Land. Vor andern / der Soldat
schalt auf dem Fried bisher: der nichts zu leben hat
und garten muste gehn / ja hüten gar der Schweine /
wie der verlohrne Sohn: Herr Leutenant / nehmt meine
nehmt meine Sau auch mit! so rieffe manche Gret
im Dorffe / wann man izt das Vieh austreiben thät.
Ist das die gute Zeit? ist das der güldne Friede?
Komm wieder / Krieg! wir sind des armen Friedens müde:
So sagte mancher izt. Ihr ungedultgen Leut!
Kondt ihrs erwarten nicht? Was gestern nicht / kommt heut.
Gut Ding / will haben weil. Der Gold- und SilberWagen /
weil er beladen schwer und grosse Säck muß tragen /
geht etwas sachte fort / und kommet langsam an.
Nun kommt er endlich doch (laufft / laufft / wer immer kan!)

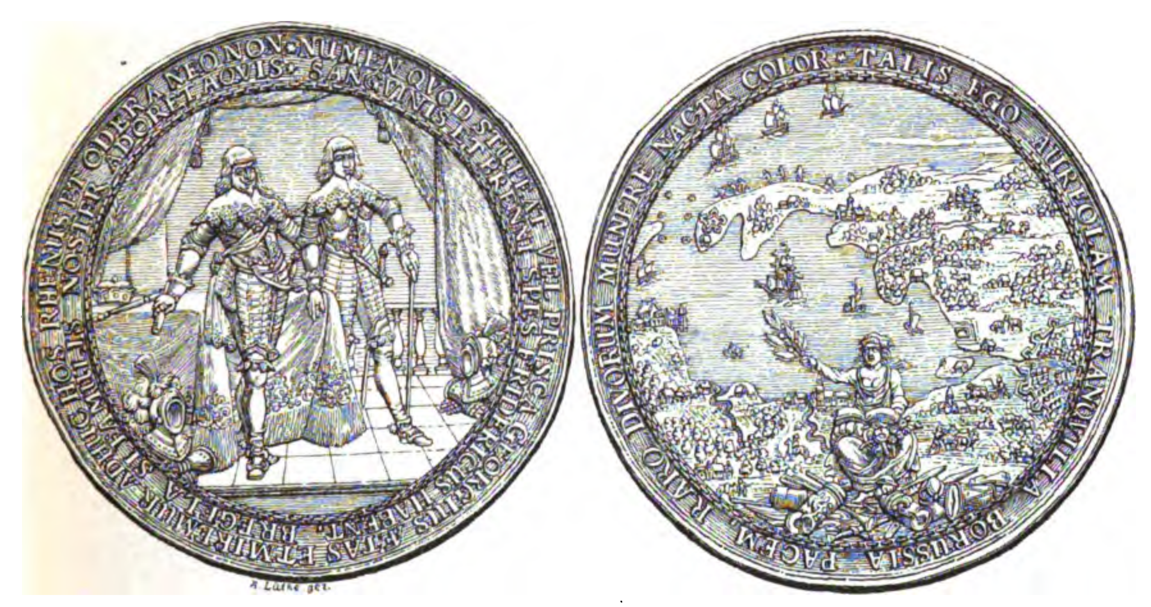
Der Karren mit dem Geld / auf den man lang geharret.
Sagt nun nit mehr / daß euch hab ein Poet genarret
und vorgelogen viel: Hier bringen sie die Frucht
der güldnen Friedenszeit / die ihr so lang gesucht.
Hier Geld / wer Geld bedarff! Viel Millionen Gulden
die kommen hier / daß man bezahl die alten Schulden /
die Zins und Capital; daß man die Pfande löß;
Das Briefe werden gut / die vormals waren böß.
Lasst ab nun / euer Gut den Juden zuzutragen /
zukauffen Geld davor. Kommt her zu diesem Wagen /
wer durstig ist / wer gern / die Gurgel wäscht / und nascht:
seht / daß ihr / einen Sack drey Schäffel weit / erhascht /
ihr zehret lang davon. Ihr Alamodo-Praler /
auf / kommt hieher / und greifft nach 6. paar Seckeln Thaler /
sie sind gar wolfeil hier: so habt ihr Zeug zum Kleid /
zu Hosen / und am Hembd zu Ermeln Ellen-breit /
zu 12. paar dutzet Band; so könnet ihr braviren /
und (das nur der kan thun / der Pfennig hat) spendiren;
so könnet ihr mit Glück gehn auf die Löffeley /
und zum Spaziren-Ritt Pferd' halten auff der Streu;
und was euch mehr beliebt. Und ihr / ihr Löffelhäute /
ihr Jungfern / die ihr zwar seit kitzelichte Leute /
doch nit gar jung und schön: Kommt her und holet Geld /
das wird euch haben bald an einen Mann vermählt /
der gar nit hölzern ist; und wären eure Wangen
mit schwarzem RunzelFlor schon üm und an behangen.
Wer gerne hätt ein Amt / der hole hier nur Geld:
so schmiret er sich durch / so wird man ihme hold.
Kommt hieher / nehmt euch Geld / Ihr Herren und Magnaten:
durch Geld euch bässer wird / als durch 12 Räht / gerahten /
wie / ihr solt euren Staat befästen / und mit Sieg.
das Gelt im Frieden ist / viel besser als der Krieg.
Hier Geld / hier komme her / wer vor Gericht muß kriegen:
Geld ist das beste Recht und lässet nicht erligen.
Kommt her / wer Geld bedarff / kommt her und holet Geld /
und freut euch / daß bey uns das Geld nun Einzug hält.
Verzeiht mir / daß ich teusch'. Es sind gemahlte Thaler:
Diß Geld / ist nur Papier: Papier / ist heut Bezahler.
Begehrt ihr bessre Münz / und eine güldne Zeit:
so guldet euer Herz / und werdet bessre Leu'.
So ein gemahltes Geld füll' eure leere Kisten:
Weil ihr auch ins gemein seit nur getünchte Christen /
das Herz ist nicht im Mund. Pflanzt Gottes Reich in euch:
so werdet ihr / allhier und dorten / werden reich.

Zu finden bey Paulus Fürsten / Kunsthändler in Nürnberg.

Facsimile eines satyrischen Flugblattes auf die Nachwirkungen des Krieges und des Geldes.

Anstalten durch deutsche Schulen und damit zur Gründung der deutschen Volksschule schreiten mußte, worauf wir zurückkommen werden.

Nichts beweist so sehr die Kraft des deutschen Volkes, als die Thatsache, daß es ein so entsetzliches, aller Beschreibung spottendes Unglück, wie es das dreißigjährige Kriegselend war, zu überdauern, und nicht nur zu überdauern, sondern zu verschmerzen, zu lindern, seine Folgen zu beseitigen vermochte. Freilich hat diese Arbeit Jahrhunderte in Anspruch genommen. Sie mußte in zweierlei bestehen: in der Schöpfung eines wahrhaft deutschen Schrifttums und eines wahrhaft deutschen Reiches. In dem Gebiete beider Bestrebungen hat der dreißigjährige Krieg selbst anregend eingewirkt, so sonderbar dies auch erscheinen mag. Er brachte die Deutschen mit fremden Völkern in Berührung. Die Franzosen, die Italiener, die Spanier, die Schweden, die daran beteiligt waren, die Engländer, von deren gleichzeitiger puritanischer Revolution man so viel hörte, besaßen (die Schweden noch aus-



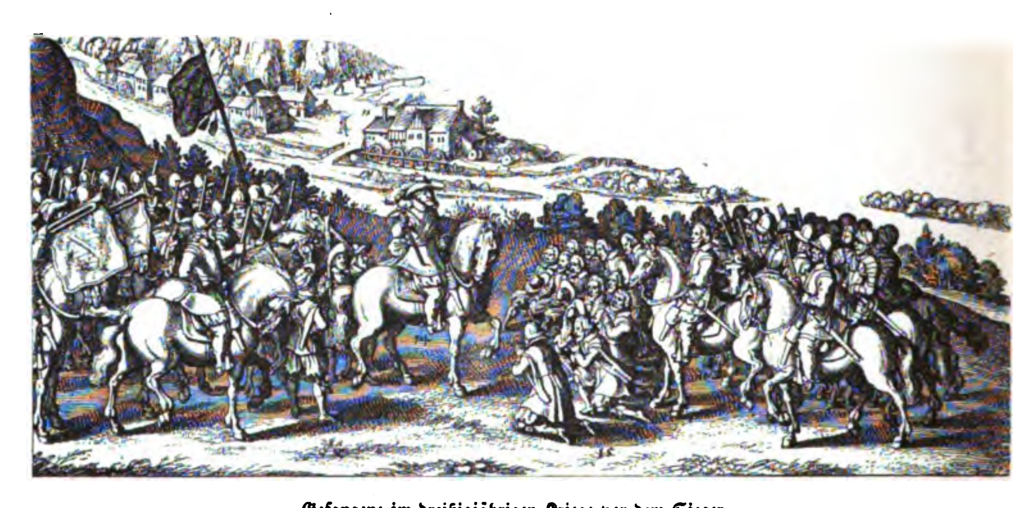
Medaille von Kurfürst Georg Wilhelm mit seinem Sohne, dem späteren Großen Kurfürsten als Kurprinz.

Umschrift in Majuskeln in zwei konzentrischen Kreisen: Vorderseite: Numen quod stupeat vel prisca Georgius aetas sanguinis et Brenni spes Fridericus habent, et miremur adhuc hos Rhenus et Odera nec non Bregela si famulis noster adoret aquis. Im Felde der Kurfürst und der Kurprinz, gepanzert in einer offenen Halle vor einem Tische stehend. Rückseite: Talis ego aureolam tranquilla Borussia pacem raro divorum munere nacta color. Im Felde: Landkartenartige Darstellung eines Teils von Ostpreußen, das frische Haff mit Königsberg und andern Städten. Vorn sitzt auf Waffen die Friedensgöttin. Auf einem Kanonenrohr steht 1639, auf einem andern S D, Name des Stempelschneiders S. Dadler. (Jul. Friedlaender.) Silber. Kgl. Münz-Kab. Berlin. Originalgröße.

genommen) Nationallitteraturen und (die Italiener ausgenommen) festgegründete, einheitliche Nationalstaaten, — Deutschland dagegen war zerrissen, hatte seine tüchtigsten Grenzländer verloren (Schweiz und Holland) oder mußte sie im Frieden abtreten (Elsaß und Pommern), und was es noch an freilich derber und rauher Litteratur besaß, war, als der Krieg ausbrach, verklungen. Jene Berührung mit fremden Völkern reizte daher zur Nachahmung. Der Kaiser suchte aus Deutschland, mit Hilfe der Jesuiten, ein nördliches Spanien zu formen; die Fürsten ahmten Schweden oder Frankreich nach. Eine straffere Anspannung der Staatsgewalt war bei allen das Ziel; natürlich war sie auf kaiserlicher und fürstlicher Seite zugleich unvereinbar und mußte einem Zusammenstoße vorarbeiten. Das Kaisertum behielt zwar seinen Nimbus, aber verlor an Boden noch mehr als früher und zog sich mehr auf Österreich zurück, in dem die spanische Schablone reißende Fortschritte machte. Es

handelte sich nur noch darum, welcher deutsche Staat außerhalb Österreichs die meiste Macht zu erlangen wußte, und die durch den Gang der politischen Entwickelung des Reiches bedingte Teilung desselben, welche in den inneren Kämpfen oft genug gedroht hatte, wurde eine Thatsache. Es war schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, als ein deutscher Fürst auf jene Frage die klare Antwort gab, — es war der Große Kurfürst von Brandenburg. Der Zug der Zeit nach Erhebung der fürstlichen Gewalt über die „Stände"; die ihre Rechte und Freiheiten nicht zu bewahren gewußt und sie daher aus Gleichgültigkeit verscherzt hatten, erhielt von da an in Deutschland zweierlei Gestalt. Österreich stützte sich auf den Hof und die Kirche, Brandenburg-Preußen auf das Heer und das Volk. Wir werden diese Entwickelung im nächsten Abschnitte verfolgen.

Gleichzeitig mit ihr machte das deutsche Schrifttum seine Schule durch, die es zu neuen Äußerungen seiner Schaffenskraft führen sollte. Diese Schule ist die der Nachahmung fremder Muster. Die urwüchsig deutsche Derbheit des sechszehnten Jahrhunderts war abgeschliffen, die Sprache wurde glätter, der Versbau melodischer; aber die Originalität fehlte. Es begann jene an eigenen Gedanken unfruchtbare, wenn auch nicht ganz leere Richtung der vorherrschenden Ausländerei, deren erster Prophet Opitz, deren letzter Gottsched war. Unser zweitnächster Abschnitt wird sich mit ihr beschäftigen.



Gefangene im dreißigjährigen Kriege vor dem Sieger.
Aus einem Kupferstich im Theatrum Europaeum: Eroberung von Bautzen durch Kurfürst Friedrich von Sachsen-Altenburg im September 1620.



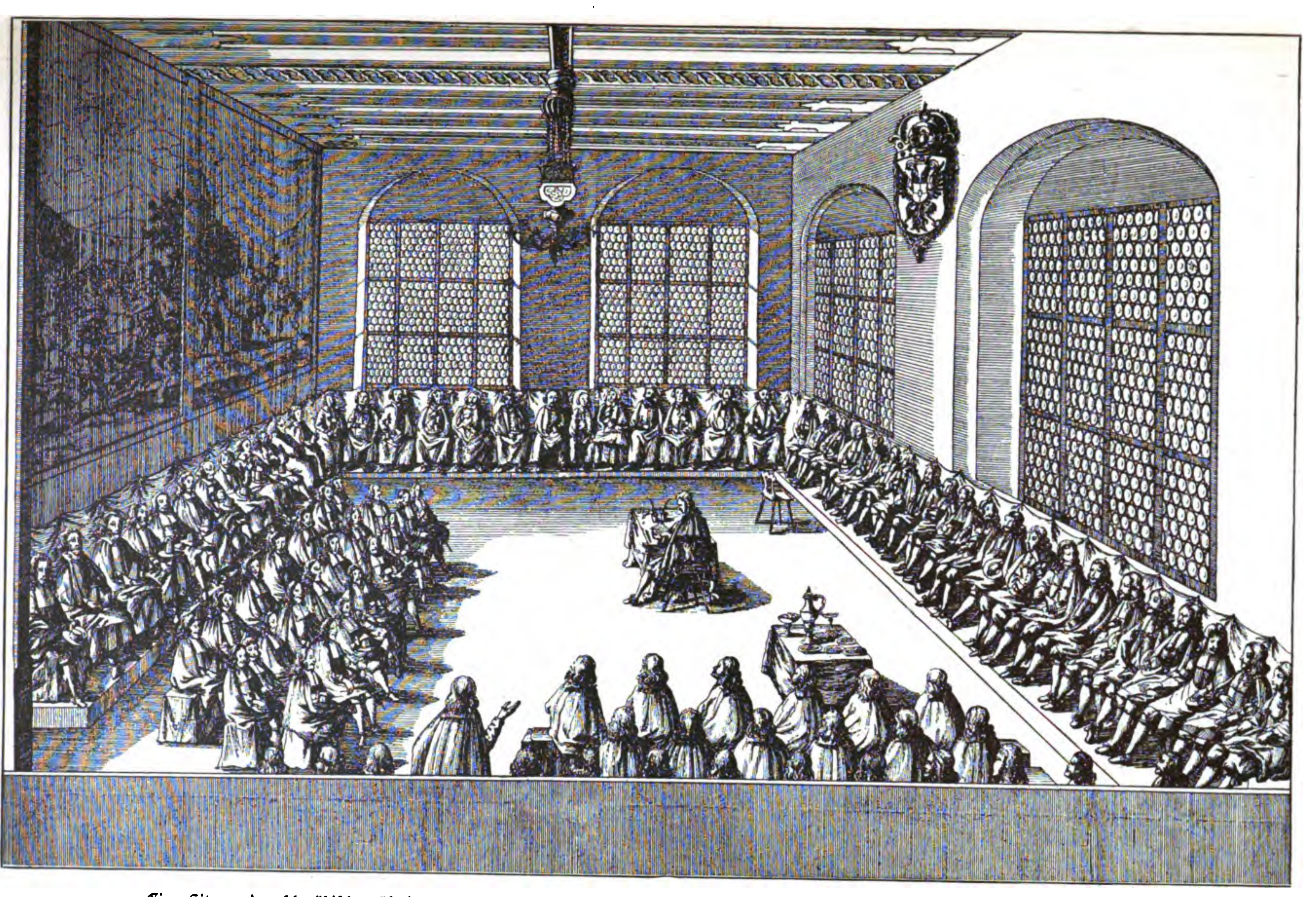
Lagerszene, Ende des 17. Jahrhunderts.
Aus einem Kupferstich im Theatrum Europaeum: Die von den Türken 1687 zurückeroberte ungarische Festung Erla darstellend.

Siebenter Abschnitt.

Ausbildung fürstlicher Gewaltherrschaft.

Das System der unbeschränkten Fürstenmacht, welches seit dem westfälischen Frieden in Deutschland, wie in ganz Europa (die Schweiz, Holland und die kurze Dauer der englischen Republik ausgenommen) unangefochten herrschte, ordnete ohne Rücksicht alle Interessen der einzelnen dem unter, was die jeweiligen Regierenden nach ihrer persönlichen Ansicht für das Wohl des Staates hielten. Man nannte dies die Ratio status oder in der beliebten deutsch-französischen Mischsprache die S t a a t s r a i s o n. Dieser Ausdruck erscheint zum erstenmale in der Schrift „de ratione status in imperio nostro romano-germanico“ (von der Einrichtung des Staates in unserm römisch-deutschen Reiche), welche 1640 von Bogislav Philipp C h e m n i tz (Reichshistoriograph der Königin Christine von Schweden und unter dem Namen Hippolytus a Lapide Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges) herausgegeben wurde. Im Jahre 1678 erschien dann das Buch „Idolum Principum, das ist: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten und Ratio Status genannt wird“. Es enthält die Schilderung der Art und Weise, wie ein neu ernannter Rat von seinem Schwiegervater, dem Vizekanzler, in die Geheimnisse des Staatswesens eingeweiht wird. Der letztere führt ihn in die vom Verfasser ironischer Weise beschriebenen „Staatskammern“ und zeigt ihm dort die Effekten, deren sich die Regierung bedient, um das Volk hinter das Licht zu führen, wie z. B. die Staatsmäntel, außen schön verbrämt, innen aber schlecht gefüttert und mit Wolfs- oder Fuchspelzen geflickt, zu gebrauchen, wenn man die Unterthanen zu Steuern nötig hat oder den auf sie geübten Druck beschönigen will, dann die schön bemalten Staatsmasken, die da heißen: Eid, Betrug, Lästerung u. s. w., darauf Schermesser, Schröpfköpfe, Schwämme, Beinschrauben, Brechzangen u. dergl., um den Leuten das Blut abzuzapfen, ferner Staatsbrillen, um den Unterthanen die Augen zu blenden, auch um Geschenke der Regierung größer, Auflagen aber kleiner und gehässige Maßregeln liebenswürdig erscheinen zu lassen, — auch eine Schachtel mit Staatspulver, den Leuten in die Augen zu streuen und ein Fäßlein voll Hoferbsen, welche ausgestreut werden, damit Verhaßte ausgleiten und den Hals brechen. —

Das Muster- und Idealbild, nach welchem damals im ganzen christlichen Europa dieses rücksichtlose Regierungssystem ins Werk gesetzt wurde, ist in Frankreich zu suchen. Ludwig XIV., der „Sonnenkönig", war seit seiner Alleinherrschaft der Typus des Herrschers, wie er nach der Meinung des maßgebenden Teiles der Welt sein sollte. Der innere Charakter seiner Regierung kann uns hier so wenig beschäftigen als die mannigfachen Reformen, welche ihm die Staatsverwaltung und die Kultur Frankreichs verdankten. Wir müssen uns, was ihn und die Organe seiner Willkürherrschaft betrifft, auf den Einfluß und die Einwirkung beschränken, welche sie auf Deutschland übten. Frankreich war damals und wiederholt später das Haupt Europas und ließ ohne seinen Willen auf dem Felde der Politik nichts geschehen, soweit es dies verhindern konnte. Schon im Jahre 1657 hatten die rheinischen und andere deutsche Fürsten sich mit Frankreich und Schweden verbunden, den Kaiser von Unterstützung Spaniens gegen Frankreich abzuhalten. Ludwig XIV. galt im Südwesten des Reiches und in dessen Innerem bis nach Sachsen hin mehr als der Kaiser, dessen spanisch-jesuitische Politik freilich nicht dazu angethan war, die patriotischen Elemente, wenn es deren überhaupt gab, um sich zu sammeln. Die deutschen Freunde Frankreichs waren dazu bestimmt, ihm zur Erwerbung der ihm noch fehlenden Teile Lothringens und des Elsasses, womöglich auch der Niederlande und was sonst noch anzueignen war, zu verhelfen. Thaten sie dies, so nahm der mächtige Bourbon auch auf sie keine Rücksicht mehr. Zu gleicher Zeit verschmähte er es auch nicht, mit dem Kaiser Leopold I. einen geheimen Vertrag über die Teilung des spanischen Weltreiches abzuschließen (1668), bei welcher Ludwig das praktischere und näherliegende, die spanischen Niederlande und die Freigrafschaft wählte, während die Habsburger mit dem fernen Spanien und dem noch ferneren Amerika kaum etwas anzufangen gewußt hätten. Die unverhoffte Lebensfähigkeit des spanischen Königs vereitelte diesen Plan; aber die Niederlande, sowohl die spanischen als die freien, blieben Ludwigs Hauptziel, welches ihn noch weiter, zur Beherrschung Deutschlands und damit des europäischen Festlandes führen sollte. Der Minister des Kaisers, Fürst Lobkowitz, stand fortwährend im Solde Frankreichs. Der Erzbischof Maximilian Heinrich von Köln wurde Ludwigs Verbündeter oder besser Vasall und räumte ihm Neuß ein. Die Bischöfe von Münster und Osnabrück und der Herzog von Hannover folgten seinem Beispiele, und die Verbündeten überschwemmten Holland, dessen alter Heldenmut es freilich rettete, und das an dem aufstrebenden Brandenburg einen Helfer fand, dessen großer Kurfürst auch den Kaiser endlich dazu brachte, sich gegen den Erbfeind zu wenden, was auch den Anschluß der rheinischen Fürsten nach sich zog. Ganz Deutschland schien seit langer Zeit wieder einig gegen einen gemeinsamen Feind. Und dieser zeigte sich nun in einem Lichte, das grauenhaft über die Fluren Deutschlands leuchtete, dem nun Nachspiele des dreißigjährigen Krieges beschieden waren, die es bei Abschluß des westfälischen Friedens nicht geahnt hatte! Die Franzosen begannen damit, in den elsässischen Städten die Reste der Reichsrechte zu vernichten und der Krieg brach aus (1674), in dem freilich die Uneinigkeit der deutschen Fürsten den stramm disziplinierten Franzosen gegenüber ihre Kraft in trauriger Weise lähmte. Diese aber schändeten solchen Vorzug durch ihre mehr als barbarische Kriegführung in deutschen Landen. Nach französischen Aktenstücken verbrannten die Heere des „Sonnenkönigs" nicht nur Häuser und ganze Dörfer, sondern absichtlich auch Menschen und Vieh, wie einige Jahre vorher in Holland, so nun in den Rheinlanden. Der Gouverneur Dufay von Philippsburg berichtete an den Kriegsminister Louvois wörtlich trocken: „Ich habe seit vierzehn Tagen dreizehn kleine Städte, Flecken oder Dörfer verbrennen lassen, und es befindet sich in keinem dieser Orte mehr eine Seele." Louvois feuerte die Anführer zu noch größeren Verheerungen an und drohte ihnen mit der Ungnade des Monarchen, wenn sie nicht ganze Dörfer verbrennen ließen. So schrieb er an



Eine Sitzung des schwäbischen Kreistages zu Ulm im Jahre 1669. Facsimile eines Stiches nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Joseph Arnold.

150



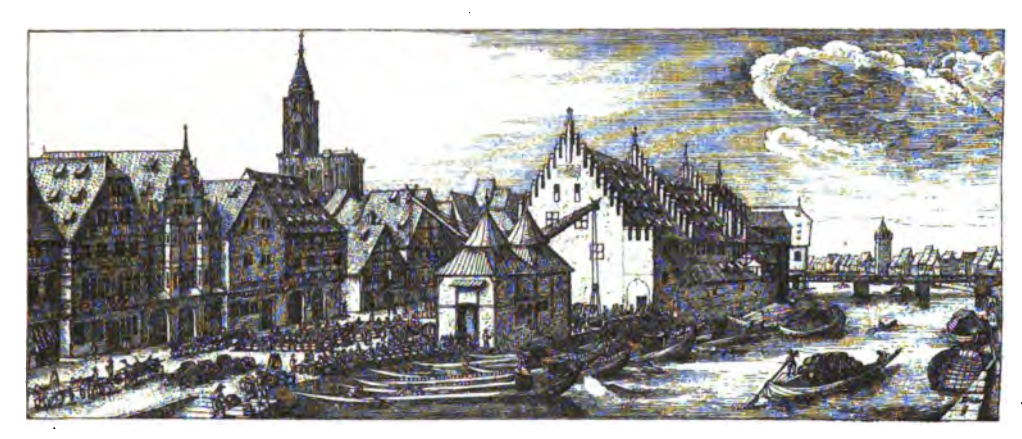
is Merian.

150



ıs Merian.

den General de Montclair (1688) wörtlich: „Seine Majestät empfiehlt Ihnen, ja alle Ortschaften zerstören zu lassen, welche Sie verlassen werden, sowohl am obern als am untern Neckar, damit die Feinde, welche dort weder Fourage, noch Lebensmittel finden, nicht in Versuchung kommen, sich ihnen zu nähern." Und 1689: „Der König will, daß man den Einwohnern von Mannheim aufgebe, sich nach dem Elsaß zurückzuziehen, daß alle Gebäude der Stadt niedergerissen werden, so daß kein Stein auf dem andern bleibe." De Tressé berichtete über die Ausführung dieses drakonischen Befehls aus Heidelberg: „Ich sah nicht voraus, daß es soviel kostete, das Niederbrennen einer bevölkerten Stadt von ihr selbst ausführen zu lassen." Louvois aber befahl weiter, alle diejenigen töten zu lassen, welche dabei betroffen würden, irgend welche Niederlassung errichten zu wollen. General Chamlay nannte es eine in früheren Kriegen unerhörte Zügellosigkeit der Bauern (bei Zweibrücken), wenn sie sich zur Wehre setzten und berichtete, Herr von Duras habe es übernommen, auch Speier, Worms und Oppenheim in den Zustand Mannheims, d. h. in den eines Feldes zu versetzen, und werde den Bewohnern sechs Tage einräumen, um ihre beweglichen Sachen fortzubringen. Der französische Verfasser des damals erschienenen Buches „Soupirs de la



Der Weinmarkt zu Straßburg. Radierung von Wenzel Hollar.

France" schrieb: „Mitten im Frieden beginnt man den Krieg, man nimmt Philippsburg, man bemächtigt sich der Städte Heidelberg und Mannheim, der ganzen Pfalz, Worms, Speier, Mainz und des ganzen Rheinlandes. Man verhandelt mit diesen Städten, empfängt sie auf dem Wege der Kapitulation, und dann rasiert man sie oder legt sie in Asche und Einöde, ohne weder auf die Gesetze Gottes, noch des Krieges, noch auf Versprechungen und feierliche Eide Rücksicht zu nehmen. Die Franzosen galten sonst für eine ehrliche, menschliche, zivilisierte Nation; aber heute ist ein Franzose und ein Kannibale bei unseren Nachbaren ungefähr dasselbe". Die Zerstörung Heidelbergs und seines Prachtschlosses und die Hinmordung seiner Bewohner krönten das Werk der „westlichen Türken." Zugleich, um das Elend voll zu machen, erhielt die Pfalz ein katholisches Herrscherhaus, welches, statt die Wunden des Landes zu heilen, die Protestanten unterdrückte und die Universität Heidelberg den Jesuiten und damit einem bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts dauernden Verfalle überlieferte.

Mit den Verwüstungen der Franzosen gingen die gewaltthätigen Aneignungen der „Reunionskammern" ihres Königs Hand in Hand. Alles was innerhalb einer willkürlich von ihnen angenommenen Grenzlinie noch auswärtigen Herren gehörte, wurde einfach zu Frankreich geschlagen oder seiner Lehenshoheit unterstellt, und wenn diese Herren sich nicht fügten,

wurden ihre Beamten vertrieben und ihre Rechte eingezogen und jeder Rechtsgang ihnen verweigert. Die früheren Verbündeten Frankreichs, Trier und die Pfalz, kamen dabei am schlechtesten weg. Vaubans Festungswerke sollten diese „Erwerbungen" für alle Zeit sicher stellen. Die Krone derselben bildete aber Straßburg, welches dessen Bischof Egon von Fürstenberg, schon längst ein verräterisches Werkzeug der Franzosen, ihnen am 28. bis 30. September 1681 in die Hände geliefert hat, worauf die verratenen und im Stiche gelassenen Bürger dem neuen Machthaber knieend huldigen mußten. Das bis dahin von der protestantischen Mehrheit der Stadt benutzte Münster wurde dem katholischen Kult zurückgegeben; der Bischof nannte Ludwig, der selbst in Straßburg einzog, seinen Heiland, und die deutschen Elsässer mußten die von Vauban sofort abgesteckte Citadelle bauen helfen. Allgemeine Empörung gab sich selbst in dem damals so herb gedemütigten Reiche über den treulosen Handstreich in Flugschriften und Liedern kund.

Aber Ludwig XIV. ließ sich hierdurch nicht irre machen; wußte er ja, daß das deutsche Reich unheilbar zerrissen, daß dem Kaiser in Brandenburg ein Nebenbuhler erwuchs und daß ihn von Osten her die Osmanen unablässig bedrängten, denen die Ungarn und Siebenbürger, aus Haß gegen die jesuitische Leitung Österreichs, die Hand boten! Ungeachtet dieser traurigen Lage der Dinge gab es indessen noch tüchtige Kräfte im Heere des Kaisers, und 1664 gelang dem Feldmarschall Grafen Raimund Montecuccoli der glänzende Sieg von St. Gotthardt; aber erst fast zwanzig Jahre nachher, im glorreichen Jahre 1683, wurde Wien durch die Tapferkeit Herzog Karls von Lothringen mit Hilfe Bayerns, Sachsens und Polens von dem Erbfeinde befreit, dem bald ganz Ungarn und damit sein Waffenglück für immer verloren ging. So war endlich Deutschland von der Türkennot befreit, — und für lange Zeit auch von der Bedrängnis durch die im eigenen Lande an den schauervollen Folgen der Kriegswut ihres Halbgottes leidenden Franzosen.



Medaille auf die Befreiung Wiens im Jahre 1683. (Kgl. Münz-Kab., Berlin.)

Österreich war äußerlich neu gestärkt, seine Macht vermehrt; aber es krankte fortwährend an der Unvereinbarkeit seiner durchaus nach Osten gerichteten Vergrößerungsplane mit seinem Wirken als Reichshaupt in und für Deutschland, und an der einseitigen Herrschaft des spanisch-jesuitischen Geistes in seinen inneren Angelegenheiten. In diesen war sein hauptsächlichstes Bestreben die Niederhaltung aller nichtkatholischen Überzeugung durch die äußersten Mittel der Gewalt. Protestantische Edelleute, die bei Reichsfürsten ihres Bekenntnisses um Verwendung für Freiheit ihres Glaubens in Österreich baten, wurden eingekerkert und bestraft. Protestantische Geistliche im kaiserlichen Reste Ungarns mußten in Triest und Neapel auf den Galeeren büßen. Nicht einmal was der westfälische Friede den Protestanten in Schlesien und einigen Teilen Österreichs zugesagt hatte, (Aufrechthaltung des Zustandes von 1624, (s. oben S. 132) wurde gehalten. Massenhaft wanderten die Protestanten nach Deutschland, sogar nach Schweden und der Schweiz aus und entzogen Österreich die besten Kräfte, vom gebildeten Adel, wie vom gewerbsamen Bürger- und fleißigen Bauernstande. Ihre Güter erhielten italische, spanische und irische Hauptleute des großen Krieges. Daß dieser Druck die Gepeinigten in Ungarn den Türken in die Arme warf, die ihnen boten, was der Kaiser



Ansicht von Wien; aus Romain de Hooghe's Radierung: Belagerung Wiens durch die Türken und die Entsatzschlacht, 1683.

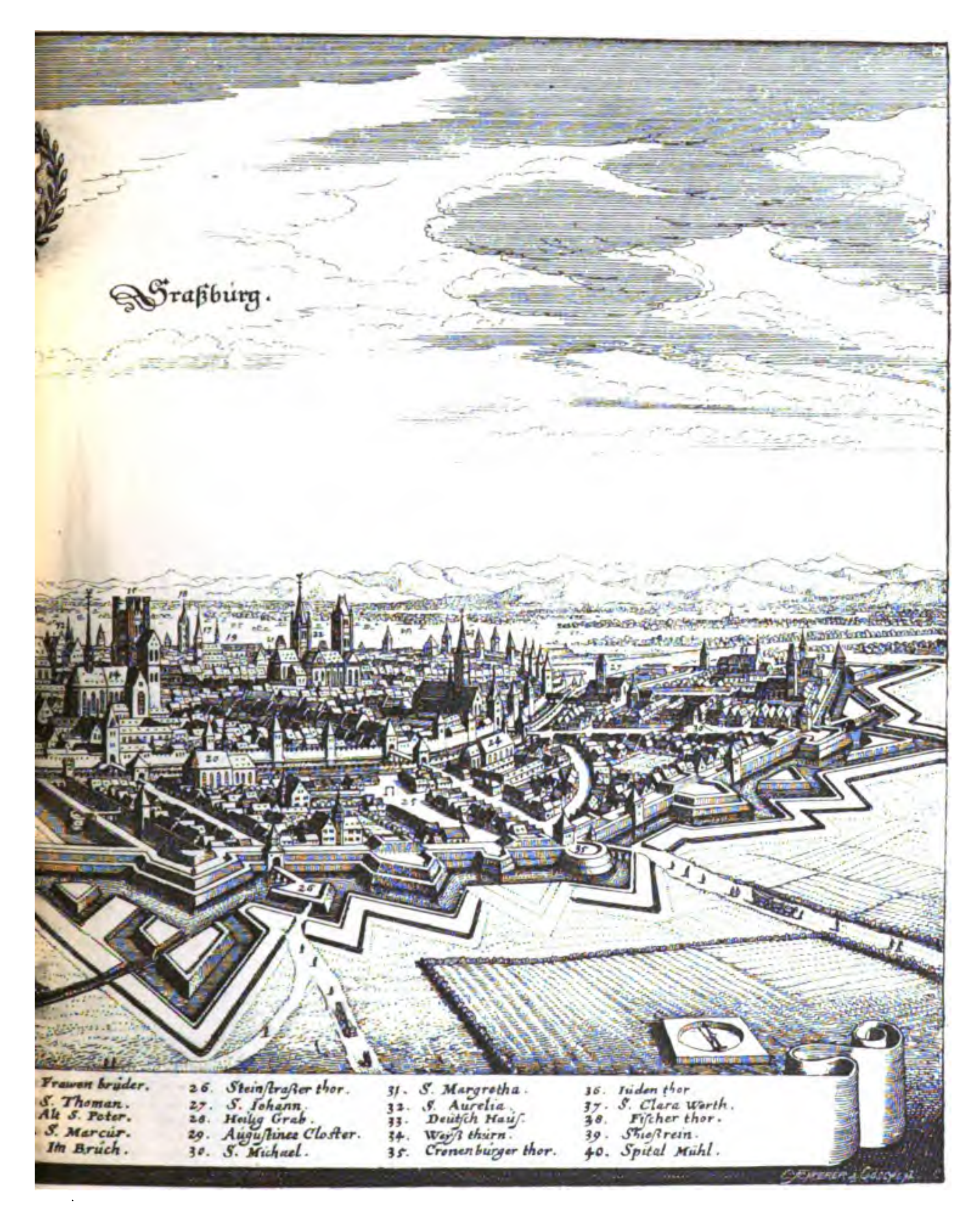
140

140



Ansicht von Straßburg. Verkleinertes Fa

Typographia Alsatiae, Das ist / Beschreibung vnd eygentliche Abbildung der vornehmbsten Stätt vn



ile eines Kupferstiches von Matthaeus Merian.

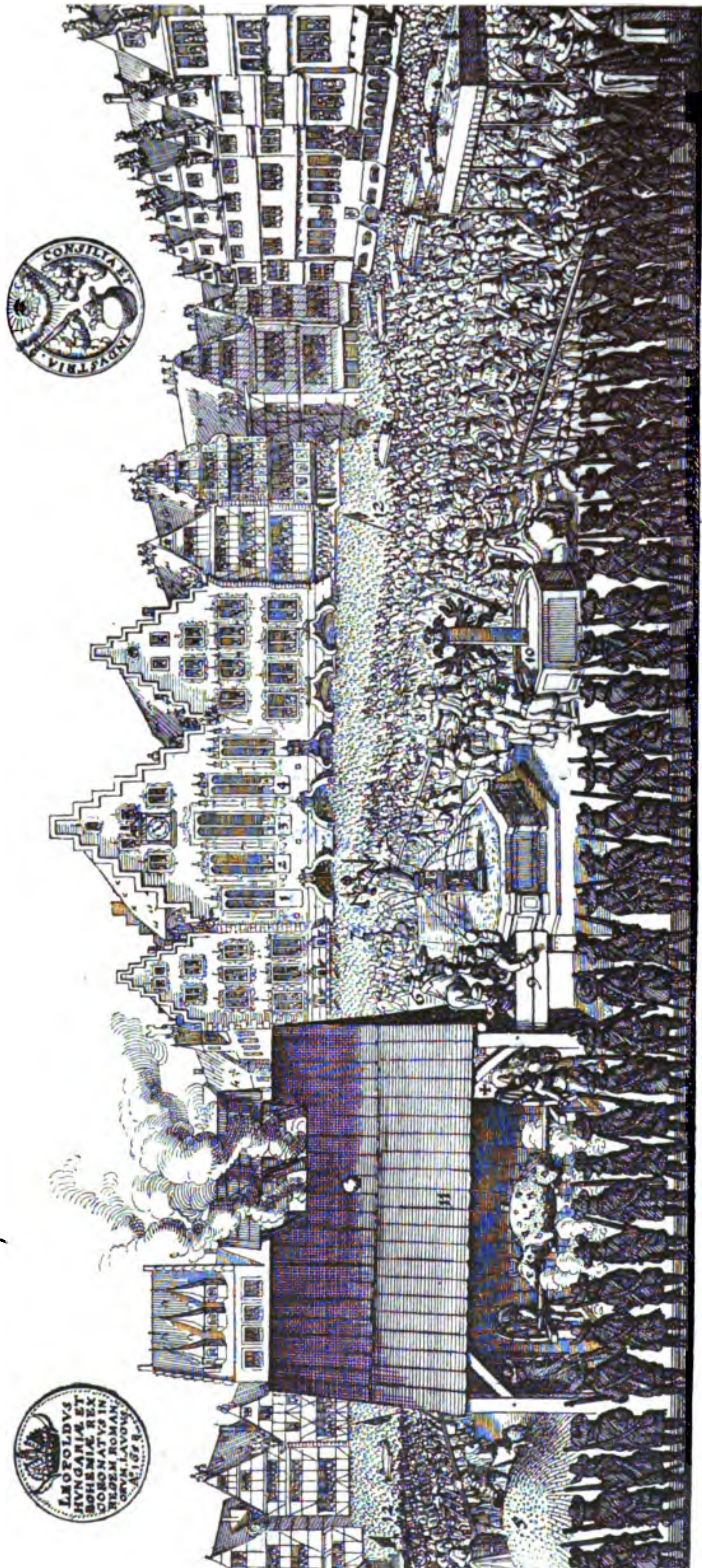
Derther / im Obern vnd Vntern Elsaß / An Tag gegeben vnd verlegt durch Matthaeum Merianum.



Feierlichkeit der Grundsteinlegung zu einer neuen evangelischen Kirche zu Regensburg, 1627. Facsimile eines Kupferstiches von Matthaeus Merian.

ihnen verweigerte, — Glaubensfreiheit, und daß die glorreiche Wiedergewinnung dieses Landes für die Christenheit durch das furchtbare Blutgericht in Eperies über alle Unzufriedenen befleckt wurde, werden ewige Zeugnisse der Verkehrtheit des damals herrschenden Systems bleiben. Der geistlich erzogene Leopold I. wünschte ein Selbstherrscher zu sein, war aber zu launischen und kleinlichen Geistes, um dies zu können. Sein schleppendes Regieren lähmte sogar die Großthaten seines genialen Feldherrn, Prinz Eugen von Savoyen, der sich bitter über die elende Kriegsverwaltung aussprach. Die Ohnmacht gegen Westen aber erhielt im Frieden von Nimwegen („Nimm weg", sagte der Volkswitz) die schlagendste Erläuterung. Der Rest der burgundischen Erbschaft, Lothringen und sogar das rechtsrheinische Freiburg im Breisgau fielen an die Franzosen, endlich auch, wie gesagt, Straßburg. Was Österreich damals gewann, das gewann es für sich, was es verlor, das verlor in Wahrheit Deutschland!

Im Innern aber dauerte die extremste Kirchlichkeit fort. In



Aus der Krönung Kaiser Leopolds I. zu Frankfurt a. M.: Die Kurfürsten in Verrichtung Ihrer Erb-Ämter auf dem Platz vor dem Römer nach der Krönungs-Prozession.

Wien zwar erfreute sich der Hof an glänzenden Festen; im Lande draußen aber erstickte die jesuitische Methode einseitigen Kirchenlebens die gesunden alten Volkssitten und ließ nur noch dem Aberglauben Raum, der sich in Schatzgräberei, Teufelsaustreibung und Hexenwahn kund gab. Die Behörden unterstützten die Kirche und überwachten Fasten, Beichte und Messebesuch; auf Grundsätze kam es nicht an, nur auf Formenbeobachtung. Im Jahre 1649 wurde durch kaiserliche Verordnung die unbefleckte Jungfrau zur Schutzpatronin der österreichischen Lande erklärt und jedermann von akademischen Würden ausgeschlossen, der sich nicht eidlich zum Glauben an die unbefleckte Empfängnis bekannte. Dieser Ausschluß traf auch die früheren Ketzerrichter, die Dominikaner, welche jenes Dogma stets bekämpft hatten; ihre Gegner, die Jesuiten, herrschten allein, an den Universitäten wie in der Kirche und im Lande und besaßen in Böhmen fünfzehn Millionen Gulden. Fremde Universitäten durften nicht besucht werden; auch die Zensur war in den Händen der Jesuiten. Die Wissenschaften unterlagen vollständigem Verfalle. Die schlecht (mit 110—170 Gulden) besoldeten Professoren der Rechte und der Heilkunde schrieben keine Bücher mehr. Unter Leopold I. wurden mit Eifer religiöse Brüderschaften gegründet, in Wien allein 103. Doch begünstigte dieser Kaiser die schönen Künste, schrieb lateinisch, trieb etwas Naturwissenschaft nach damaligem Standpunkte und ließ durch den bekehrten Hamburger Lambeck die Hofbibliothek neu ordnen.



Medaille mit dem Bildnis des Großen Kurfürsten.
(Königl. Münz-Kab., Berlin.)

Ein ganz anderes Bild bietet der Kern Norddeutschlands in jener Zeit dar. Als der Große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, (1640) die Regierung antrat, war kein deutscher Staat von Bedeutung so schwach und haltlos, so sehr alles politischen Charakters bar wie der seinige, den unter seinem Vater der katholische Jülicher Graf Adam von Schwarzenberg im kaiserlichen und in seinem eigenen Interesse geleitet hatte. Der neue Kurfürst hatte seine jüngeren Jahre in Holland zugebracht und dort viel von dem ernsten und freien Sinne der neuen Republik in sich aufgesogen, wie auch tiefe Blicke in das Wesen der vielverschlungenen europäischen Politik gethan, deren Mittelpunkt die Niederlande ja lange Zeit bildeten, die Niederlande, deren früherer Peiniger, der spanische Hof, endlich um ihre Freundschaft buhlte, wie es Frankreich und England thaten, von denen sie dann wütend bekriegt wurden, wenn sie ihren Interessen nicht willig dienten. Brandenburg war bei seiner Thronbesteigung in die tiefste Recht- und Gesetzlosigkeit versunken und von schwedischen Truppen überschwemmt; kein deutscher Staat bedurfte so dringend einer kriegerischen Stärkung wie dieser. Nicht besserer Zustände erfreute sich das seit 1618 damit vereinigte Preußen, das, vom Kriege zwar verschont, unter der polnischen Oberhoheit schwer litt, an Würde wie an Ordnung. Friedrich Wilhelm hatte die Aufgabe, in diesen zwei größeren Landesteilen, wie in den kleineren, an Weser und Rhein weit ab liegenden, feste Zustände zu gründen und zwischen ihnen einen Zusammenhang herzustellen. Ein Heer war zu diesem Zwecke seine erste Sorge und mußte es unter den damaligen unsicheren Verhältnissen sein. In keinem deutschen Staate wurde es in dem Grade wie in

diesem historisch=politischer Grundsatz, dem Heere die größte Sorgfalt angedeihen zu lassen. Schon 1655 hatte der Große Kurfürst dasselbe von 3000 Mann, die er übernommen, auf 26000 gebracht, worin ihm seine Feldobersten Sparr und Derfflinger mit reichen Erfahrungen an die Hand gingen. Er verordnete dabei, daß strenge Mannszucht gehandhabt und die Bewohner durch die Truppen nicht übermäßig belastet werden sollten, und hatte viel gegen die Überhebung und Gewaltthätigkeit mehrerer Offiziere zu kämpfen. Die Grafen Schwerin und Waldeck wirkten auf dem friedlichen Gebiete, das keineswegs dem kriegerischen hintangesetzt wurde. In hohem Grade war dem Kurfürsten daran gelegen, seinem durch den Krieg verwüsteten Kern=lande durch Förde=rung der Landwirt=schaft, der Gewerbe und des Handels und durch Straßen= und Kanalbauten wieder aufzuhelfen. Es ist weiter ein besonders von ihm hochgehaltener Zug der brandenburg=preußischen Politik, die Religionsfreiheit zu achten und den verfolgten Bekennt=nissen Schutz zu ge=währen. Wie die seit dem Anfange des Jahrhunderts zum Calvinismus übergetretenen Kurfürsten nicht daran dachten, gleich anderen Machthabern ihren Glauben dem Volke aufzudrängen, so begann der Große Kurfürst damit, um des Glaubens willen ver=folgten Ausländern seine Landesgrenzen zu öffnen. Die ersten dieses Asyls teilhaftigen waren die von Ludwig XIV. und der Maintenon vertriebenen Huge=notten. Durch sie entstand 1685 die gewerbfleißige französische Kolonie in Berlin. Es folgten vertriebene Österreicher, aus den spanischen Niederlanden und der Pfalz flüchtige Wallonen, und bedrückte Waldenser aus Piemont. Freilich konnte es der Herrscher keiner Kon=fession recht machen und war bisweilen zu Schritten genötigt, die wie Glaubenszwang aussahen, obschon sie nur den religiösen Frieden bezweckten; am meisten hinderte ihn in seinen guten Absichten der fortwährende Streit zwischen den lutherischen und calvinischen Geistlichen, dem er vergeblich zu steuern suchte. Den Katholiken freilich gestattete er nicht mehr, als er nach Verträgen mußte, und verbot den Besuch fremder Jesuitenschulen. Die Socinianer duldete er gegen den Willen seiner Stände.



Silberne Medaille auf die Afrikanische Kompagnie 1681.

Vorderseite: Umschrift FRID: WILH: D. G. M. BR: S. R. IMP: ARCH: EL: Brustbild des Großen Kurfürsten von rechts, im Harnisch, mit langer Perücke. Rückseite: Umschrift HUC NAVES AURO FERRUM UT MAGNETE. Das Meer mit verschiedenen der Küste zu=segelnden Schiffen. Über der Küste GUINEA, darüber Wolken, zwischen denen ein Stern. Die Wellen werden durchschnitten von der Inschrift TRAHUNTUR. Im Vordergrunde auf quadra=tischen Feldern ein Postament mit einem Kompaß. Unten im Abschnitte J. B. Schultz. f. Auf dem Rande der Medaille COEPTA NAVIGATIO | AD ORAS GUINEAE | ANNO MDCLXXXI. (Sammlg. d. Ges. f. bildende Kunst u. vaterl. Altert. in Emden.)



Dukat auf die Afrikanische Kompagnie 1686.

Vorderseite: Umschrift FRID: WILH: D. G. M. B. S. R. I. A & E. Brustbild des Kur=fürsten im Harnisch, mit Überwurf. Am Arm=abschnitt LCS. — Rückseite: DEO DVCE. 1686. Dreimaster unter vollen Segeln; aus Wolken hervorbrechende Sonnenstrahlen bescheinen das Schiff. (Ebd.)

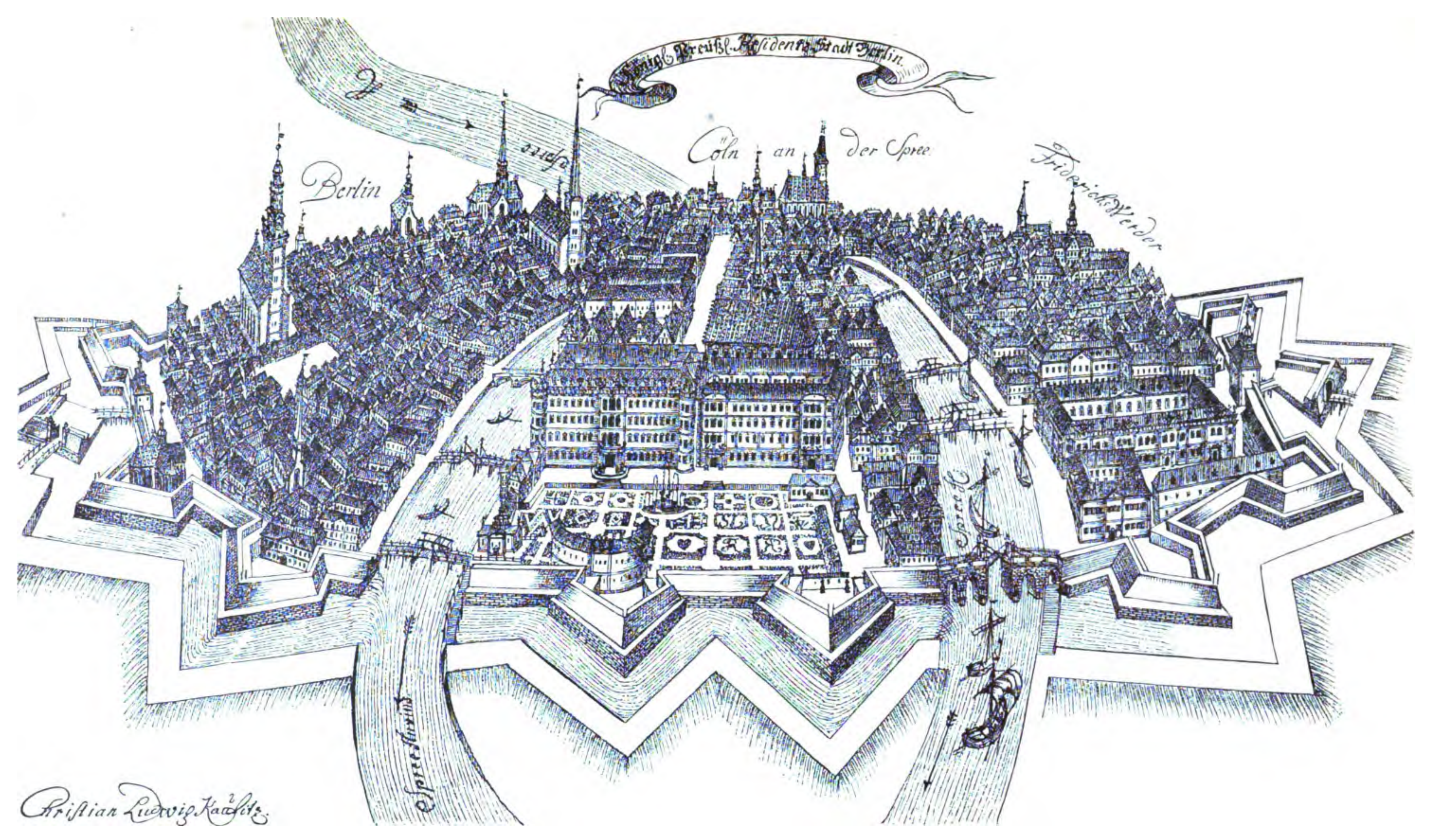
Obschon durch den westfälischen Frieden nur mit einer ungünstigen Seeküste in Hinter=pommern bedacht, schuf der Große Kurfürst doch eine Flotte und hißte sein Banner sogar (1683) an der afrikanischen Goldküste auf, — eine Erwerbung freilich, die verfrüht und

nicht von Dauer war. Er gründete ferner das Medizinalkollegium und verbot Quacksalberei und abergläubische Heilmittel; er führte Verzeichnisse der Geburten, Ehen und Todesfälle ein; er richtete von der Memel bis zum Rhein, ja bis Amsterdam einen regelmäßigen Postdienst ein und hob das dem Grafen von Thurn und Taxis verliehene Reichspostmonopol für seine Staaten auf. Er ließ Gelehrte und Künstler kommen, und begann das einstige wendische Fischerdorf Berlin, welches er als ein Städtchen von 10000 Einwohnern antrat und das durch den Krieg so verarmt war, daß es den Hof als eine schwere Last empfand, zur Stadt zu erheben und es einer Residenz würdig zu gestalten. Der damalige Geschmack freilich erforderte einförmige, schnurgerade Straßen, wie sie das schachbrettförmige Mannheim und am Anfange des folgenden Jahrhunderts das fächerartige Karlsruhe zeigten; denn die deutschen Fürsten nahmen durchweg den glanzliebenden Schöpfer von Versailles und Marly, Ludwig XIV., zum Muster. So hat denn der Architekt Nehring sozusagen mit dem Richtscheite die Friedrichs- und die Dorotheenstadt Berlins zugeschnitten und die Häuser, die seinen Beifall nicht fanden, abbrechen lassen; er schuf 1685 das Zeughaus und 1692—95 die „lange Brücke" mit der ehernen Reiterstatue des Großen Kurfürsten. Später, 1699 bis 1706, ließen seine Nachfolger, Andreas Schlüter aus Hamburg und Eosander von Goethe, das königliche Schloß folgen, und dazu gesellten sich die Schlösser und Gärten von Potsdam, Oranienburg, Schönhausen und andere. Die herrschende Bauart war überall die italienische Spätrenaissance, der sogenannte Barockstil, der sich in kolossalen Bauwerken und „perspektivischen Kunstgriffen" gefiel. — Auch der vernachlässigten Landesuniversität in Frankfurt an der Oder widmete der Fürst seine Aufmerksamkeit und war bemüht, sie wieder zu heben; ferner gründete er die spätere königliche Bibliothek in Berlin und die dortigen Kunstsammlungen. Als nicht ausführbar dagegen erwies sich der hochfliegende ideale Plan einer internationalen, in einer kleinen Stadt der Mark zu errichtenden Akademie.

Durch geschickte diplomatische Schachzüge, in denen der Kurfürst ein anerkannter Meister war, erzielte er 1657 den souveränen Besitz Preußens und legte damit den Grund zum preußischen Staate, wie er nach seiner Zeit erstand. Auch der Große Kurfürst huldigte, wie alle Fürsten seiner Zeit, den Grundsätzen der absoluten Monarchie, und um in seinem Lande Herr zu sein, mußte er die trotzigen preußischen Stände bändigen, die, wie einst gegen den deutschen Orden, so nun gegen Brandenburg das anarchische Polen ausspielten, unter dem sie so zwanglos gewaltet hatten, und er war in den Mitteln nicht wählerisch, dem mit seinen Zukunftsplanen unvereinbaren Polentum in Preußen ein Ende zu machen.

Eine echte deutsche Kriegsthat aber war des Kurfürsten Sieg über die Schweden. Als Verbündete der Franzosen waren sie in die Mark eingebrochen und hatten darin, wie ihre Bundesgenossen in der Pfalz und wie ihre Väter im dreißigjährigen Kriege, über alle Maßen barbarisch gehaust, bekamen aber am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin durch den Kurfürsten und seinen schon greisen Derfflinger deutsche Hiebe zu kosten, wie sie sie noch nicht kennen gelernt hatten. Wie in Preußen zum Staate, so wurde an jenem Schlachttage zum Kriegsruhme der preußisch-deutschen Zukunft der Grund gelegt. Ein damaliger Politiker (Phil. Aug. Oldenburger) zweifelte, „ob jetzt im römischen Reiche (wie man es noch immer nannte) ein Fürst sei, der an kriegerischer Tüchtigkeit den Kurfürsten Friedrich Wilhelm übertreffe, der an Kriegsmacht der erste deutsche Fürst nach dem Hause Österreich sei."

Nicht ohne Einfluß auf die Regierung des Großen Kurfürsten war seine eifrig reformierte und fromme erste Gattin, Luise von Nassau-Oranien, die Enkelin des Befreiers der Niederlande. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen seinen Reisen und selbst auf einem Feldzuge. Er beriet sie in allen Angelegenheiten und vermißte sie nach ihrem Tode (1667) schmerzlich. Auf viele Entscheidungen hat sie in milderndem und humanem Sinne eingewirkt und besonders zu der sorgfältigen Erziehung ihrer Söhne beigetragen.



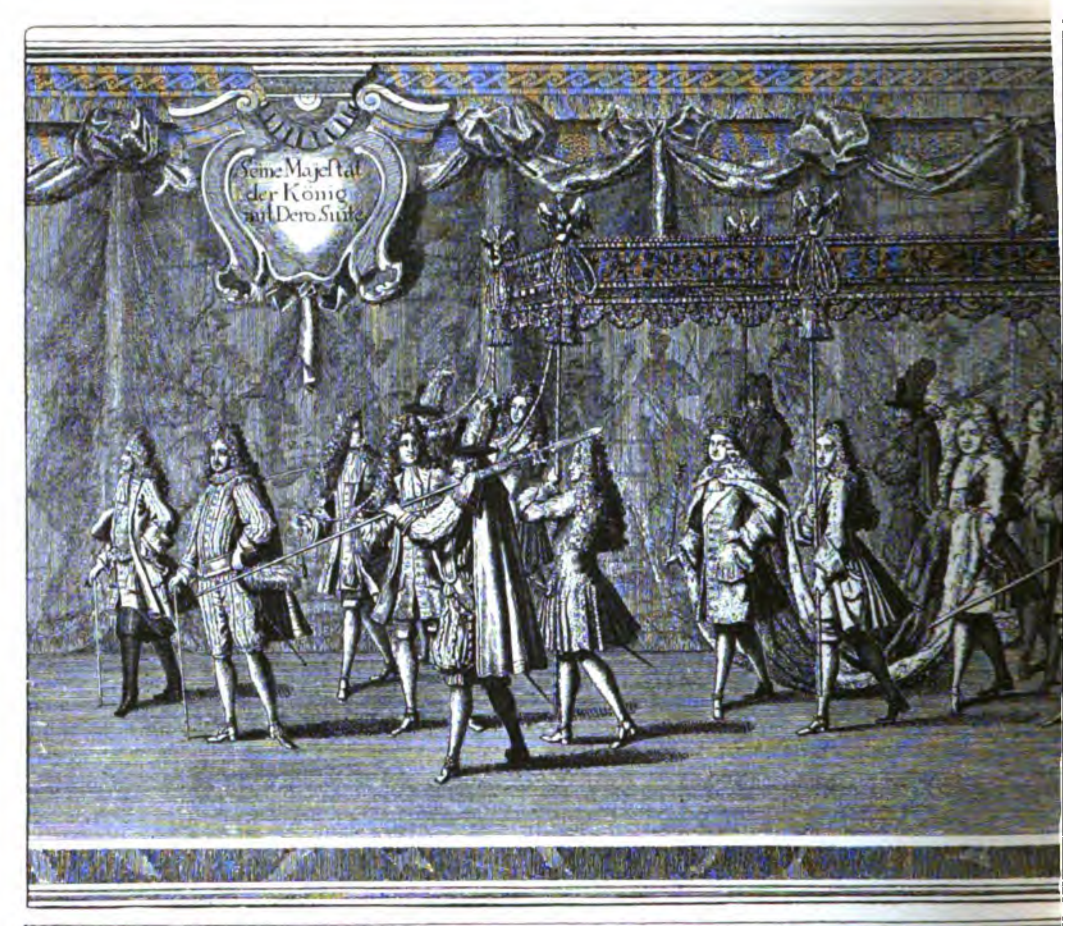
Ansicht von Berlin. Federzeichnung aus dem 17. Jahrhundert. Im Germanischen National-Museum zu Nürnberg.

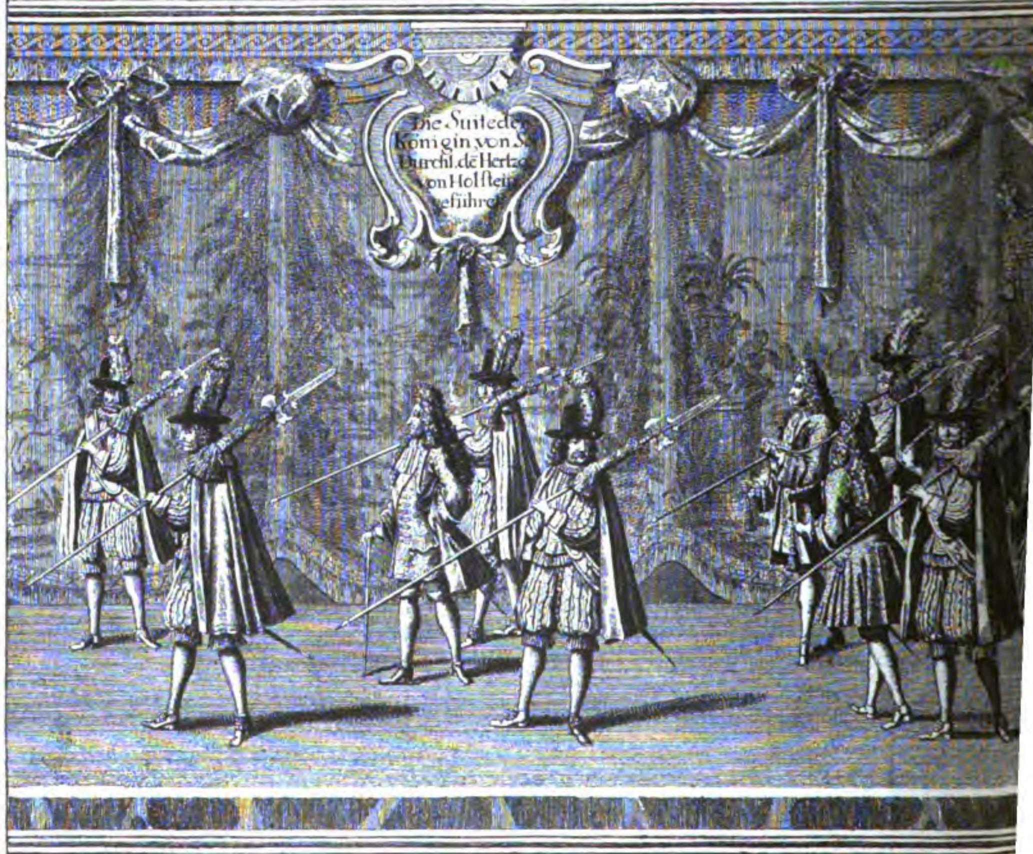
Der Hof des Großen Kurfürsten war für damalige Zeit glänzend, wenn schon bescheiden im Vergleiche zu dem seines Sohnes und der sächsisch-polnischen Zeitgenossen des letzteren. Es gehörten zum Hofstaate (1683) 24 Kämmerjunker, 21 Pagen, 20 Lakaien, 14 Kammermusiker, 30 Angestellte der Küche, 15 der Silberkammer, 8 Ärzte und 3 Apotheker. Bei jeder Ausfahrt erhielt der Leibkutscher des Fürsten oder der Prinzen zwei Quart Rheinwein, die der Herrscher auf eines beschränkte, wie er überhaupt, wo erforderlich, stets auf Sparsamkeit bedacht war.

Weit glänzender war im Innern die meist friedliche Regierung seines Sohnes, Friedrich III. (I.), des ersten Königs von Preußen. Die Erwerbung dieser Würde war durch die Stellung geboten, welche der Vater dem Staate errungen hatte, und durch sie war die Erhebung dieses Staates zum ersten im Reiche nach dem des Kaisers und zugleich die aufkeimende Nebenbuhlerschaft Preußens gegenüber Österreich befestigt, wenn sie auch noch nicht hervortrat. Österreich besaß die Kaiserwürde und hatte daher zu jeder Rangerhöhung im Reiche seine Zustimmung oder Ablehnung zu äußern. Der Kaiser hatte nichts einwenden können, als Kurfürst August von Sachsen, was Friedrich III. ganz besonders zu seinem Streben bewog, König von Polen wurde; denn es handelte sich dabei um eine bloße Personal-union mit einem völlig reichsfremden Lande. Bei Brandenburg-Preußen aber war es klar, daß die neue Würde dem Reichslande als solchem zukam, und das Gesuch um die Königs-krone begegnete damals großen Schwierigkeiten. Frankreich begünstigte dasselbe in der Meinung, das Reich hierdurch zu entzweien und Habsburg zu schwächen; der Jesuit Vota, Beichtvater des bekehrten sächsisch-polnischen Regenten, schrieb dafür, in der Hoffnung, den hochstrebenden Kurfürsten ebenfalls zu bekehren. Aber nur die damalige Entzweiung Deutsch-lands bewirkte die Erreichung des angestrebten Zieles. Alle größeren deutschen Fürsten standen, abgesehen von dem durch die Verwickelungen in Osteuropa beschäftigten Sachsen, teils aus Abneigung gegen das mächtige Österreich, teils aus Eifersucht auf das mit der Kurwürde geschmückte Hannover, in der spanischen Erbfolgefrage auf der Seite Frankreichs, nur Brandenburg nicht, und das entschied, nicht ohne die Verwendung eines zweiten Jesuiten, des Paters Wolf und wohl auch nicht ohne Bestechungen am Wiener Hofe. Die Folge war eine enge Verbindung zwischen dem Kaiser und dem neuen Könige, welche für die Einheit im Reiche frohe Hoffnungen erweckte und auch beidseitiger Glaubensfreiheit zu gute kam. Allerdings bezog sich die Königswürde formell nur auf das Herzogtum Preußen; allein dies hinderte nicht, daß auch in Brandenburg und seinen übrigen Gebieten der König als solcher galt, in Berlin als solcher einzog und daß sein gesamter Staat fortan als Königreich betrachtet wurde. Der Papst verweigerte die Anerkennung der nicht bei ihm nachgesuchten Würde eines Protestanten; als aber der König drohte, seine im kaiserlichen Heere in Italien dienenden Truppen in den Kirchenstaat einrücken zu lassen, — wurde die Protestation abgeleugnet.

Schon vor diesem Ereignisse hatte Friedrich III. (I.) an seinem Hofe größere Pracht entfaltet, als sie in Berlin je gesehen worden. Das „Beilager“ seiner Tochter mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel (1700) gab den ersten Anlaß dazu. Der ganze Hofstaat, wobei allein 40 Pagen, ferner alle Garden, die Leibgarde zu Pferde und zu Fuße, die hundert Schweizer u. s. w., dann des Kurprinzen und des Markgrafen Philipp Regimenter zu Pferd und zu Fuß wurden durchgehends neu gekleidet, vorzüglich aber die Gendarmen und Grandsmousquetaires, welche sämtlich von Adel mit Offiziersrang waren, jene in Blau mit Silber, diese in Scharlach mit Gold. Musiker wurden zu den Festopern aus Polen und Frankreich berufen und die bedeutendsten in Berlin ausgewählt; am Ballett beteiligten sich nur adlige Personen, darunter alle Prinzen. Der Landgraf, Vater des Bräutigams, brachte seinen Hofstaat und 30 Mann Leibgarde, zusammen 300 Personen und 350 Pferde, mit. Die Reise der festlich empfangenen Gesellschaft von der Grenze in Osterwiek bis Spandau

148





Gruppe des Königs und der Königin i

(Aus: Der Königlich-Preußischen Crönung hochfeierliche Solemnitäten. Auf allergnädigsten Befehl Seiner Königl. Majestät i
der Kün



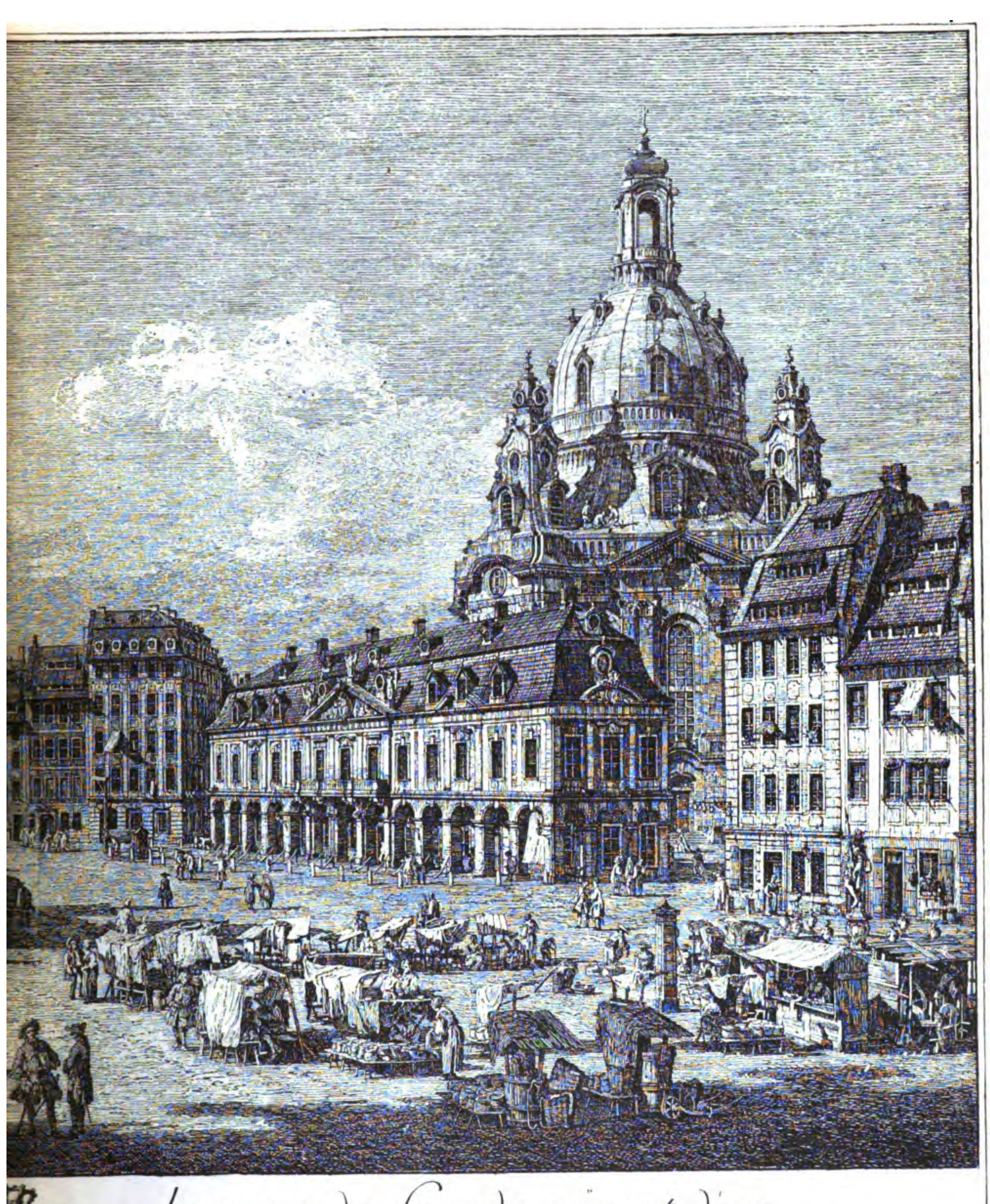


[...]rönungszuge Friedrichs I. von Preußen.

[...]hen vorgestellet durch Johann Georg Wolffgang. S. Königl. Maj. in Preußen Hoff-Kupfferstecher und Mitglied der Academie [...]erlin 1717.)



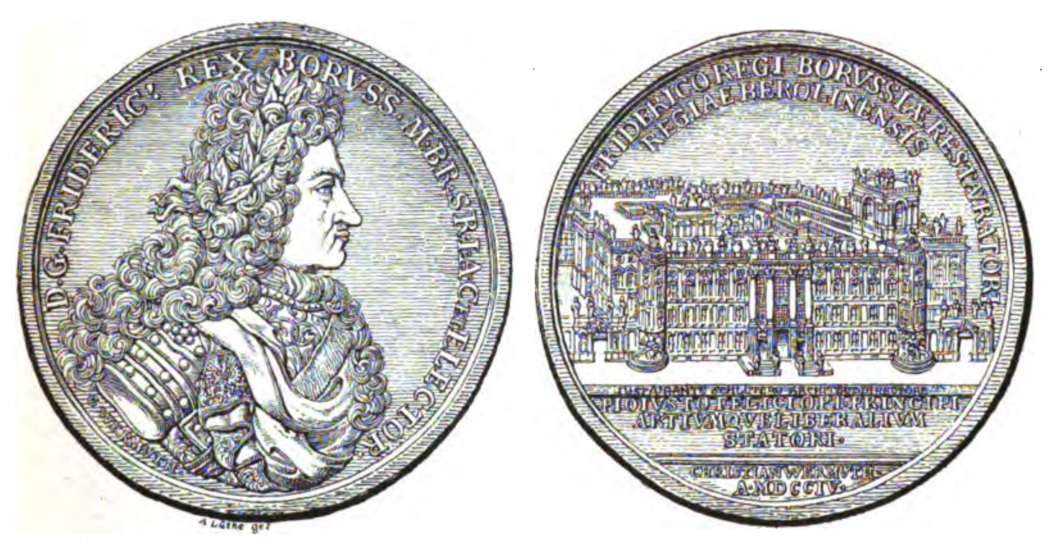
Neumarkt (Platz der Hauptwache) zu Dresden, 1752. Links das Gewandh...



e, rechts der königl. Marstall, dahinter die Frauenkirche. Radierung von Belotto-Canaletto.

dauerte acht Tage, worauf der Einzug in Berlin erfolgte. An der Hochzeitstafel wurden über 500 Speisen aufgetragen und bei jedem Trinken (!) der hohen Herrschaften je nach dem Range sechs oder drei Schüsse losgebrannt. Für die Dienerschaft waren 86 Tafeln gedeckt. Bei dem Fackeltanze trugen sechs Kammerfräulein die Schleppe der Braut und vierundzwanzig der vornehmsten Hofleute die Wachsfackeln. Es folgte das Ballett, ein italienisches Singspiel, Heerschau, Maskeraden, Kämpfe mit Bären, Büffeln, Auerochsen, Wildschweinen, Wölfen und Füchsen im Hetzgarten, Feuerwerke, Beleuchtungen, Lustfahrten nach den Schlössern, Operetten und Konzerte, bei denen die Götter Griechenlands und Roms nach damaliger Sitte eine Hauptrolle spielten.

Noch prächtiger womöglich war die Krönungsfeier in Königsberg vom 17. Dezember 1700 bis 8. März 1701. Das königliche Gefolge bedurfte 30000 Pferde zur Reise von Berlin dahin,



Medaille mit dem Bildnis Kurfürst Friedrichs I. auf der Vorder-, und der Ansicht des Königl. Schlosses zu Berlin auf der Rückseite. Lorbeerbekränztes Brustbild, im Panzer. In Majuskeln die Umschrift D. g. Frideric'. Rex Boruss. M Br. S. R. I. A. C. et Elector. Unten der Name des Stempelschneiders C. Wermuth. Rückseite: Das Berliner Schloß vom Schloßplatz her aus der Vogelperspektive, nach Schlüters Entwurf zu dem merkwürdigen Umbau des alten Gebäudes. Die alten runden Erker sollten unten Springbrunnen erhalten (wasserspeiende Löwen und menschliche Figuren). Der westliche Erker fiel fort, als Eosander die Front verlängerte. Auf der schrägen Kante über dem Abschnitt steht INSTAVRANTE SCHLÜTERO ARCHITECT DIRECTORE. Dies ist wohl das einzige Denkmal, welches den Namen dieses berühmten Baumeisters und Bildhauers nennt. Die Aufschrift der Rückseite ist: Friderico Regi Borussiae restauratori regiae Berolinensis; unten: pio iusto felici opt. principi artiumque liberalium statori. Vorn der Künstlername Christian Wermuth und A. MDCC IV. (Jul. Friedlaender.) Silber. Königl. Münzkabinet, Berlin. (Originalgröße.)

welche 13 Tage dauerte. Der König ordnete selbst die Zeremonieen an, der Baudirektor Eosander von Goethe leitete die Dekorationen, und der Hofdichter Besser besang die ganze Feierlichkeit. Die Krönungsinsignien waren neu aus lauterem Golde und wertvollen Edelsteinen hergestellt.

„Der König trug ein Scharlachkleid mit Diamantenknöpfen, deren jeder 3000 Dukaten kostete, der Mantel von purpurfarbenem Sammet voller in Gold gestickter Kronen und Adler wurde vorn von einer Agraffe zusammengehalten, welche aus drei Diamanten, 100000 Thaler wert, bestand. Die Krone hatte statt des Laubwerks lauter dicht aneinander gefügte Diamanten .... Man schätzte den gesamten Krönungsschmuck auf viele Millionen Thaler an Wert.“ Achtzehn Medaillen wurden auf die Feier geprägt und solche von 6000 Thaler Wert unter das Volk ausgeworfen, dem auch ein mit Schafen, Rehen, Hasen, Ferkeln, sowie Hühnern und anderm Geflügel gefüllter, öffentlich gebratener Ochse und aus zwei Springbrunnen Wein zu teil wurde (eine Sitte, die bei den Kaiser- und Königskrönungen in Frankfurt

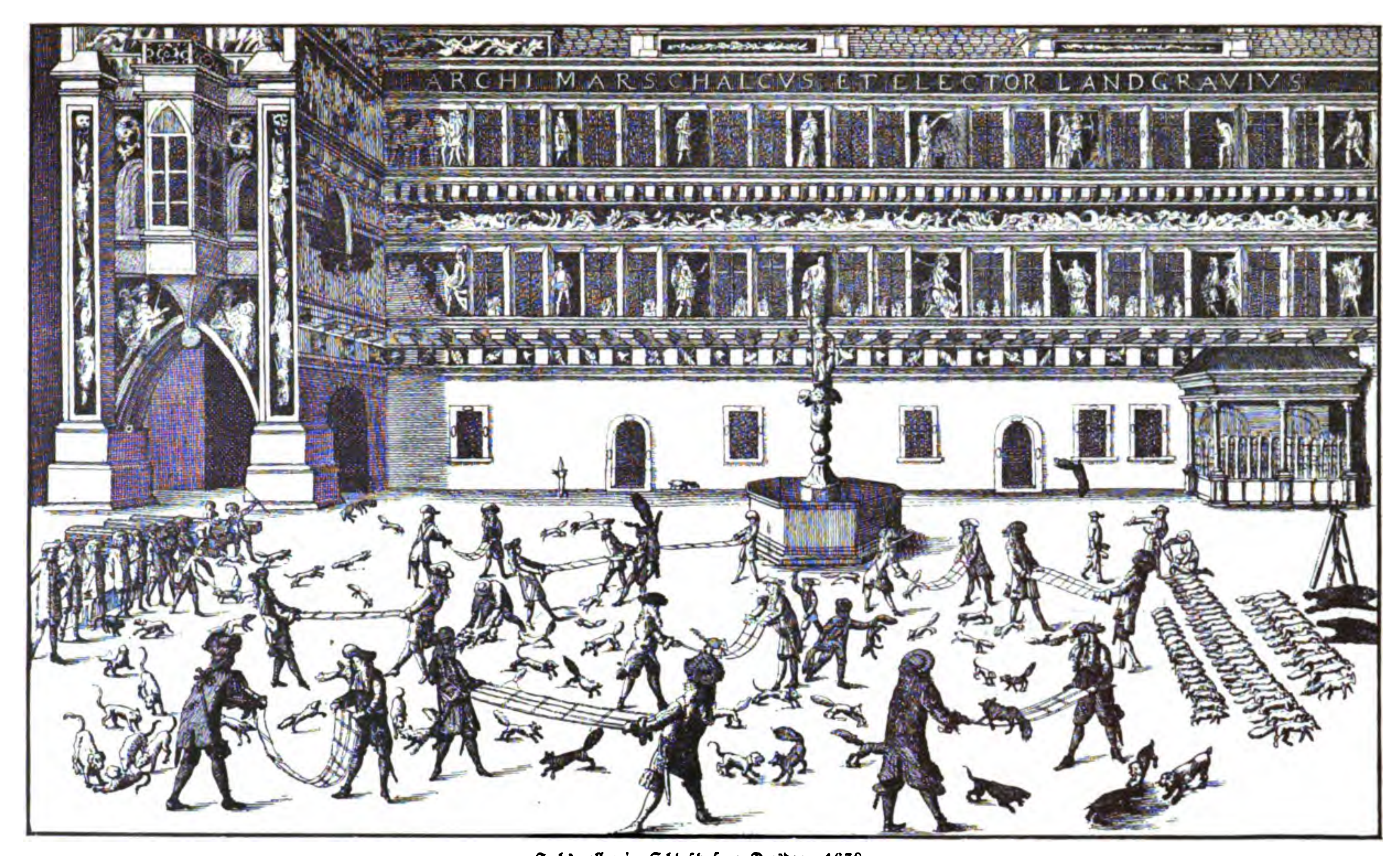
ehe der spätere Kurfürst Georg I. diese Würde bekleidete, wurde der junge und schöne Graf Philipp von Königsmark, Bruder der durch ihr Verhältnis zu August II. von Polen berüchtigten Aurora, der mit der von ihrem Gatten ungeliebten und sogar mißhandelten Kurprinzeß, Tochter des Herzogs von Celle, ein vertrautes Verhältnis unterhielt, als er mit ihr entfliehen wollte, auf Befehl des Kurfürsten ermordet, obschon der Kurprinz sowohl in dieser Eigenschaft als in denen des Kurfürsten und des britischen Monarchen stetsfort Mätressen der gewöhnlichsten Art hielt. Die unglückliche Fürstin vertrauerte den Rest ihres Lebens in dem einsamen, ihr als Gefängnis angewiesenen Schlosse Ahlden, während ihr Gatte den damals von deutschen Fürsten erworbenen fremden Kronen eine neue beifügte, die englische, ohne daß er es für nötig hielt, die Sprache seiner neuen Unterthanen zu erlernen, die er vielmehr möglichst ausbeutete.

Durch fortwährende Skandale zeichnete sich das gesamte achtzehnte Jahrhundert hindurch der kleine Hof von Württemberg aus. Den Herzog Eberhard Ludwig († 1733) beherrschte die schöne und geistvolle, aber gewissenlose und verschwenderische Friederike Wilhelmine von Grävenitz, die er zur Gräfin von Urach erhob und in den Landständen neben sich sitzen ließ! Sie begünstigte ihre Verwandten und fremde Abenteuer so keck, daß zuletzt ihr Sturz und ihre Vertreibung erfolgte. Der Nachfolger dieses Herzogs, Karl Alexander, der 1712 in Venedig als österreichischer Feldmarschall katholisch geworden, ließ die Grävenitz zum Tode verurteilen und vertrieb ihre Verwandten. Statt einer Mätresse, die er nicht hielt, überließ er dem zum Finanzrate emporgestiegenen Josef Süß-Oppenheimer, genannt Jud' Süß, den größten Einfluß im Lande. Während er fabelhafte Summen an Feste und Vergnügungen, Karneval und Opern verschwendete und hierdurch seine Gesundheit untergrub, sog „Jud' Süß“ das Land auf die schamloseste Weise aus, unterdrückte jeden Widerspruch gegen seine Gewaltherrschaft durch die grausamsten Strafen, bereicherte sich durch Unterschlagungen, Betrügereien und Stellenschacher um angeblich eine Million Gulden, begünstigte die Katholiken gegenüber der protestantischen Mehrheit und brachte hierdurch den Herzog um alle Volkstümlichkeit, wurde aber nach dessen Tode 1738 verhaftet, in rotem galonniertem Rocke auf einer Kuhhaut zum Richtplatze geschleift, an einem fünfzig Fuß hohen eisernen Galgen in einem Käfig hinaufgezogen und gehängt.

Zu welch seltsamen Unterhaltungen gestürzte Favoriten griffen, zeigt das Beispiel der Gräfin Cosel, welche August II. von Polen und Sachsen, nachdem er ihrer satt war, auf das Schloß Stolzen verwiesen hatte, wo sie sich in den Talmud vertiefte und im Ornat eines jüdischen Hohenpriesters den Geheimnissen der Kabbala ihre unfreiwillige Muße weihte.

Solchen Erscheinungen reihen sich passend damalige Schriften an, in welchen 1698 Christian Franz Paullini durch Schläge alle, auch die schwersten Krankheiten zu heilen vorgab, 1717 Friedrich Eberhard Niedten die günstige Einwirkung der Musik auf Krankheiten pries und 1753 Johann Heinrich Cohausen Anleitung gab, das Leben durch den Hauch junger Mädchen auf mehr als hundert Jahre zu verlängern.

Der Adel, der das Rittertum verloren hatte, drängte sich damals nach den Höfen, wo allerdings manche seiner Glieder dem Lande als Staatsmänner und Feldherren nützlich wurden. Die an Talent und Würde geringeren Persönlichkeiten aber buhlten um die Gunst der Höheren und zeigten sich hochfahrend und verletzend gegen Bürger und Bauern, ja thaten sich durch Mißhandlung derselben hervor, wo immer sich Gelegenheit dazu darbot. Solche Leute hatten nichts Nützliches gelernt und schlugen die Zeit mit Trinken, Spielen, Jagen und Raufhändeln tot. So wenig sie sich indessen durch feine Sitte und Bildung auszeichneten, so sehr thaten sie sich durch Hochmut auf ihre Abstammung hervor, und es kam die Sucht auf, sich mit Stammbäumen und Wappen zu beschäftigen und wohl auch solche



Fuchsprellen im Schloßhofe zu Dresden; 1678.
(Aus: Gabr. Tzschimmer, Die Durchlauchtigste Zusammenkunfft oder historische Erzählung was Johann Georg der Ander ..... 1678 Denckwürdiges hat aufführen lassen. Nürnberg 1680.)

Platz, welche, wie die schwülstige Beschreibung sagt, „mit ihrer vortrefflichen Schönheit, unter dem schimmernden und spielenden Glanze ihres überaus kostbaren Kleiderschmucks gleichwie Sterne am Himmel funkelten und ihre Pracht und freudenvolles Antlitz herab blitzen ließen.“ Unter ihnen glänzte „wie die Sonne unserer Erden“, die kaiserliche Braut Margareta Theresa von Spanien (die schon sechs Jahre danach starb). Meergötter mit Muschelhörnern zogen das Schiff der Argonauten, deren Rolle die Kampfrichter spielten, auf den Kampfplatz. Die Fama verkündete das Programm des Festes in Versen. Nun sprengten die Kämpfer auf den Platz, prächtig geschmückt: die Ritter der Luft unter dem Herzog von Lothringen, mit Windsköpfen auf der Rüstung, geführt von Juno auf einem Wolkenwagen, umgeben von Iris, Nymphen und Greifen, — die Truppe des Feuers, unter Graf Montecuccoli in flammendem Harnisch, geführt von Vulkan auf seinem Felsenberge, die Ritter des Wassers, von Neptun, und die der Erde, von der angeblichen Erdgöttin Berecinthia, alle in entsprechender phantastischer Ausstattung. Die genannten Göttergestalten nun forderten einander in hochtrabenden Versen zum Kampfe heraus; Erde und Wasser standen zusammen gegen Feuer und Luft. Das Schiff machte Platz und die Ritter eröffneten den Streit, der in fünf Treffen hin und her wogte, bis auf einem sich zerteilenden Gewölke der „Tempel der Ewigkeit“ hervortrat, dessen Besitzerin, umgeben von allegorischen Figuren, Frieden gebot, worauf aus dem Tempel die Genien der österreichischen Herrscher mit prächtigem Gefolge, in ihrer Mitte zu Pferde der Kaiser selbst in römischer Kleidung, mit Krone und Scepter, hervorkamen, und nun wurde das „Roß-Ballett“ oder der „Pferds-Tanz“ selbst in zierlichster Weise, kunstvollen Figuren und elf Teilen aufgeführt. Noch mehrere Roßballette folgten in den nächsten Tagen, eines davon zwischen zwei Kompanieen Kürassieren mit „feurigen“ Waffen, wie ein Feuerwerk anzusehen.

Diese glänzenden Kriegsspiele führen uns auf das ernste **Kriegswesen** jener Zeit, in welcher die **stehenden Heere** an die Stelle der Söldnertruppen traten, — eine Wandlung, deren Ursprung in Frankreich, in den Kriegsgenies Ludwigs XIV., Turenne, Louvois und anderen, zu suchen ist. Mit derselben entwickelte sich auch die bis dahin nicht oder nur mangelhaft vorhandene Uniformierung zu einer durchgreifenden. Die Grundfarbe wurde meist blau, die Nebenfarbe für Futter, Aufschläge und Kragen rot. Die Beinkleider waren Kniehosen, wozu bei der Reiterei Stiefel kamen, die Kopfbedeckungen Sturmhauben oder Hüte. Die Oberbefehlshaber trugen meist bürgerliche Tracht mit Federbusch, Schärpe und Degen, am Ende des Jahrhunderts auch die Perücke. Der zum Brustharnisch verringerte Panzer wurde immer seltener. Unter den Waffen wurden besonders die schweren Geschütze mannigfaltiger; die übrigen wurden einfacher und die Piken kamen nach und nach als zwecklos in Abgang.

Die Truppenbildung geschah durch Werbung, bei welcher die Freiwilligkeit stets ab- und der Zwang stets zunahm, indem die gewissenlosen und brutalen Werboffiziere selbst Geistliche und Studenten nicht schonten, meist aber durch ihre Menschenjagden nur schlechtes Gesindel zusammenrafften, das Spitäler und Zuchthäuser bevölkerte. Berechtigte Klagen über diese Gewaltthätigkeiten erhoben sich seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in steigendem Maße bis zur Mitte des achtzehnten, besonders in Sachsen unter den polnischen Augusten und in Preußen unter **Friedrich I.**, weit mehr aber unter **Friedrich Wilhelm I.** Die Regierungen, welche diesen Unfug anfangs verboten hatten, sahen ihm immer mehr durch die Finger und begünstigten ihn zuletzt, so daß Friedrich Wilhelms I. bekannte Leidenschaft für die „langen Kerle“, die seine Garde bildeten, zur Aufsuchung solcher in ganz Europa mit empörender Gewalt und ungeheuren Kosten führte (sogar ein Mönch aus Rom wurde durch List nach Potsdam gebracht!) und soweit ging, daß er es nicht begreifen

konnte, wenn sich die fremden Mächte diesem Beginnen widersetzten. Schon 1695 wurde der Prediger Stenger in Wittstock abgesetzt, weil er sich über derartige Vorfälle stark geäußert hatte. Im Jahre 1704 wurde in Preußen vorgeschrieben, wie viel Mannschaft die einzelnen Gewerbe (Schäfereien, Brennereien, Mühlen auf dem Lande und die Zünfte der Städte) zu stellen hatten. Es war der Anfang der allgemeinen Dienstpflicht, und je mehr Kriege geführt und Menschenleben verbraucht wurden, desto stärker wuchsen die Lasten der Bevölkerung an. Der Dienst war ungemein schwer und streng, der Schrecken vor demselben bei den starken Kriegsverlusten groß und die Desertion daher häufig (Stenzel). Ablieferer von Deserteuren erhielten zwei bis fünf, später sogar zehn Thaler. Die sich nicht freiwillig stellenden wurden gehängt, als dies aber nichts fruchtete, seit 1711 ihnen vor dem Regimente die Degen zerbrochen, die Nase und ein Ohr abgeschnitten und sie, an Karren geschmiedet, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Als auch dies nichts half, wurde als Regel der Strang wieder eingeführt, als Ausnahme Ohrenabschneiden, Brandmarkung, Spießrutenlaufen und Zwangsarbeit an Festungen angedroht. Majestätsbeleidigung wurde mit dem Tode bestraft. Noch drakonischer wurden die Strafen unter dem Soldatenkönig **Friedrich Wilhelm I.**, der zum Einfangen von Deserteuren das ganze Land in Bewegung setzte und alle dabei säumigen Behörden und Personen mit Geldstrafen von 100 Thalern bis 100 Dukaten belegte, die Begünstiger aber aufknüpfen ließ.

Die ernste und tragische Handhabung der Kriegslust in Preußen reizte kleinere Fürsten zu komischen Nachahmungen. Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe unterhielt noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts an der Grenze seines winzigen Ländchens gegen Hannover in dem



Gefechtsszene. Ende des 17. Jahrhunderts. Aus einem Kupferstiche im Theatrum Europaeum.

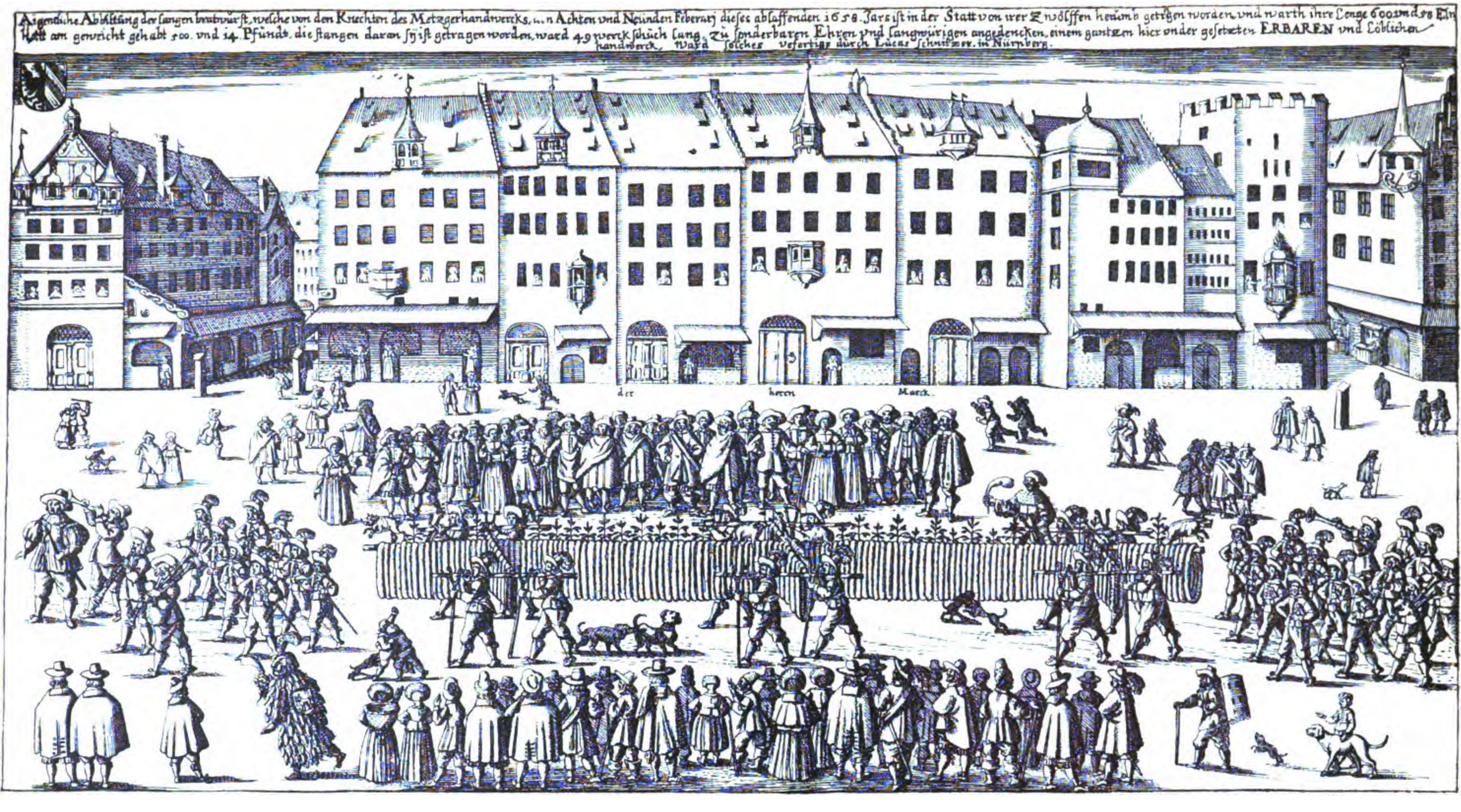
See „Steinhudermeer“ die Festung Wilhelmstein in tiefstem Frieden auf Kriegsfuß, und sein Zeitgenosse Landgraf Ludwig IX. von Hessen eine Kaserne in Pirmasens und darin ein aus allen Nationen zusammengebrachtes nutzloses Regiment.



Reichverzierte Arkebuse und Pistole deutscher Arbeit des 17. Jahrhunderts.

Ein Übelstand bei den Heeren jener Zeit war das Anhängsel von Weibern und Kindern der Soldaten, die zwar nicht mehr den Truppen folgten, aber die Garnisonstädte anfüllten. Ein anderer war die staatliche Souveränität der Reichsstände, die einander ohne Bedenken Soldaten abjagten und selbst Deserteure anderer „Länder“ anwarben, — ein trauriges Bild fehlender Reichseinheit!

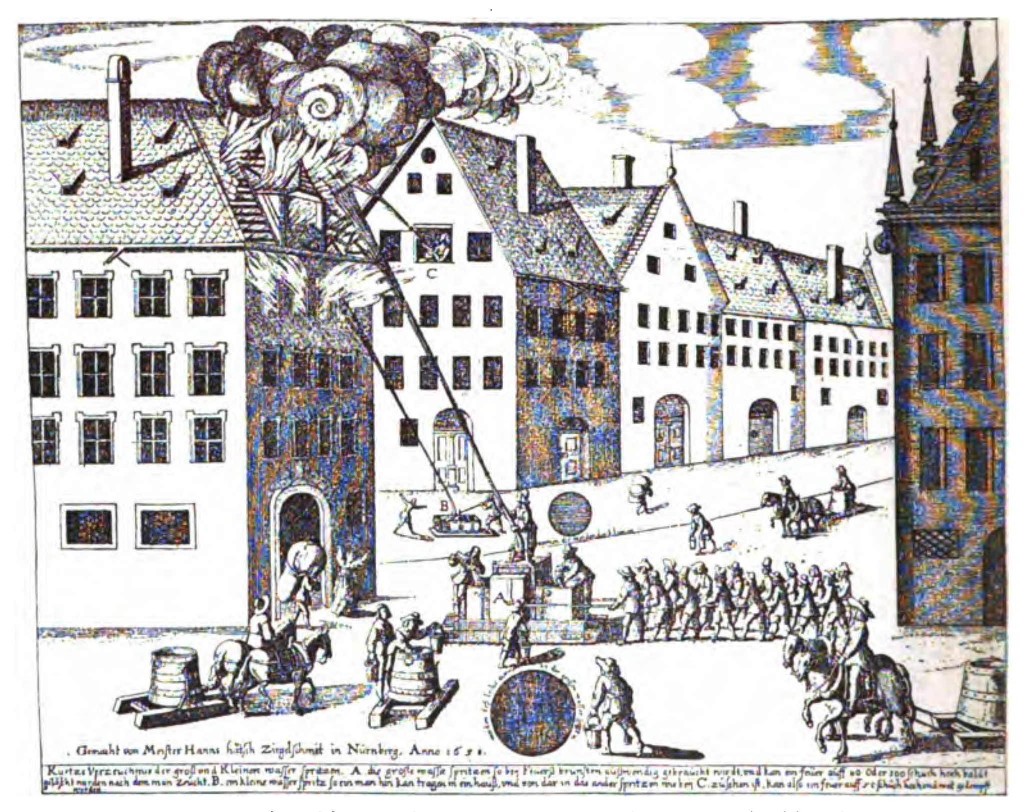
Von dem lärmenden Wesen der Höfe und des sie umgebenden Adels waren die Bürger der Städte, soweit es sich nicht um öffentliche Krönungs- und ähnliche Feste handelte, ebenso abgeschlossen wie von ihrem still gewordenen Leben die Bauern auf dem Lande. Beide letzteren Stände konnten die Wunden, die ihnen der dreißigjährige Krieg geschlagen, nicht so leicht verschmerzen, wie die Bevorzugten dieser Erde, die sich durch Steuern helfen konnten, und die von ihnen des Umgangs gewürdigten Edelleute. Daher ging es äußerst langsam mit Verbesserungen und Fortschritten. Berlin wurde seit 1682 mit Laternen auf Pfählen beleuchtet. Es kostete große Mühe, 1698 die Beleuchtung mit Thran in einem Teile der Hauptstraße Bremens einzuführen, und erst 1778 wurden auch die übrigen Straßen erleuchtet. Langsam drangen auch Maßregeln bei Löschung von Bränden ins Leben. Frankfurt am Main hatte zwar schon 1440 einige kleine Handspritzen, Augsburg folgte 1518; in Bremen gab es aber erst 1656 eine solche; dabei behalf man sich mit Eimern und sogar 1750 noch mit nassen Segeltüchern. Die Zimmerleute, Schmiede und Schornsteinfeger dienten als Löschmannschaft. Von eigentlichen Feuerspritzen (die Paris 1669 und London 1688 erhielten, aber auch erst tragbare) war in Deutschland noch lange nicht die Rede. Feuerversicherungen gab es nicht vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Für Altertümer und deren Erhaltung hatte man nicht den mindesten Sinn und zerstörte sie ohne Bedenken, um für Verschönerungen im damaligen Zopfgeschmacke Raum zu gewinnen. Düngerhaufen in den Straßen und umherlaufendes Vieh kamen zwar nicht mehr in den weltlichen, wohl aber in den geistlichen Städten noch vor, sogar in Köln bis um 1700; hier gab es auch eine Bettlergilde von etwa fünftausend Gliedern, die an den Kirchthüren lungerten und die Bürger brandschatzten. In Berlin wurde seit 1660 durch den Großen Kurfürsten unablässig für Reinlichkeit gesorgt.



Umzug des Metzgerhandwerks zu Nürnberg, im Jahre 1658, mit der 658 Ellen langen Wurst. Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches.

Im Jahre 1680 wurde verordnet, „wer aus Höfen und Ställen den Unrat auf die Straße werfe, dem solle er wieder ins Haus geworfen werden.“ Es war amtliche Straßenreinigung eingerichtet und jede Verunreinigung wurde streng bestraft. Anderwärts beschränkten sich die polizeilichen Maßregeln noch beinahe allein auf den Luxus in Kleidung und Geräten, und zwar mit gleicher Erfolglosigkeit wie seit dem Mittelalter bis zur Zeit der französischen Revolution.

Ungemein viel lag den Bürgern und Räten auch an Rangstufen und Titeln, die sich im siebzehnten Jahrhundert ins Ungeheure häuften. Die Ratsherren wurden „wohl=edel“, „hochweise“ und „hochwohlgeboren“, und noch mehr: Magnifici, Amplissimi,



Feuerspritze, von Hans Hätsch in Nürnberg 1658 gebaut. Facsimile eines gleichzeitigen Stiches.

Hochgelehrte, großgünstige Herren und Obere u. s. w. Man füllte ganze Bücher mit Angabe der Titulaturen, mit denen sich die Leute, die etwas zu bedeuten hatten, schmückten oder schmücken ließen. Die Reichskanzlei war stets bereitwillig, solche Titel gegen gute Sporteln zu erteilen; die Fürsten aber ärgerten die freien Städte gern mit Weg=lassung derselben. Die Bürger außerhalb der Räte aber schieden sich ängstlich in Rangklassen. In Bremen z. B. gab es deren vier: 1) die Bürgermeister, Ratsherren, Doktoren und Lizentiaten, 2) die ohne diese Titel gebliebenen Gelehrten, die größeren Kaufleute und die Bierbrauer, 3) die kleineren Kaufleute, Schiffer und Zunftleute und 4) die nicht zünftigen Handarbeiter, die Tagelöhner, die Dienstboten u. s. w. Frauen, Witwen und Kinder gehörten zu der Klasse ihrer Männer oder Väter, solange sie sich nicht weiter verheirateten. Diese Abstufung war wohl ziemlich allgemein, nur daß wohl selten die Bierbrauer eine so hohe Stufe einnahmen wie in Bremen. Häufige Rangstreitigkeiten gab es unter den Doktoren

Marktplatz zu Göttingen.

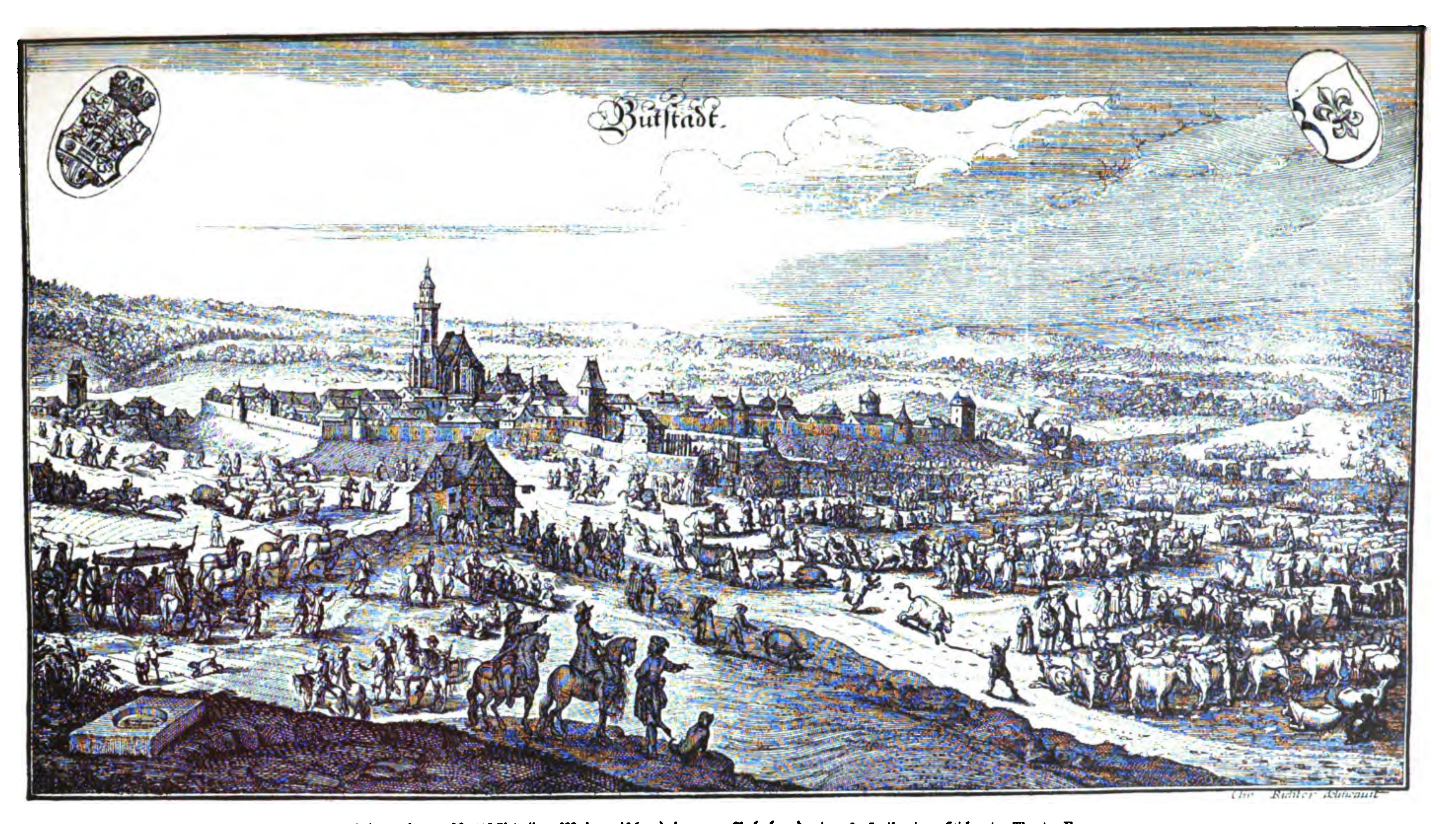
Kupferstich von Georg Daniel Heumann, Kgl. Großbrit. Hof= und Universitäts=Kupferstecher zu Göttingen 11691—1759).

1. Das Rathaus. — 2. Jacobi Kirchturm. — 3. Des Herrn Commendanten Wohnung. — 4. Rats-Keller. — 5. Rats-Apotheke. — 6. Die Barfüßer Straße. — 7. Die Webnder Straße.



Eine Ansicht aus Wien im Jahre 1725.

„Prospect deß Hohen Marckts. a. Die Schranen. b. Das Brunnhauß. c. SS. Ignat: und Francis. Xaverii Soc. IESU Collegiat Hauß. d. Die Fleischbanck."
Facsimile nach dem Stiche von G. D. Heumann; gezeichnet von Sal. Kleiner.



Viehmarkt zu Buttstädt (im Weimarischen) im 17. Jahrhundert. Facsimile eines Stiches im Theatr. Europ.

die noch lange ein Geheimnis blieb und für welche auf der Albrechtsburg in Meißen die erste Fabrik entstand.

Die Verhältnisse der hörigen Bauern waren durch den dreißigjährigen Krieg ebenso in Verwirrung, wie diese Leute selbst in das Elend gekommen. Unzählige von ihnen waren Soldaten geworden oder verschollen, oder durch die Kriegsereignisse nach fernen Gegenden verschlagen. Verordnungen der Regierungen berechtigten die Herren, ihre Leibeigenen aufzusuchen und „einzufangen“, was Kämpfe mit ihnen selbst sowohl als mit den teilweise von ihnen gewählten neuen Herren herbeiführte. Den an die Notwehr gegen das Kriegsvolk gewöhnten Bauern wurde das Waffentragen und eine über ihren Stand gehende Kleidung verboten und sie wurden, soweit es gelang, aufs neue in ihr Joch gespannt, das härter wurde als vorher, und ihre Verpflichtungen gegen die Gutsherrschaft wurden zahlreicher und drückender. Der Zehnte betrug mehr als sein Name sagt; die Frondienste stiegen meist auf die halbe Woche, also überhaupt auf die halbe Lebenszeit der Betroffenen; die übrigen Abgaben vermehrten sich. Alles was die Bauern zu verkaufen hatten, mußten sie zuerst der Herrschaft anbieten und dieser abkaufen, was sie anbot, auch wenn sie dessen nicht bedurften. Eigentum und Erbrecht, ja sogar Heirat und natürlich besonders Freikauf von der Hörigkeit gab es für sie nur, soweit es die Herrschaft gestattete. Dies war um so unerträglicher, je weiter die Gegend nach dem Norden und Osten Deutschlands lag, wo die einstige Dienstbarmachung der slawischen Bewohner durch die deutschen Eroberer stetsfort nachwirkte. Stenzel sagt über die bezüglichen Verhältnisse in Brandenburg-Preußen: „Der Bauer mußte dem Herrn, unter dem er geboren war, drei Jahre dienen, durfte sich ohne Genehmigung der Herrschaft nicht vom Gute wegbegeben; selbst das Erlernen eines Handwerks und das Studium sollte nicht von Leibeigenschaft frei machen. Viel strenger als in der Mittelmark war die Leibeigenschaft in der Ukermark und in Pommern, da waren die Dienste ungemessen ganz nach Willkür der Herrschaft, für welche und wie viel Tage und mit wie vielen Gespannen sie es verlangte ...... Wer in der Neumark vier Jahre unter einer Herrschaft saß, wurde unterthänig, seit 1670 selbst die Kinder, welche vor der Unterthänigkeit der Eltern geboren waren. Entlaufene konnten überall zurückgefordert werden ohne Rücksicht auf Verjährung.“ Ähnlich waren die Verhältnisse in Mecklenburg, Böhmen und Mähren.

Die Gerichtsbarkeit über die Leibeigenen lag ganz in der Hand der Herren, gegen deren Willkür sie, selbst bei arger körperlicher Züchtigung, nicht einmal klagen durften. Was der Staat von den Edelleuten forderte, das holten diese wieder bei den Bauern! Der Druck derselben durch die Jagdlust der Herren ist bereits erwähnt.

Im Süden und Westen Deutschlands, an der Nordseeküste, in Holstein, Tirol und teilweise in Steiermark gab es keine Leibeigenschaft mehr oder nur noch geringe Reste derselben. In der Schweiz hatten die weltlichen Bundesglieder die Leibeigenschaft aufgehoben (Zürich schon unter Zwingli), während die geistlichen, wie z. B. das Kloster St. Gallen, sie beibehielten (bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts); auch in den von mehreren Kantonen gemeinsam beherrschten Landschaften blieb sie so lange bestehen. Hingegen war der weitaus größte Teil der Schweizer freien Standes politisch ebenso rechtlos wie irgend welche Unterthanen von Fürsten. Im Kanton Bern, welcher beinahe die Hälfte der Eidgenossenschaft umfaßte, lag alle Regierung in den Händen von wenigen Familien der Stadt, die im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts von 152 auf 104 herabsanken, denen sowohl die übrigen Sädter als die Landleute gehorchten. In Luzern, Freiburg und Solothurn war die Zahl der Patrizier noch geringer, während in Zürich, Basel und Schaffhausen die Zünfte der Stadt das Regiment über ihren Kanton führten. Daher brach im Jahre 1653 der sehr ernste „Bauernkrieg“ in Luzern, Bern, Solothurn und Basel aus, welcher nur mit

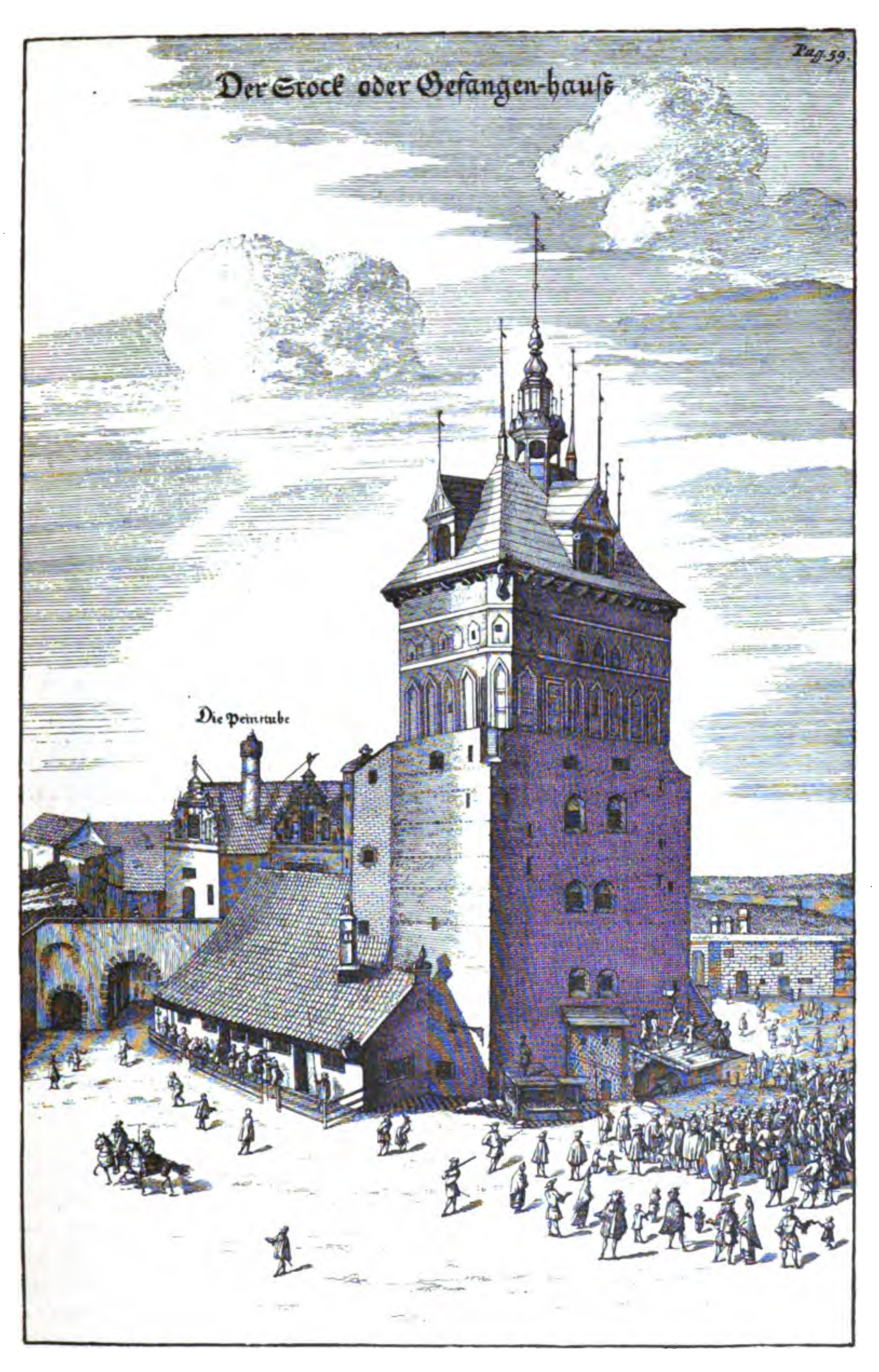
größter Anstrengung unterdrückt werden konnte und eine Menge Hinrichtungen der Anführer im Gefolge hatte. In materieller Hinsicht aber befand sich die größtenteils vom dreißigjährigen Kriege nicht berührte Schweiz wohl, und wenn ihre Söhne noch vielfach dem „Reislaufen“ huldigten und auch deutschen Staaten, wie Preußen, Sachsen und der Pfalz, weit mehr aber Frankreich dienten, so war das noch ein Rest der alten Abenteuerlust.

In der Landwirtschaft wirkte kein Fürst so eifrig für Verbesserungen wie der Große Kurfürst. Er ordnete die Verpachtungen, die Verhältnisse der Schäfereien, der Mühlen, des Gesindes, milderte die Leibeigenschaft und zog Kolonisten herbei, um die wüst gewordenen Ländereien wieder anzubauen. Von zwei Söhnen eines Bauers mußte der eine ein wüstes



Bauern-Braut und Bräutigam.
Im Hintergrunde Hochzeitsvergnügungen. Vielleicht aus der Frankfurter Gegend. Flugblatt vom Ende des 17. Jahrh.

Stück Land übernehmen. Den Schäfern wurde die Ehrlichkeit erteilt (s. Bd. I, S. 298). „Der Kurfürst befahl, daß jeder Bewohner kleiner Städte und Flecken ein Stück Landes hinter seinem Hause abhegen sollte, um dieses teils mit Obstbäumen, teils mit Eichen wegen der Eicheln zur Schweinemastung zu bepflanzen. Kein Unterthan sollte getraut werden, der nicht wenigstens sechs Obstbäume veredelt und sechs junge Eichen gepflanzt hätte. Er ließ für sich einen Obst- und Küchengarten bei Berlin einrichten, säte, pfropfte und zog dort eigenhändig Bäume, was die Vornehmen und den Landadel zur Nachahmung veranlaßte.“ (Stenzel.) Die aufgenommenen Franzosen, Pfälzer, Schweizer u. s. w. haben einen großen Teil der Mark urbar gemacht, mit Industrieen belebt und der Bevölkerung namentlich Berlins den regsamen und intelligenten Stempel aufgedrückt, der sie auszeichnet. Diese Kolonisten haben auch Magdeburg wieder aufgebaut. Der erste König von Preußen setzte das Werk seines Vaters nach Kräften fort.



Oeffentliche Auspeitschung in Danzig gegen Ende des 17. Jahrhunderts.
(Aus: Der Stadt Danzig historische Beschreibung. Von Reinhold Curicken. 1686.)

Da der absolute Fürstenstaat neben seiner Sorge für das Militär hauptsächlich die **Polizei** strammer gestaltete, gab es in ihm keinen Raum mehr für die „fahrenden Leute" früherer Zeiten. Das verderbliche Gesindel wurde eine Beute der schärferen Justiz, das harmlose zu regelmäßigen Beschäftigungen unter polizeilicher Aufsicht gezwungen. Jenes trieb dessenungeachtet sein Wesen in Räuberbanden noch durch das nächste Jahrhundert hin fort, dieses trug zur Belebung der Jahrmärkte und Volksfeste bei. Das Volk nahm an beiden außergewöhnlichen Erscheinungen lebhaften Anteil und las oder hörte die eifrig verbreiteten Räubergeschichten und die schauerlichen Berichte über die blutigen Exekutionen dieser Feinde der Gesellschaft ebenso angelegentlich, als es die Vorstellungen der Gaukler und Vagabunden vom Quacksalber („Theriakskrämer") und Goldmacher bis zum Bärenführer oder Wergfresser herab bewunderte, mit denen auch die Anfänge einer berufsmäßigen Bühne zusammenfielen.



Bilderkrämer auf einem Jahrmarkt. Radierung von Jac. Callot.

Neben diesen Klassen von Ausgestoßenen der Menschheit blieben dies in gewissem Grade auch die **Juden** noch lange. Am meisten eiferten gegen sie die Geistlichen aller christlichen Bekenntnisse; besonders aber waren die Jesuiten darauf erpicht, ihnen die Kinder wegzufangen und zu bekehren. In Prag, wo ein solcher Knabe von seinem erbitterten Vater getötet wurde, bestatteten sie denselben (1693) wie einen Märtyrer des Glaubens mit allem Pomp ihres kirchlichen Zopfstiles. Die Weltlichen waren duldsamer geworden. Der Große Kurfürst gewährte den Juden gegen Abgaben Handelsfreiheit und benutzte sie als Waren- und Geldlieferanten. König Friedrich I. wies das Gesuch der Stadt Frankfurt an der Oder um Wegweisung ihrer (43) Juden ab und gab diesen vielmehr gegen wiederholte gehörige Abgaben (z. B. 1690 20000 Thaler) Schutzbriefe, so daß sie sich in der Mark 1689—1700 von 132 auf 470 Familien vermehrten; auf dem platten Lande durften sie jedoch nicht wohnen. Der Hofjuwelier Joel Liebmann hatte bei dem König ziemlichen Einfluß. Eine Synagoge in Berlin, das 1689 nur 31 Juden zählte, wurde 1697 gestattet, aber wegen Streitigkeiten unter den Juden erst 1712 in Angriff genommen. Anfeindungen der Juden gingen fast nur von getauften Stammesgenossen derselben unter der Anklage von Lästerungen des Christentums aus. Der König, der ihre Bekehrung wünschte, verbot sowohl ihnen diese Lästerungen, als den Christen Angriffe gegen sie. Betteljuden dagegen wurden ohne Nachsicht fortgeschafft oder eingesperrt. Größere Schriften, welche gegen die Juden erschienen, wie die von Johannes **Wülfer** aus Nürnberg, Joh. Christoph **Wagenseil**, Professor in Altorf

und Joh. Andreas Eisenmenger, Professor in Heidelberg, dessen „entdecktes Judentum“ 1700 in Frankfurt am Main erschien, vom Kaiser konfisziert, aber oft (in Königsberg) neu gedruckt wurde), drangen infolge ihrer gelehrten Haltung nicht unter das Volk und wurden bald vergessen.

Das Aufkommen der absoluten Monarchie war natürlich mit dem Ausleben der Ständeverfassung verbunden. Die Stände von Brandenburg versammelten sich, wohl bewußt, daß es ihnen an das Dasein ging, 1654 und 1656 wider den Willen des Großen Kurfürsten, der hierüber so erbittert war, daß er keinen allgemeinen Landtag, sondern nur noch die Abgeordneten der Ritterschaft und der Städte in den einzelnen Marken zu beschränkten Beratungen berief, bei denen er ohne Mühe bewirkte, was er wollte. So that er auch in



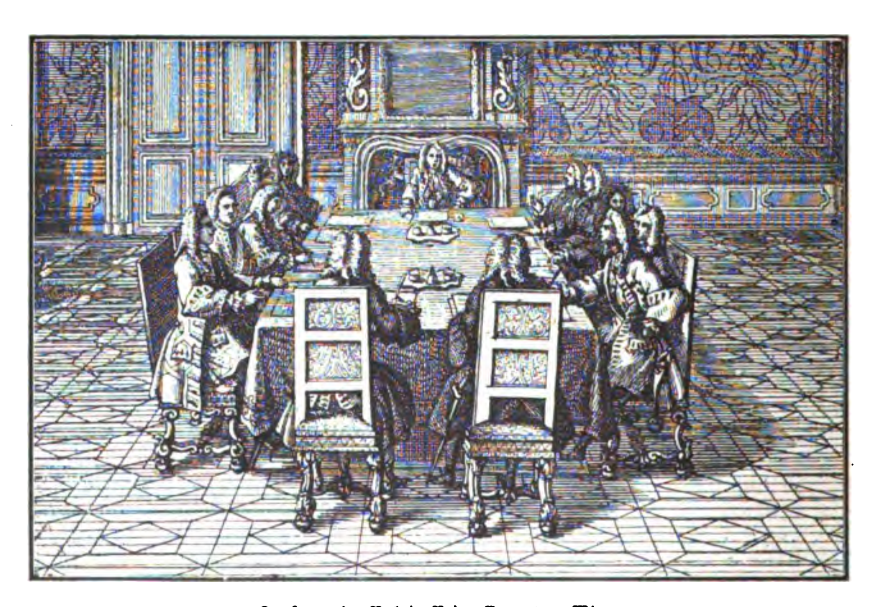
Jahrmarkt. Gezeichnet von G. Strauch; verkleinertes Facsimile des Stiches von M. Küsell.

den übrigen Gebieten seines Hauses; die Stadt Hervorden, die ihm die Huldigung verweigerte, ließ er besetzen, wobei sie zum Teil geplündert wurde. Länger hielten sich die Stände am Niederrhein und in Preußen, mußten aber zuletzt auch erfahren, wo künftig der den Staat beherrschende Wille zu suchen sei. Es zeigt dies, daß sie eine überlebte Einrichtung waren und keine Lebenskraft mehr besaßen. Der Absolutismus hat eben überall die Lücke zwischen den alten Stände- und den neuen Volksvertretungen ausgefüllt, und oft nicht zum Schaden der Länder und Völker. Derselbe war oft genug das Mittel zur Begründung freierer und hellerer Anschauungen. In Sachsen waren die Landstände noch länger von Einfluß als in Brandenburg, aber zum Glück des Landes, da dessen Fürsten nicht das Wohl desselben, sondern ehrgeizige Absichten nach außen zum Leitsterne nahmen. Noch 1695 äußerten sich die sächsischen Stände gegen den Kurfürsten freimütig, daß die von ihm dem Lande auferlegten Lasten unerschwinglich seien. Es war in Sachsen, namentlich zur polnischen Zeit,

notwendig, daß die Stände beschlossen, der Kurfürst dürfe ohne ihre Einwilligung seine Lande nicht verpfänden, versetzen, vertauschen u. s. w. Ohne ihre Umsicht wäre das arme Land durch die Prachtliebe und Kriegslust des Königs von Polen vollständig verarmt. Im Jahre 1711 allein verlangte August der Starke statt bewilligter 700000 Gulden für Kriegsbedürfnisse drei Millionen Thaler und die Übernahme von Schulden im Betrage von 2½ Millionen Gulden, obschon er versprochen hatte, keine solchen ohne den Rat der Stände zu machen.

Die Kriege und der Unterhalt der Truppen waren überhaupt damals dasjenige, was den Stand der Finanzen und die Belastung der Völker durch Steuern vor allem bestimmte, und noch lange bestimmen sollte. Die Fürsten und ihre Minister wurden immer erfinderischer in Erhebung neuer Abgaben, das Volk immer mißvergnügter durch den Druck derselben, wenn es den Aufwand der Höfe und die stete Vermehrung des Militärs mit ansah, die es mit bezahlen mußte und zu gleicher Zeit bei dem schleppenden Geschäftsgange der Behörden und bei dem Einflusse der Machthaber in den Gerichten nur schwer oder gar nicht zu seinem Rechte gelangen konnte. Opposition gegen dieses System machte sich vielfach in der stets anwachsenden, sowohl periodischen als vereinzelten Presse ebenso Luft wie die Kritik der auswärtigen Verhältnisse, wobei die türkischen Barbaren und der Länderräuber Ludwig XIV., die englischen Königsmörder und die Apostatin Christine, die liederliche Tochter des tapfern Gustav Adolf, ebensoviel Spott wie Haß erfuhren und die verschiedensten Persönlichkeiten in „Gesprächen aus dem Reiche der Toten“ nach dem Leben gezeichnet wurden.

In ganz anderen Gedankenkreisen als das Volk bewegten sich die Gelehrten und Gebildeten, wie wir nun sehen werden.



Konferenz im Palais Prinz Eugens zu Wien.
Gezeichnet von Sal. Kleiner. Aus dem Stiche von Joh. Balthasar Probst.

Die Tracht des siebzehnten Jahrhunderts.

Im Anfang des Jahrhunderts blieben in Deutschland die Formen, welche das sechzehnte Jahrhundert an seinem Ende gezeigt, in Geltung. Der Mann trug Wams, Kniehose, Mantel, vielleicht weniger steif, weniger mit Watte ausgepolstert. Der Hals blieb aber in der steifen großen Kröse und am Knie, auf dem Schuh fanden sich große Bandrosetten ein. Das Haar war kurz geworden und der Bart wurde an der Wange geschoren, der Schnauzbart aufgesetzt. Den Kopf bedeckten mannigfache oft an die jetzigen Moden erinnernde Hutformen. Fig. 1, 3, 8. Allmählich, gegen 1630, war das Wams länger, fast ohne Tailleneinschnitt geworden, es öffnete sich vorn und statt der Kröse legte sich nur ein breiter Spitzenkragen über die Schulter. Die Schenkelhose wurde enger, schloß an und wurde durch ein Spitzenband, das zu zierlicher Schleife gebunden wurde, am Knie gefestigt: der erste Anfang der Kanonen. Häufig hatte der Rock an den Schultern Puffen (Schwalbennester) und herabhängende Schmuckärmel, während die Arme durch den Stoff des Unterwamses, der Weste, bekleidet waren. Auch an der Hand wurde die gefältelte Krause zur Spitzenmanschette. Beinkleid und Wams wurden reichlich mit Galons geschmückt und der Degen, in der Degentasche, hing fast horizontal an der Hinterseite. Aber der dreißigjährige Krieg entlud seine Ungewitter über dem armen Deutschland und:

„Weil wir leben in dem Krieg muß ich alle meine Sachen,
Wamsesärmel, Kleid und Schoß nach der Rüstung machen lassen."

So dachte fast jeder, auch derjenige, welcher eigentlich mit dem Kriege nichts zu thun hatte und das Kleid des wilden Soldaten wurde zur Tracht des Stutzers. Wieder wurde alles beseitigt, was den Körper beengte. Die Kniebänder fielen fort und das Beinkleid wurde, unten offen, mit Bandschleifen besetzt. Fig. 2, oder es wurde weit und faltig, bald offen, bald unter dem Knie geschlossen. Fig. 5, 13 a, b, c. Ein mächtiger Stiefel wurde über den Strumpf gezogen, den vorher noch eine weite Leinengamasche schützte. Fig. 15. Diese blieb auch über dem Unterschenkel, wenn nur Schuhe getragen wurden. Fig. 13 a, b, c. Über eine kurze Weste mit offenen Ärmeln wurde ein kurzes Lederwams gezogen, das vorn mit Nesteln und Schleifen, welche die sogenannten aiguillettes an den Bandenden trugen, geschlossen war. Die Haare wurden lang wachsen gelassen und hingen wild um das Gesicht, das von dem mächtigen befiederten Schlapphut beschattet wurde. Ein Mantel lag über der einen Schulter, der Degen, an breitem Bandelier von der Schulter herabhängend, die mächtigen Sporen klirrten bei jeder Bewegung des Monsieur à la mode. Fig. 5 und 9. Auch der Spitzenkragen war dem einfachen Kragen der Soldaten, dem Wallonenkragen, gewichen. Fig. 4. 5. 6. Der Hofmann trug die Haare lang und an der einen Seite hing an längerem Haarsträhn ein Kleinod, ein Faveur, mit dem er kokettierte. Fig. 4. 7. 9. Aber der Krieg ging zu Ende und die Mode von Versailles oder später unter Ludwig XIV. die Ideen von Herrn Langlée, die ja auch Versailles beherrschten, waren tonangebend für die ganze Welt. An die Luxusgesetze von Frankreich war man nicht gebunden, so brauchte man sich an das Verbot der reichen Galons von Gold- und Silberspitzen nicht zu kehren. Das weite, unten offene Beinkleid, der Mantel, das Wams des Hofmannes strotzen nun von Gold- und Silberbesätzen; überall, wo nur möglich, werden Spitzen angebracht: an Kragen, an den Manschetten, selbst an den Stiefelaufschlägen. Am unteren Ende der offenen Hosen treten sie als die sogenannten „Canons" hervor. Fig. 9 u. 10. Das weite Beinkleid à la Rheingrafe, Fig. 14, hält sich auch in Frankreich nur kurze Zeit und findet in Deutschland wenige Freunde. Der Hof von Versailles brauchte für seinen Glanz, seiner Feste steifes Ceremoniell, Trachten, welche den gesellschaftlichen Formen entsprachen und die sich daher auch Deutschland aneignete. So bildete sich ein langer Rock mit kurzem Ärmel, der einen Spitzenärmel mit großer Manschette hervortreten ließ, mit Seitentaschen und Aufschlägen, weitem geschlossenen Beinkleide mit Spitzencanons über den seidenen Strümpfen. Fig. 10. Der Hals war durch ein Spitzentuch geschlossen, welches seit 1691 als Steenkerke ziemlich unordentlich auf die Brust herabhing. Fig. 12. Die Mode der langen Haare hatte die Perrücke erzeugt, die Ludwig XIV. zwar zuerst verabscheute, aber von 1670 ab selbst zu tragen das Bedürfnis fühlte, nur war sie allgemein als die Allongen-, Knoten-, en foglio-Perrücke von Menschen- und Roßhaar und auch von Wolle. Fig. 10. 11. 12. Im Hause und in der Nacht, wo der an die Wärme der Perrücke gewöhnte Kopf eines Schutzes bedurfte, trug man die oft reich gestickte Schlafmütze. Fig. 16. Bald hohe, bald niedrige befiederte Hüte deckten den Kopf. Bisher war der Rock geschlossen gewesen, mitunter mit seidener Schärpe gegürtet, Fig. 10; um 1675 öffnete er sich, zeigte die Weste, die nun fast die Länge des Rockes und ebenfalls Seitentaschen erhielt. Die Ärmel des Rockes wurden lang mit mächtigen Aufschlägen. Die Schenkelhose wurde eng, der Strumpf über sie hinfort auf das Knie gezogen und unter demselben durch ein Band gefestigt. Der Hut wurde zwei-, auch dreiseitig aufgeklappt, mit Goldborden und Federn garniert. Das Gesicht war bartlos oder hatte nur einen Zwickelbart und eine schmale Bartlinie auf der Oberlippe. Fig. 15 zeigt den tief ausgeschnittenen Schuh der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Der Reiterstiefel, Fig. 12 a, aber gewinnt eine unförmliche, steife Gestalt und ist von schwerstem, härtestem Leder und mitunter mit Eisenschienen versehen.

Das weibliche Kostüm blieb ebenfalls im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts den Moden am Schlusse des sechzehnten treu. Reifrock, Schürze, der Goller, die immer breiter werdende Kröse blieben. Fig. 17. 18. Das Mieder bekam eine lange Spitze. Allein bald bildete sich der Reifrock derartig aus, daß er, fast horizontal am Körper beginnend, erst in ziemlichem Abstande von diesem abfiel. Nun legte sich die Taillenspitze in häßlicher Weise auf den Rock, Fig. 20, währerd sich eine Puffenrüsche an den unteren Rand des Leibchens heftete und die Verzerrung der Figur vermehrte. Dabei war das Mieder am Halse tief ausgeschnitten, während die Kröse, nur seitwärts angeheftet, den Busen frei ließ, der aber durch steife Einlagen des Mieders platt gedrückt, über dem Ausschnitte hervordrängte. Fig. 20. 25. Um 1610 fing man an, die Kröse selbst zu beseitigen und das zu deren Steifung nötige Untergestell von Draht als Kragen zu dekorieren. Fig. 19. Die Haare wurden in die Höhe gekämmt und, wenn nicht unter Hauben geborgen, Fig. 18 u. 20, die in den dreißiger Jahren oft durch Stahlfedern, welche an die Wange drückten, festgehalten wurden, Fig. 21, oben auf dem Scheitel durch Blumen, Federn und Schmuck geziert, Fig. 17. Aber man ließ auch die Seitenhaare in gelockten Massen herabfallen. Fig. 25. Das bürgerliche Kostüm war einfach und kleidsam, Fig. 22, wenn nicht ganz besonders merkwürdige Lokalmoden es verunstalten, wie in Köln. Fig. 29. Nach 1630 verschwindet der Reifrock vollständig und das kleidsame, vornehme Kostüm, wie es uns Fig. 26, 28, 30 zeigt, behält die Oberhand, wozu namentlich auch englischer Einfluß beiträgt. Der Spitzenkragen aber erfährt mannigfache Entwickelung; drei- bis vierfach legt er sich über Schulter und Brust, Fig. 23 und 26, während der Mittelstand sich einfache, an dem Rande ausgebogte oder gestickte Tücher genügen läßt. Fig. 30. 31. Die Haartracht zeigt entweder kleines toupiertes Gelock um den ganzen Kopf, Fig. 23, oder läßt nur die Vorder- und Seitenhaare toupieren, Fig. 24, oder endlich sich die Stirnhaare glatt auf die Stirn legen und die Seitenhaare in kleinem Gelock die Wangen zieren oder endlich um 1550 in langen festen Locken auf die Schulter fallen. Fig. 28. 31. Die Nackenhaare sind in kleinem Zopfe zu einem Neste vereinigt. Fig. 27.

Aber unmöglich konnten diese einfachen natürlichen Formen der gesteiften, gespreizten Tracht der Männer das Gleichgewicht halten, und namentlich nachdem der Sturz der englischen Republik allen vermittelnden Einfluß, der von dorther kam, vernichtet, öffnete der Luxus die Thore dem Kleiderblödsinn so weit als möglich. Die Brust, der Leib wurden in ein steifes Mieder eingeschnürt, das Blankscheit rückte die Spitze der Taille möglichst herab. Die Hüften wurden durch Drahtgestelle, Bouffanten, gehoben. Darüber legte sich die vorn geöffnete Robe, die mit mächtiger Schleppe nachschleifte. Aber man nahm die vorderen Flügel der Robe auseinander, heftete sie hinten ebenfalls auf einem Drahtgestelle, dem cul, fest und bildete so den eigentlichen manteau, der nun eine pompöse, ellenlange, auf dem Boden sich wälzende Faltenmasse bildete. Fig. 33. Am Busen war der Ausschnitt sehr tief. Fig. 32. 34. Auf den Kopf aber wurde ein Gebäude gesetzt, das sich aus einer einfachen Bandschleifengarnitur, Fig. 32, zu der wunderbaren Spitzenmaschine, der Fontange, aufbaute, die, aus Draht, Band, Spitzen gebildet, den Kopf oft um mehr als seine eigene Länge überhöhte, aber mit einer starken Neigung nach vorn getragen wurde. Fig. 33. 34. Dabei wurde das Gesicht durch Schönpflästerchen, kleine, schwarze, als Sterne, Sonnen, Monde, Blumenkörbe, Händchen geformte Pflästerchen geziert, um den Teint zu heben. Fig. 33. 34. Ein wesentliches Toilettenrequisit ist der Muff, der seit den vierziger Jahren des Jahrhunderts allgemein in Gebrauch auch von Männern getragen wird und um die Wende des Jahrhunderts in überaus kunstvoller Ausstattung in gefärbtem Pelzmosaik selbst in großer Gala nicht entbehrt wurde. Fig. 30, 33.

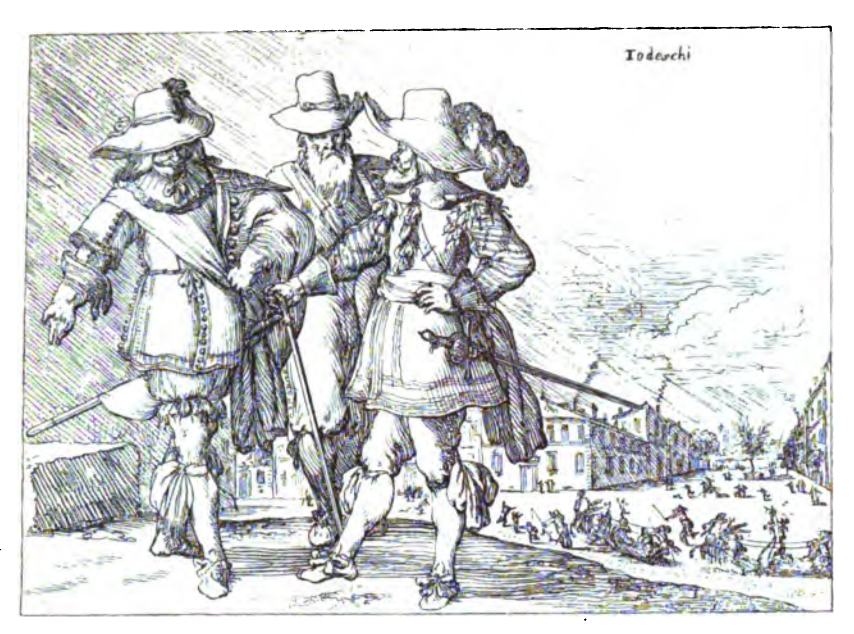
A. von Heyden.



Die Tracht des siebzehnten Jah



erts. Gezeichnet von A. von Heyden.



Deutsche Edelleute der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege.
Facsimile einer Radierung von W. Braun.

Achter Abschnitt.

Litteratur und Kultur der Nachahmung.

Der dreißigjährige Krieg wirkte in Deutschland so verwüstend, daß neben der leiblichen Not auch das geistige Leben brach liegen und in unserm Lande mit mehr Grund als in jedem anderen eine Periode der Nachahmung ausländischer Kulturthätigkeiten, wie sie keinem Volke fehlt, Platz greifen mußte. Diese Nachahmung bezog sich indessen weder ausschließlich auf das Frankreich Ludwigs XIV., welches ohne Frage damals das glänzendste Kulturleben darbot, noch herrschte sie allein; Italien und Spanien teilten sich mit Frankreich in die Würde damaliger Vorbilder der Deutschen, und neben der Geltung derselben behaupteten auch originale deutsche Schöpfungen, wenngleich in untergeordnetem Maße, den Schauplatz der Kulturgeschichte.

Immerhin aber bildete Frankreich unter dem „Sonnenkönig", so wenig schöpferisch und so hohl und leer in mancher Beziehung seine Kulturarbeit war, den hauptsächlichen Magnet der deutschen Geistesarbeit von der Mitte des siebzehnten bis zu der des achtzehnten Jahrhunderts, ja teilweise über diese Zeitpunkte hinaus. Schon während des großen Krieges hatte die Nachahmung der Franzosen begonnen, natürlich zuerst im Westen; nach dem Osten drang sie erst später, ebenso huldigten ihr die Höfe früher als die Städte, ja gerade die von Frankreich zumeist bedrohten, wie namentlich Straßburg, waren darin am wenigsten willfährig.

Zuerst äußerte sich dieser Gang der Dinge in der Tracht. Paris war schon seit längerer Zeit der Mittelpunkt der Moden, und „à la mode" wurde auch in Deutschland das Losungswort der Stutzer, aber auch „Alamoderei" das Spottstichwort der Gegner dieses Treibens. Der „Alamode-Teufel" reihte sich den schon früher bekämpften „Teufeln" menschlicher Schwächen (s. oben S. 65) an. Die Gelehrten machten daraus das Wortspiel:











Deutsche Frauentrachten im 17. Jahrhundert. Radierungen von Wenzel Hollar.









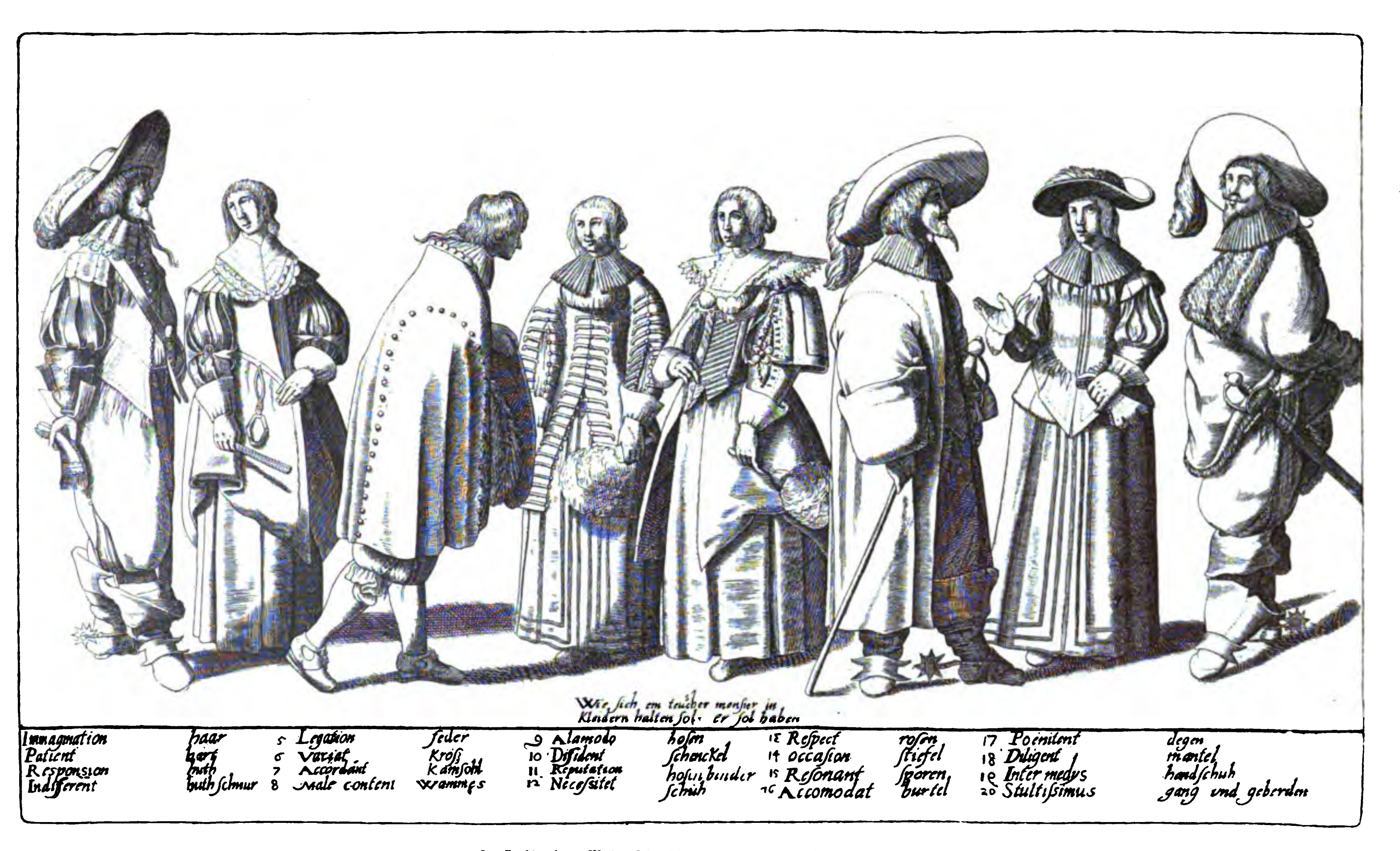
Deutsche Frauentrachten im 17. Jahrhundert. Radierungen von Wenzel Hollar.

Allomodo, d. h. griechisch und latein: nach fremder Art. Es erschienen zahllose Karikaturen auf das modische Kostüm, dessen Träger hinwieder alles, was nicht mitmachte, als altväterisch, altfränkisch verspotteten. „A la mode macht mir bang," dichtete Johann Michael Moscherosch, der echt deutsche Elsässer — „weil der Deutschen Untergang in des Neuen Sucht seinen Anfang sucht; denn, was haben will ein'n Schein, muß nur à la mode sein. Darnach sieht die Welt; wer sich also stellt, der wird vorgezogen heut. Sind wir nicht elende Leut? . . . . A la mode bringt uns noch unter ein fremd Reich und Joch" u. s. w. Und Friedrich von Logau schuf den Spruch: „Wir kleiden jetzund, ihr Franzosen, der Deutschen Ruhm in eure Hosen. Ihr könnt es schwerlich anders machen, ihr müßt zu unsrer Thorheit lachen."

Die neue Mode bestand bei den Männern hauptsächlich in „eng anschließendem Wams samt kurzem schoßartigen Vorstoß, mit engeren Ärmeln und Schulterwülsten, bauschigen Kniehosen, einer vielfach gefältelten steifen Halskrause, kegelförmig aufgesteiftem Hut mit knapper gerader Krempe, knappem Rückenmantel, oder steif zugestutzter Schaube, engen Strumpfhosen und Schuhen mit Rosetten," — bei den Frauen wechselten die Moden einesteils häufiger, sodaß ihre Kleidung nicht allgemein zu charakterisieren ist; anderntteils hielten sie in den mittleren und unteren Ständen mehr an der früheren Tracht fest als die Männer Man liebte lange Haare, die über die Ohren auf die Schultern herabhingen und stutzte den Bart in allerlei Formen zu, so daß er oft beinahe verschwand. Die Hüte erschienen bald wie ein Topf, bald wie ein Zuckerhut, wieder als Schlapphut u. s. w. Über die modischen Frauen, die vielfach Männertrachten nachahmten und Überkleider oder Hüte in dieser Art trugen, sagte ein Prediger, sie seien „des Teufels Leimruten", und andere fromme Männer riefen des Himmels Strafgerichte auf sie hernieder.

Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde die Kleidung immer französischer und war am Ende des Jahrhunderts von derjenigen der westlichen Nachbarn nicht mehr zu unterscheiden. Die Beinkleider wurden so weit, daß sie mit kurzen Röcken die größte Ähnlichkeit hatten. Das Bezeichnendste aber war, daß nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. die gepuderte Perücke immer größere Eroberungen machte und stets an Höhe, Breite und Umfang zunahm. In Brandenburg-Preußen führte sie Friedrich III. (I.) ein, um seine verwachsenen Schultern zu decken, besteuerte sie aber auch (in drei Standesabstufungen, zu 12 und 16 Groschen und 1 Thaler, später bis auf $2^1/_2$ Thaler für die höchsten Stände), zu welchem Zwecke sie gestempelt wurden. Selbst kleine Knaben trugen welche.

Die Frauen ließen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in jedem Monat „sorgfältigst gekleidete Modepuppen" aus Paris kommen. Man schämte sich nicht, einen Kopfputz zu tragen, der nach einer der Mätressen Ludwigs XIV. „Fontange" hieß und mit welchem eine anstößige Entblößung des Oberkörpers verbunden war. Seit dem Regimente der Maintenon dagegen nahm die Bedeckung des Busens wieder zu. Denn nach den Mätressen an der Seine richteten sich auch die deutschen Frauen der höheren Stände. Die Schleppen wurden so übermäßig, daß sie, sieben Ellen lang, bei fürstlichen Damen von sechs Kammerfräulein getragen werden mußten. Nach den Ständen abgestufte Aufwandgesetze und Kleiderordnungen dauerten wohl fort, nutzten aber so wenig etwas wie früher. Die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und der Aufschwung der französischen Industrie unter der gewandten Leitung Colberts trugen beide dazu bei, daß die Geräte in Deutschland ebenso in die französische Schule gingen wie die Tracht. Es war auch die Zeit, zu welcher die vorher sehr vereinzelten Luxuswagen oder Kutschen in Deutschland eine umfassendere Verbreitung fanden und das Reisen zu Pferde und in der Sänfte zu verdrängen begannen. Naturgemäß war mit dieser Wandelung eine Verbesserung der Stadt- und Landstraßen



Facsimile eines Mode-Flugblattes aus dem 17. Jahrhundert.

verbunden. Der Hochzeitswagen Kaiser Leopolds I. kostete 38 000 Gulden und war doch keineswegs verschwenderisch ausgestattet. Weit höher trieb es Kurfürst Ernst August von



Bildnis des Herzogs Friedrich von Sachsen-Coburg (1646—1692).
Als Beispiel für die Mode der gepuderten Perücke. Facsimile des Kupferstiches von Philipp Kilian.

Hannover, dessen Hof um 1681 fünfzig vergoldete sechsspännige Kutschen zählte. In Brandenburg war schon 1660 ein leichter zweisitziger Wagen in Gebrauch gekommen, der nach seinem Ursprungsorte den Namen „Berline" erhielt. Die Brautkutsche der Tochter Friedrichs I. (s. oben S. 148) war innen und außen mit Karmesinsamt und goldenen Crepinen überzogen und die acht Pferde hatten Geschirr von denselben Stoffen. Der

verbunden. Der Hochzeitswagen Kaiser Leopolds I. kostete 38 000 Gulden und war doch keineswegs verschwenderisch ausgestattet. Weit höher trieb es Kurfürst Ernst August von



Bildnis des Herzogs Friedrich von Sachsen-Coburg (1646—1692).
Als Beispiel für die Mode der gepuderten Perücke. Facsimile des Kupferstiches von Philipp Kilian.

Hannover, dessen Hof um 1681 fünfzig vergoldete sechsspännige Kutschen zählte. In Brandenburg war schon 1660 ein leichter zweisitziger Wagen in Gebrauch gekommen, der nach seinem Ursprungsorte den Namen „Berline“ erhielt. Die Brautkutsche der Tochter Friedrichs I. (s. oben S. 148) war innen und außen mit Karmesinsamt und goldenen Crepinen überzogen und die acht Pferde hatten Geschirr von denselben Stoffen. Der



1. Die kirche.
2. Daß pfarrhaüß.
3. Ein alter verwüster thürn Da bey die betstunde gehalten wirde.
5. Der Kirchhoff der aüff aüch Züglaich gepredigt wirde.
6. Der erste brün so aüff gaingen der heylbrün genande.
7. Der eingang der bach oder des waßers in den plat daran hinnümb die brünen liegen hinter dem volcke,
8. Der fortgang des waßers hinter den Brünen, wo es wieder hinder dem Bergh herüor kompt.
9. Der kin
da bey

genannte Kurfürst-König legte übrigens 1698 eine Steuer auf Karossen, die bis auf drei Thaler stieg.

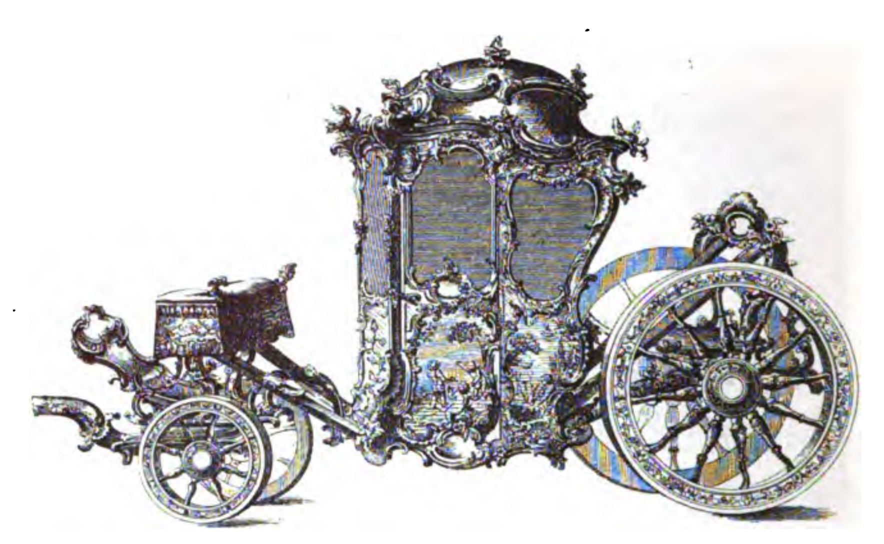
Für die letzte Reise des menschlichen Leibes, die zum Grabe, waren Leichenwagen noch wenig im Gebrauche; dagegen wurde, was vorher nicht der Fall gewesen, der Gebrauch der Särge jetzt allgemein, und man scheute sich nicht, selbst die Toten nach der herrschenden französischen Mode zu kleiden, was bei frommen Predigern großes Ärgernis verursachte.



Bildnis des Markgrafen Ferdinand Maximilian von Baden.
Als Beispiel für die Perücken-Mode. Facsimile des Stiches von Kilian nach dem Gemälde von J. U. Meyr.

Mit der Französierung der Tracht und des Gerätes hing diejenige der Sprache und der Sitten zusammen. Man nannte sich seit jener Zeit bis in unser Jahrhundert herein nur noch „Monsieur“, „Madame“, und „Mademoiselle“, sprach in zunehmendem Maße in fein sein wollender Gesellschaft nur französisch oder warf wenigstens mit welschen Redensarten um sich, woher die deutsche Sprache leider ihre vielen Fremdwörter erhalten hat, und beobachtete in allem die steife Etikette, die am Hofe von Versailles herrschte. Logau konnte

mit Recht sagen: „Daß Deutschland deutsche Kinder zeugt? Sie haben so nur mehr Beschwerden; sie müssen, soll'n sie gelten was, Franzosen dennoch alle werden.“ Und: „Thu dies in Deutschland, thu, was man in Frankreich thut, ich wett' es fällt so schön, ich wett' es ist so gut.“



Prachtkutsche des 17. Jahrhunderts. Nach einer Zeichnung von Fr. Xaver Habermann.

Was unter dieser Gallomanie und Sprachmengerei am meisten litt, war die deutsche Sprache und Litteratur. Wie im Mittelalter durch die Sprache Roms, so wurde sie jetzt durch deren Töchter im eigenen Hause zurückgesetzt, vielfach verdrängt und überall verderbt. Im siebzehnten Jahrhundert waren es vorzugsweise die mit Frankreich verbündeten protestantischen Höfe, die dessen Zunge pflegten; seit dem Beginne des achtzehnten folgten auch die katholischen Höfe, die bis dahin das Italienische und Spanische vorgezogen hatten, dem verderblichen Beispiele. Die deutsche Sprache wurde härter und rauher. In Ermangelung wissenschaftlicher Pflege verlor sich die schöne Übereinstimmung zwischen Sprache und Schreibweise, die das Mittelhochdeutsch ausgezeichnet und noch im sechszehnten Jahrhundert im wesentlichen geherrscht hatte, und es bildete sich jene regellose Orthographie aus, die wir großenteils heute noch nicht los werden können, mit ihren zahl- und zwecklosen h und mit der später aufgegebenen Sucht, f, k und p möglichst überall, wo sie vorkommen, zu verdoppeln. Der Stil wurde unbeholfen und schleppend, namentlich wenn man sich bemühte, die Fremdwörter zu verbannen. Denn keine Periode der deutschen Sprachgeschichte ist merkwürdigerweise so reich an Bestrebungen, die Sprache zu reinigen, als jene, in welcher sie täglich unreiner wurde. Denn diese Bestrebungen waren kindisch und ohne durchgreifenden Ernst; sie verloren sich in Spielereien und vergaßen über der Form die Sache.

Haben aber auch die Gesellschaften, welche im siebzehnten Jahrhundert diesen Zweck verfolgten, denselben nicht erreicht, so haben sie doch für den Anstand und die Verfeinerung der Sprache und der Sitten anerkennenswertes gewirkt. Ihre Vorbilder waren die aus der Humanistenzeit stammenden italienischen Akademieen, namentlich die Crusca in Florenz; aber die Hauptsache war für die meist vornehmen und nicht wissenschaftlich gebildeten Mitglieder, daß sie pomphafte Namen tragen und mit schönen Bildern und Wappen prangen konnten. Die erste dieser Verbindungen war dem Alter und blieb auch dem Range nach die 1617 in

Weimar gestiftete „Fruchtbringende Gesellschaft“ oder der „Palmenorden“, dessen Glieder Beinamen führten, die an die Eigenschaften von Pflanzen und Früchten anklangen, z. B. der Nährende, der Schmackhafte, der Mehlreiche. Ihr Zweck sollte die Verbannung der Fremdwörter und die Reinheit des Stils und der Aussprache sein; aber man verfolgte ihn lässig und bediente sich nicht nur fortwährend der Fremdwörter, sondern oft geradezu der französischen Sprache.

Nicht nur ihrer inneren Mängel, sondern auch der äußeren Umstände wegen konnte die Fruchtbringende Gesellschaft wenig wirken, da ihre Jugendjahre in den dreißigjährigen Krieg



Facsimile des Titelkupfers der Pegnesis.

(Aus: Pegnesis Zweyter Theil: begreifend acht Feldgedichte der Blumgenoß-Hirten an der Pegnitz Geistliches Inhalts: meist verfasset und hervorgegeben durch Floridan. Nürnberg. Gedruckt bei Wolf Eberhard Felsecker A.C. MDCLXXIX.)

fielen. Während desselben entstanden auch ihre Nachahmungen: 1633 in Straßburg die „Aufrichtige Tannengesellschaft“, 1643 in Hamburg die „Deutschgesinnte Genossenschaft“, im folgenden Jahre zu Nürnberg die den süßlichen Zeitgeschmack eines künstlichen Schäferwesens pflegende Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz (s. oben, S. 133), auch „Hirten- und Blumenorden“ genannt. Aber auch ihre nach dem Frieden entstandenen Schwestern, wie der „Elbschwanen-Orden“ (1658, in Pinneberg) krankten an denselben Übeln, an der geistigen Unfähigkeit und der Verliebtheit in blendende Formen. Verstiegen sie sich ja bis zu der Lächerlich-

keit (in welcher sich namentlich der Dichter Philipp von Zesen hervorthat), alle mit fremden ähnlichen Wörter (z. B. Krebs und Nase) für Fremdwörter zu halten, und sogar Eigennamen wie die der antiken Götter, übersetzen zu wollen!

Ernsteren Charakters waren die „Deutschen Gesellschaften“, deren erste 1697 in Leipzig entstand; doch auch ihr Wirken war kein nachhaltiges, und die Sucht der Nachahmung fremder Erzeugnisse wucherte in der Weise fort, die wir nun näher betrachten werden.

Die deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts waren keine Volksdichter wie Hans Sachs und Fischart im vorhergehenden; gleich ihren Vorbildern, den damals neuesten französischen und italienischen Poeten, und gleich der ganzen damals für gebildet und vornehm geltenden Gesellschaft schlossen sie sich hochmütig vom Volke ab. Es war auch nicht sehr schwierig, Dichter zu heißen; jeder kaiserliche „Pfalzgraf“ hatte das Recht, jemanden durch



Darstellung aus: „Aigentliche Wahrhaffte Delineatiõ vnnd Abbildung aller Fürstlichen Auffzüg vnd Rütterspilen. Bey deß Durchleüchtigen Hochgebornen Fürsten vnnd Herren, Herren Johann Friderichen Hertzogen zu Württemberg x. x. wohlangestellter Fürstlichen Kindtauff. Kupferstich von E. v. Hülsen. Text Verförtiget durch Georg=Rudolfen Weckherlin. Tübingen 1618.“

eine Zeremonie mittels Überreichung eines goldenen Ringes und eines Lorbeerkranzes zum „gekrönten Poeten“ zu ernennen, ja sogar den Doktortitel und den Adel zu verleihen. Glätte der Sprache und Regelrichtigkeit der Verskunst genügten zum Dichten; Phantasie, Gefühl und Leidenschaft waren nicht erforderlich, ja hätten ihren Träger wohl eher als extravaganten Menschen, denn als Poeten erscheinen lassen. Von besonderer Wichtigkeit war aber der Umstand, wo die Dichter ihre Muster suchten. Dies war durch die Umstände von selbst gegeben. Die mittelhochdeutsche Dichtungsblüte kannten sie teils wenig, teils gar nicht; sie war zu ihrer Zeit bis auf einige spärliche, damals neu herausgegebene, aber zu den unbedeutendsten gehörige Gedichte vergessen. Die Dichter des sechszehnten Jahrhunderts aber galten als roh und bäurisch. Ihre Nachfolger wandten daher ihre Blicke nach dem klassischen Altertum zurück. Dessen Kenntnis aber war seit dem Ausleben des Humanismus lückenhaft und oberflächlich. Wie das Mittelalter und sogar teilweise noch der Humanismus die Hellenen nur durch den Kanal der Römer, so kannte das durch Kriegs=

greuel und theologisches Gezänke abgestumpfte Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges selbst die Römer nur durch die Brille der sie nachahmenden Italiener und Franzosen. Wenn nun die damaligen Dichter auf diesem Wege deutsche Verse zu stande brachten, so waren sie der Meinung, sie dichteten deutsch und schenkten ihrem Volke eine neue ruhmreiche Blüte seiner Litteratur.

Eines jedoch muß diesen Dichtern zum Verdienste angerechnet werden. Sie haben die neuhochdeutsche Verskunst geschaffen, d. h. sie sind die ersten, welche in der Sprache Luthers dichteten, und die ersten, welche mannigfache Versformen anwandten, während ihre Vorgänger, selbst Hans Sachs und Fischart, im Dialekte geschrieben und sich auf die alten vierfüßigen Reimpaare beschränkt hatten. Auch hat gerade seit ihrer Zeit die deutsche Litteratur über die lateinische das Übergewicht bekommen. War die letztere vor 1640 noch in der Mehrheit, so war es die erstere seit 1660 auf die Dauer, in der Wissenschaft freilich erst weit später. Als den ersten dieser Dichter, d. h. den ersten deutschen Dichter, welcher Nachahmung der Fremden mit einer gebildeteren Sprache, als sie bisher üblich gewesen, verband, müssen wir anerkennen den Württemberger Georg Rudolf Weckherlin (1584 bis 1653), der wiederholt lange in England lebte und dort starb, der zwar noch in der volksmäßigen Dichtung des vorhergehenden Jahrhunderts wurzelte, aber um 1610 Gedichte im neuen Stile der Nachahmung gelehrter und gezierter fremder Dichtung zu schaffen begann, jedoch in einer Zwanglosigkeit des Versbaues, die seinen steif einherschreitenden Nachfolgern gegenüber angenehm auffällt. Er dichtete auch nicht ungewandt englisch und französisch.

In ein System brachte diese Richtung indessen erst Martin Opitz, dessen eigentliches Poetenleben völlig in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fällt. Geboren am Ende 1597 in Bunzlau am Bober und frühreif, begann er seine poetische Laufbahn mit lateinischen Gedichten, und schrieb in derselben Sprache kurz vor dem Beginne des großen Krieges unter dem Titel „Aristarch“ ein Buch über die damalige Krankheit unseres Volkes, nämlich über „die Verachtung der deutschen Sprache“; es war von wahrer Vaterlandsliebe durchglüht, aber eben in dem Irrtum befangen, als ob die Anwendung der deutschen Sprache allein schon eine deutsche Dichtung begründete. Näher legte er seine ästhetischen Ansichten 1624 in dem kleinen Buche „Von der deutschen Poeterei“ dar. Nach dem Vorgange seiner Autorität, des schwülstigen französischen Dichters Pierre de Ronsard im vorhergehenden Jahrhundert, erklärte er den „Alexandriner“ für den vorzüglichsten Vers und für den Stellvertreter des antiken Hexameter, und derselbe trat seitdem die Herrschaft an, die er anderthalb Jahrhundert in Deutschland behauptet hat, freilich nicht alleinherrschend, sondern abwechselnd mit anderen Versformen, unter denen der geschmeidigere fünffüßige Jambus schüchtern hervorragte. An Gründlichkeit indessen fehlte es diesem Buche ebenso sehr wie seinem Verfasser an Charakter und seinen Gedichten an Poesie; er gab sich zum niedrigsten Schmeichler der Vornehmen her, wie z. B. des ihn als Sekretär beschäftigenden Burggrafen Dohna, der als kaiserlicher Machthaber in Schlesien den Verträgen zuwider den Katholizismus zur alleinherrschenden Religion zu machen suchte; ja Opitz besang die Tapferkeit dieses als Feigling bekannten Mannes, und wurde durch seine Vermittelung vom Kaiser geadelt. Er, der Protestant, übersetzte seinem Dienste zuliebe das Buch eines Jesuiten, welches Anleitung zur „Bekehrung der Irrgläubigen“ gab. Nach Dohnas Tode diente er wieder der protestantischen Kriegspartei und buhlte um die Gunst der Schweden. Er starb 1639 in Danzig an der Pest. Seine langweiligen Gedichte machen es uns jetzt unbegreiflich, daß ihr Verfasser zu seiner Zeit so überschwänglich gefeiert werden konnte, wie dies wirklich der Fall war. Der Begründer der neueren deutschen Metrik war leider kein Dichter und sein Einfluß auf seine

poesielose Zeit ist nur seiner Gewandtheit und Rührigkeit im Leben und Schreiben und seiner verhältnismäßigen Bildung und Eleganz nach langer Zeit der Roheit zu verdanken. Unter seinen Nacheiferern, die man nach seiner Heimat als „schlesische Schule“ zusammenfaßt, gab es aber neben einer Menge fader Dichterlinge einige Männer, die wirkliche Dichter waren und den „Meister“ an poetischer Empfindung weit überragten. Julius Wilhelm Zinkgref, sein Freund, streifte nicht selten an den Volkston und verriet Spuren dichterischer Kraft. Simon Dach (1605—1659), heute nur noch als Dichter des von ihm plattdeutsch (auf eine Hochzeit, bei der die Braut Anna hieß) gesungenen „Anke von Tharaw“ bekannt, schuf im übrigen mehr geistliche Lieder als weltliche; aber die letzteren sind vielfach ansprechend und ihre Verse fließen weit leichter als die Opitzens und vieler späterer Dichter. Mit ihm bildeten andere ostpreußische Dichter und Dichterfreunde in Königsberg einen Bund, kamen des Sommers in der Kürbislaube eines Mitgliedes, des Musikers Heinrich Albert, zusammen, lasen und sangen. Der bedeutendste Dichter der ersten „Schlesischen“ Schule aber ist in Paul Fleming aus dem Erzgebirge (1609—1640) zu suchen, der mit dem gelehrten Adam Olearius eine von Herzog Friedrich von Holstein zu Handelszwecken abgeordnete Gesandtschaft nach Rußland und Persien begleitete, aber allzufrüh in Hamburg starb, als er sich eben zu verheiraten und seine Wirksamkeit als Arzt zu beginnen im Begriffe stand. Er hielt Opitz hoch, übertraf ihn aber weit an Tiefe des dichterischen Gefühls, an Unabhängigkeit von fremden Mustern und an Strenge des sittlichen Charakters; er hat sich nie zum Schmeichler erniedrigt. Groß und ernst war seine Vaterlandsliebe, innig und wahr seine Freundschaft und Liebe als Mensch, bescheiden und anspruchslos seine Dichtung, melodisch seine Sprache. Er schrieb einem Unbekannten zum Geburtstage: „Ist tausendmal nicht gnug, daß euch Gott wolle geben Glück, Heil und was selbst ihr euch wünscht in euerm Leben, so wünsch' ich, daß euch Gott, von dem ihr bitten sollt, zehnmal zehntausendmal mehr geb, als ihr selbst wollt.“ Seine Grabschrift, die er auf dem Todbette selbst dichtete, zeugt zwar in ihrem Anfang von einer zu großen Meinung des Dichters bezüglich seines Ruhmes, endet aber mit den einfachen und rührenden Worten: „Verzeiht mir's, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde; ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab. Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab. Was frei dem Tode steht, das thu er seinem Feinde! Was bin ich viel besorgt, den Odem aufzugeben? An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.“ Seine Lieder: „In allen meinen Thaten ....“ und „Ein getreues Herze wissen ...“, haben ihn in weiten Kreisen lange überlebt. Vieles, was dem Geschmacke seiner Zeit entsprach, jetzt aber ungenießbar geworden ist, findet sich freilich auch bei ihm.

Schlesien, das durch friedliche deutsche Ansiedelung dem eingedrungenen Slawentum entrissene, ursprünglich und nun neuerdings deutsche Land, welches in seinem Südwesten eine wunderbar ergreifende Gebirgs-, Wald- und Wildbachszenerie mit eingestreuten malerischen Burgruinen darbietet, während in seinem Nordosten öde Flächen durch deutschen Fleiß in blühende Landgüter verwandelt sind, die von der polnischen Nachbarschaft scharf abstechen, dieses Land, in dem unter Fürsten von polnischer Abkunft ein deutscher Volksstamm von entschiedener Eigentümlichkeit nicht nur sich ausbilden, sondern selbst jene Fürsten in den Bereich seiner Nationalität hereinziehen konnte, dieses Land, in dem unter und trotz österreichischer Herrschaft, welche während des Krieges gewaltsame Bekehrungen durchführte und auch nach dem Frieden nur einigen Städten außerhalb der Mauern sogenannte „Gnadenkirchen“ gestattete, die protestantische Überzeugung sich standhaft erhielt, in welchem unter der Bevölkerung beider Bekenntnisse Friede waltete und im weichen Gemüte des Volkes ein tiefer poetischer Sinn unter mancherlei Gestalten lebte und webte, — dieses Land hatte den in vielen Beziehungen

anregenden Opitz hervorgebracht; es sorgte aber auch für weitere, mit tieferem Gefühl begabte Dichter und Schriftsteller. Den Übergang von Opitz zu jüngeren Vertretern dieses Berufes bildet der dem Genannten nach Heimat, Bildung und Erfolg nahestehende, als Dichter und Mensch aber ihn hoch überragende Andreas Gryphius, 1616 in Glogau geboren und unter Kriegsgreueln aufgewachsen, gleich Opitz nach damaliger Art und Weise zum Polyhistor erzogen und vielgereist. Schon 1664 starb er als Syndikus in seiner Vaterstadt. Als Dramatiker, welche Richtung ihm den meisten Ruhm gebracht, werden wir ihm wieder begegnen. Die Erlebnisse seiner Heimat haben der Stimmung seiner lyrischen Gedichte einen vorwiegend ernsten, ja oft düstern Stempel aufgedrückt, der jedoch die angeborene ruhige Heiterkeit seines Volksstammes nicht völlig zu verdrängen vermochte, aber jede Liebeständelei ausschloß. Über den Bann der Nachahmung des Fremden kam er zwar nicht hinaus, brachte seinen Mustern jedoch tiefes Verständnis entgegen und verwertete sie in vielfach selbständiger Weise und mannigfachen Formen.



Facsimile des Titelkupfers von:
Andreae Gryphii Freuden vnd Trauer-Spiele auch Oden vnd Sonnette sampt Herr Peter Squentz Schimpff-Spiel. Breßlau In verlegung Johann Lischken vnd Veit Jacob Treschers Buchh. M.DC.LVIII.

Die Zeit, welche auf den Westfälischen Frieden folgte, so unfruchtbar sie auch infolge des Krieges auf vielen Gebieten war, hatte doch eine gute Seite. Von Befehdungen der religiösen Bekenntnisse unter sich findet sich selten eine Spur mehr im öffentlichen Leben, und auch für die noch fortdauernde Polemik unter den Theologen schwand das öffentliche Interesse zusehends. So kam es denn auch, daß in der Periode, welche uns jetzt beschäftigt, ja schon vor derselben, während des Krieges, im Gegensatze zu früheren Zeiten katholische wie protestantische Geistliche sich unter die Dichter begaben, ohne in ihren poetischen Werken dem Eifer oder gar der Propaganda für ihren Glauben Raum zu gestatten. Ja, es befanden sich sogar Jesuiten unter diesen Männern. Über den Elsässer Jakob Balde können wir kurz hinweggehen, da er bloß lateinisch schrieb, so tief gefühlt seine Verse auch sind, — und wenden uns dem bedeutendern Friedrich Spee aus Kaiserswert am Rhein zu, einem wirklich seltenen Charakter der traurigen Kriegszeit. Dieser erste katholische deutsche Dichter

des siebzehnten Jahrhunderts, dieser einzige entschiedene jesuitische Gegner der Hexenverfolgung wurde 1610 Mitglied der Gesellschaft Loyolas und 1627 in Würzburg Beichtvater der als Hexen verurteilten unglücklichen Weiber, welche von niemandem so eifrig verfolgt wurden, als von seinen Ordensbrüdern seit der „Gegenreformation“. In zwei Jahren hatte er sein trauriges Amt an zweihundert Personen zu versehen und überzeugte sich dabei, daß sie samt und sonders unschuldig waren. Er schrieb darum seine „Cautio criminalis“ gegen die Hexenprozesse (sie erschien 1631 in Rinteln, 1632 in Frankfurt und Köln, anonym, daher auch ohne die Genehmigung des Ordens, und mit dem Motto aus dem Prediger: „Ich sah unter der Sonne am Platze des Gerichts die Gottlosigkeit und am Platze der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit), erzählte darin die empörendsten Einzelheiten über das Verfahren gegen die „Hexen“ und schämte sich für Deutschland und seine Zeit über diese Greuel, obschon er an der Zauberei als solcher nicht zweifelte. Er starb allzufrüh 1635 in Trier an einer Krankheit, die er sich durch die Verpflegung Verwundeter zugezogen. Der gleiche sanfte, milde und fromme Sinn nun, der sich in seinem genannten Werke wie in seinem Leben kund gab, spricht auch aus seinen erst 14 Jahre nach seinem Tode herausgegebenen deutschen Werken, dem „Güldenen Tugendbuch“ (einer Beichtunterweisung) und der „Trutz-Nachtigal“, einem geistlichen Liederbuch. Von dem ersteren kann man sagen, daß es die Exerzitien der Jesuiten ins Tolerante und Humane übersetze. Das letztere, welches für uns mehr Wert hat, thut dasselbe in Versen. Es hält sich nicht an die Opitzsche Poetik gebunden und bedient sich sowohl mundartlicher als altertümlicher Formen. Die Liebe ist der Sauerteig, der Spees Gedichte durchdringt, zwar die geistliche Liebe, aber mit der ganzen Einbildungskraft und dem vollen Feuer der weltlichen; ja sie verirrt sich oft in der Schilderung des Verhältnisses der Seele zu Christus in das Widerlich-süßliche. Das Buch ist sozusagen eine Verbindung der bekannten theologischen Auslegung des hebräischen „Hohen Liedes“ mit der erwähnten Schäferpoesie der Zeit des Dichters, welcher nicht ansteht, Jesus unter dem Namen des Hirten Daphnis zu besingen.

Als Spees Nachfolger können wir Johannes Scheffler betrachten, der sich Angelus Silesius nannte, in Breslau 1624 geboren war, eine Laufbahn vom protestantischen Arzt bis zum katholischen Mönch machte und 1677 starb. Die Lieder dieses gottseligen Schwärmers in der Sammlung „Heilige Seelenlust“ erinnern stark an Spee, wozu noch die Einwirkung der Pegnitz-Schäfer kommt, und wurden das Muster für die geistlichen Gesänge der Pietisten und Herrnhuter. Beliebter sind seine moralischen und religiösen Sprüche geworden (in der Sammlung „Cherubinischer Wandersmann“ 1657); sie stehen unter Vermeidung konfessioneller Engherzigkeit auf rein christlichem, ja teilweise pantheistischem Standpunkte, stechen daher vorteilhaft von des Verfassers heftigen Streitschriften gegen seine früheren Glaubensgenossen ab und sind voll schöner, überraschender Gedanken und Bilder. Endlich schilderte Scheffler in seiner „sinnlichen Betrachtung der vier letzten Dinge“ Himmel und Hölle in grellen Farben.

Zu diesen beiden Mystikern aus verschiedenen Orden gesellt sich in mancher Beziehung ein dritter, der Kapuziner Martin Kochem, der in seinem „Leben Jesu“ (1691) Visionen der Heiligen mit eigenen Phantasieen zu den wunderlichsten und aufregendsten Romanszenen verarbeitete und so die religiöse Poesie in den Dienst der römischen Propaganda hereinzog. Der nämliche Pater aber war so tolerant, daß er auch weltliche Volksbücher (Hirlanda, Griseldis und Genoveva, nach dem Französischen) bearbeitete.

Der erste evangelische Dichter jener Zeit war Paulus Gerhardt aus Gräfenheinichen (1606—1676). Als strenger Lutheraner widersetzte er sich (er war Diakon in Berlin) den duldsamen und aufgeklärten Verordnungen des Großen Kurfürsten, namentlich

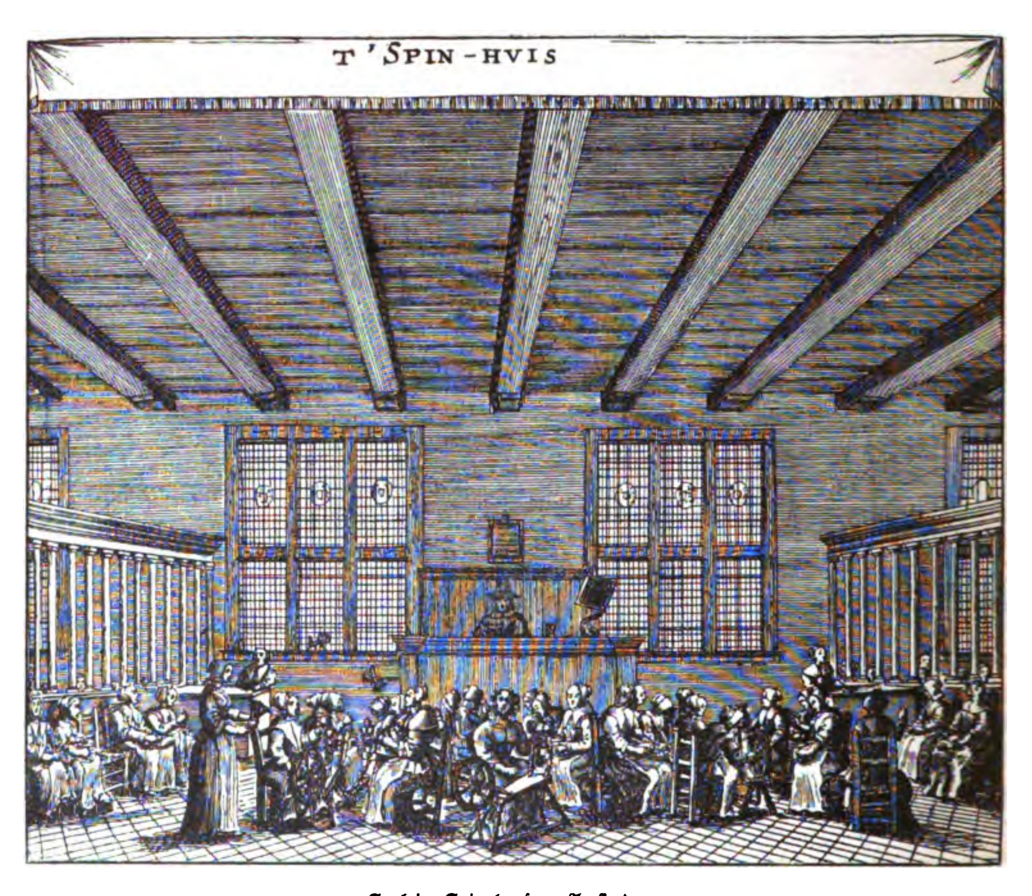


weil derselbe gestattete, auf Verlangen der Eltern die Kinder ohne Teufelsaustreibung zu taufen, und wurde daher nebst zwei Gesinnungsgenossen entsetzt, obschon sich Zünfte und Stände für sie verwendeten, und verschmähte die ihm angetragene Wiedereinsetzung (1667), ohne deshalb Schaden zu leiden, da ihn die Gemeinde und ein sächsischer Fürst unterstützten, bis er eine neue Stelle in Sachsen erhielt. Dieser Glaubenseifer spricht jedoch nicht aus seinen geistlichen Liedern, die allgemein christlich gehalten sind und im Tone an diejenigen Luthers anklingen. Sein „Befiehl du deine Wege“ ist vielleicht so bekannt geworden wie „Ein feste Burg“; beinahe so „O Haupt voll Blut und Wunden“, und „Nun ruhen alle Wälder“. Was Gerhardt für die Lutheraner, war Joachim Neander aus Bremen (1640—1680) für die Reformierten und Quirin Kuhlmann für die Sektierer. Dieser Schwärmer, der den Anspruch erhob, eine neue Religion, „das Kuhlmannstum“ oder „Kühlungswerk“, zu stiften und in seinem „Kühlpsalter“ (1684) tiefes Gefühl mit tollem Zeug vermengte, wurde eigentümlicherweise, als er auf seinen Apostelreisen nach Rußland kam, 1689 in Moskau auf Verlangen der dortigen lutherischen Geistlichkeit verhaftet, gefoltert und — verbrannt! In der Folge wurde das Dichten geistlicher Lieder so sehr Modesache, daß protestantische Geistliche solche Produkte für alle einzelnen Vorkommnisse im Leben schufen und für alle möglichen Stände und Berufsarten, sogar für Gaukler, Bettler und Diebe (!) sammelten.

Während Opitz und seine Nachfolger die Franzosen des 16. Jahrhunderts nachahmten, die geistlichen Dichter aber sich auf die einfache Quelle der Bibel (die Katholiken auch auf die Legenden) beschränkten, greift eine dritte Gruppe von Poeten wieder weiter, nach allen romanischen Litteraturen und zugleich nach den Schauer- und Spektakelstücken der „englischen Komödianten“. Daraus bildeten sich wieder zwei, sehr weit auseinander strebende Richtungen, auf der einen Seite die bereits angedeutete, auch die katholischen Liedersänger beeinflussende Schäferdichtung und auf der andern das Wühlen im Gräßlichen. Beide Richtungen verband, was man seitdem „Schwulst“ (Bombast) nannte.

Der Ursprung der Schäferdichtung, welche zu einer das ganze westliche Europa ergreifenden Geisteskrankheit wurde, ist dem Neapolitaner Giambattista Marino zu verdanken, welcher dieselbe, nach Paris eingeladen, auch in Frankreich verbreitete, und hier wurde sein gelehrigster Schüler Honoré d'Urfé (1567—1625), aus dessen damals gefeiertem Roman „Astrée“ nur der Name seines Helden Seladon als sprichwörtliche Bezeichnung eines schmachtenden Liebhabers unsterblich geworden, der Rest aber vergessen ist. Es war eine Geschmacksverirrung, eine Zeitmode, welche die Einbildung zum Inhalte hatte, daß verkleidete Herren und Damen der Höfe und Salons Hirten und Hirtinnen vorstellten, d. h. solche, wie man sie sich dachte, nicht wie sie wirklich vorkommen. In Deutschland vertraten diese Richtung die Mitglieder der bereits genannten Gesellschaft der Pegnitz-Schäfer unter der Führung des auch als Sprachreiniger hervorragenden Sigmund von Birken (wie er seinen humanistischen Namen Betulius verdeutscht hatte, s. oben S. 133). Doch schauten diese deutschen Schäfer nicht, wie die italienischen und französischen, ihre Phantasiewelt als eine wirkliche an, sondern legten ihr eine allegorische Bedeutung unter. Schon Opitz, Fleming und Gryphius hatten dieser Richtung gehuldigt; doch hatte ersterer die Szenerie und letzterer das wirkliche Volksleben seiner schlesischen Heimat ihren Darstellungen zu Grunde gelegt. Dem wirklichen Leben kam auch nahe der damals hervorragendste, jetzt aber vergessene deutsche Schäferroman Philipp von Zesens (in Hamburg) „Adriatische Rosamund“ (1645), die Geschichte einer Dame, welche durch die damaligen Schwierigkeiten einer gemischten Ehe tragisch endet. Damit endete auch das kurze Leben der deutschen Schäferei.

Nach dem Frieden kam an ihrer Stelle jener ernstere Schwulst auf, den wir bereits andeuteten und den das hochtrabende Spanien bezeichnenderweise „cultismo“ (gebildeten Stil!) nannte. Seine Schöpfer sind der Genuese Gasparo Murtola, Marinos Todfeind, der spanische Hofkaplan Louis de Gongora und Shakespeares unähnlicher und dafür verschollener Zeitgenosse John Lilly, dessen Roman „Euphues“ dieser Richtung in England den Namen gab. In Deutschland pflegte diesen ungesunden Geschmack, der sich teils in das wollüstig-sinnliche, teils in das blutig-grauenhafte Element auflöste, die sogenannte zweite Schlesische Schule. Die Liebe heißt z. B. bei diesen Dichtern „die Mutter



Saal im Spinnhause zu Amsterdam.
Aus: Filips von Zesen Beschreibung der Stadt Amsterdam. MDCLXIV.

süßer Lust“, „die Schwester zarter Herzen“, „das Kind der heißen Brunst“, die Augen „eine Werkstatt der Liebe“, „ein Brunnen, aus dem Oel der Gunst und Anmut quillt“, der Mund ein „rotes Meer“ oder ein „Liebesköcher“, die Rosen „die Sonnen grüner Felder“, die Sterne „bleiche Buhler schwarzer Zeit“ u. s. w. Die Koryphäen dieser Schule waren Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—1679) und Daniel Kaspar von Lohenstein (1635—1683), beide kaiserliche Räte in Breslau. In der Lyrik ist ihre Lieblingsform die versifizierte Korrespondenz zwischen berühmten Männern und Frauen, die sogenannte Heroide, die durch eine bei jenem vorwiegend frivole und bei diesem mehr bombastische Manier absichtlich zu glänzen sucht und aller Natürlichkeit bar ist.

Mehr als die Lyrik wurde jedoch von dieser Schule der Roman angebaut, und zwar

der Helden- und Liebesroman, der seitdem den Schäferroman verdrängte. Den Reigen eröffnete ein lutherischer Geistlicher in Braunschweig, Heinrich Bucholtz, mit einer rein aus der Luft gegriffenen angeblich altdeutschen Geschichte „der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmutige Wundergeschichte“ (1661). Es folgte ihm ein Prinz und späterer Herzog seines Landes, Anton Ulrich (1633—1714) mit seiner „Durchlauchtigen Syrerin Aramena“ (1669) und seiner „Römischen Oktavia“, in welchen er Verknüpfungen erfundener alter Deutschen mit fremden Völkern dazu benutzte, die Skandalgeschichten seiner Zeit in erdichtete Namen zu hüllen. Lohenstein selbst beteiligte sich an diesem Wetteifer durch seinen Roman „Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst einer durchlauchtigsten Thußnelda, in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte“ (in zwei dicken Folianten 1689 und 1690) worin er die Germanen des Tacitus im Lichte einer mehr als tausend Jahre jüngeren Kultur erscheinen ließ. In ferne Gegenden führte, unterstützt durch die damals zunehmende Lust an Reisebeschreibungen, des Stiftsrates zu Wurzen, Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen „Asiatische Banise oder mutiges, doch blutiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden und Liebesgeschichte bedeckter Wahrheit beruhend“ (1688).



Facsimile des Titelkupfers von Zesens Liebesbeschreibung Lysanders und Kalistens. Amsterdam 1644.

Es erhellt schon aus den meisten dieser ebenso langweiligen wie langatmigen Romane, daß ein, wenn auch willkürlich ersonnenes Altdeutschtum damals Mode wurde, was sowohl mit den auf Sprachreinigung hinzielenden Bestrebungen als mit dem Widerstande gegen die „Alamoderei“ zusammenhing. Es war daher nur natürlich, daß solch patriotische Gesinnung auch in die Litteratur selbst, nicht nur in ihren Gegenstand, sondern in ihren Inhalt und ihre Haltung eindrang. Es grünte eine echt deutsche Oase in der Wüstenei der Nachahmung auf und bereitete auf künftige selbständige Arbeiten von größerer Dauerhaftigkeit vor. Wie Paul Gerhardt an Luther, so knüpfte diese vaterländische Richtung an Murner, Sachs und Fischart und an den Grobianismus an. Ganz original war sie freilich nicht, sondern wandelte in den Bahnen des spanischen, von dem Geschichtschreiber Diego Hurtado de Mendoza im sechszehnten Jahrhundert geschaffenen sogenannten Schelmenromans (Estilo picaresco), den sie aber in den heimischen Rahmen des dreißigjährigen Krieges einspannte. Es ist schon erwähnt, daß der große Krieg das Land mit Gaunergesindel überschwemmte, und dieses bot Stoff genug zu den derben und realistischen Schilderungen, die den komischen Roman des siebzehnten Jahrhunderts speisen. Diese Litteraturgattung begründete in Deutschland der letzte deutschgesinnte Elsässer, Johann Michael Moscherosch (1601—1669),

der, aus einer im Elsaß eingewanderten spanischen Familie stammend, diese seine Heimat verließ, als sie die Segnungen der französischen Herrschaft zu kosten bekam, nach Deutschland zog und in Worms starb. Er schrieb nach dem Spanischen des Quevedo seine „wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald“ (Straßburg 1645), nämlich Erzählungen von Visionen, welche die Laster und Thorheiten seiner Zeit geißeln, 14 an der Zahl mit den Überschriften: Schergen-Teuffel, Weltwesen, Venus-Narren, Todten-Heer, Letztes Gericht, Höllen-Kinder, Hof-Schule, a la mode-Kehrauß, Hanß Hinüber Ganß herüber, Weiber-Lob, Thurnier, Pflaster wider das Podagram, Soldaten-Lob, Reformation. Philander von Sittewald ist ein modesüchtiger Deutscher, dem in diesen Gesichten die alten deutschen Helden Ariovist, Armin, Wittekind und andere erscheinen und ihn ermahnen, zu deutscher Kraft und Sitte zurückzukehren. Die Sprache des Buches ist schneidend-witzig und zermalmend; es ist jedoch mehr Satire als Roman.



Das Totenheer.
Facsimile eines Kupferstichs in „Gesichte Philanders von Sittewaldt, das ist Straff-Schrifften Hanß Michael Moscherosch von Wilstätt.“

Ein wirkliches Werk letzterer Art schrieb unter falschem Namen der unter seinem wahren erst in neuester Zeit entdeckte Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen (geboren um 1625 in Gelnhausen, gestorben 1676 als bischöflich Straßburgischer Schultheiß in Renchen). Sein wenn auch dem Mendoza nachgeahmter, doch die spanischen Muster an sittlichem Gehalt überragender und echt deutsch gefühlter Schelmenroman „der abenteuerliche Simplicissimus, — die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten“ u. s. w. (1669) ist, wie W. Scherer gefunden, eine (wohl unwillkürliche) Übertragung des „Parzival“ ins damals Moderne, Rohe und Derbe und schildert so lebendig und naturgetreu wie kein anderes Buch die Schmach und das Elend des dreißigjährigen Krieges, ist aber in seinem letzten Teile eine Art Utopien und das Urbild aller Robinsonaden.

Die unübersehbare Flut von Nachahmungen des Simplicissimus verhöhnte der 1696

von dem Studenten Christian Reuter geschriebene geniale Lügenroman „Schelmuffskys wahrhaftige, kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande", ein Buch, das zwischen dem mittelalterlichen Finkenritter und dem modernen Münchhausen die Mitte einnimmt und beide überragt.

Die Robinsonaden hingegen, welche aus dem Gezänke und Kriegslärm der Zeit auf eine einsame Insel flüchteten, nahmen erst überhand, nachdem Daniel Defoes englische Dichtung „Robinson Crusoe" (1719) und wohl auch Swifts „Gullivers Reisen" dazu den Anstoß gegeben hatten. Es blieb keine deutsche Landschaft ohne ihren Robinson; sie alle aber übertraf die „Insel Felsenburg" (1731—1743 in vier Bänden), ein wenn auch in der Form unbeholfenes, doch ansprechendes Gemälde einer idyllischen Welt.



Facsimile eines Stiches in „Deß Teutschen Simplicissimi Redi-vivi Lust- und Lehr-reicher Schrifften-Marck. Nürnberg 1685. (Quacksalber auf dem Jahrmarkt.

Die Standpunkte der katholischen Dichter und des komischen Romans stießen gewissermaßen zusammen in den satirischen Predigten und anderen Schriften des Volkskanzelredners Ulrich Megerle, als Augustinermönch und Hofprediger in Wien Pater Abraham a Sancta Clara (1644—1709), und dies um so mehr, als sein größtes Buch „Judas der Ertz-Schelm" eine Art satirischen Romans mit eingestreuten Belehrungen genannt werden kann. Sein seltenes Rednertalent war für die niederste Volksklasse berechnet und daher derb bis zur Maßlosigkeit; er eiferte mehr für die gute Sitte als für den Glauben und ging mit dem Laster in das strengste Gericht; er war unerschöpflich in treffenden Bildern und reich an Menschenkenntnis. Ein Ideal kannte er nicht und lebte in der Welt des Burlesken, äußerte aber einen Freimut, der damals gefährlich war, namentlich unter dem ernsten und steifen Kaiser Leopold I. Dabei besaß er eine für einen damaligen Mönch seltene Bildung; er kannte die antiken und italischen Renaissance-Klassiker, wie Moscherosch und Molière, und urteilte keineswegs nachsichtig über seine Amtsbrüder. Der Kapuziner in „Wallensteins Lager" ist ihm nachgebildet.

In die Gruppe der deutsch-nationalen Abwehr gegen die herrschende Nachahmungssucht gehören auch die deutschen Spruchdichter des siebzehnten Jahrhunderts. Sie stehen auf

selbständigem Boden und es ragen unter ihnen ein Hoch- und ein Plattdeutscher hervor. Jener ist Friedrich von Logau, abermals ein Schlesier (geb. 1604, Beamter am Herzogshofe zu Brieg, später zu Liegnitz, wo er 1655 starb), hochehrenwerter Charakter und begabter Dichter, der sich weder durch Glück noch Unglück vom geraden Wege des sittlichen Adels weglocken ließ. In seinen über dreitausend kurzen Sinngedichten geißelte er alle Thorheiten seiner Zeit und bewies dabei so viel Geschmack, nur selten den Alexandriner und meist verschiedene Versmaße zu wählen. Er konnte ebenso zart wie derb sein. So z. B. sang er vom Mai: „Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde, daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.“ Dagegen donnert er mächtig gegen die herrschende Mode, wovon wir bereits (oben S. 174 u. 178) zwei Beispiele gaben, denen hier ein drittes beigefügt sei: „Diener tragen ingemein ihrer Herren Lieverei, soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei? Freies Deutschland schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherei!“ Seine vorurteilslose religiöse Überzeugung bekundete er durch die Verse: „Luth'risch, Päbstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei.“

Der Tanzmeister.
(Aus: Etwas für Alle, das ist eine kurtze Beschreibung allerley Standt- Ambt- und Gewerbs-Personen. Mit beygedruckter Sittlicher Lehre und Biblischen Concepten durch P. Abraham a S. Clara. Augustiner Barfüßer mit Kupfern vermengt durch Christoph Weigel. Würzburg 1699.)

Der angedeutete plattdeutsche Epigrammatist, Hans Wilmsen Lauremberg (geboren 1591 in Rostock, wo er Professor wurde, später aber zu Soröe in Dänemark, wo er 1659 starb) schrieb unter dem drastischen Titel: „De nye poleerte Utiopische Bockes-Büdel“ plattdeutsche Satiren, die in derber, freimütiger, witziger Sprache gegen die Nachahmung fremder Sitten und Trachten, gegen die Vermengung der Sprachen und Titel, und gegen die steifen Regeln der Opitzschen Lehre eiferten.

Auch ein deutscher Schweizer schloß sich dieser Richtung an, Johannes Grob (geboren 1643 in der Landschaft Toggenburg, wo sein Heimatsdörfchen Entswil nach ihm noch heute Grobenentswil heißt, nach vielen Reisen und sächsischem Kriegsdienste gestorben 1697 in Herisau). Seine unter den Titeln „Dichterische Versuchsgabe“ und „Reinholds von Freienthal poetisches Spatzierwäldlein“ herausgegebenen Spruchsammlungen zeichnen sich durch Natürlichkeit, Kraft und Freimut aus.

Ein scharfer Gegner der Nachahmung und des Schwulstes war Christian Weise aus Zittau (1642—1708), der in Leipzig, in Weißenfels und in seiner Heimat Lehrstellen bekleidete. Auch gegen die sogenannte Sprachreinigung richtete er in Versen wie in Romanen seine Satire, die indessen meist platt und gewöhnlich war, obschon er den unberechtigten Anspruch erhob, der Stifter einer neuen Schule zu sein. Doch ist die schmucklose Sprache seiner Gedichte vielfach recht herzlich und gewinnend.

Nachdem die schwülstige Manier in Frankreich dem Aufleben der sogenannten klassischen, d. h. wohllautenden, maßvollen, eleganten aber aller Originalität, Wahrheit und Gefühlstiefe entbehrenden Litteratur des Zeitalters Ludwigs XIV. unterlegen war, wurde sie, gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, auch in Deutschland aufgegeben und machte einer Nachahmung jener angeblich klassischen Richtung Platz, aber ohne daß irgend welche bedeutenden

Leistungen aus diesem Streben hervorgingen. Es blieb einesteils bei der gezierten und gedanken= wie gemütsleeren Hofdichtung des Freiherrn Friedrich Rudolf von Canitz, eines Hofbeamten des Großen Kurfürsten, und des brandenburgischen, später sächsisch=polnischen Hofzeremonienmeisters Johann Besser; anderenteils scheiterte jenes Streben in der vielfach talentvollen und dichterisch angelegten Natur des Studenten Johann Christian Günther aus Striegau (1695? — 1723) an der Unfähigkeit dieses Meteors, sich aus einem zügellosen Leben zur Ruhe und Mäßigung des Dichters aufzuraffen.

Während so die lyrische Dichtung zwischen der Nachahmung fremder Muster und einem noch vergeblichen Ringen nach Abwerfung dieses Joches hin und her schwankte, versuchte auch die dramatische Poesie allerlei Wege, Deutschland das zu schenken, was Spanien und England in schöpferischer Weise bereits errungen, Frankreich aber durch Anlehnung an ein mißverstandenes klassisches Altertum zu erringen bestrebt war, eine Nationalbühne nämlich, leider aber nur, um zu erkennen, daß die Zeit so hoher Blüte für die germanische Erde noch nicht angebrochen war. Man kann es nur als ein unbeholfenes Tasten und Lernenwollen, aber Nichtleistenkönnen bezeichnen, was im siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts über die deutsche Bühne schritt, aber mehr von dem Pomp und Gepränge der Hof-



Wolffgang Dorsch: Schauspieler, Pritschenmeister und Meister der Scheibenzieherprofession in Nürnberg.

festlichkeiten jener in der Perücke einherstolzierenden Zeit, als von dem Ideal der Darstellung des Schönen und des Dienstes der sittlichen Idee erfüllt und gefangen war. Diese anderthalbhundertjährige Versuchszeit ist ein trübes Blatt in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. Wo die Muse der Dichtung auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, heiter sein wollte, da wurde sie roh, plump und gemein, wo sie die Absicht hatte, ernst zu sein, da gelang es ihr nur, in Blut und Greueln zu waten. Der Hanswurst, Jahn oder Klaus Narr, der durch Vermengung mit dem Clown der englischen Komödianten und mit dem Arlechino und Pulcinello der italischen Volksbühne aus einem bäurischen Tölpel zu einen schalen Witzbold unter dem Namen „Pickelhäring“ wurde, teilte die Herrschaft über die Bühne mit blutdürstigen Tyrannen und hohlen, geschwätzigen Helden. Der dreißigjährige

Krieg war so recht dazu geeignet, sowohl die Roheit der Sitten, als die Lust am Gräßlichen zu nähren. Seit dieser Zeit werden auch die bürgerlichen Schauspieler durch wandernde, berufsmäßige verdrängt, während die Studenten und Schüler sowohl fortfahren, in der Schule zu spielen, als damit beginnen, wandernden Gesellschaften zuzulaufen, die sich sogar meist aus ihren verdorbenen Elementen rekrutieren und seit 1622 unter Direktoren reisen und auftreten. Als Orte für die Aufführungen waren die Ballspiel- und Fechthäuser beliebt, und die Zeit war aus Mangel an Beleuchtungseinrichtungen noch die des Tages, aber vom Vormittag bereits in den Nachmittag hineingerückt. Weibliche Darsteller waren schon durch die Natur der Stücke und durch die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler, die sich in der öffentlichen Wertschätzung von Gauklern so wenig unterschieden, als in ihrer Beschäftigung, vom Theater fern gehalten; aber eine neue Art der Bühnenspiele bahnte ihnen den Weg auf die Bretter.

Diese neue szenische Gattung war die Oper, welche aus Italien her zuerst durch Opitz (1627) in Deutschland eingeführt wurde und besonders nach dem Frieden immer mehr Anklang fand. Die Schäferspiele sowohl, als die allegorischen Friedensstücke nahmen um die Mitte des Jahrhunderts eine bevorzugte Stellung unter den Opern ein, zu welchen sich die Gebildeten vor der Roheit der Volksbühne flüchteten. Der Palmen- und der Blumenorden thaten sich in ihrer Pflege hervor, wie bereits (oben S. 186) angedeutet wurde. Beliebter wurden später die historischen Stoffe vom fabelhaftesten Altertum an bis auf die damals neueste Zeit. Groß war der Pomp der Operaufführungen, die Kunst der Maschinerie, der Glanz der Kostüme an den Höfen, besonders in Wien, München und Dresden, ebenso prachtvoll ausgestattet war aber auch die städtische Bühne in Hamburg. Aber der Inhalt der Oper, schon von vornherein unbedeutend, wurde zusehends schwächer und die Mode, italienische Opernsänger in ihrer Muttersprache singen zu hören, wuchs ins Großartige. Mit der Oper war meist das Ballett verbunden; auch liebte man gemischte, aus Rede, Gesang und Tanz bestehende Schaustücke.

Aber auch das rein gesprochene Drama suchte unter den höheren Ständen ein vom Volke abgesondertes Publikum. Ein bereits genannter Dichter, Andreas Gryphius, schuf das deutsche Kunstdrama, was den Text betrifft; von einer Handlung hatte der wackere Mann, dessen Können seinem Wollen nicht gewachsen war, noch keine Ahnung. Aber indem er und andere, nicht zufrieden mit der undankbaren Lieferung von Operntexten, das gesprochene Drama pflegten, gaben sie doch eine Anregung, welche später zu besseren Leistungen anspornte. Das Streben Gryphius' war höchst ehrenwert; er versuchte sich im komischen wie im tragischen Fache, war in beiden von höchst edeln Gesinnungen beseelt und verirrte sich weder in das Extrem des Entsetzlichen, noch in das des Niedrigen. Er geißelt sowohl die Raserei blutiger Tyrannen in seinem „sterbenden Ämilius Papinianus“ (unter Caracalla), als die Maßlosigkeit eines empörten Volkes in seiner „Ermordeten Majestät oder Carolus Stuardus“. Das Leben der vom Schicksal bevorzugten Stände stellt er in dem „verliebten Gespenst“ ebenso komisch dar, wie das des Volkes seiner Heimat in der mit diesem Stücke verflochtenen „geliebten Dornrose“. In „Absurda Comica oder Herr Peter Squenz“, das dem Zwischenspiel im „Sommernachtstraum“ entspricht, malt er tölpelhaftes Kunstbestreben ungebildeter Leute, wie im „Horribilicribrifax“, der an des Plautus „Miles gloriosus“ und an Shakespeares „love's labour 's lost“ erinnert, die hohle Prahlerei aufgeblasener Kriegsleute. In der Komik ist Gryphius viel glücklicher als in der Tragik; erstere ist oft noch jetzt überwältigend, während letztere mit ihrem Schwulst, der indessen noch nicht die Stufe Hoffmanns und Lohensteins erreicht hat, meist kalt läßt, doch in manchen Stellen, wo derselbe zurücktritt, auch ergreift.

In den dramatischen Darstellungen der Zeit und der Schule des Gryphius wurden merkwürdigerweise vor jedem Akt die „Vertönungen oder Stellungen“ desselben „bei einer Musik von Violen und anderen Instrumenten gezeigt“, d. h. der Inhalt des Aktes wurde vor Beginn desselben durch eine Pantomime mit Musikbegleitung angedeutet, und sogenannte Reien, eine Art von Chorgesängen, schlossen ihn. Die Akte hießen „Abhandlungen“, die Auftritte „Eingänge“. Was darin, von den Reden abgesehen, geschah, wurde im Texte nicht immer dazugesetzt, sondern sollte aus den Reden hervorgehen. Aufgeführt wurden die Stücke vielfach, die von Gryphius namentlich durch Studenten oder Schüler, der „Papinianus“



Ballet aus dem 1684 im Schloß zu Heidelberg aufgeführten Spiele „Die über alle Tugende Triumphirende Tugend der Beständigkeit.“

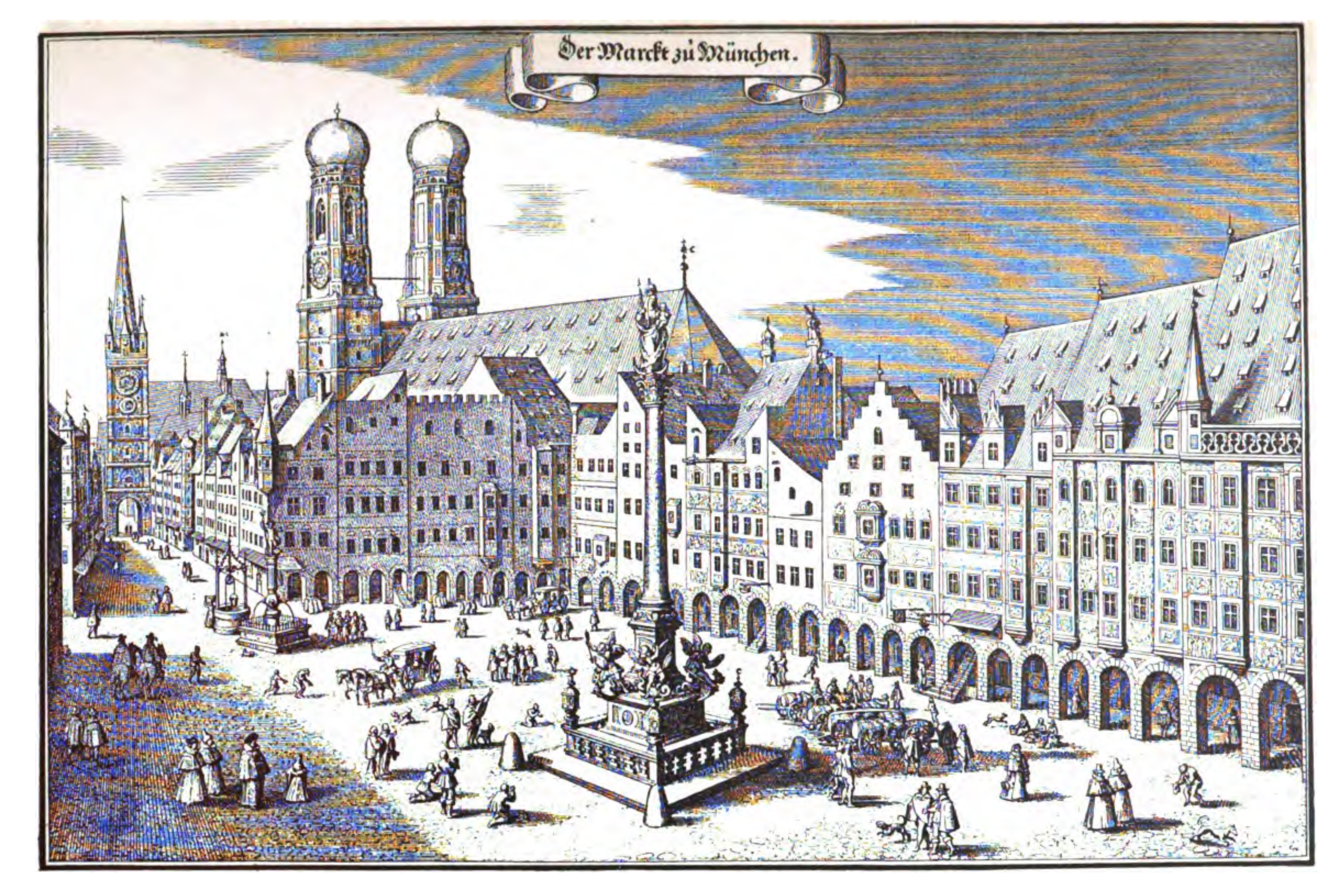
z. B. 1658 und 1660 in Breslau und 1680 in St. Gallen, wo er mit den Namen der spielenden jungen Leute und ihrer in Amt und Würden stehenden Väter 1681 gedruckt wurde. Mit den Wanderschauspielern hatte dieser Dichter, wahrscheinlich weil er den Pickelhäring entweder verbannte oder lächerlich machte, kein Glück. Dasselbe gilt von Lohenstein, den wir bereits als Lyriker nannten, der aber als Dramatiker seinen Schwulst noch mehr glänzen ließ und im Grausigen geradezu schwelgte, worin er womöglich die Tragödien des Seneca übertraf. Er schrieb indessen gar nicht für die Bühne, und diese spielte ihn nicht, und dasselbe gilt von den übrigen gelehrten Dichtern jener Zeit. Unter ihren jüngeren Genossen ragt der bereits erwähnte Christian Weise hervor, ein Eklektiker, der sich zugleich das gelehrte Drama, die Volksbühne und die Oper zum Muster nahm, meist in Prosa schrieb, sehr fruchtbar wurde, das Niedrigkomische wie das Furchtbare möglichst mied und zu

Darstellern seiner Stücke meist Schüler hatte. Seine Stoffe führte er wie Gryphius bis auf seine Zeit herab (Masaniello ist eines der besten Stücke jener Periode, welches das Komische geschickt in das Tragische verflicht), verschmähte neben dem biblischen Drama auch das bürgerliche und bäurische nicht und zeigte wesentliche Fortschritte im Verständnis der Handlung.

Unter den zahlreichen wandernden Theaterdirektoren des siebzehnten Jahrhunderts, neben denen auch französische herumzogen und in ihrer Sprache spielten, ist besonders Hans Velten (auch Velthen oder Veltheim) zu nennen, welcher 1669 in Leipzig sein erstes Debut mit einem nach dem französischen des Corneille schlecht bearbeiteten Stücke machte. Alle bedeutenderen Städte Deutschlands sahen ihn mit seiner „berühmten Bande", wie man seine Gesellschaft hieß, auftreten, meist in schlechten Übersetzungen der damaligen französischen „Klassiker", der Tragiker wie der Komiker, Corneilles und Racines, wie Molières und der geringeren Dichter, bisweilen auch in rohen Nachbildungen Shakespeares und anderer Briten oder in elenden Originalstücken. Was die Dichter keusch verhüllten, wurde hier offen dargestellt, die grausamsten Mordszenen und Hinrichtungen nicht ausgenommen, und den Pickelhäring zwängte man hinein, ob es paßte oder nicht. Mit der mimischen Kunst war es nicht weit her, und als Velten, um dem Publikum etwas Neues und Anziehendes zu bieten, das Stegreifspiel erfand, konnte er mit dem Bildungsmangel seiner „Künstler" auch nicht viel leisten und mußte es wieder aufgeben. Trotzdem errang er sich 1685 in Dresden der erste Hoftheaterdirektor Deutschlands wurde. Auch seine Frau, seine soviel Geltung, daß er Schwester und andere Damen spielten mit und erstere bezog den nämlichen Gehalt wie er (200 Thaler); der geringste Schauspielergehalt betrug die Hälfte des seinigen. Schon 1692 indessen machte ein Regierungswechsel dem Hoftheater ein Ende.

Nun faßte Velten abermals einen neuen, einen in seiner Art und für damalige Verhältnisse großen Gedanken, den der Hauptaktionen, d. h. der den Hauptteil eines Abends bildenden Stücke, welchen noch eine Komödie mit dem unvermeidlichen Pickelhäring folgte, wie in Athen einer Tragödie das Satyrspiel. Es wurden nämlich damals infolge der Prachtliebe jener Zeit, welche der fürstliche Absolutismus ebenso nährte, wie die herrschende Nachahmung des Auslandes, immer größere Anforderungen an das Theater gestellt. Es giebt heute kaum viel optische, akustische und mechanische Kunstgriffe, welche nicht schon damals ihre Vorläufer gehabt hätten. Man sah Fische im Wasser, feuerspeiende Drachen, auf Wolken schwebende Genien und Götter, ja ganze Schlachten auf der Bühne. Die Einfachheit der Szene eines Hans Sachs, Shakespeare und Calderon genügte nicht mehr; die Kulissen und der Vorhang, der Hintergrund und das Orchester, die Versenkungen und Hebemaschinen kamen auf, und um all das unterzubringen, begann man besondere Schauspielhäuser zu bauen, das wohl erste deutsche 1641 in Ulm. Es sind von weiteren namentlich zu erwähnen das 1667 eröffnete Theater in Dresden, besonders für Hoffestspiele und das 1678 erbaute Opernhaus in Hamburg.

In diesen mächtigen Gebäuden nun wollten die Zuschauer möglichst viel sehen; die Unternehmer wollten sie möglichst ausnutzen. Diesen Bedürfnissen zu genügen, wurden seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts in Wien die Veltenschen „Hauptaktionen" zu „Haupt- und Staatsaktionen" ausgebildet, den damaligen „Ausstattungsstücken", höchst elenden, aber mit großartigem Pomp in Szene gesetzten Schaustellungen. Text und Handlung verschwanden in nichts vor den „Auszierungen", wie man sie nannte, und wurden so trocken, steif und leer wie möglich. Ein solches Stück, das man am besten als eine dramatisierte Zeitung bezeichnet, spielte mit Vorliebe in der neuesten Zeit, und



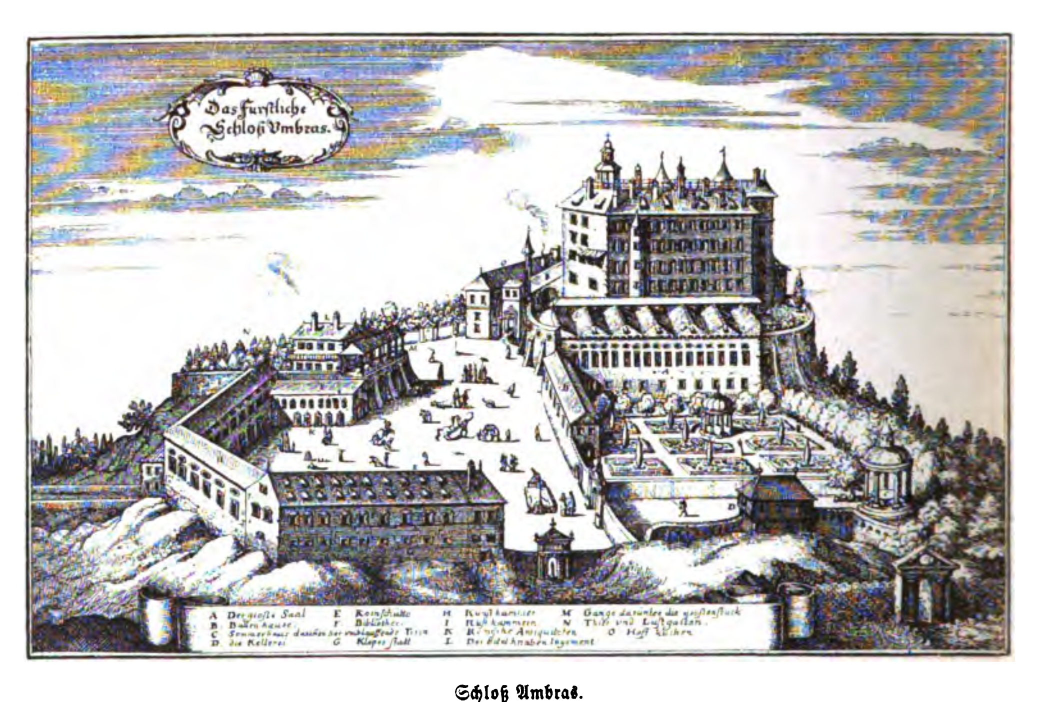
Der Marktplatz zu München mit der zur Erinnerung an den Abzug der Schweden errichteten Mariensäule.

Kupferstich von Matthaeus Merian, aus „Topogr. Bavariae“.

Haupthelden waren natürlich damals der tolle Karl XII. von Schweden und der „edle Ritter“ Prinz Eugen. Zwischen die großen politischen und kriegerischen Auftritte, die gewöhnlich in pompösen Aufzügen mit allegorischen Figuren gipfelten, wurden plumpe Hanswurstiaden eingeflochten. Die Stücke waren nur mangelhaft aufgesetzt, in vielem nur angedeutet, und überließen oft das meiste Gesprochene dem Stegreif der Schauspieler, der damit wieder aufkam. Der Hanswurst, dessen Einführung in das ernste Schauspiel nun auf die Dauer erfolgte, hatte seinen beliebtesten schriftlichen und mimischen Darsteller in dem ersten Wiener Theaterdirektor Stranitzky und wurde sogar auf den Titeln der Stücke neben dem Helden genannt, während er sich darin nur durch Unflätigkeit auszeichnete. Und das hielt man für eine deutsche That gegenüber der Ausländerei! Bald fanden diese Verhöhnungen des guten Geschmacks in ganz Deutschland Nachahmung und die Bühne war gewiß, trotz ihrer Prachtentfaltung, tief gesunken, als ein Trunkenbold wie Karl von (!) Eckenberg, genannt „der starke Mann“, welcher als Theaterdirektor zugleich Seiltänzer und andere Gaukler neben schlechten Schauspielern unter seiner Leitung hatte, die Gunst des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. besaß, dessen maître des plaisirs er war und der ihn gegen alle Vorstellungen der Geistlichkeit und aller anständigen Leute hielt.

Es war eine Zeit des Verfalles aller Kunst und Litteratur, in der wir uns hier bewegen. So lange Deutschland in den Fesseln des französischen Geschmackes gefangen lag, teilte auch die bildende Kunst die Armut der Dichtkunst an Talenten und Leistungen. Nur wenige Köpfe, und auch diese nicht von bedeutender Begabung, bildeten eine Ausnahme. Eine solche war in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als die niederländische Kunst noch in voller Blüte stand, Joachim von Sandrart aus Frankfurt am Main (1606 bis 1688), ein Nachahmer der italischen Künstler aus der Verfallzeit ihres Landes und Verfasser der „Teutschen Akademie der edeln Bau-, Bild- und Mahlerei-Künste“, in welcher er den Wahn von Opitz teilte, die bildende Kunst ebenso lehren zu können, wie dieser die Poesie, während er dagegen denselben schwülstigen Geschmack predigte wie die Pegnitzer und die späteren Schlesier. Als Kupferstecher zeichneten sich aus: Matthäus Merian aus Basel (1593—1650), dem eine lange Reihe historischer und topographischer Abbildungen von viel Kraft und Wahrheit das Dasein und das von seiner Familie herausgegebene Theatrum Europaeum, die damalige „Illustrierte Zeitung“, (doch in fortlaufenden Darstellungen) seinen Ruf verdankt, — und der Böhme Wenzel Hollar (1607—1677). Nach ihnen sank die Kupferstecherkunst von ihrer Höhe, und gleichzeitig auch die Malerei. So viel auch die Fürsten, namentlich der Große Kurfürst und der erste König von Preußen, wie die beiden Auguste von Sachsen-Polen für den Schmuck ihrer Residenzen durch Künstlerhände freigebig opferten, sie konnten keine deutsche Kunst hervorzaubern. Französische Künstler beherrschten in dem widernatürlichen Stile eines Watteau, Vanloo und Boucher die Höfe und die kunstliebende Welt. Überall triumphierte das Rokoko mit seinen zwar zierlichen, aber unwahren und lüsternen Figuren. Es schmückte die Titel der Bücher, bedeckte Tapeten, Vasen und Plafonds und in allen bildlichen Darstellungen, auf Statuen und Grabmälern, wie in den Verzierungen der Paläste herrschten die abgeschmacktesten Allegorieen vor. Alle Tugenden und Laster, alle Ideen mußten personifiziert sein, und die erkünstelte Mythologie jener Zeit war reichhaltiger als die zur Zeit der römischen Kaiser und wie diese aus allen Zeiten und Ländern zusammengeschleppt. Die historische Zeichnerei bestand in möglichst taktisch und strategisch genau gehaltenen Abbildungen von Schlachten und Belagerungen, die Landschaftmalerei in der Wiedergabe fürstlicher Schlösser und Parke. Die letzteren beseelte derselbe geradlinige, steife, die Natur unterdrückende, Hecken und Bäume zu Figuren verschneidende

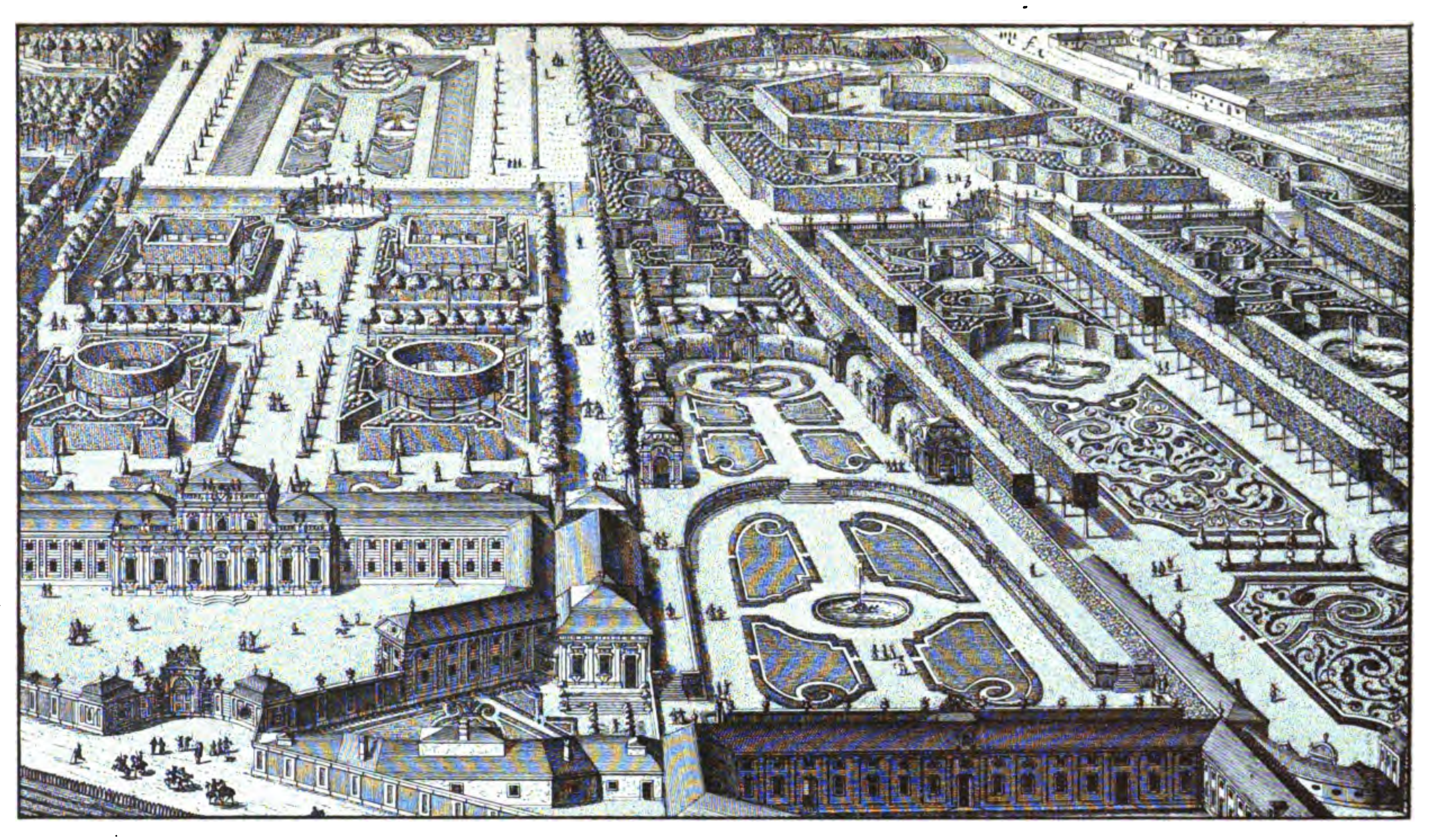
Zopfstil, der in der Litteratur und in der Baukunst herrschte. Er schmückte jene Anlagen mit allegorischen Statuen und Springbrunnen und die Fassaden der Paläste mit Blumen- und Fruchtstücken und Amoretten in Stuck. Mit Vorliebe versetzte man Gärten und Gebäude in kahle und einförmige Gegenden und trieb damit die Verleugnung der Natur auf die Spitze. Indessen ist anzuerkennen, daß diesen Stil Ludwigs XIV. Kunstgärtner Lenôtre so sehr veredelte, daß die Gartenanlagen zu einer wirklich künstlerischen Vermittelung zwischen den Gebäuden und der sie umgebenden Natur wurden, was seinen Ruf zu einem europäischen und seine Nachahmer zahllos machte. Auch jeder deutsche Fürst wollte sein Versailles haben und richtete es, seinen Mitteln gemäß, nach dem damaligen großen Vorbild ein. An nichts lag diesen Herrschern soviel wie an dem Glanze ihrer Häuser, wobei sie auch das Kleinliche nicht scheuten. Friedrich I. von Preußen z. B. ließ eine Medaille auf



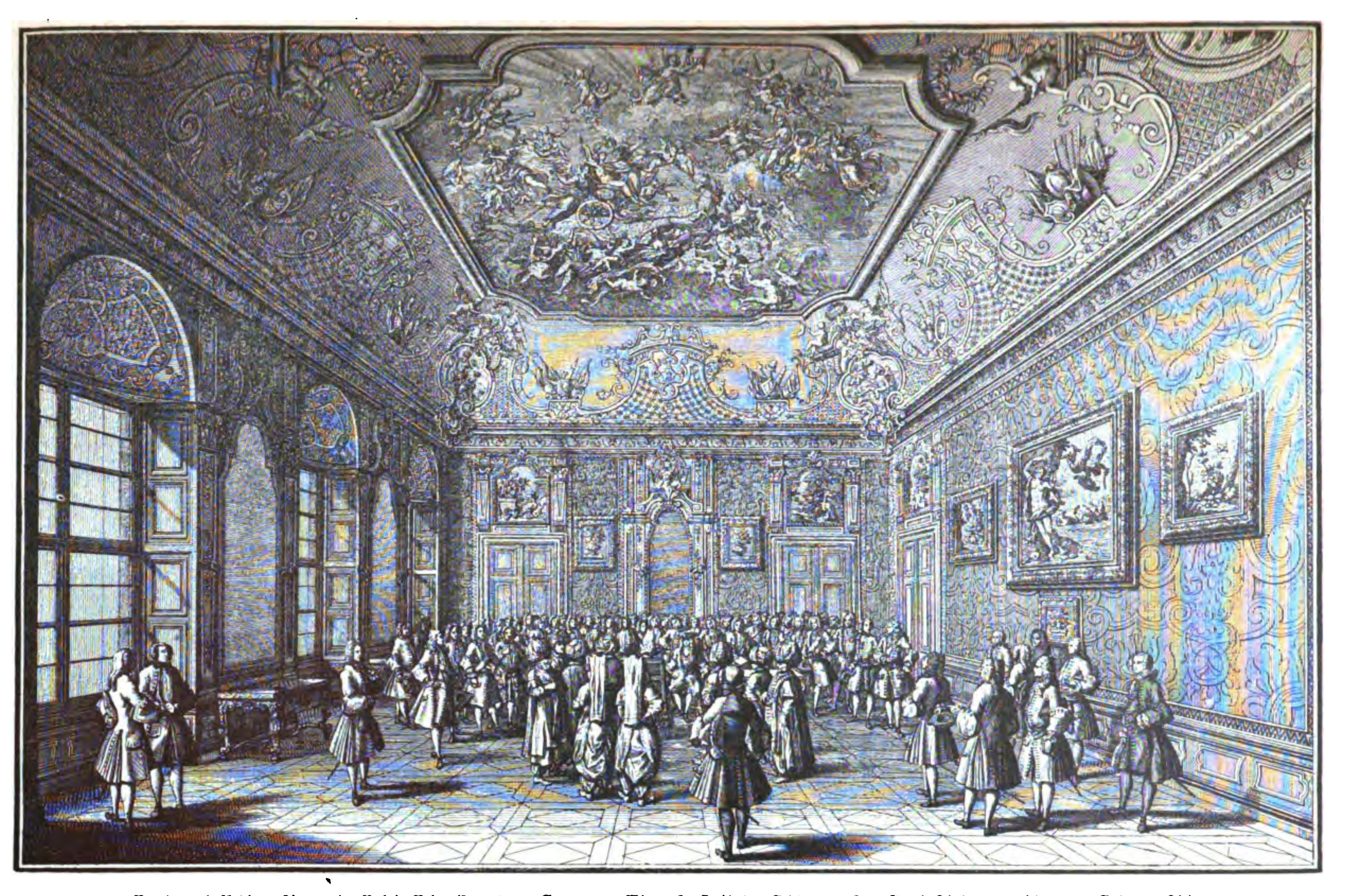
Schloß Ambras.
(Aus: Topographia Provinciarum Austriacarũ Austriae Styriae, Carinthiae, Carniolae, Tyrolis etc. Antag ins Kupffer gegeben durch Matthaeum Merian in Franckfurt am Mayn. 1677.)

das Ereignis schlagen, daß sein Sohn, der spätere Riesengardenkönig, zum erstenmal ein Pferd bestieg! Doch hat auch diese Kleinlichkeit in Potsdam und Dresden zur Anlegung von Kunstkammern und Raritätensammlungen geführt, denen ein bleibender kulturhistorischer Wert innewohnt.

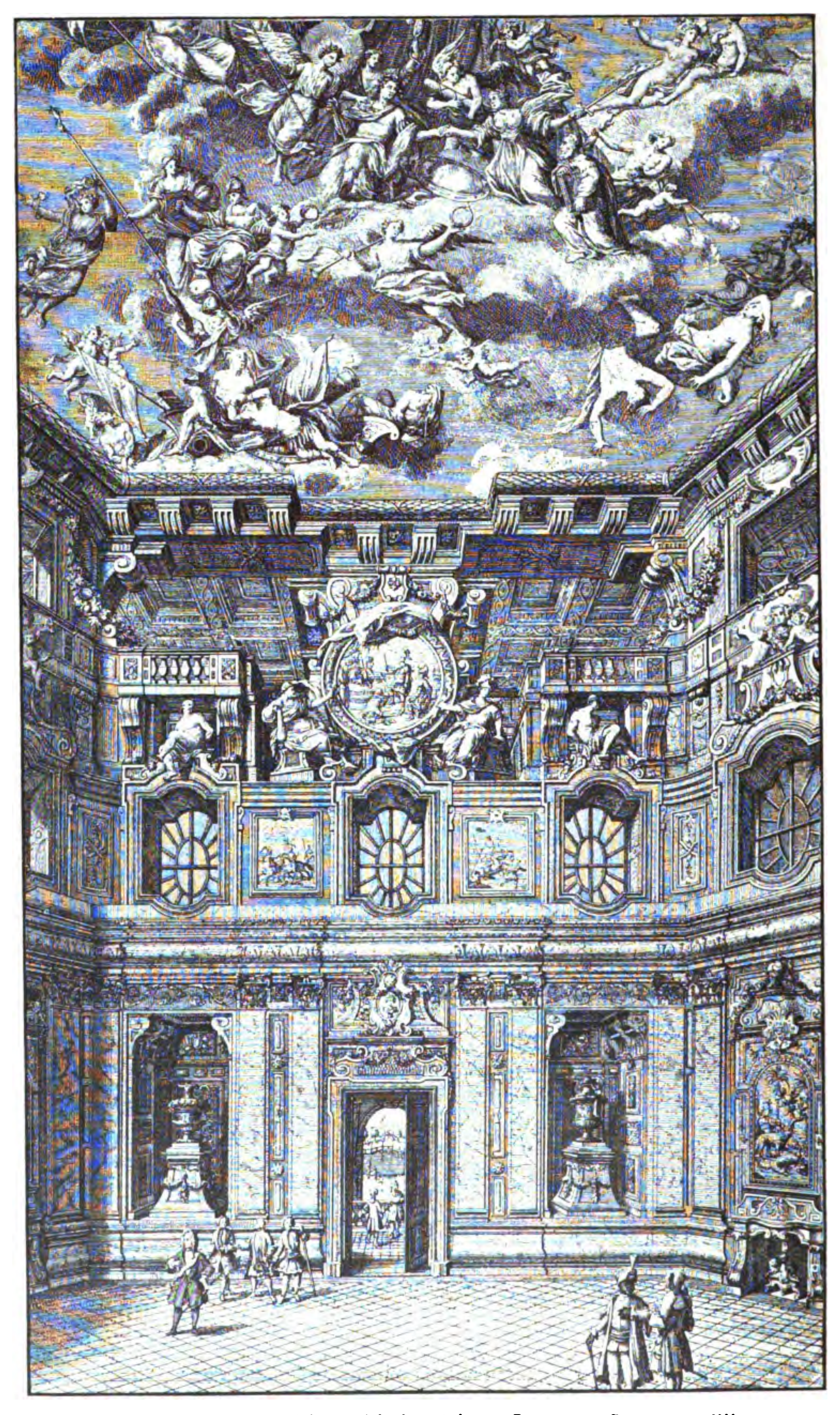
Wie im nördlichen und westlichen Deutschland, in den Niederlanden und der Schweiz der französische Geschmack immer weitere Eroberungen machte, so wog in Österreich, d. h. in Wien, welches alle Kräfte des Landes in sich aufsog und den Provinzen nichts übrig ließ, noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die italienische Mode vor. Der Besitz Mailands (und zeitweise Neapels) begünstigte dieselbe ungemein und dazu half auch der freiere Ton, der unter Karl VI. an die Stelle des steifen spanischen Zeremoniells Leopolds I. ebenso trat wie der Palastbau an die des Kirchenbaues. Italiener waren die Gelehrten, Dichter und Künstler der Kaiserstadt; unter ihnen glänzten Namen wie Zeno und Metastasio, und der letztere war der unentbehrliche Verfasser der Opern, Oratorien und



„Prospect Sr. Hochfürstl. Durchl. Prinzens Eugeny von Savoyen p. p. Garten und darzu gehörigen Gebäuden, sambt andern angränzenden Gärten und Häusser."
Facsimile aus dem Stiche von Joh. Aug. Corvinus. Gezeichnet von Salomon Kleiner.



Parade- und Audienz-Zimmer im Palais Prinz Eugens von Savoyen zu Wien. Facsimile des Stiches von Jac. Gottl. Thelott; gezeichnet von Salomon Kleiner.



Der marmorne Hauptsaal im Palais des Prinzen Eugen von Savoyen zu Wien.

Aus dem Kupferstiche von Jac. Gottl. Thelot; gez. 1731 von Salomon Kleiner, Chur Mayntzischer Hoff-Ingenieur.

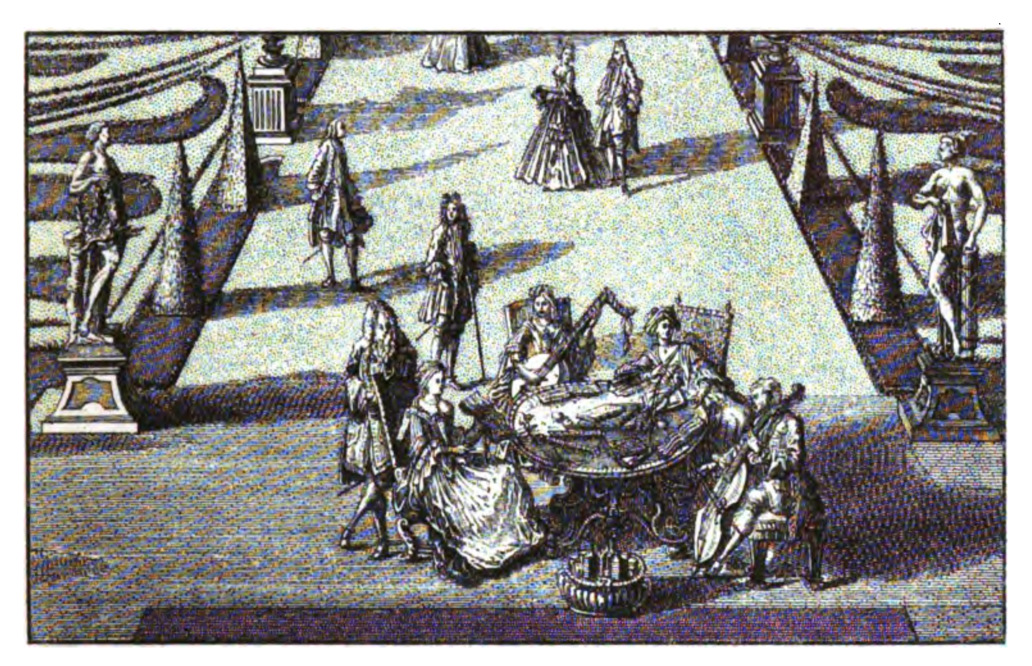
Festspiele, welche den Glanz des Lebens in der „Hofburg“ und der „Favorita“ erhöhen mußten und in welchen auch die Erzherzöge und Prinzessen, unter ihnen die später so gefeierte Maria Theresia, auftraten. Deutsche Künstler arbeiteten nach italischen Mustern, so der in Rom gebildete Bernhard Fischer von Erlach († 1724), der die Burg vergrößerte und den Plan der Karlskirche, wie den Palast des Prinzen Eugen schuf, beides in den edleren Formen des Barockstils, und dem sein Sohn Emanuel in gleicher Thätigkeit nachfolgte, indem er namentlich den Bibliothekpalast errichtete. Doch begann unter letzterem bereits der französische Geschmack dem italischen Konkurrenz zu machen, wozu namentlich der in Förderung der Wissenschaft und Kunst und im Sammeln der Werke beider unermüdliche Prinz Eugen von Savoyen, zwar Feind und Besieger des politischen, aber durchaus Anhänger des künstlerischen und litterarischen Frankreich, beitrug. Durch ihn wurde der damalige größte lyrische Dichter Galliens, Jean Baptiste Rousseau, nach Wien gerufen und als kaiserlicher Historiograph (mit dem damals großartigen Jahrgehalte von 2800 Gulden) angestellt. Aber auch seine italischen Landsleute vernachlässigte Eugen nicht. Wie mit dem Schwerte gegen Franzosen und Türken, hat er auch durch seine Bücher- und Kunstsammlung in dem Rokoko-Eldorado des Belvedere, die er dem Kaiserstaate hinterließ, um Deutschland, das er wie ein Vaterland liebte und dessen Kultur er zu heben strebte, große Verdienste erworben.

Die Zeit der Nachahmung des Fremden ist zwar für Deutschland eine betrübende und beschämende, aber man wird sich gestehen müssen, daß solche Richtungen in der Kulturgeschichte keines Landes fehlen und stets auch ihre gute Seite gehabt haben. Kein Volk kann fortwährend und ohne Unterbrechung Originalarbeit liefern; den Griechen dienten anfänglich die Ägypter und Assyrer, den Römern die Griechen, den Franzosen stetsfort die Römer als Muster, den Deutschen, doch nur kurze Zeit, die Franzosen, während sie vor- und nachher aus eigener Kraft unvergängliches schufen. Unter den durch die Völkerwanderung gebildeten Nationen Europas aber sind Einwirkungen der einen auf die anderen um so weniger zu vermeiden, als die Kultur bei ihnen allen auf der hellenisch-römischen und dem Christentum beruht und nur wenig aus der vorchristlichen Zeit beibehalten hat. Das Abendland ist seit dem Mittelalter ein großes Kulturgebiet, in welchem sich fortwährende Wechselwirkungen zwischen den fünf Hauptvölkern (Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutsche) vollziehen, welche gemeinsam dem zurückgebliebenen slawisch-finnischen Osten des Erdteils als Lehrmeister dienen. Unter ihnen allen aber haben sich zu der Zeit, welche für die Deutschen vorzugsweise eine solche der Nachahmung war, Aufnahmen ihnen vorher fremder Sitten vollzogen, welche für ihre soziale Kultur von den bedeutendsten Folgen waren. Den Grund zu diesen Aufnahmen legte die Entdeckung der Neuen Welt und des Seewegs nach Indien, nicht sofort, sondern nach und nach. Wir meinen die Genußmittel des amerikanischen Tabaks, des arabischen Kaffees und des chinesischen Thees. Sie sind es, welche dem maßlosen Essen und Trinken des Mittelalters und der nächstfolgenden Zeit den meisten Abbruch thaten und diese wüste Gewohnheit nach und nach verdrängten. In Deutschland begann diese Wandlung erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Im Einklange mit dem feineren Ton, dessen Eindringen eine gute Seite der französischen Nachahmung war, trat das Feinessen an die Stelle des Vielessens, und Thee und Kaffee beschränken das Wein- und Biertrinken in bedeutendem Maße. Es half nichts, daß die Regierungen gegen alle drei Genußmittel eiferten und sie zu unterdrücken suchten; sie bahnten sich trotz allen Hindernissen langsam, aber sicher, ihren Weg. Können wir auch bezüglich des Rauchens und Schnupfens nicht finden, daß diese stark überhandnehmenden Gewohnheiten günstige Wirkung, namentlich in ästhetischer Beziehung hatten, so



Spottbild auf den Tabak.

war dagegen mit der Aufnahme der beiden neuen Getränke entschieden eine gesittetere Lebensart verbunden. Dieselben schlossen Unmäßigkeit aus, weckten zugleich den Geist und machten ihn zu kritischer Gedankenarbeit geschickter. Wir wollen jedoch damit nicht sagen, daß diese Mittel es waren, welche das Losreißen aus dem Banne der Nachahmung verursachten. Dazu bedurfte es ganz anderer, geistiger Faktoren, und wie diese schon während der eben in ihren trüben Auswüchsen geschilderten Zeit aufkeimten und die ersten Sprossen selbständiger Geistesthätigkeit trieben, soll der nächste Abschnitt zeigen.



Gesellschaft im Garten eines Hauses in der Josephs-Stadt in Wien. „Herrn Hockge, Landschreibern zugehörig.“
Aus einem Kupferstiche von J. A. Corvinus; gezeichnet von Salomon Kleiner.

Neunter Abschnitt.

Ringen nach geistiger Freiheit.

Während die Ausbildung fürstlicher Gewaltherrschaft und die Nachahmung fremder Litteratur, Kunst und Lebensweise die Formen der Kultur Deutschlands im wesentlichen bestimmten, und beide Erscheinungen darin zu wetteifern schienen, daß sie ein Fortschreiten zu freier und selbständiger Geistesthätigkeit des deutschen Volkes aufhielten, wurde ein solches trotzdem, wenn auch noch langsam und schüchtern, durch mancherlei am Horizont erzitternde Zeichen des Wetterleuchtens einer besseren Zeit angekündigt.

Nachdem seit dem westfälischen Frieden der wilde Kampf der Glaubensparteien sich gelegt und die gegenseitige Duldung derselben entschiedene Fortschritte gemacht hatte, konnte es nur noch eine Frage der Zeit sein, daß auch Richtungen sich geltend machten, welche, ohne die Religion als solche in Frage zu stellen, mehr oder weniger Unabhängigkeit von der Herrschaft der Dogmen auf ihre Fahne geschrieben hatten oder auch, ohne es ausdrücklich auszusprechen, eine solche Gesinnung bethätigten. Solche Richtungen tauchten aber schon vor dem Frieden, ja sogar vor dem Kriege auf.

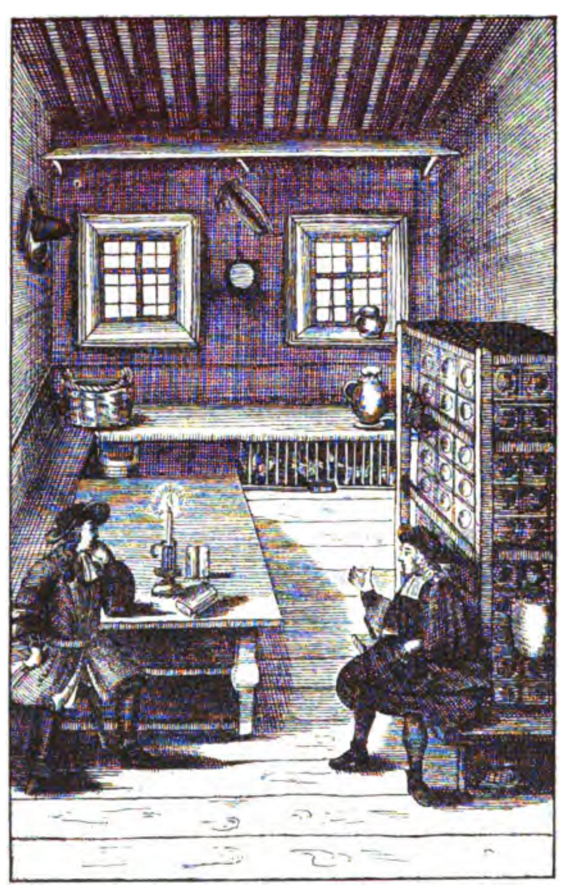
Der erste volkstümliche deutsche Dichter weltlicher Richtung war ein Schuster gewesen. Demselben Handwerk, dessen Meister vielfach Neigung zur Beschaulichkeit und Tiefsinnigkeit an den Tag gelegt, gehörte auch der erste, nicht der Kirche dienende deutsche Philosoph an, wenn wir den vergessenen Taurellus (oben S. 99) ausnehmen. Jedenfalls ist Jakob Böhm aus der Gegend von Görlitz, ein Bauersohn wie Luther (geb. 1575, gest. 1624), der erste Theosoph der neueren Zeit. Seine tief religiöse Natur, die ihn bis zur Ekstase brachte, machte ihn zum mystischen Schriftsteller und zog ihm von seiten geistlicher und weltlicher Behörden im Leben und im Tode Verfolgung zu. „Aurora oder die Morgenröte im Aufgang“ hieß sein erstes Buch, das sechs Jahre vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Nationalunglücks erschien, und eine Morgenröte der Freiheit vom Glaubenszwange war es auch. Böhms Standpunkt ist ungeachtet seiner tiefen Christlichkeit ein idealer, durchgeistigter Pantheismus, der nicht Gott verweltlicht, sondern vielmehr die Welt vergöttlicht, und den Menschen aus Gott hervorgehen läßt. Soviel Wahres er über die Mängel seiner Zeit, namentlich in der Erziehung predigte, war er doch nicht von Aberglauben frei und ließ sich von der Alchemie, Magie und Kabbala blenden. Er schrieb zweiundzwanzig Bücher, von denen erst im Jahre seines Todes das erste zum Drucke gelangte. Aber schon in der Handschrift fanden sie große Verbreitung, und selbst der Sohn seines Verfolgers, des Pastors Richter, gab einen Auszug davon heraus. Der Schwärmer Johann Georg Gichtel sammelte sie 1682 in zehn Bänden, und es entstand eine Schule seiner Anhänger, die bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein dauerte.

Böhm hatte sowohl das lutherische Dogma von der Unfreiheit des Willens, als das calvinische von der Gnadenwahl verworfen, ohne sich dem katholischen von der Werkheiligkeit zu nähern; vollständig von aller Konfession aber löste sich, auch von der ihm anerzogenen, der in den Niederlanden geborene und aufgewachsene, von Abstammung portugiesische Jude Benedikt (Baruch) Spinoza (1632—1677). Vom Judentum abgefallen und von den Rabbinern gebannt, trat er nicht zum Christentum über und bewahrte trotz Armut seine Unabhängigkeit. Obschon er dieser zulieb eine Berufung nach Heidelberg durch den Kurfürsten Karl Ludwig ablehnte, hat kein fremder Denker soviel Einfluß auf Deutschland ausgeübt, wie er, der die Göttlichkeit der Welt, statt theosophisch wie Böhm, philosophisch zu begründen suchte, die Freiheit des Willens, statt theologisch wie Luther, philosophisch leugnete. Im Gegensatze zur Praxis seiner Zeit sprach er der Staatsgewalt das Recht ab, den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen, verlangte für jede Glaubensgemeinschaft die Freiheit, ihren Gottesdienst auszuüben, sofern sie die Grundlagen des Staates nicht in Frage stelle, und lehrte, daß es nicht der Zweck des Staates sei zu herrschen, sondern seine Angehörigen zu heben und zu versöhnen.

Gleichen Alters wie Spinoza war der erste deutsche Rechtslehrer der Neuzeit, Samuel Pufendorf aus Flöha bei Chemnitz, den der Große Kurfürst aus schwedischen Diensten an sich zog (er starb in Berlin 1694). Noch schrieb er lateinisch, aber im Geiste so deutsch wie kein anderer über die Schwächen und Mängel des Reiches, für das er (in der unter dem Namen Severinus von Monzambano 1667 in Genf erschienenen Schrift „vom Zustande des deutschen Reiches") eine einheitliche Verfassung unter einem Bundesrat, Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und der Klöster und Ausweisung der Jesuiten verlangte, und dem er den römischen Charakter frischweg absprach. Er vollendete die von Hugo de Groot begonnene Befreiung des Rechtes von der Theologie, wie er die Unabhängigkeit des Staates vom Glauben verfocht, ohne letzteren anzugreifen.

Dieses Vorgehen, welches die zeitgenössischen Theologen als gottlos verdammten, war ein zu starkes und gewagtes auch für den damaligen größten Gelehrten Deutschlands, Gottfried Wilhelm Leibniz. Dieser Mann der Vermittelung (geb. 1646 in Leipzig, Hofrat und Historiograph in Hannover, wo er 1716 starb) brach eine Lanze für die Theologie, freilich nicht für die einer bestimmten Kirche, sondern für die „vernunftgemäß begründete", philosophische Gotteslehre, indem er dafür hielt, daß die Rücksicht auf jenseitige Belohnung und Strafe ein wichtiger Beweggrund für die Ausübung der Pflichten des Menschen sei, und den riesigen Gedanken faßte, daß alle Menschen, ohne Unterschied der Religion, einen Universalstaat unter der Regierung Gottes bilden. Einer der vielseitigsten Geister seiner Zeit, Philosoph, Mathematiker, Naturforscher, Historiker, Politiker, der in drei Sprachen, lateinisch, französisch und deutsch schrieb, legte er eine Lanze für das deutsche Recht gegen das römische ein, gründete die erste deutsche wissenschaftliche Zeitschrift (die „monatlichen Auszüge", 1701 in Hannover), drang in zahlreichen Denkschriften auf Beachtung der volkswirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse von seiten der Regierungen, auf Verbesserung der sozialen Mißstände, sowie der Jugenderziehung, des Sanitätswesens, der Landwirtschaft, des Handels und Gewerbes, auf die Errichtung von Versicherungsanstalten u. s. w., suchte Ludwig XIV. umsonst zu einem Zuge nach dem Morgenlande zu bestimmen, um ihn von Deutschland abzulenken, und betrieb mit Ernst und Eifer den unmöglichen Plan einer Vereinigung der christlichen Glaubensformen, für den sich sein Herzog bemühte, der aber an der von katholischer Seite festgehaltenen Unveränderlichkeit der Kirche notwendig scheitern mußte. Immerhin zeigte der Plan die Vorurteilslosigkeit und Weitherzigkeit des großen Gelehrten, der auch für die Gründung von Akademieen der Wissenschaften thätig war, was

ihm (1700) in Berlin gelang, in Wien aber mißglückte. Leibniz war wie viele andere ein Leib mit zwei Seelen, einer philosophischen und einer theologischen. Im innigen Freundschaftsverkehre mit dem Prinzen Eugen in Wien schmiedete er Plane für die Größe Deutschlands und schuf seine dem Platon nachgebildete Monadenlehre. Durch seine peripatetischen Unterhaltungen mit der ersten Königin von Preußen (s. oben S. 150) im Parke zu Charlottenburg entstand dagegen die Idee zu seiner „Theodicee“, in welcher er die bestehende Welt mit all ihren Vorurteilen als die bestmögliche pries, die aber seinem philosophischen System in theologischer Beziehung so scharf widersprach, daß auf der einen Seite die Freigeister in ihm den Verteidiger aller Dogmen angriffen, auf der anderen aber die Orthodoxen ihn verdammten, weil er seine Lehre aus der Vernunft ableitete, und sein ganzes redliches Streben erntete so großen Undank, daß sein Tod in der gelehrten Welt ohne Nachruf blieb! All seine Werke hatten ihm nichts eingetragen, und für den Versuch einer Rechenmaschine hatte der sonst sparsame Hagestolz 12 000 Thaler geopfert!



Bauernstube im ausgehenden 17. Jahrhundert.
Kupfer aus Thomasius' „Monatsgespräche“.
(Ernsthaffte Gedancken über etliche Ernsthaffte Bücher und Fragen An statt des Zwölften Monats oder December. In einem Gespräch vorgestellet. Halle Gedruckt und verlegt von Christoph Salfelden Chur-Fürstl. Brandenb. Hoff- und Regierungs-Buchdrucker. 1688.)

Diesem haltlosen und undankbaren Standpunkt eines bevorzugten Geistes trat ein jüngerer und entschiedenerer Gesinnungsgenosse Pufendorfs gegenüber, einer der kühnsten deutschen Männer, der für die Beseitigung schlechter Einrichtungen und für die Beförderung der Humanität gearbeitet hat wie wenig andere, — Christian Thomasius (geb. 1655 in Leipzig, gest. 1728 in Halle). Er gehörte nicht zu den bedächtigen Gelehrten, sondern zu jenen Männern der Bewegung, ohne welche keine besseren Zustände herbeigeführt werden. Mag er noch so unwissenschaftlich vorgegangen sein, — drei unsterbliche Verdienste hat er erworben: er hat die deutsche Sprache in die Universität eingeführt, er hat den ersten Anstoß zur Abschaffung der Folter und der Hexenprozesse gegeben. Im Wintersemester 1687 auf 1688 hielt er in Leipzig das erste deutsche Kolleg und im darauf folgenden Jahre gab er die erste litterarische Zeitschrift in deutscher Sprache, die „Monatsgespräche“, heraus. Sein Kampf mit dem Theologen und dänischen Hofprediger Masius über die Frage, ob die Obrigkeit von Gott sei, was er unhistorisch und unvernünftig nannte, zog ihm die Verketzerung von seiten der lutherischen Eiferer zu und vertrieb ihn aus Leipzig. Er floh nach Berlin und erwirkte 1690 bei dem Kurfürsten (dem späteren ersten König)

die Erlaubnis zu Vorträgen an der Ritterakademie in Halle, welche so stark besucht wurden, daß der Monarch vier Jahre darauf die dortige Universität gründete.

Die Stürmer nach Thomasius' Art waren aber dünn gesät, und er selbst hing noch in vielem an eingewurzelten Vorurteilen. Verteidigte er auch nicht die Dogmen wie Leibniz, so war er doch mindestens so religiös wie dieser, und beide standen in der innigsten Verbindung mit einer Bewegung, die, gleichzeitig mit der angedeuteten in den Kreisen der Gelehrten, unter dem Volke Platz griff. Von dem letzteren konnte ein Verständnis für die Wissenschaft noch lange nicht erwartet oder gar verlangt werden, und sein geistiger Horizont blieb innerhalb der von der Religion gezogenen Grenzen. Solange und soweit es sich so verhielt, mußte jede Verinnerlichung der Religion als ein Fortschritt gegenüber ihrem bloß äußerlichen Wesen erscheinen. Wie die Mystiker des späteren Mittelalters und ihr neuzeitlicher Nachfolger Jakob Böhm, so galten daher auch die Pietisten des endenden siebzehnten und des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts als Leute der Bewegung und der Opposition gegen die starre Orthodoxie, welche den Geist Luthers verloren und nur seine Ergebenheit gegen den Buchstaben der Bibel bewahrt hatte und, dem deutschen Leben völlig abgewandt, nur im hebräischen und christlichen Altertum Befriedigung suchte. Die Theologen kümmerten sich nicht um das Volk, fragten nicht nach dessen Seelenleben und Gemütssehnen und verstanden nicht, was dasselbe bedurfte, da es über ihren Horizont ging. Das Volk aber fragte ebensowenig nach den theologischen Streitigkeiten; es wollte im Leiden erhoben, im Unglück getröstet, in Verirrungen beraten, in der Bibel belehrt sein, und das boten ihm seine Hirten nicht.

Mehrere quietistische, mystische und asketische Sekten, wie z. B. die von dem Böhmianer Gichtel gestifteten „Engelsbrüder", suchten diesen Übelständen abzuhelfen. Mehr Erfolg aber hatte der Stifter des Pietismus, Leibnizens Freund Philipp Jakob Spener, 1635 im Elsaß geboren, 1705 als Oberkonsistorialrat und Probst in Berlin gestorben. Er trat offen als Gegner der Teufelsaustreibung bei der Kindertaufe und der Privatbeichte auf, an welchen beiden Einrichtungen die Lutheraner festzuhalten fortfuhren. Seit 1670 hielt er als Geistlicher in Frankfurt Versammlungen (Collegia pietatis) ab, in welchen er die Bibel erklärte, worüber dann die anwesenden Männer sich besprachen und die Frauen schweigend zuhörten. Starkes Anwachsen der Zahl seiner Zuhörer nötigte ihn später, seine Vorträge in eine Kirche zu verlegen, was aber den Eifrigsten seiner Schüler nicht behagte. Wider seinen Willen verließen sie die kirchliche Gemeinschaft und gefielen sich in separatistischen Zusammenkünften besser. Halle, an dessen Gründung Spener mitgewirkt, und das 1704 bereits zweitausend Studierende zählte, wurde die Universität des Pietismus, dessen Jünger sowohl gegenüber dem Luthertum als dem Calvinismus ihre Opposition durch Duldsamkeit gegen Verschiedenheiten des Bekenntnisses kundgaben. Selbst Theologen der anerkannten Kirchen traten ihnen bei oder hielten wenigstens im Geiste mit ihnen, so der in Magdeburg wirkende Prediger Christian Scriver mit seinem Andachtsbuche „Seelenschatz", Joachim Neander in Bremen mit seinen geistlichen Liedern, Gottfried Arnold aus Annaberg (1666—1714) mit seiner „unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie", in deren drei tausendseitigen Folianten er für alle von der Kirche verfolgten Ketzer Partei nahm und den Glaubenszwang mit feurigen Worten bekämpfte, — ein Buch, das Thomasius „das beste nach der Bibel" nannte. Arnolds geistliche Lieder sind die kräftigsten dieser Gattung.

Auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und der Erziehung waren die Pietisten die ersten, welche durch freiwillige Beiträge Anstalten ins Leben riefen. Einen großartigen Aufschwung nahmen diejenigen, welche in Halle der dortige Pastor und Professor des Griechischen und

brüderlich fühlende und handelnde Glaubensfamilie, die noch heute sowohl in ihrer Wiege, als in ihren Missionen in Grönland, Westindien, Afrika u. s. w. blüht. Sie hat wenigstens die Aufgabe gelöst, christliche Frömmigkeit ohne vorgeschriebenes Glaubenssystem zu pflegen.

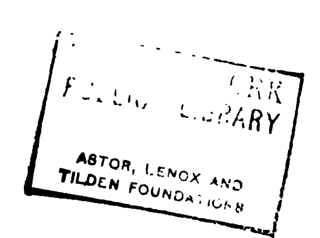
Eine Reform des geistigen Lebens im Sinne der Gedankenfreiheit durch den Pietismus mußte an dem engen Horizonte des letzteren, der sich nicht über die religiösen Interessen hinaus erstreckte, scheitern. Der richtige Weg zu einer Neugestaltung des durch den großen Krieg und seine Folgen so tief geschädigten deutschen Volkstums konnte nur durch die an keine dogmatischen Ansichten gebundene Schule führen. Es gähnte eine ungeheure Kluft in Hinsicht der Bildung zwischen den Gelehrten und dem Volke; es fehlte vollständig an einem geistigen Mittelstande. Wir haben bereits (S. 136 f.) erwähnt, daß der dreißigjährige Krieg vielen überflüssigen Lateinschulen ein Ende gemacht, und daß nach dem Frieden deutsche Schulen, deren Bedürfnis ein dringenderes war, an ihre Stelle getreten. Aus ihnen entwickelte sich die neuere Volksschule. Wenige Fürsten haben sich um ihre Gründung, wie zugleich um die Reform der Gelehrtenschule so große Verdienste erworben wie Herzog Ernst der Fromme von Sachsen-Gotha (regierte 1641—1675) und wenig Prediger so eifrig wie der württembergische Hofprediger Johann Valentin Andreä (1586—1654) für vernunftgemäße Gestaltung des Schulwesens gewirkt, daher er von orthodoxer Seite als



Eine Schulstube im 17. Jahrhundert.
(Aus: Comenius, Vorpforte der Schul-Unterweisung. Nürnberg 1678.)

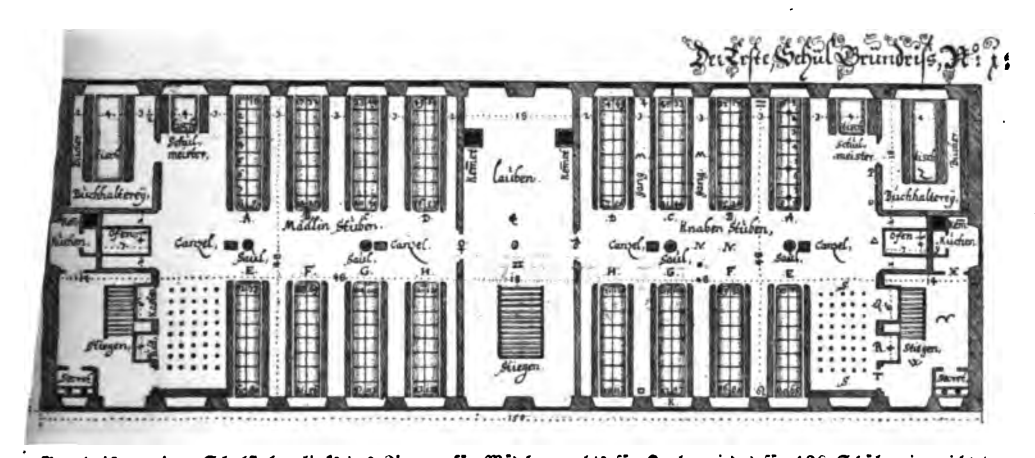
Ketzer verfolgt wurde. Als Schulmann wirkte in der gleichen, freilich noch unreifen Weise der Holsteiner Wolfgang Ratich (1571—1635), der das nämliche Schicksal erfuhr, dessen neue Methode sich aber nicht bewährte.

Im damaligen Gymnasium wurde seit jener Zeit die Herrschaft des Antiken stark erschüttert. Es war im Geiste der zuletzt genannten Männer, daß selbst die lateinische Grammatik nun in deutscher, statt in ihrer eigenen Sprache geschrieben und benutzt wurde. Neben die beliebten lateinischen Schulkomödien traten deutsche, namentlich durch die Bemühung des Rektors Christian Weise in Zittau (oben, S. 190 u. 194) im letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich der Unterricht im Deutschen bereits die Ebenbürtigkeit mit demjenigen in den alten Sprachen erobert. Freilich wetteiferte mit ihm nun auch derjenige im Französischen, welches seit dem vorhergehenden Jahrhundert als für Gebildete ebenso notwendig galt, wie zur Zeit der Kreuzzüge und des Ritterwesens. Ein Übelstand, der sich gleichzeitig breit machte, war der, daß die adeligen Schüler, für welche das Französischlernen hauptsächlich bestimmt war, darob die alten Sprachen vernachlässigten. Namentlich der Unterricht im Griechischen nahm zusehends ab. Die adeligen Schüler erhielten einen besonderen Lehrplan und wurden den bürgerlichen in jeder Beziehung vorangesetzt, doch hauptsächlich nur so lange, bis besondere Ritterakademieen (in Liegnitz, Brandenburg, Lüneburg u. a.) und in Halle das Franckesche Pädagogium zu ihren Gunsten entstanden.


ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Natürlich wurden, dem Geiste der Zeit gemäß, die Adeligen weniger mit Lernen trengt, als die Bürgerlichen, für welche die Überladung mit Lehrfächern, Lehren und Hausaufgaben damals ihr vielfach verderbliches Werk begann, wenn auch verschiedenen Gegenden und Orten auf sehr abweichende Art; Fächer, auf welche großes Gewicht gelegt wurde, erhielten dort gar keine Berücksichtigung. An manchen n wurden mit dem Hebräischen nicht nur die künftigen Theologen, sondern alle ler gequält.

Im Gebiete der Volksschule, für welche in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrerts die gothaische Schulordnung das unübertroffene Musterbild abgab, tauchten Beungen auf, ihren Besuch verbindlich zu machen. Im Gothaischen wurde jede versäumte ide mit einem und im Wiederholungsfalle mit zwei und mehr, bis auf sechs Groschen ft. Es wurde täglich sechs Stunden, drei vor- und drei nachmittags unterrichtet, am woch und Samstag aber zu letzterer Tageszeit nicht. Der Klassen, in denen die Kinder ickten, gab es drei. Jährlich wurde eine Prüfung abgehalten. Die Aufsicht über die len war den Geistlichen übertragen; auch hatte der Unterricht vorwiegend einen religiösen



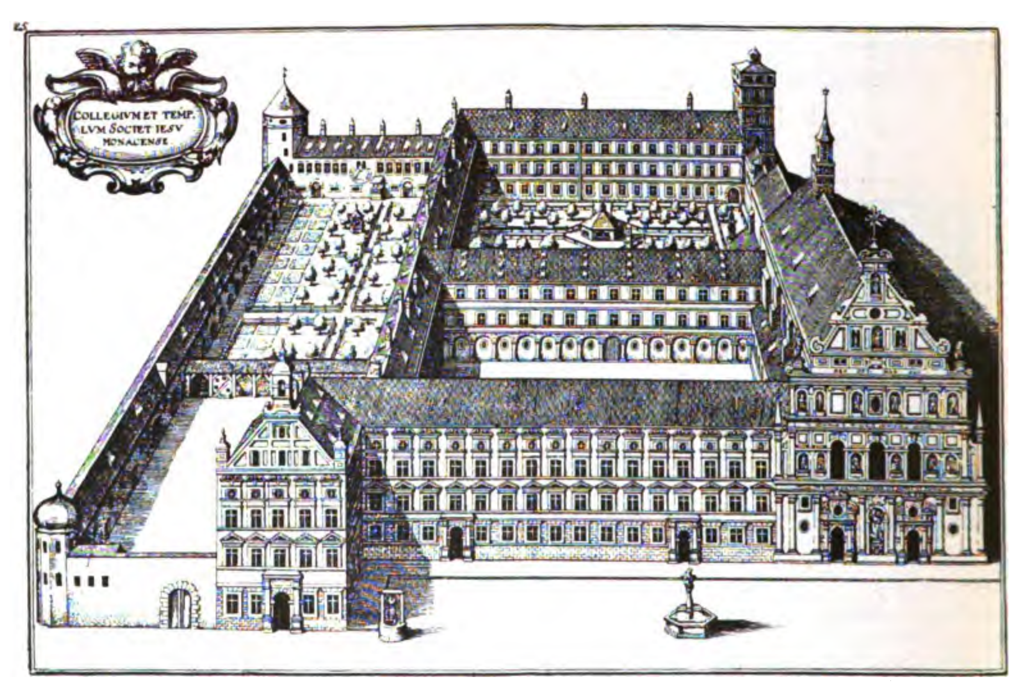
Grundriß zu einer Schulstube: links das Zimmer für Mädchen, rechts für Knaben, jedes für 128 Schüler eingerichtet.

Teutsches Schul-Gebäw. Der Ander Theil. Wie ein Teutsche Schulstuben wolbesteltermassen | gegen den vier Winden | der Gestalt gerichtet | daß zuvorderst durch Gottes deß Allmächtigen gnädige Beschützung | die liebe Jugendt hier | in gutter Gesundheit verharren | Ingleichen daß ihre Schreibtisch vnd Bänckh | in solcher bequemen vnnd gutten Ordnung gestellt werden | daß sie zur Gottesforcht | gutten Sitten | Zucht vnd Erbarkeit | beneben zu Erlernung deß Schreibens | Rechnens | vnd der so hochnutzlichen Buchhalterey | hierinnen erwünschte Gelegenheit finden werden. Allen Christeifferigen Liebhabern der Teutschen Schulen | zu volgefallen beschriben | durch Joseph Furttenbach | den Jüngern. Augsburg 1649.

Charakter. Neben Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen wurde sogar schon über Naturerscheinungen, Heimats- und Vaterlandskunde, Gesetze, Haushaltung, Meßkunst, den Kalender u. s. w. unterrichtet und gegen den Aberglauben gewirkt. Wenigstens war dies vorgeschrieben, oft auch gewiß befolgt; aber im ganzen war der Unterricht ein mechanischer, der selten Spuren von Geist und Wärme zeigte. Dies war aber auch nicht anders zu erwarten, da es noch keine Lehrerbildungsanstalten für die Volksschule gab und die Lehrer kümmerlich genug leben mußten. Sie erhielten jährlich einige Thaler aus dem „Kirchenkasten", ein Schulgeld von jedem Kinde (in Kursachsen wöchentlich drei Pfennige) und sodann Gaben in Früchten, Brot, Eiern, Würsten u. s. w. Meist waren sie genötigt, neben der Schule Feld- oder andere Arbeit zu betreiben.

So waren denn Fortschritte im Schulwesen sehr vereinzelt. Im katholischen Deutschland war seit der Gegenreformation (oben, S. 39) alles Schulwesen in den Händen der

Jesuiten und daher nicht vom Bildungs-, sondern vom Ordenszwecke beherrscht. In Österreich war es zuerst, wo, unter dem letzten Habsburger, ihre Macht zu wanken begann. Der Adel fing an, eigene Schulen mit weltlichen Lehrern zu errichten, in welchen hauptsächlich das diesem Stande Nützliche gelehrt wurde, und ließ seine Söhne deutsche und holländische Universitäten besuchen. Prinz Eugen, von Leibniz beraten, trat offen gegen die Verfolgungssucht der Jesuiten und die sehr mangelhaften Ergebnisse ihrer Lehranstalten auf, in denen wesentlich nichts betrieben wurde, als Fertigkeit im Lateinischen, — Deutsch und Griechisch aber verbannt waren. Es erwuchsen ihnen Nebenbuhler in den wieder zur Feder greifenden reichen Benediktinern und in den volkstümlichen (als Orden 1622 entstandenen) Piaristen, welche in ihren Schulen deutsche Sprache, Geographie und Geschichte lehrten, — und gegen die Anstalten der Jesuiten wurden auf kaiserlichen Befehl Untersuchungen angehoben.



Das Jesuiten-Kollegium zu München.
Kupferstich von Merian in Topogr. Bavariae.

Ehe es aber so weit kam, erzeugte Österreich einen Reformator des Schulwesens, einen der in moralischer und pädagogischer Hinsicht größten Männer. Zwar ein Slawe, war Amos Komenski, als lateinischer Schriftsteller Comenius (geboren 1592 zu Komnia in Mähren), doch von großem Einflusse auf Deutschland. Als Prediger der „böhmischen Brüder“ (Hussiten) im dreißigjährigen Kriege durch die kaiserlichen (spanischen) Kriegsscharen seiner Handschriften, seiner Frau und Kinder und endlich mit 30 000 Familien seiner Glaubensgenossen des Vaterlandes beraubt, wirkte er im damals polnischen Lissa als Sprachlehrer und Bischof seiner Gemeinde, wurde nach England, Schweden und Ungarn als pädagogische Autorität berufen, weilte später, abermals (vor den Polen) flüchtig, in Deutschland und schließlich in Holland, wo er 1671 starb. Sein Sprachbuch „Janua linguarum“ wurde in zwölf europäische und vier asiatische Sprachen übersetzt. Von ihm erschien der erste „Orbis pictus“, worin, freilich noch in ungeschickter Weise, alles abgebildet ist, sogar die

Seele (als schattenloses Abbild des Körpers)! Nach seiner Lehre sind die Menschen Ebenbilder Gottes, von Natur gut und durch den sogenannten Sündenfall ihrer guten Eigenschaften nicht beraubt; sie streben daher nach Wissen und sind des Unterrichts bedürftig. Die Er-



Straßburger Student in reicher Modetracht.

ziehung beginnt nach ihm bereits vor der Geburt; er gab die erste Anleitung über das Verhalten der werdenden Mutter zum Besten des Kindes und verlangte von ihr, des letzteren Lehrerin bis zum sechsten Jahre zu sein und bei ihm durch Benennung aller Gegenstände, Erinnerung an Thatsachen u. s. w. die Grundlagen zur Wissenschaft zu legen. Es folgte

und ein würdiger Anfang des Jahrhunderts, welches man, nicht überall, aber doch großenteils zutreffend, das der Aufklärung genannt hat. In allen Hauptstädten, namentlich in Wien, Dresden und Berlin, nahmen die Bibliotheken in bedeutendem Maße zu, der Buchhandel blühte auf, ungeachtet der Strenge, mit welcher die Zensur jedes freie Wort zu unterdrücken suchte, die wissenschaftliche Forschung, namentlich die Geschichtschreibung, wurde kritischer und gründlicher, die Naturwissenschaft wagte sich an das Tageslicht, besonders durch die aus Höflichkeit nach Kaiser Leopold I. benannte, 1652 in Schweinfurt gegründete Akademie der Naturforscher. Gelehrte Gesellschaften und Zeitschriften schossen in Menge empor. Die Einrichtung der Universitäten wurde freier und nahm an Engherzigkeit und

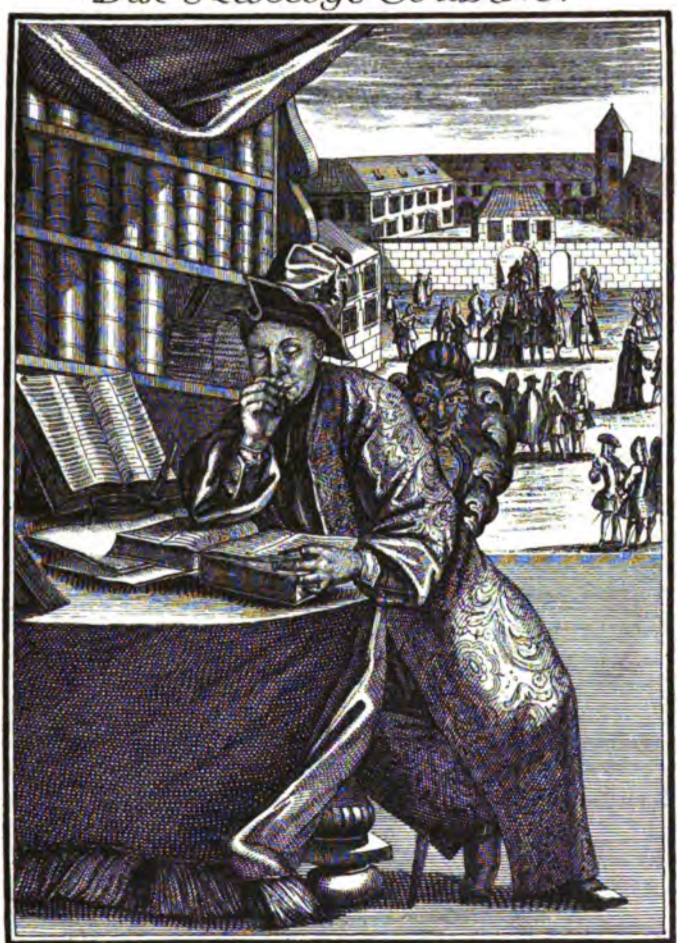


Das Posthaus zu Augsburg im Jahre 1616. Kupferstich von L. Kilian.

Zunftmäßigkeit ab; die deutsche Vortragssprache verbreitete sich und lief der lateinischen schon an manchen Orten den Rang ab; die Sitten der Studierenden wurden geregelter und anständiger. Der Aberglaube schwand dahin, das Auftreten von Thomasius gegen den Hexenwahn fand in allen gebildeten Kreisen Anklang, und keine Verteidiger dieses Wahnes wagten sich mehr an das Tageslicht. Es erschienen Verbesserungen in der Gesetzgebung, so z. B. die sächsische Prozeßordnung von 1724, es entstanden zweckmäßigere Feuerordnungen, Brandkassen, Zucht-, Waisen- und Armenhäuser (in Sachsen zu Waldheim, Dresden und Torgau), die Straßenbeleuchtung wurde verbessert und weiter verbreitet, als sie es bis dahin war. Die amtlichen Münzverschlechterungen hörten auf. Die Landstraßen waren und blieben zwar noch vielfach schlecht und unsicher; aber in manchen Gegenden, zuerst in Sachsen, wurden sie besser, erhielten Meilensteine, Wegweiser und Einfassungen mit Bäumen. Das Postwesen

säße der allgemeinen Duldung und praktischen Menschenliebe predigte, wie sie später bei den Gebildeten herrschend geworden sind. Man kann ihn mit Recht den Begründer der modernen Pädagogik für alle Länder Europas und ihre Kolonieen nennen.

Das waren alles ziemlich zersplitterte und vielfach unklare Bestrebungen; aber sie lagen tief im Geiste des deutschen Volkes begründet, der sich, nach seiner tiefen Niederbeugung



Student im Anfange des 18. Jahrhunderts.

durch den großen Krieg, langsam, aber mächtig wieder erhob. Es ist auffallend, wie gerade seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf allen Gebieten des Lebens ein Aufschwung zu besseren Zuständen sich bemerkbar machte. Es war keine bloße chronologische Neuerung, als vom 1. Januar 1701 an die Protestanten Deutschlands ihre Bedenken gegen den Gregorianischen Kalender aufgaben und sich in der Zeitrechnung ihren katholischen Landsleuten und Mitchristen anschlossen; es war vielmehr ein Zeichen zunehmender Duldsamkeit

und ein würdiger Anfang des Jahrhunderts, welches man, nicht überall, aber doch großenteils zutreffend, das der Aufklärung genannt hat. In allen Hauptstädten, namentlich in Wien, Dresden und Berlin, nahmen die Bibliotheken in bedeutendem Maße zu, der Buchhandel blühte auf, ungeachtet der Strenge, mit welcher die Zensur jedes freie Wort zu unterdrücken suchte, die wissenschaftliche Forschung, namentlich die Geschichtschreibung, wurde kritischer und gründlicher, die Naturwissenschaft wagte sich an das Tageslicht, besonders durch die aus Höflichkeit nach Kaiser Leopold I. benannte, 1652 in Schweinfurt gegründete Akademie der Naturforscher. Gelehrte Gesellschaften und Zeitschriften schossen in Menge empor. Die Einrichtung der Universitäten wurde freier und nahm an Engherzigkeit und



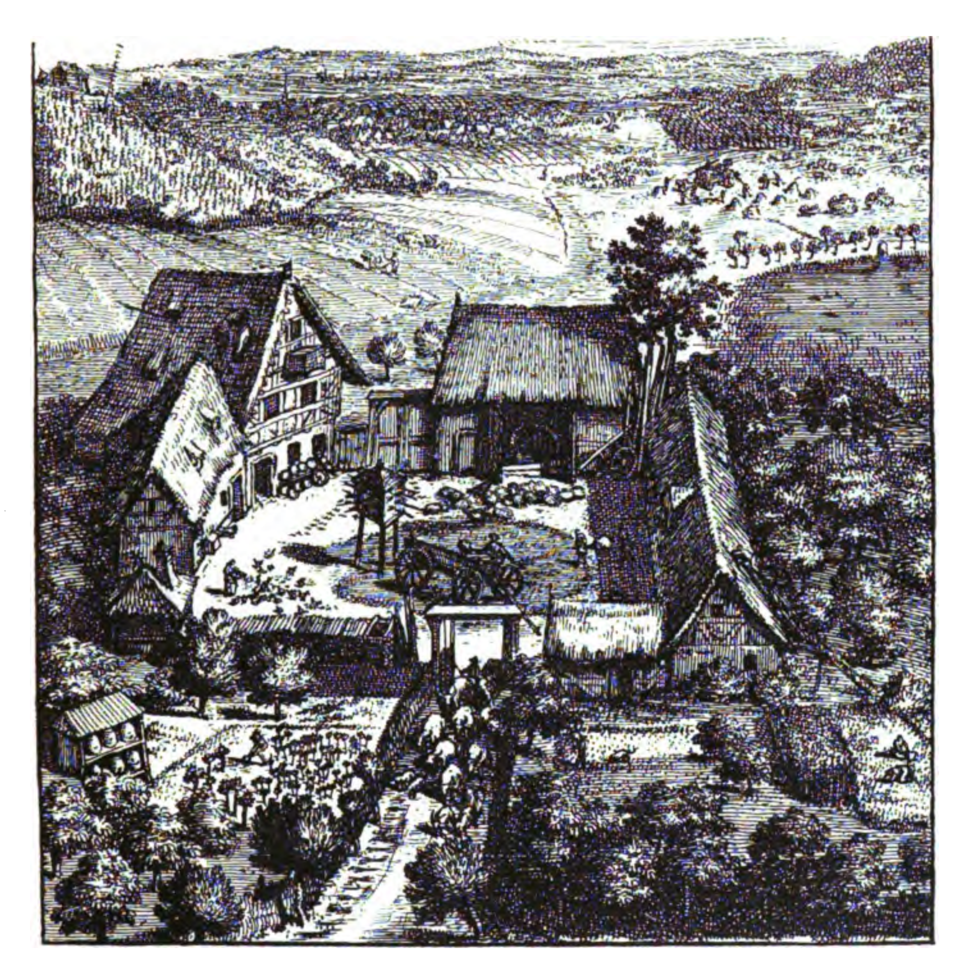
Das Posthaus zu Augsburg im Jahre 1616. Kupferstich von L. Kilian.

Zunftmäßigkeit ab; die deutsche Vortragssprache verbreitete sich und lief der lateinischen schon an manchen Orten den Rang ab; die Sitten der Studierenden wurden geregelter und anständiger. Der Aberglaube schwand dahin, das Auftreten von Thomasius gegen den Hexenwahn fand in allen gebildeten Kreisen Anklang, und keine Verteidiger dieses Wahnes wagten sich mehr an das Tageslicht. Es erschienen Verbesserungen in der Gesetzgebung, so z. B. die sächsische Prozeßordnung von 1724, es entstanden zweckmäßigere Feuerordnungen, Brandkassen, Zucht-, Waisen- und Armenhäuser (in Sachsen zu Waldheim, Dresden und Torgau), die Straßenbeleuchtung wurde verbessert und weiter verbreitet, als sie es bis dahin war. Die amtlichen Münzverschlechterungen hörten auf. Die Landstraßen waren und blieben zwar noch vielfach schlecht und unsicher; aber in manchen Gegenden, zuerst in Sachsen, wurden sie besser, erhielten Meilensteine, Wegweiser und Einfassungen mit Bäumen. Das Postwesen



Universitäts-Bibliothek zu Göttingen. Kupferstich von Heumann.

wurde regelmäßiger. Es bedeutete stets einen Fortschritt, wenn ein Staat, was zuerst Brandenburg und Sachsen thaten, seine Posten dem seit 1595 vom Hause Thurn und Taxis ausgeübten Reichspostmonopol entriß, bei dem die kleineren Staaten verblieben. Deutschland war das erste Land, in welchem außer den Briefen auch Packete, Gelder und Personen durch die Post befördert wurden, wenn dies auch nach unseren Begriffen noch langsam ging. Von Dresden fuhr die Post z. B. nach Berlin alle vierzehn Tage, nach den sächsischen Städten wöchentlich einmal; nach Meißen fuhren wöchentlich zwei Marktschiffe. Von Kleve

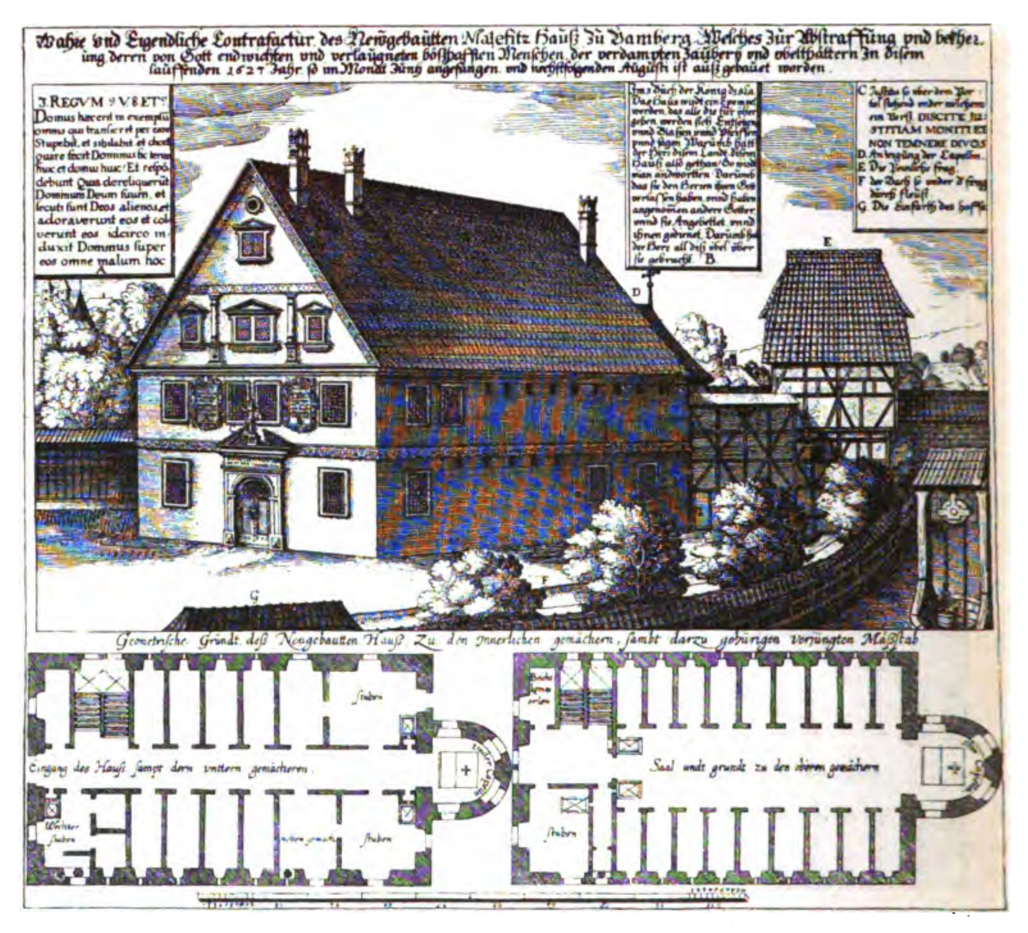


Sächsischer Bauernhof um 1700. Titelkupfer in „Das Sächsische Land- und Hauß-Wirthschafts-Buch. Leipzig 1704."

nach Berlin ging es elf Tage und soviel Nächte, mit zweistündigem Aufenthalt auf jeder Station und mit täglicher Zurücklegung von fünf Meilen!

Die Behandlung der Bauern besserte sich, wenn auch vorläufig nur zu dem Zwecke, in ihren Söhnen Soldaten heranzuziehen. Selbst in ihre Hütten, noch mehr aber in die Häuser der Bürger, drangen Bildung und Litteratur, wenn auch noch schüchtern ein. Die Städte lernten Maßregeln zu gunsten der Reinlichkeit und Gesundheit treffen; der Dünger und das Vieh verschwanden aus den Straßen. Auch der Adel schloß sich dem Besserwerden an; die Wildheit seiner meisten Glieder nahm ab. Er begann sich eingehend mit der Landwirtschaft seiner Güter und der Erziehung seiner Kinder zu beschäftigen und Kenntnisse in der Geschichte seines Landes zu sammeln.

Die Deutschen arbeiteten auch bereits an der Kultur ihrer zurückgebliebenen östlichen Nachbaren, der damals noch „Moskowiter“ genannten Russen. Ihre Zahl und ihr Einfluß in Moskau und anderen Städten, wo sie, meist Protestanten, freie Religionsübung hatten, konnte sich mit demjenigen der Hansa in Nowgorod messen. Unter den Fremden, welche der Kulturdespot Peter der Große in sein Land zog, um seine Unterthanen zu zivilisieren, waren ein sehr großer Teil Deutsche, namentlich Erzieher, Ärzte, Apotheker, Ingenieure, Förster, Schiffbauer, Schmiede, Seiler, Bergleute, Gärtner, besonders aber Musiker und wohl tausend Offiziere. Freilich bekamen sie das Knutentum in allen Rich-



Das „Malefiz-Haus“ zu Bamberg, erbaut 1627. Gleichzeitiger Kupferstich.

tungen zu kosten und wurden vielfach betrogen, daher auch Schriften erschienen, welche vor dem russischen Dienste warnten, namentlich eine sehr heftige von dem Danziger Martin Neugebauer, dem gewesenen Erzieher des unglücklichen Alexei, welche Peter selbst durch den Baron Huyssen, den Nachfolger des Genannten, widerlegen lassen zu müssen glaubte, was nicht besonders gelang. Man schlug daher den Weg der Gewalt ein, und die Herrscher von Preußen und Sachsen ließen ihrem östlichen „Bruder“ zuliebe die Warnungsschrift Neugebauers durch den Henker verbrennen. Ja, Friedrich Wilhelm I. ging noch weiter; er ließ, zum Danke für große Rekruten, die er aus Rußland erhielt, gewaltsam Waffenschmiede aufgreifen und sandte sie dem Zaren. Es gab auch Deutsche, welche sich zu Lobschriften auf

den Zaren bestimmen ließen, wie z. B. J. G. Rabener, Herausgeber der „Europäischen Fama“ in Leipzig. Einer dieser Schriftsteller, Weber, sagte, der Zar habe „die feste Entschließung, der russischen Bosheit ein deutsches Gegengewicht zu setzen und durch Hilfe dieses letzteren den alten russischen Sauerteig ganz auszufegen.“ Sogar ein fremdenfeindlicher Russe, Iwan Possoschkoff, sagte: „Die Deutschen sind viel weiter als wir in den Wissenschaften, aber die Unseren sind an Witz, Gott sei Dank,. nicht schlechter als sie.“ Man nannte in Rußland die westeuropäische Kleidung, die Peter mit Gewalt einführte, obschon sie eigentlich die französische war, die „deutsche“. Es war der Rat des großen Leibniz, welchen Peter 1711 in Torgau kennen lernte, der den Zaren bestimmte, den Plan zur russischen Akademie zu fassen, welche aber erst nach seinem Tode zu stande kam. Seine Töchter und Nichten mußten nicht nur französisch, sondern auch deutsch lernen.

Die Fortschritte Deutschlands seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts machten sich denn auch, nachdem dasselbe ein bis zwei Jahrzehnte zurückgelegt, mittels des Auftretens höher begabter Geister auf den Gebieten der Kunst, Litteratur und Wissenschaft geltend. Die großen Erscheinungen dieser Zeit, in welcher Leibniz, Thomasius und die Pietisten, sowie die Dichter der Nachahmung überwundene Standpunkte waren, sind: die Begründung einer Blüte der deutschen Tonkunst, die Losreißung der Dichtung von der Ausländerei und die Schöpfung einer Philosophie in deutscher Sprache. Es trat aber zu diesen Errungenschaften noch eine vierte, die freilich in ihrem äußeren Auftreten ihr wahres Wesen noch nicht erkennen ließ, es vielmehr unter rauher Hülle verbarg, — es war die Grundlegung des modernen deutschen Staates durch den Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., den Enkel des Großen Kurfürsten und Fortbauer seines Werkes.

Die Musik ist so innig mit dem deutschen Wesen verwachsen, daß sie im Laufe der Entwickelung unseres Volkes niemals brach gelegen hat. Aber einen wirklich selbständigen Charakter und wirklich große Meister errang sie erst im achtzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit als die übrigen Künste ausgeblüht und noch nicht aufs neue zu blühen angefangen hatten. In dieser Zeit, als ein talentvoller deutscher Tonkünstler, Johann Adolf Hasse (1699—1783), mit der ihm angetrauten italischen Sängerin Faustina Bordoni die musikalische Seite des glänzenden Dresdener Hofes völlig im italienischen Geiste beherrschte, erwachte die echt deutsche, bürgerliche und häusliche Musik in dem Geiste des aus einer vor und nach ihm musikalischen Familie 1685 in Eisenach geborenen Johann Sebastian Bach, der 1750 als Musikdirektor in Leipzig starb. Der große Meister verschmähte den Pomp der Oper und suchte seinen Ruhm auf der Orgel, in deren Spiel er unerreicht geblieben ist. Er, der Protestant, knüpfte, — auch ein Zeichen der toleranten Zeit, — an die besten katholischen Tonkünstler des Mittelalters an und führte ihre feierlichen Weisen in neuem Gewande in seine Kirche ein. Seine Passionsmusik wirkt erschütternd. In der an den Tod mahnenden Kantate „Gottes Zeit“ ist es wunderbar, wenn neben den tiefen Stimmen, welche jene Mahnung rufen, die den Glauben an ein ewiges Leben jubelnden Kinderstimmen einfallen. Bach war der erste Tondichter, der alle Stimmungen der Seele zu malen wußte, namentlich in seinem Instrumentalwerke, das den altväterischen Titel „wohltemperiertes Klavier“ führt.

Bachs Zeit-, ja Altersgenosse, ihm ebenbürtig, aber von verschiedener Richtung war Georg Friedrich Händel, geboren 1685 in Halle. Wie jener anspruchlos nur der Kunst lebte, die ihn beseelte, gewann dieser mit allen Regungen der Zeit Fühlung, und seine Tonwerke atmen einen hochfliegenden, die Schranken innerlichen Lebens überschreitenden weltbürgerlichen Geist. Dem kirchlichen Horizont Bachs gegenüber erweiterte sich derjenige Händels durch den Besuch Italiens zu einem klassischen, der das Formschöne in ihm groß zog. Allzufrüh (1710) wurde er dem Vaterlande durch seine Berufung nach England entzogen, wo

er 1759 starb. Seine Stärke liegt in seinen Oratorien: Messias, Samson, Israel in Ägypten, Herakles, das Alexanderfest u. s. w., deren erhabene Wirkung ohnegleichen ist und in denen die Handlung den Vorrang vor der Stimmung behauptet und das heroische Element, selbst in den biblischen Stoffen, das religiöse überwuchert. Alle Einnahmen seines Messias schenkte er den Armen. Von Demut kannte er dagegen nichts und sagte selbst gekrönten Häuptern derb die Wahrheit. Bach ist arm, er reich, beide aber sind blind gestorben; das vom Auge ihnen im Alter versagte Licht haben sie vergeistigt und in unsterblichen Klängen dem Ohre der Welt geschenkt. Auf der Grundlage ihres Wirkens blühte die deutsche Tonwelt weiter, wie wir sehen werden.

Nicht nur durch Händels Berufung, sondern auch in umgekehrter Richtung ist damals England mit Deutschland in Wechselwirkung getreten. An die Stelle einer Nachahmung der Romanen trat nämlich in der deutschen Dichtung ein Schaffen nach dem Vorbilde der germanischen Brüder jenseit der Nordsee, das keine Nachahmung mehr zu nennen war, wenn es auch vorläufig noch in sehr bescheidenem Gewande einherschritt. Eigentümlicherweise wurde diese Richtung in der Dichtkunst von Männern begründet, die als Dichter höchst unbedeutend, ohne Phantasie und Begeisterung waren, nur anzuregen, nicht zu schaffen vermochten. Wir sehen diese Erscheinung gleichzeitig im äußersten Norden und im äußersten Süden des deutschen Sprachreiches auftauchen, dort in ruhiger, friedlicher, philiströser, hier in polemischer, bahnbrechender Weise.

Den nächsten Anlaß zu beiden Erscheinungen boten die seit 1709 durch Richard Steele und Josef Addison herausgegebenen englischen Wochenschriften. Dieselben sind an ihrem unmöglichen Standpunkte, politischen Freisinn mit Verdammung religiösen Freidenkens zu verbinden, zu Grunde gegangen, haben aber durch die Frische und Lebendigkeit, den Humor und Farbenreichtum, den Freimut und die Tiefe ihrer treu nach dem Leben gezeichneten Sittenschilderungen und Charakterbilder und durch ihre Nachrichten über Kunst, Litteratur und Theater den Grund zum britischen Essay und Roman gelegt und einen unsterblichen Ruf erworben.

Nach dem Vorbilde dieser Zeitschriften wurde seit 1724 in Hamburg von einer Gesellschaft der angesehensten und gebildetsten Männer der „Patriot“ herausgegeben, freilich ohne seine Muster zu erreichen. Aus diesem Kreise ging ein Dichter hervor, welcher zum ersten Male neben den neuen Vorbildern auch neue Stoffe in die deutsche Litteratur einführte und dem die Ehre widerfuhr, daß Bach und Händel seine Werke in Töne umsetzten. Es war Barthold Heinrich Brockes, geboren 1680, gestorben als Senator von Hamburg 1747. Seine 1721 bis 1748 in neun Bänden unter dem Titel „Irdisches Vergnügen in Gott“ erschienene Gedichtesammlung begründete die poetische Naturbetrachtung und die poetische Behandlung philosophischer und religiöser Fragen in Deutschland. Aus seinen Versen spricht fleißige Miniaturmalerei ohne Schwung; Vorbilder waren ihm zuerst die besseren französischen Dichter, von denen er den Alexandriner annahm, später aber besonders Pope und Thomson, die er auch übersetzte; sein Standpunkt war tief religiöser Rationalismus. In ähnlicher Weise, aber mit mehr Talent, dichtete Karl Friedrich Drollinger aus Durlach, der in Basel lebte und starb.

Des letzteren spätere Landsleute waren es, welche in oben angedeuteter Weise die englische Art im Süden pflegten. Die Schweiz hatte durch den westfälischen Frieden (thatsächlich schon früher) nur den politischen Zusammenhang mit Deutschland verloren. In allen anderen Thätigkeiten, namentlich in den sprachlich-litterarischen, blieb ihr deutscher Hauptteil, das Kernland der Eidgenossenschaft, überwiegend deutsch. Die bis zur Revolution von 1798 fortdauernde Rechtlosigkeit des Landvolkes in den Städtekantonen trug dazu bei,

daß die herrschenden Bürgergeschlechter der Hauptstädte sich, wie durch politische Vorrechte, so auch durch Bildung hervorzuthun suchten, soweit sie nicht ganz in dem durch Stellenhandel und Ämtervererbung genährten Strebertum aufgingen. Wie unter der höheren Gesellschaft Deutschlands, so war auch hier diese Bildung eine französische und blieb dies länger als im Reiche, doch ohne unter das Volk zu dringen. Wie deutsche Fürsten jener Zeit neben dem feinsten Französisch nur ein Korporalsdeutsch radebrechten, so kannten die schweizerischen Patrizier nur französisch und schweizerdeutsch und kein hochdeutsch, das ja überhaupt noch in seinen Kinderschuhen steckte. Desto anerkennenswerter ist es, daß ein Kreis junger Männer in Zürich, dessen Glieder sich nach berühmten Malern benannten, und unter dem die Professoren Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger hervorragten, das englische Zeitschriftenwesen, früher als in Hamburg, seit 1721 in den „Diskursen der Maler" auf deutschen Boden verpflanzte. Es war noch eine ziemlich unbehilfliche Weise, in welcher hier Litteratur, Religion und Sitten besprochen wurden. Der beiden Führer geistige Waffen schliffen sich jedoch im Kampfe mit einem Manne, mit dem sie sowohl in Verwerfung des Schwulstes der zweiten Schlesischen Schule einig gingen als den Ruhm teilten, die vergessene mittelhochdeutsche Litteratur wieder zu Ehren zu bringen, — mit dem aber die Wahl der Vorbilder dichterischen Schaffens sie entzweite. Es war Johann Christoph Gottsched, zu Anfang des Jahrhunderts in Ostpreußen geboren, der, als großgewachsener Mann den Seelenfängern für die Potsdamer Garde entfliehend, 1724 nach Leipzig kam, dort Professor wurde und 1766 starb. Wie Opitz die rasselnde Poesie eines Ronsard, so stellte Gottsched in seinem „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen" (1730) die gefällig fließende Verskunst Boileaus als Ideal hin. Nach ihm bedurfte der Dichter keine Einbildungskraft, sondern übte seine Kunst, welche jedermann nach des Verfassers Anleitung „lernen" konnte, durch das Mittel der Regelrichtigkeit zum Zwecke der Belehrung aus! Ihm gegenüber wiesen die Züricher in Bodmers „kritischer Abhandlung vom Wunderbaren" und Breitingers „kritischer Dichtkunst" auf die Griechen, die er den Römern hintansetzte, auf die zwar ihm wohlbekannten, aber von ihm gering geschätzten Altdeutschen und auf den von ihm geradezu verachteten Milton hin, und verfochten warm die Notwendigkeit der Phantasie für den Dichter, die sie aber irrig als ein Ergötzen am Wunderbaren auffaßten, soweit es „wahrscheinlich" und „lehrhaft" ist; daher verirrten sie sich auch in mancherlei unreife Ideen. Der Streit erreichte seinen Höhepunkt 1740, gerade als für Deutschland die Morgenröte einer neuen Zeit anbrach, und endete mit Gottscheds Niederlage und zugleich mit derjenigen der Nachahmung des französischen Dichtens.

Gottsched ist übrigens nicht zu unterschätzen. War er auch ein ebenso schlechter Dichter wie seine Gegner und noch dazu ein verunglückter Kritiker, so hat er sich doch um die deutsche Sprache unleugbare Verdienste erworben. Er trug nicht wenig dazu bei, daß Leipzig, welches damals der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels geworden, wenn auch nicht, wie er träumte, ein deutsches Paris, so doch ein Mittelpunkt litterarischen Lebens wurde. Er ist als der Begründer der neueren deutschen Grammatik und Lexikographie, sowie eines Zeitschriftenwesens in größerem Stile zu betrachten und war, wenn auch kein Bühnendichter, wie er wähnte, doch ein Verbesserer der deutschen Bühne. Sein Wirken auf diesem Felde ist verknüpft mit dem einer Frau, der ersten deutschen Schauspielerin, Karoline Weißenborn (1697—1760), verehlichte Neuber, kurzweg die „Neuberin" genannt, die seit 1727 in Leipzig mit ihrem Manne unter dem Titel sächsischer „Hofkomödianten" spielte und mit der er sich zur Beseitigung sowohl des Hanswursts, als der „Haupt- und Staatsaktionen" und der entarteten Oper verband. Er suchte diese Auswüchse dadurch zu ersetzen, daß er die dramatische Dichtkunst und die Bühne, die lange genug getrennt gewesen, wieder

vereinigte, wußte dies aber durch kein anderes Mittel zu erreichen, als durch Aufführung von Werken der mehr oder weniger klassischen französischen, sowohl komischen als tragischen Dramatiker, die zu übersetzen, und in eigenen, freilich jämmerlichen Stücken nachzuahmen, er und seine gewandte Gattin Viktoria, geborene Kulmus, wetteiferten. Damit wurde, wie Genée sagt, zum erstenmale das Interesse der gebildeten Welt für das Theater gewonnen. Die Neuberin eroberte Hamburg, Nürnberg, Braunschweig, Frankfurt am Main und trotz der französischen Herrschaft auch Straßburg für die neue Richtung; ja sie spielte sogar in Rußlands neugegründeter Hauptstadt Petersburg, und es war ein früheres Mitglied ihrer Gesellschaft, dann aber ihr Nebenbuhler Schönemann, der mit des großen Friedrich Unterstützung den „starken Mann“ Eckenberg und seine Gauklerbande aus Berlin verdrängte. Noch hatte sie im Einverständnis mit Gottsched den Hanswurst von der Bühne verbannt (nicht „verbrannt“, wie gefabelt wurde); als aber Gottsched, der erste, der dies wagte, eine geschichtliche Tracht für die Bühne verlangte, auf der bisher selbst die Griechen und Römer in der Perücke aufgetreten waren, da hatte sie den schlechten Geschmack, dieser vernünftigen Neuerung zu widerstehen und sogar dieselbe samt ihrem Urheber auf den Brettern lächerlich zu machen. Von beiden Teilen war seit diesem Bruche das Glück gewichen, und über dessen Trümmern erhob sich das klassische deutsche Theater.

Wie die ersten deutschen Kritiker, so waren auch die ersten besseren Dichter, die Vorläufer unserer neueren Litteraturblüte, Republikaner — Schweizer und Hanseaten. Aus dem Schwulst und der Nachahmung gingen sie hervor, rissen sich aber von beiden los, um selbständig zu leisten — was sie vermochten. Der Hamburger Friedrich von Hagedorn (1708—1754) lebte in antiken Idealen und besang dithyrambisch die Freude, den Wein, die Natur, wie er die Verlassenschaften des Mittelalters satirisch verspottete, verschmähte aber auch nicht, wie sein „munterer Seifensieder“ zeigt, das Lob des Bürgerstandes. Der gleich alte, aber länger lebende Berner Patrizier Albrecht von Haller, für jene Zeit großer Arzt und Naturforscher (1736 bis 1753 Professor in Göttingen, gestorben 1777 in der Heimat), an umfassendem Wissen mit Leibniz wetteifernd, knüpfte als junger Dichter im Gesange der Liebe an Günther, in dem der Natur an Brockes an, schwang sich aber (1728) in seinem beschreibenden Gedicht „die Alpen“ zu maßvoller Harmonie der Sprache empor, philosophierte rationalistisch „über den Ursprung des Übels“ (1734), übertraf diese Dichtung aber in erhabenen Versen über die Ewigkeit und das Weltall, warf sich jedoch später der Frömmigkeit in die Arme und schilderte, alt geworden, in drei trockenen Romanen die absolute und konstitutionelle Monarchie und die Aristokratie. Die später durch Rousseau modisch gewordene Liebe zur Einsamkeit und Lobpreisung der niederen auf Kosten der höheren Kultur ist ein Zug, den wir schon bei Haller finden; er erhielt daher seinen ersten Ausdruck passender Weise in den Felsenwildnissen der Schweiz, und zwar des deutschen Teiles derselben.

Hagedorn und Haller haben ganzen Reihen späterer deutscher Dichter Anregungen geboten. Während sie im selbständigen Schaffen ihren Ruhm suchten, haben sie doch den Grundcharakter ausländischer Litteraturen auf sich einwirken lassen und den Schulen mitgeteilt, welche ihnen nahe standen, ohne sich streng nach ihnen zu richten oder sich gegeneinander genau abzugrenzen. Mit Haller, der ganz im Sinne seiner Landsleute Bodmer und Breitinger schrieb, bildeten in der Pflege ernster und phantasievoller Dichtung, nach Art der Engländer, die Süddeutschen und die Preußen, — mit Hagedorn im leichteren Spiele des Witzes, mehr dem französischen Esprit folgend, die Hanseaten und die Sachsen, besonders die Leipziger eine Art von Gruppe; ohne jedoch mehr großes hervorzubringen, mußten diese Richtungen neuen weichen, wie der Anfang unseres dritten Buches zeigen wird.

Eng hingen indessen die hier skizzierten dichterischen Bestrebungen mit dem Anlaufe zusammen, den damals die Philosophie machte, eine zugleich rationalistische und deutsche zu werden, nachdem sie unter der Führung von Leibniz noch einen internationalen Charakter getragen hatte. Gottsched und seine Schule und die Orthodoxie stützten diese Philosophie; alles was mit den Pietisten und überhaupt einer innerlichen Frömmigkeit zusammenhing oder davon beeinflußt wurde, war ihr feindlich. Der Schöpfer dieser Philosophie war Christian Wolf, geboren 1679 in Breslau, seit 1706 Professor der Mathematik, dann der Philosophie in Halle. Sein nicht völlig ausgebildetes System, das er seit 1712 in größeren lateinischen und kürzeren deutschen Lehrbüchern, in letzteren unter dem Titel „vernünftiger Gedanken“ über Logik, Metaphysik, Moral und Politik bearbeitete, schwankt zwischen den Lehren von Leibniz und Locke. Auf dem Katheder lehrte er ausschließlich deutsch und war der erste Deutsche, der die Philosophie als die Wissenschaft schlechthin auffaßte und außer ihr keine Erkenntnis gelten lassen wollte. Gegen die Lehren der Religion trat er nicht auf, wollte dieselben aber aus der Philosophie ableiten und verfocht die Unabhängigkeit der Moral vom Glauben. Es war eine Übergangslehre und der Ausgangspunkt dessen, was man „Aufklärung“ genannt hat. Noch mehr Aufsehen erregte es, als er es wagte, sich über den Heiden Kongfutse anerkennend zu äußern. Erbittert erhoben sich die pietistischen Theologen von Halle, unter ihnen Francke, gegen den Aufklärer, gewannen auch den alternden und sein eigenes Schicksal vergessenden Thomasius gegen ihn und denunzierten ihn bei Friedrich Wilhelm I. in dem Sinne, daß nach seiner Lehre durchbrennende Soldaten nicht strafbar seien, weil sie nur der Notwendigkeit des Schicksals folgten. Dies wirkte; Wolf wurde (1723) durch Kabinetsordre wegen „Lehren gegen die im göttlichen Worte geoffenbarte Religion“ entsetzt und mußte binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges das preußische Gebiet verlassen. Er begab sich nach Marburg, wohin er bereits berufen war; aber während der König von Preußen seine Werke als „atheistische“ bei „lebenslänglicher Karrenstrafe“ verbot, fand seine Lehre in ganz Deutschland unter dem jüngeren Geschlechte Anhang, und selbst das Ausland ehrte ihn vielfach. In Berlin aber kam es zu einem Umschwunge, der König wurde 1739 zu seinen Gunsten umgestimmt, und sein großer Nachfolger berief ihn nach Halle zurück, wo er sich aber nicht mehr heimisch fühlte. Weil seine Lehre allgemein bekannt war, hörte man ihn nicht mehr an, und er starb verdrossen 1754, blieb aber Deutschlands philosophische Autorität bis zu Kants Auftreten, und beeinflußte daher die uns weiterhin beschäftigende „Zeit der Aufklärung“ in hohem Grade.

Der König, der gegen einen Philosophen gekämpft und die Selbstverleugnung gehabt, sein Unrecht einzusehen, nimmt eine eigentümliche Stellung in der deutschen Kulturgeschichte ein. Man kennt ihn meist nur von seiner rauhen Seite, welche allerdings im äußersten Maße derb und rücksichtslos war, namentlich bezüglich des unter ihm blühenden Verfahrens der preußischen Werber gegen Leute, die passend schienen, seine Regimenter zu verstärken, was wir (oben S. 156 f.) bereits erwähnten. Friedrich Wilhelm I., geboren 1688, König von Preußen 1713—1740, wollte in der That unumschränkter Herrscher sein und nichts anderes; er wollte, wie er sich selbst ausdrückte, die königliche Souveränität „wie einen Bronzefelsen stabilieren,“ und was sich immer diesem Streben entgegenstellte, mußte vernichtet werden. Ein Feldherr war er nicht, was er tief beklagte, Krieg hat er fast gar nicht geführt, die auswärtigen Verhältnisse kannte er sehr wenig; aber seinen Nachfolgern hat er ein starkes Heer, eine geordnete Verwaltung und einen vollen Staatsschatz hinterlassen. Er lebte äußerst einfach, arbeitete gewissenhaft, hatte nichts, was man einen Hofstaat nennen konnte, war allem Zeremonienwesen und allem Luxus abgeneigt, dabei streng bibelgläubig, und verlangte auch dasselbe von seinen Untergebenen. Die Hoftracht unter ihm war die

militärische Uniform und sein liebster Umgang waren Offiziere. Die modische Perücke ersetzte er durch den Zopf, was damals einen Fortschritt bedeutete, weil dabei das natürliche Haar



Daß diejenige

ADVOCATEN,

PROCURATORES

und andere

CONCIPIENTEN,

welche sich unterstehen, Leuthe aufzuwiegeln, um in abgethanen und abgedroschenen Sachen

Seiner Königlichen Majestät

immediaté Memorialien zu übergeben, oder auch in anderen Justitz- und Gnaden-Sachen durch Soldaten über-geben zu lassen, ohne alle Gnade und Pardon, mit einem Hunde an der Seiten, aufgehangen werden sollen, und daß dieses Edict acht Tage nach beschehener publication seinen Anfang nehmen solle.

De Dato Berlin, den 16. Nov. 1739.

BERLIN,

Gedruckt bey dem Königlichen Preußischen Hof-Buchdrucker, Christian Albrecht Gäbert.

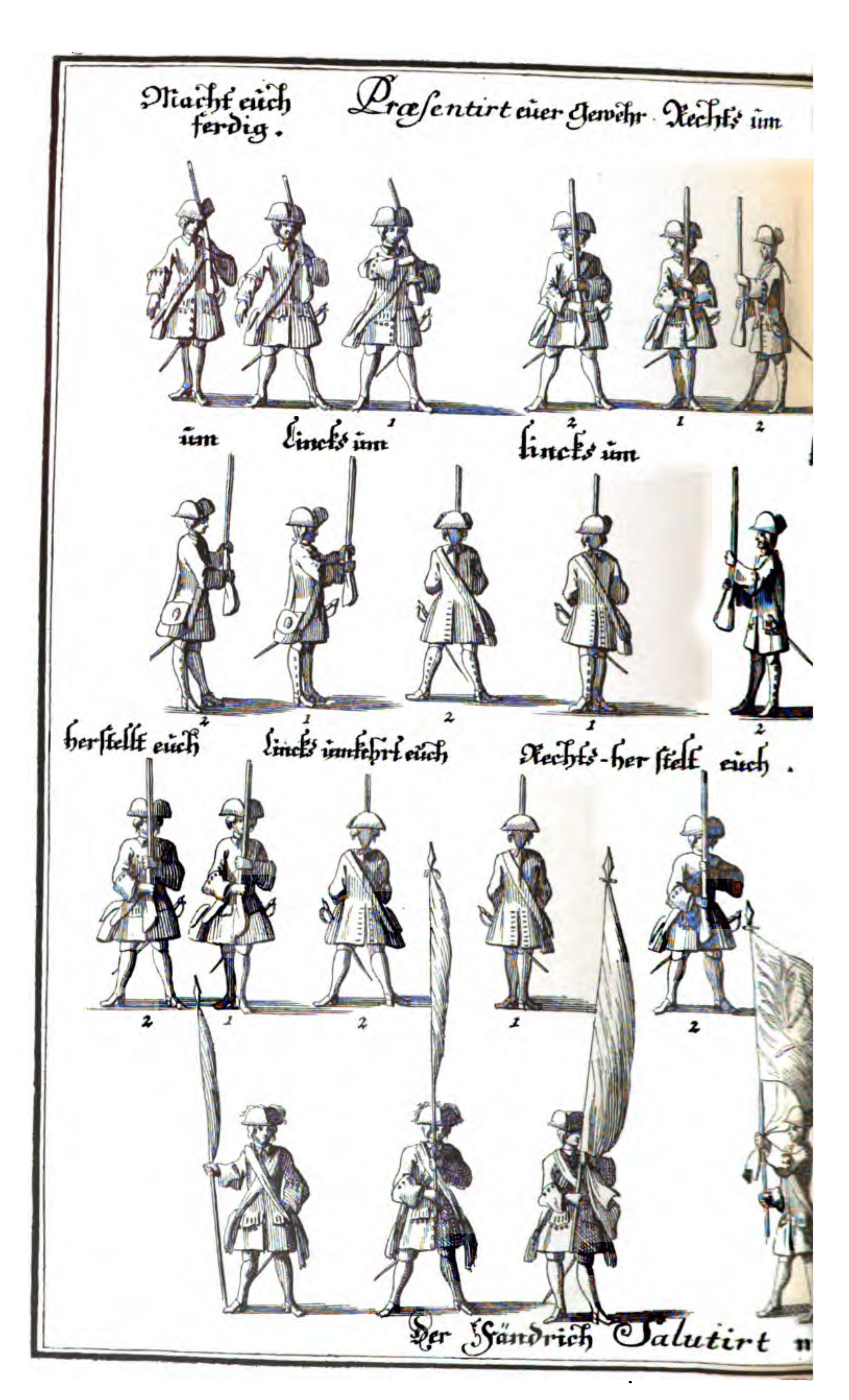
Facsimile des Titelblattes von König Friedrich Wilhelms I. Edikt gegen Advokaten, welche abgethane Sachen wieder aufrühren. 1739.

statt fremdem zu Ehren kam. Sein einziges Vergnügen war die Abendgesellschaft, welche unter dem Namen des Tabakskollegiums geschichtlich berühmt ist. Sie dauerte von

5 bis 9 Uhr und die Einladung dazu war eine hohe Ehre. Es wohnten ihr gewöhnlich seine Minister und Generale, zuweilen fremde Gesandte und andere Eingeladene bei. Auf dem Tische lagen zum Gebrauche holländische Thonpfeifen. „In kleinen geflochtenen Körbchen stand holländischer Tabak, in kupfernen Pfännchen glimmender Torf, auf einem Nebentische aber ein Topf mit guter Butter, ferner Brot, Braten oder Schinken, wovon ein jeder Gast nach Belieben nehmen konnte, und dazu auf seinem Platze einen weißen Krug mit Bier und einem Glase erhielt, um sich selbst einzuschenken.“ Man sprach zwanglos über alles, scherzte, lachte und neckte einander ohne Scheu; der König war hier sehr nachsichtig; nur wenn man heimlich zusammen sprach, erwachte sein Zorn, und wenn man ihn beeinflussen zu wollen schien, sein Mißtrauen.

Eine schlimme Seite des Tabakskollegiums war seine Verbindung mit einer neuen, der letzten Gestalt des Hofnarrentums. Die Narren des Mittelalters hatten an den Höfen, wie bei Schützengesellschaften (Bd. I, S. 357) u. s. w. die Reformation überdauert, wurden aber nach und nach durch die „lustigen Räte“ verdrängt, welche statt der Schellenkappe und Pritsche die Perücke und den Degen trugen. Ein Narr nach älterer Art war noch Nelle, der den Kaiser Matthias 1613 an den Reichstag nach Regensburg begleitete. Als ihn dort der Kaiser mit einem Büchlein unter dem Arme sah und fragte, was darin stehe, erhielt er die Antwort: die Reichstagsakten. Als er es aber öffnete, enthielt es nur — weißes Papier. Lips, der Narr Markgraf Philipps von Baden, riet, die vertriebenen Juden wieder in das Land aufzunehmen, man habe dann alle Religionen darin, außer — der christlichen, welche noch fehle. Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielten sowohl Narren und Zwerge, als lustige Räte. Der Narr Josef Fröhlich, der unter beiden „diente,“ trug einen ungeheuren Kammerherrnschlüssel, der ihm zugleich als Trinkbecher diente. Ein Zwerg im nämlichen Dienste brachte an den Tag, daß die Bedienten des ersten Königs von Preußen täglich für 18 bis 20 Thaler Wachslichter stahlen. Den lustigen Rat Putzmann, dem die Geistlichkeit ein ehrliches Begräbnis verweigerte, ließ Friedrich I. in der Peterskirche mitten unter den Geistlichen bestatten, weil er „ein Prediger der Wahrheit“ gewesen. Wahrscheinlich die letzten lustigen Räte, teils freiwillig, teils unfreiwillig, welche das Hofnarrentum fortan unmöglich machten, weil es nicht tiefer sinken konnte, waren die des Tabakskollegiums, mit denen der König und seine Gäste die unwürdigsten Scherze trieben. Der bekannteste derselben war wohl Jakob Paul Gundling, Sohn eines Pastors, Bruder eines Professors und selbst Inhaber letzterer Würde an der Ritterakademie in Berlin, nach deren Aufhebung aber Hofrat des Königs, dem er Auszüge aus den Zeitungen mitteilen mußte, und der ihn durch ein den Adel verspottendes Diplom in den Freiherrenstand erhob, ihn pensionierte, vielfach als Rat titulierte, zum Kammerherrn und zum Präsidenten der Akademie ernannte! Seine Trunksucht aber, sein Hochmut und sein komisches Äußere machten ihn zur Zielscheibe des Spottes und Witzes am Hofe. Als Oberzeremonienmeister mußte er eine komische, ganz rote Kleidung tragen, und als er am Alkohol gestorben war, wurde er in einem Sarge von der Gestalt eines Weinfasses begraben und erhielt eine unflätige Inschrift! In die nämliche Kategorie gehörten die Professoren Bartholdi in Frankfurt an der Oder und Hackemann, früher in Helmstädt, beide Landstreicher und öfter bestraft; ersterer starb im Spital zu Berlin an der Kette — es war die damalige Behandlung der Irren. Ein weiterer dieses Gelichters, Salomon Jakob Morgenstern, mußte 1737 an der Universität Frankfurt in Gegenwart des Königs, in possenhafter Kleidung, einen Fuchsschwanz statt des Degens an der Seite, eine öffentliche Disputation über die Narrheit halten, und die Professoren mußten ihm opponieren! Einen anderen „Narren,“ Graben zum Stein, ernannte der König mit allerlei astrologischen und kabbalistischen Phrasen nach Gundlings Tode zum Vizepräsidenten der Akademie, und dem

724

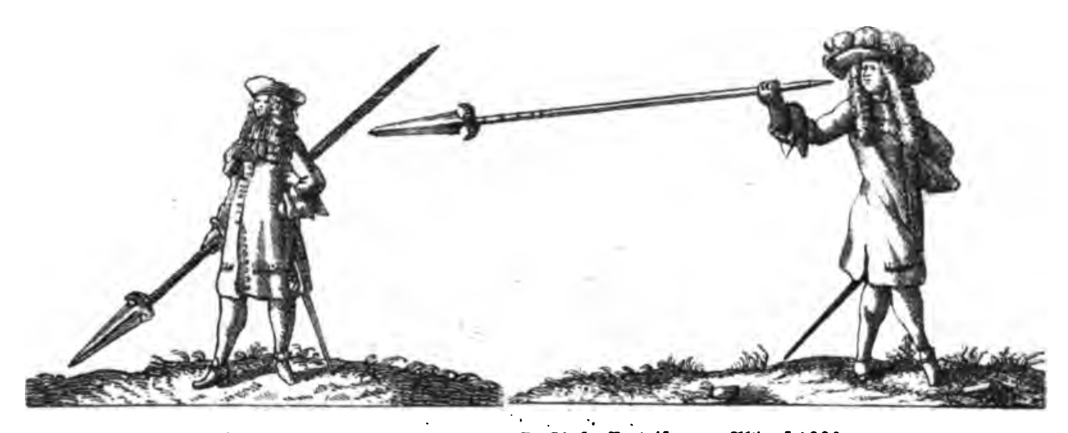


Militärisches Exerzieren im Anfange des 18. Jahrhun



(Aus: von Fleming, der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig 1726.)

finanziellen Nutzen verursachte, und die Kontribution auf dem Lande, die Quellen, aus welchen das Heer die Mittel zu seinem Unterhalte bezog, wurden beide mit den königlichen Domänen einer einheitlichen Verwaltungsbehörde, dem Generaldirektorium unterstellt, und damit wurde die Hauptursache, welche in Frankreich zur großen Revolution führte, nämlich die Steuerfreiheit der Großen und die Verpachtung der Staatseinkünfte an Volksblutsauger, ausgeschlossen. Unter dem Generaldirektorium standen Provinzialkammern für Preußen, Pommern, die Mark, Magdeburg und Kleve, und in jede derselben waren nur Mitglieder aus den übrigen, nicht solche aus der eigenen Provinz wählbar. Hierdurch wurde die Einheit dieses weit auseinander liegenden Staates, dessen Teile aber gewissermaßen die Marken seiner jetzigen Ausdehnung vorzeichneten, für die Zukunft gesichert und ein Beamtentum geschaffen, das unter ebenso strammer Zucht stand wie das Soldatentum, und dessen Pflichteifer und Unbestechlichkeit scharf gegen die Zustände der westlichen und östlichen Nachbarländer und selbst einzelner Teile des Reiches abstach.



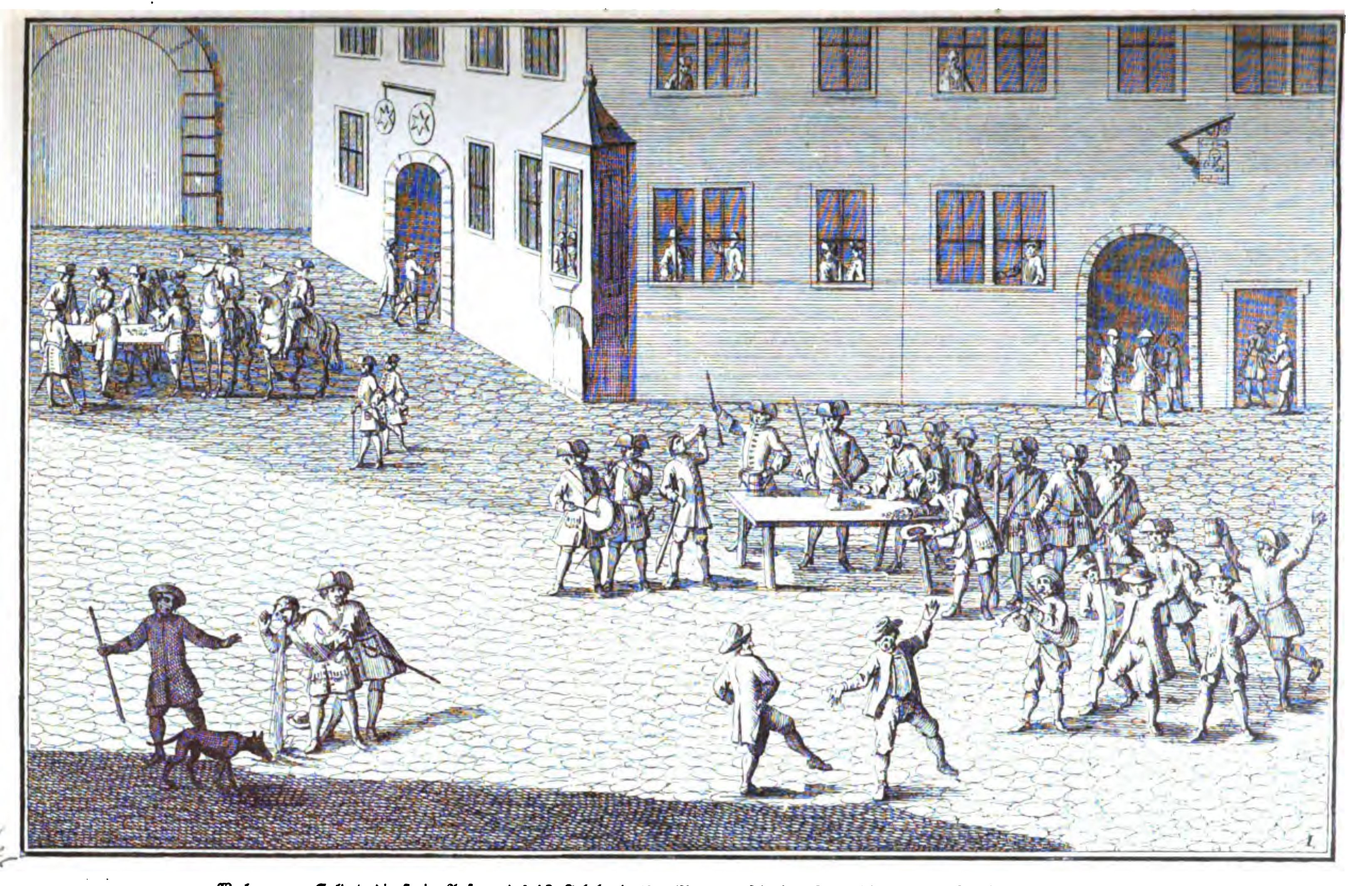
Zwei Figuren aus Andreas Klett's „Ernsthafte Partuisane“. Altdorf 1680.

1. Wie die Partisane beim Marschieren getragen wird. 2. „Das Spanische Prum.“

„Nehmet die Partisane bey dem Schuh in die rechte Hand allein | wie Num. 14. weiset | bringet sie in Schwung | setzet den rechten Fuß vor | schwencket den lincken vor den rechten | und den rechten hinter den lincken Fuß | lasset die Stange in die Runde fliegen | und machet solches vorwärts | so lange euch beliebet | indem ihr aber dieselbe Lini wiederum abwärts gehen wollet | so setzet den lincken Fuß vor | schrencket den rechten hinter den Lincken | und spielet solches zu euren Vortheil | letzlichen mit doppelten Schlägen bringet euch engard.“

Friedrich Wilhelm I. hat dem mittelalterlichen Lehenswesen ein Ende gemacht. Er erklärte 1717 durch selbstherrliches Edikt, ohne den Ritterstand nach seiner Zustimmung zu fragen, „alle und jede Adels-, Schulzen- und Bauerlehen“ in seinen Staaten „auf ewig für Allodial- und Erbgüter und den Lehensverband mit allem, was den Lehensrechten und Herkommen anklebe, oder wodurch die Vassallen ihre Lehen verdienten“, für aufgehoben. Die durch das neue Heeressystem und die vermehrten und vervollkommneten Feuerwaffen unnütz gewordene Verpflichtung der Ritterschaft zur Lieferung von so und so viel Pferden wurde in eine Abgabe von 40 Thalern jährlich für jedes Pferd verwandelt. In den entfernteren Provinzen wurde diese Neuerung nicht ohne Widerstand des Adels durchgesetzt, den aber der König in derber Weise niederschlug und den „Junkers“ erklärte, daß er kein polnisches Veto dulde.

Der König war nicht nur (mit erwähnten Ausnahmen) äußerst sparsam, sondern blickte in alle Finanzverhältnisse hinein, bis zu den kleinsten Sachen. Er bewilligte monatlich je tausend Thaler für die Tafel, die Hofbedienten, den Keller und den Stall. Täglich wurde von ihm der Speisezettel mit allen Preisen der Gerichte bis auf die Butter herab geprüft.



Werbung zum Soldatendienste im Anfange des 18. Jahrhunderts. (Aus: von Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig 1726.)



Militärstrafen im Anfange des 18. Jahrhunderts. (Aus: von Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat. Leipzig 1726.)



Militärtypen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. (Aus: von Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat.)

„Unangeschnittene Braten und Pasteten ließ er aufheben, um sie kalt zu speisen.“ Kostbare Gerichte schloß er von seiner Tafel aus, verschmähte sie aber nicht, wenn er von Ministern und Generalen eingeladen wurde, wozu er gern noch begünstigte Offiziere mitbrachte. Unter diesen Gastgebern war bei ihm der General von Grumbkow der beliebteste, der einen Koch mit 400 Thalern besoldete. Ja der König nahm sogar Geschenke von Lebensmitteln an (Stenzel).

Mit der meisten Sorgfalt aber ordnete und überwachte er das Kriegswesen. Sein Heer brachte er während seiner Regierungszeit von 45 000 auf 89 000 Mann. Sein Leibregiment, in welchem er selbst die Stelle des Obersten bekleidete, war derjenige Gegenstand, für den er am wenigsten Ausgaben scheute und ebenso unbedenklich Millionen bewilligte, wie er dieser Neigung zulieb die Grundsätze der Moral und Religion auf schon erwähnte Weise beiseite setzte (s. oben S. 221); oft zwar verbot er die gewaltsamen Werbungen, aber hielt das Verbot nie aufrecht, und es fehlte auch unter ihm nicht an Aufständen gegen diese alle persönliche Freiheit und alle Familienbande niedertretenden Maßregeln, die schließlich stets seine nachträgliche Billigung fanden. Sein Geschichtschreiber Faßmann rechtfertigte sie sogar aus der Bibel! Dabei diente diese Liebhaberei zu argen Bedrückungen, indem jeder, der ein Amt erhielt (und nur der Meistbietende erhielt es), eine Summe in die „Rekrutenkasse“ zu zahlen hatte, ebenso die Juden, wenn sie heiraten wollten, bei 1000 Thalern Strafe, was aber alles nicht hinreichte und daher durch Willkürakte vermehrt wurde.



Militärtypen aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts.
(Aus: von Fleming, Der vollkommene deutsche Soldat.)

Indessen tröstete der König seine „langen Kerle“ für das ihnen durch die gewaltsame Werbung widerfahrene Unrecht durch alle möglichen Begünstigungen und Geschenke, und bewies die äußerste Leutseligkeit gegen sie. Wer ihm solche Leute lieferte, konnte alles von ihm erlangen, und er begehrte für Dienste, die er fremden Herrschern leistete, keinen anderen Gegenwert als den genannten. Die Gnade und Ungnade seiner Regimentsobersten hing davon ab, ob und wie viel „lange Kerle“ sie ihm für die Garde abtraten. Dieselben maßen in der Regel sechs Fuß oder beinahe so viel.

Es war aber nicht diese pedantische Liebhaberei, sondern die von Friedrich Wilhelm I. eingeführte und gehandhabte Kriegszucht und Heeresorganisation, welche Preußens Wehrwesen groß gemacht hat, an der aber seinem berühmtesten General, dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, mehr Verdienst zukommt als dem König. Es wurden unter diesem die eisernen Ladestöcke eingeführt und die Bajonette auf die später allgemein übliche Länge und Gestalt gebracht; das genaue taktmäßige Marschieren, — ganze Regimenter wie ein Mann, und das pünktliche Exerzieren und Feuern auf Kommando, so daß es wie ein Griff und ein Schuß erschien, nahm damals und dort seinen Anfang. Wenn auch mit größter Sparsamkeit und Knappheit, wurde auf Sauberkeit der Uniformen und Waffen das größte Gewicht gelegt. Auf den Unterricht der Soldaten, auch in Religion, Lesen und Schreiben, wurde viel verwendet. Die Schattenseite dabei waren die Prügel, mit denen dem Kriegsvolke das Reglement eingebläut wurde. Ein Mangel war der an Reitkunst bei der Kavallerie. An Sold erhielten die Infanteristen 2, die Reiter $2^1/_2$ bis 3 Thaler monatlich, die unteren Offiziere 11 bis 14, die Hauptleute 40 Thaler, in der Garde aber die Gemeinen 4 und die Hauptleute 100 Thaler. Für unfähig gewordene und kranke Soldaten und die Hinterlassenen der gestorbenen wurde, freilich knapp genug, gesorgt und für letztere das Waisenhaus in Potsdam gegründet.

Ebenso despotisch wie das Kriegswesen pflegte der König seine zweite Leidenschaft, die Jagd. Daß Hirsche und namentlich Wildschweine das Land verwüsteten, daran lag ihm nichts. Es wurden von letzteren Tieren jährlich 3500—3600 Stück erlegt und meist an die Unterthanen zwangsweise verkauft, wobei die Juden sich durch eine Abgabe an wohlthätige Anstalten von dem Empfang der unreinen Geschöpfe loskaufen mußten, die ihnen sonst ins Haus geworfen wurden! Abgesehen aber von dieser Liebhaberei traf der Vater des großen Friedrich eine Menge Maßregeln zum Schutze des Volkes, zur Beförderung seines Wohlstandes und zum Schutze der einheimischen Industrie. Er setzte die Bemühungen seiner Vorfahren fort, Ansiedler herbeizuziehen, begünstigte die französische Kolonie, obschon er die Franzosen haßte, und vergrößerte Berlin, wobei er freilich Leute, die er für vermögend hielt, zum Häuserbauen zwang, gleichviel ob es sie zu Grunde richtete. Am meisten beförderte er den Anbau des teilweise wüst liegenden Ostpreußen, wo er auf den Domänen die Leibeigenschaft aufhob und den Bauern die Güter erblich gab. Er nahm die seit 1727 von ihrem Erzbischofe Anton von Firmian und den Jesuiten bedrückten und schließlich vertriebenen lutherischen Salzburger, 15 500 an der Zahl, in seinem Reiche auf und siedelte die meisten in Ostpreußen an, wo er ihnen Häuser und Kirchen, ja ganze Dörfer bauen ließ. Die Sorge für Religionsfreiheit ist überhaupt einer der Lichtblicke unter seiner eisernen Regierung, und sie gab sich auch seinen katholischen Unterthanen gegenüber bis auf einen gewissen Grad kund, so abgeneigt er dieser Kirche auch war, deren Gliedern er standhaft die Ämter sperrte. Als in dem damals noch polnischen Thorn (1724) die Roheiten der Jesuitenstudenten gegen die protestantischen Bürger die Zerstörung ihres Kollegiums durch einen Volkshaufen verschuldet hatten, verwendete sich Friedrich Wilhelm I. kräftig für die Stadt, gegen welche wegen dieser Exzesse die von den Jesuiten aufgehetzte polnische

Regierung einen Kriminalprozeß erhoben hatte, konnte aber nicht verhindern, daß völlig unschuldigerweise der Präsident Rösner und neun andere Bürger, vier davon nach Abhauen der Hände, enthauptet und viele andere zu Leibes-, Geld- und Kerkerstrafen verurteilt und den Protestanten die letzte ihnen übrig gebliebene Kirche weggenommen wurde. Dies geschah in Polen unter einem König deutschen Stammes gegen die Glaubensgenossen seiner deutschen Unterthanen, seiner Vorfahren und seiner Jugend; aber nicht er, sondern der Adel regierte ja in Polen.

In der Rechtspflege verfuhr Friedrich Wilhelm I. mehr militärisch, als juristisch; die Kabinetsjustiz war unter ihm die Regel und traf viele Unschuldige empfindlich. Thätliche Beleidigungen wurden mit mehrjährigem Gefängnis, Tötungen im Duell unnachsichtlich mit dem Tode bestraft, selbst die im Duell Gefallenen aber und die Selbstmörder unehrlich verscharrt oder an den Galgen gehängt; jüdische Diebshehler wurden ausgepeitscht und gebrandmarkt, Wilddiebe gehängt, Bankrottierer mit Pranger, Staupenschlag, ja mit dem Tode bestraft und auf dem Schindanger verscharrt. Die Todesstrafe für Adelige war das Schwert, für Bürgerliche der Strang. Die Folter wurde gemildert, die Hexenprozesse verboten, doch noch nicht mit durchgreifendem Erfolge; sonst aber dauerte die ganze frühere Gerichtsbarbarei in vermehrtem Maßstabe fort; als Soldaten brauchbare Verbrecher wurden indessen oft begnadigt. Aus Haß gegen lange Prozesse beschränkte der König die Advokaten in ihrer freien Bewegung vielfach. Es kam vor, daß er Richter,



Salzburger Emigranten.

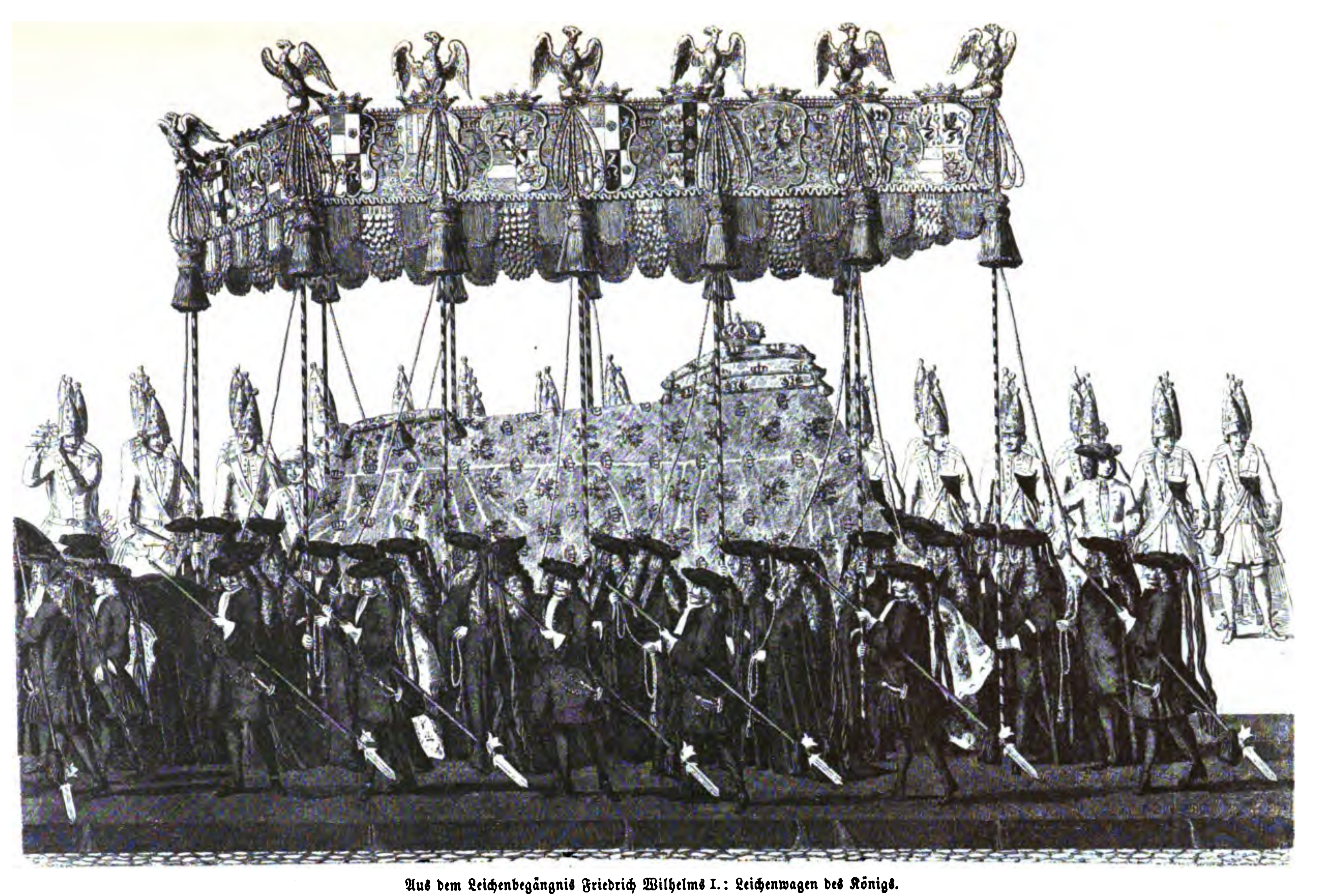
Darstellung auf: „Richtige Marsch Carten der Saltzburgischen Emigranten oder deren Zug aus Saltzburg durch das Reich in die Königl. Preussischen Lande. Nürnberg bei Peter Conrad Monath 1782.“

die nicht nach seiner Ansicht urteilten, eigenhändig durchprügelte. Dagegen war er sehr freigebig gegen wohlthätige Anstalten; er errichtete 1727 die Charité, die mit 300 Kranken ihr heilsames Werk begann, und schenkte ihr 1733 hunderttausend Thaler; auch war er für Ordnung des Armenwesens besorgt und für das Volksschulwesen ebenso sehr eingenommen, wie gegen



Abriß der Charité zu Berlin nach ihrer Gründung durch Friedrich Wilhelm I.

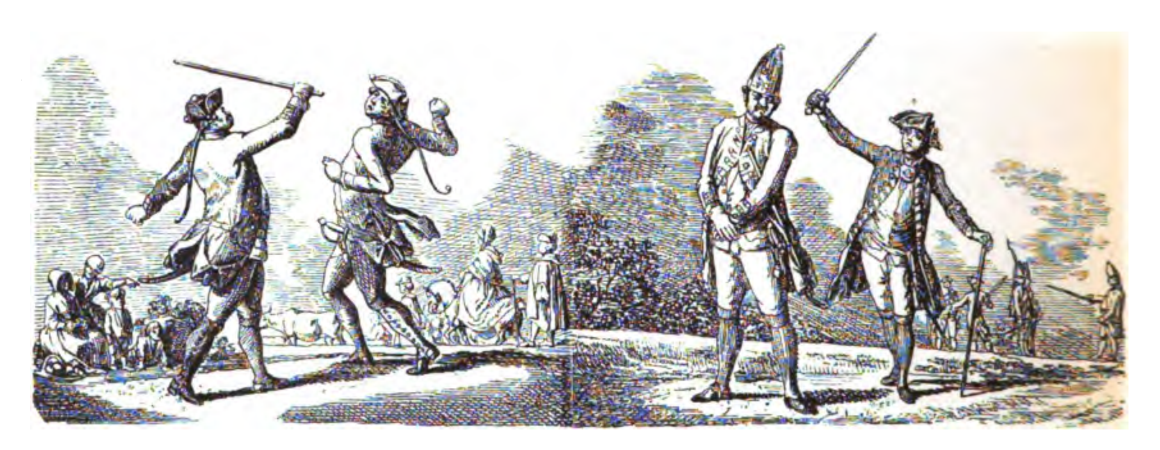
das höhere Bildungswesen; dabei hielt er den Schulzwang ebenso stramm aufrecht, wie den militärischen. In Ostpreußen stieg unter ihm die Zahl der Gemeindeschulen von 320 auf 1160. Eine weitere schöne Seite seiner Regierung ist, gegenüber der Sittenlosigkeit seiner Zeit, die strenge Sittlichkeit, die er sich zur Richtschnur nahm und an seinem Hof



Aus dem Leichenbegängnis Friedrich Wilhelms I.: Leichenwagen des Königs.

Die Stangen am Himmel hielten 12 General-Majors: 1. Comte de Dohrte; 2. Der von Hacke; 3. Freyherr von Lettmatt; 4. Der von Pannewitz von die Dragoner; 5. Der von Pannewitz aus Peitz; 6. Der von Hagen; 7. Graff von Dönhoff; 8. Du Portaille; 9. Der von Sydow; 10. Freyherr von Schwendt; 11. Der von Bredow, und 12. Der von Lilien. — Die 4 Cordons 4 General-Lieutenants: 1. Graff von Schlippenbach; 2. Graff von Finckenstein 3. Freyherr von Dörflinger, und 4. Du Veyne. — Die 4 Zippel des Leichen-Tuchs 4 General-Lieutenants: 1. Marquis de Varenc; 2. Freyherr von Schlabberndorff; 3. Der von Wrech, und 4. Der von Arnim.

aufrecht hielt. Nur ging er in seinem puritanischen Eifer zu weit und verpönte beinahe alle Vergnügungen der Bevölkerung. So steht er als ein Markstein da zwischen der Zeit der Gewaltherrschaft als Selbstzweck und der Zeit der unumschränkten Fürstenmacht zum Zwecke der Volkswohlfahrt, — zwei Richtungen, die sich in keinem deutschen Fürsten so auffallend begegneten wie in ihm, daher auch keiner seiner Zeitgenossen die Aufmerksamkeit verdient, die ihm gebührt. Mit ihm erstarb die ältere jener Richtungen im großen Ganzen; mit seinem großen Sohne trat die jüngere auf die Bühne der Geschichte, und die preußische Geschichte war schon damals die deutsche. Damit endet unser zweites Buch und macht einer Periode mit unverkennbar klareren Bestrebungen und höheren Leistungen Platz.



Preußische Exerziermeister. Radierungen von Daniel Chodowiecki.

Drittes Buch.

Das Zeitalter der Aufklärung und des Fortschritts.



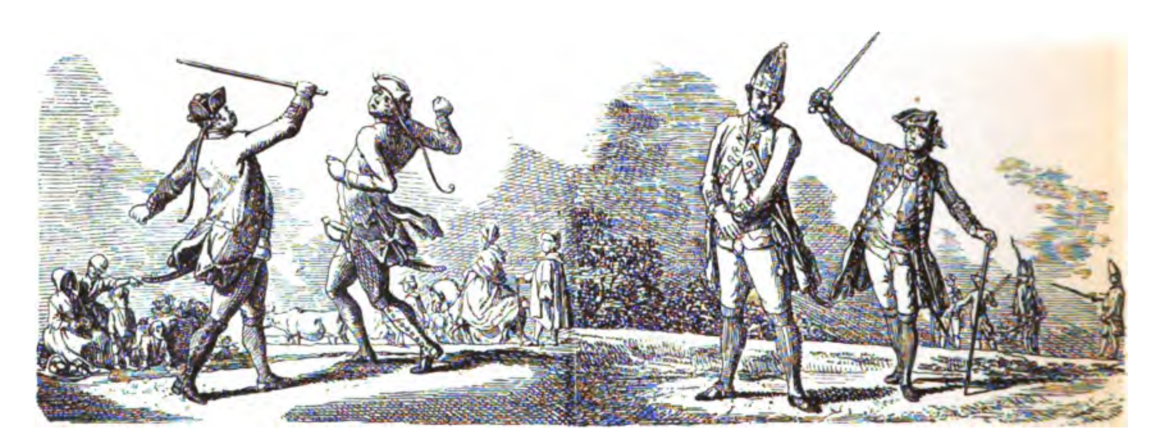
Silberne Medaille auf die Geburt Friedrichs des Großen.
(Königl. Münz-Kabinet, Berlin.)

Erster Abschnitt.

Die Aufklärung auf den Thronen.

Die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts oder genauer der Regierungsantritt Friedrichs II., Königs von Preußen, der mit Recht „der Große“ heißt, kann für Deutschland als der Zeitpunkt betrachtet werden, in welchem das von vorgeschriebenen Lehren unabhängige Denken als ein Recht und die Ausübung dieses Rechtes, oder das, was wir „Aufklärung“ zu nennen gewohnt sind, als eine Macht zu gelten begann. Was aber diese Erscheinung in Deutschland zu einer in höherem Maße, als in anderen Ländern, bedeutsamen stempelte, war der Umstand, daß sie gleichzeitig mit einer zweiten auftrat, durch die sie gewissermaßen veredelt wurde, nämlich mit der vollständigen Loslösung der deutschen Litteratur vom Banne der Nachahmung fremder Muster und mit ihrem kühnen Emporstreben zu einer neuen Blüte, welche die ältere des Mittelalters tief in den Schatten stellte. Das Erhebendste aber war bei diesem Zusammentreffen, daß keine Gunst von oben jenes Emporstreben bedingte oder ihm zu Hilfe kam, die deutsche Litteratur vielmehr ganz aus dem gebildeten Teile des Volkes heraus, ganz durch eigene Kraft, ja sogar mit der Mißgunst der Regierungen kämpfend, zu dem geworden ist, was heute und hoffentlich noch lange das Entzücken der Gebildeten aller zivilisierten Völker erregt. Italien erfreute sich im fünfzehnten und sechszehnten, Spanien und England im sechszehnten und siebzehnten, Frankreich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert einer Glanzperiode des Schrifttums; Deutschland ist durch die Gunst des Schicksals so sehr ausgezeichnet, daß seiner litterarischen Blüte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts im achtzehnten und neunzehnten eine neue, ganz anders geartete,

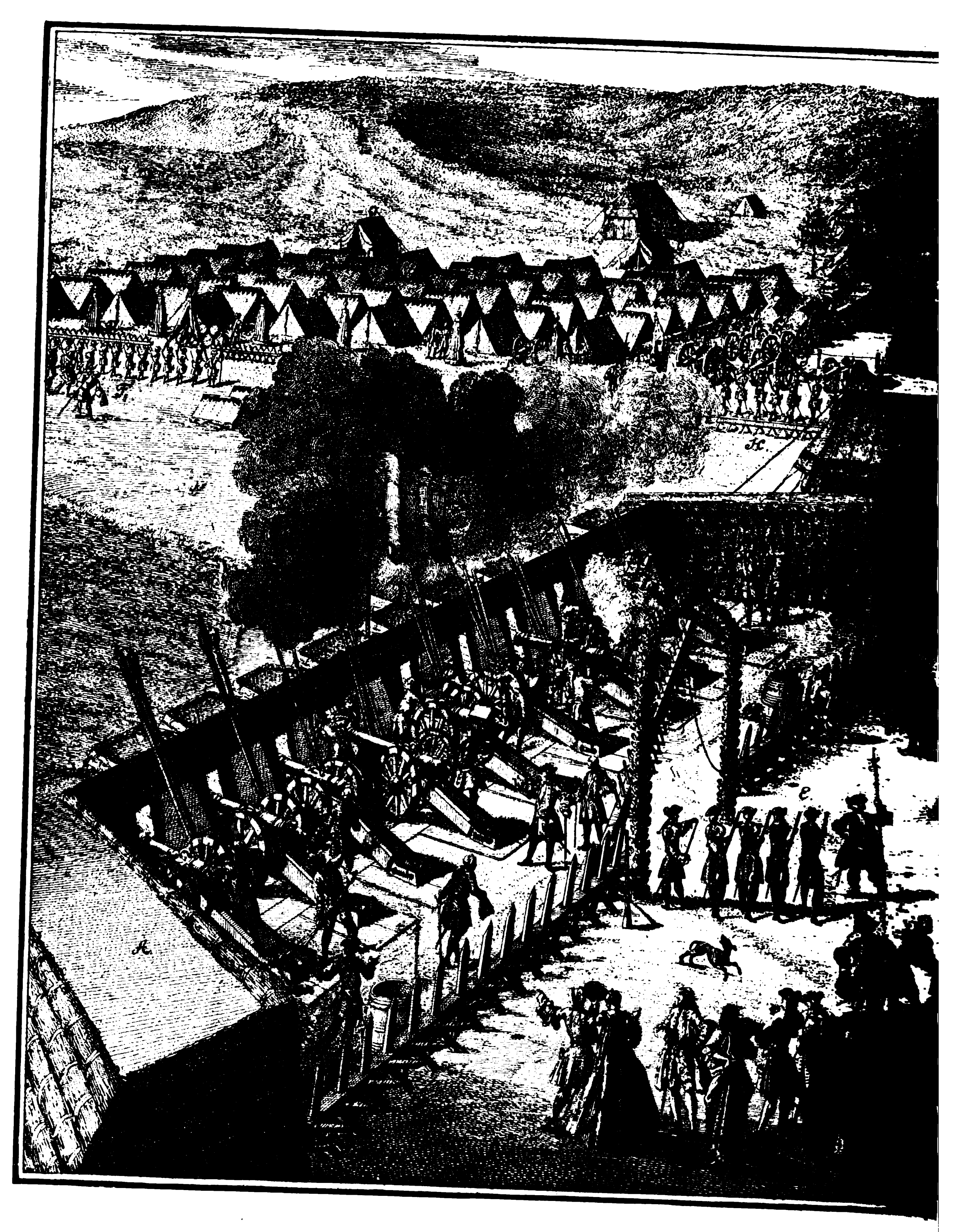
aufrecht hielt. Nur ging er in seinem puritanischen Eifer zu weit und verpönte beinahe alle Vergnügungen der Bevölkerung. So steht er als ein Markstein da zwischen der Zeit der Gewaltherrschaft als Selbstzweck und der Zeit der unumschränkten Fürstenmacht zum Zwecke der Volkswohlfahrt, — zwei Richtungen, die sich in keinem deutschen Fürsten so auffallend begegneten wie in ihm, daher auch keiner seiner Zeitgenossen die Aufmerksamkeit verdient, die ihm gebührt. Mit ihm erstarb die ältere jener Richtungen im großen Ganzen; mit seinem großen Sohne trat die jüngere auf die Bühne der Geschichte, und die preußische Geschichte war schon damals die deutsche. Damit endet unser zweites Buch und macht einer Periode mit unverkennbar klareren Bestrebungen und höheren Leistungen Platz.



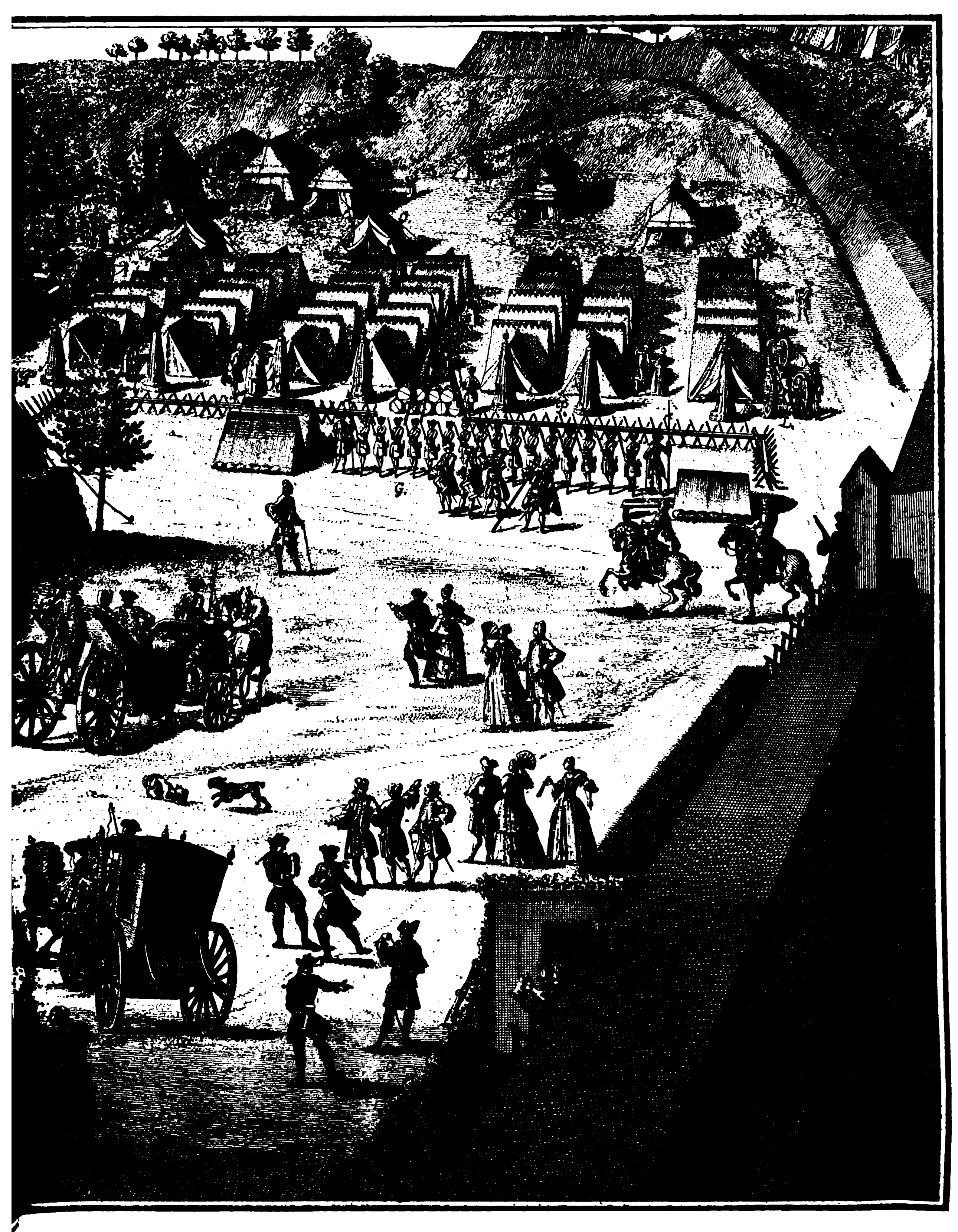
Preußische Exerziermeister. Radierungen von Daniel Chodowiecki.

Drittes Buch.

Das Zeitalter der Aufklärung und des Fortschritts.



Nürnberger



t im Jahre 1733.

Hessen und Nassau, im schwäbischen Württemberg und Baden und die Grafen Fugger, im bayrischen Bayern und das Erzstift Salzburg, im fränkischen die Fürstentümer Baireut und Ansbach und die Bistümer Bamberg und Würzburg, im obersächsischen Sachsen und Brandenburg, und im niedersächsischen die braunschweigischen und mecklenburgischen Linien die Hauptrolle.

Zu den vom Reichstage ausgeschlossenen reichsunmittelbaren Herren gehörten: die in drei Kreise (den fränkischen, schwäbischen und rheinischen) geteilte Reichsritterschaft, die ganerbschaftlichen (gan altdeutsch = mit) Orte (nur fünf Burgen u. s. w.), dreißig weitere kleine Gebiete ohne gemeinsamen Charakter und sechs Reichsdörfer. Als Rezeßherrschaften endlich, d. h. früher reichsfreie Gebiete, die aber die Oberhoheit von Fürsten anerkannt hatten, rechnete man nur die Grafschaft Wernigerode und die Schönburgschen Herrschaften. Zusammen erreichten die mehr oder weniger selbständigen Reichsglieder die stattliche Zahl von etwa 1800! Als Könige von Ungarn waren die österreichischen, von Dänemark die oldenburgischen, von Preußen die brandenburgischen und von Großbritannien die hannoverschen, sowie zeitweise als Könige von Polen die sächsischen und von Schweden die pfälzischen Fürsten vom Reiche völlig unabhängig. Zum Reiche dagegen wurden, obschon davon völlig getrennt und am Reichstage nicht mehr vertreten, immer noch das Herzogtum Savoien und das Erzstift Besançon gerechnet. —

Unter diesen das deutsche Reich bildenden Staaten waren es nur die größten, welche sich für den Fortschritt der Kultur empfänglich zeigten, wie wir teilweise schon gesehen haben und bald mehr sehen werden. Je kleiner die weltlichen Fürstentümer waren, desto mehr verkamen sie in der Sucht, auf eine Bedeutung Anspruch zu machen, die ihnen nicht gebührte (der Graf von Sinzendorf z. B. besaß nur eine Burgruine und ein Dorf, der Fürst von Thurn und Taxis gar kein Gebiet, und beide hatten doch Stimme im Reichs- und Kreistage). — Diese Fürstentümer waren im ganzen nichts als Tummelplätze fürstlicher Launen und ihrer schamlosen Ausbeutung durch Abenteurer, die mit Ministerposten Alchemie oder Geisterseherei und dergleichen Betrug verbanden, während ihre Herren mit Soldatenspielerei und Jagdwut (s. oben S. 151), Oper und Ballett, Spiel, Mätressenwirtschaft u. s. w. das Volk aussogen.

In den geistlichen Fürstentümern und Stiftsländern verarmte dagegen die Bevölkerung, damit die Klöster und Domkapitel sich bereichern und wohl leben konnten. Auf tausend Seelen ihrer Angehörigen rechnete man damals etwa ein halbes hundert Geistliche und fünfmal so viel Bettler. Die sonderbarsten Gebilde unter ihnen waren aber die, welche beiden Konfessionen angehörten. In Osnabrück z. B. bestand das Domkapitel aus katholischen und protestantischen Domherren, und Landesvater war abwechselnd ein vom Domkapitel ernannter katholischer und ein dem Hause Braunschweig angehörender protestantischer „Bischof", welch letzterer einst (1763) beim Amtsantritte sieben Jahre alt war!

Ein noch jammervolleres Bild boten die winzigen Gebiete der zahllosen Reichsritterschaft dar, welche, gegen 1500 an der Zahl, unter wenigstens 350 Familien, zusammen im Westen und Süden des Reiches kaum 200 Quadratmeilen mit etwa 200 000 Einwohnern umfaßten und deren Herren dennoch die gesamten Befugnisse einer Regierung besaßen, und — man kann denken, auf welche erbärmliche Weise — ausübten. Trotzdem betrachtete das arme „Reich" diese Miniaturstätchen als Gegengewicht gegen die Fürsten! Diese Ländchen, im Durchschnitt natürlich nicht größer als Gemeinden, waren im höchsten Grade verwahrlost und verschuldet. Die Herren schwelgten, die Unterthanen darbten, Gesindel fand seine Zuflucht dort, aber an Schulen fehlte es.

Verhältnismäßig noch tiefer gesunken waren die einst so mächtigen Reichsstädte.

Friedrich der Große sagte von ihnen: „Eine Petarde würde genügen, ja sogar schon ein Befehl des Kaisers, sich ihrer zu bemächtigen. Sie sind alle schlecht befestigt, die meisten mit alten Mauern, die an einigen Stellen mit dicken Türmen besetzt und von Gräben umgeben sind, welche Erdschlipfe beinahe ausgefüllt haben. Sie besitzen wenig Truppen, und die welche sie haben, sind schlecht diszipliniert. Ihre Offiziere sind entweder der Abschaum Deutschlands, oder alte Leute, die beinahe nicht mehr dienstfähig sind." Die Finanzen dieser Städte waren zerrüttet, ihre Angelegenheiten bestanden in kleinlichen Streitigkeiten, Gewerbe und Handel lagen darnieder und die bewaffnete Macht war ein Gegenstand des allgemeinen Gespöttes geworden. Die aus ihren Kontingenten und denen der kleinen Fürsten zusammengewürfelte „Reichsarmee" bestand aus Haufen aufgelesenen Gesindels ohne Disziplin, Uniform und gleichartige Bewaffnung, und ihre Kriegskunst im Davonlaufen!

In gleichem Zustande wie die kleinen Reichsglieder befanden sich auch die Reichsbehörden. Das seit 1693 in Wetzlar hausende Reichskammergericht (das der Volkswitz „Reichsjammergericht" nannte), dessen Aufgaben (nämlich vorzüglich die Führung aller Prozesse gegen Reichsunmittelbare) allerdings die aus Mangel an Geldmitteln niemals vollständige Zahl der Beamten nicht bewältigen konnte, hatte im Jahre 1772 einen Rückstand von 61 233 Prozessen, deren einer, um einen reichsgräflichen Besitz, 188 Jahre dauerte. Nicht viel besser sah es im Reichshofrate zu Wien, der Hauptstütze des Kaisers, aus, welcher allgemein der Bestechlichkeit beschuldigt wurde.

Das allgemeine Organ des Reiches war der Reichstag, der seit 1663 ohne Unterbrechung in Regensburg versammelt war und in Religionssachen in das corpus catholicum und das corpus evangelicum zerfiel. Stimmten beide Teile in einer Sache nicht überein, so kam es zu keinem Beschlusse. In weltlichen Angelegenheiten aber beriet jedes der drei schon genannten Kollegien für sich, deren Vorsitze im ersten Kurmainz, im zweiten Österreich und Salzburg und im dritten die Stadt Regensburg führten. Die Reichsstände waren am Sitze des Reichstages durch Gesandte vertreten, der Kaiser durch einen Kommissär. Oft, vielleicht meist waren die Gesandten ohne Instruktion; es konnte daher nichts beschlossen werden; dem Einflusse des Auslandes waren Thür und Thor geöffnet, und so siechte das Reich, dessen langer Fortbestand trotz der genannten Übelstände immerhin Achtung abnötigt, seinem Ende entgegen. —

Ein Abbild des Reiches im kleinen, nur ohne einheitliche Spitze, war die schweizerische Eidgenossenschaft. Die seit 1513 gegen weiteren Zuwachs abgeschlossenen dreizehn Kantone bildeten die Aristokratie des Bundes und hatten allein Stimmrecht auf der Tagsatzung, deren Vorsitz der Bürgermeister von Zürich führte und deren Versammlungen in Baden oder Frauenfeld, für Verhandlungen mit Frankreich aber, das unter den Mächten den meisten Einfluß auf die Schweiz ausübte, in Solothurn, dem Sitze des „Ambassadoren" stattfanden; außerdem hielten die katholischen und die evangelischen „Orte" noch besondere Zusammenkünfte. Wie schon (oben S. 164) bemerkt, kam in den Städtekantonen die Regierung den Hauptstädten allein, in einigen sogar nur einer Anzahl bevorzugter Familien derselben (den „Patriziern") zu, und sogar in den Landkantonen tagte die altgermanische Landsgemeinde nur zum Schein und regierten in Wirklichkeit die reichsten Geschlechter. Neben den dreizehn Kantonen besuchten die Tagsatzung, aber ohne Stimmrecht, die „zugewandten Orte" (Abtei und Stadt St. Gallen, Graubünden, Wallis, Biel und das elsässische Mühlhausen); von jener Versammlung ausgeschlossen waren dagegen die bloßen „Verbündeten": Fürstentum Neuenburg (seit 1707 mit Preußen in Personalunion), Stadt Genf, Bistum Basel, und die von den Kantonen völlig abhängigen „Schutzverwandten" (Stadt Rapperswil, Abtei Engelberg und das kleinste Bundesglied, Gersau). Ganz ohne alle politischen Rechte blieben,

240

Eigentlicher Abriß der Reichstages Solennitet, so den 13=23. Junij Anno 1653. in Regenspurg auf dem gewöhnlichen grosen Rhathaus-Saal, bey eröfnung der Kayserlichen Proposition angestellet und gehalten worden.

* 7. *	* 5. *	* 1. *	* 3. *	* 4. *	* 6. *
Chur Brandenburgische Abgesandter Herr Johann Friederich Freyherr von Blumenthal.	Chur Bäyerischer Abgesandter Herr Maximilian Willibald Graff zu Wolffs Eck.	Ihr Churfürstl. Gn. Herr Johann Philipps / Ertz-Bischoffs zu Mäintz.	Ihr Churfürstl. Durchl. Herr Carl Ludwig Pfaltzgraf bey Rhein.	Chur Cöllnischer Abgesandter Herr Frantz Egon Graf zu Fürstenberg.	Chur Sächsischer Abgesandter Herr Heinrich von Friesen der Jünger.

Geistliche Banck /

Zu der rechten Hand

8. Wegen Oesterreich / Herr Georg Achatius / Graf und Herr zu Losenstein / etc.
9. Wegen Burgund. H. AURELIUS AUGUSTINUS de MALINEZ, &c.
10. Wegen Saltzburg / H. Johann Baptista Graf zu Lodron.
11. Wegen Speyer / Ihr Fürstl. Gn. Herr Lotharius Friederich / Bischoff zu Speyer.
12. Ihr Fürstl. Gn. Herr Dieterich Adolph / Bischoff zu Paderborn.
13. Ihr Fürstl. Gn. H. Frantz Wilhelm Bischoff zu Regenspurg und Oßnabruck.
14. Ihr Fürstl. Gn. H. Christoff Bernhard / Bischoff zu Münster.
15. Ihr Fürstl. Gn. H. Joachim Abbt zu Fulda.
16. Ihr Fürstl. Gn. H. Wilhelm Administrator zu Stabel.
17. Wegen Bisantz / H. Franciscus del Jhola. H. zu Thil.
18. Wegen Teutschmeister. H. Georg Wilhelm von Elckerhausen / genannt Klüpl.
19. Wegen Bamberg / H. CORNELIUS GOBELIUS, L.
20. Wegen Würtzburg / H. Wilhelm Sebastian Mehl.
21. Wegen deß Stiffts Straßburg / H. Johann von Giffen.
22. Wegen Costantz H. Leonhard Pappus.
23. Wegen Hildesheimb / H. Johann Godefried von Hörde.
24. Wegen Freysing / H. Johann Georg Freyh. von Puch.
25. Wegen Passaw / H. Johann Georg / Graff von Herberstein.
26. Wegen Basel / H. Nicolaus Wilhelm von Reinach.
27. Wegen Lüttich / H. Peter Buschmann.
28. Wegen Berchtoldsgaden / H. Joh. Christoff Aldenhouen.
29. Wegen Brunn / H. Damian Hertardt von der Leyen.
30. Wegen Corvey / H. Dieterich Kloid auff Breitenbach.
31. Wegen der H. Prælaten, H. DOMINICUS, Abbt zu Weingarten.

* 2. *

Ihr Churfürstl. Gn. Herr Carl Caspar Ertz-Bischoff zu Trier.

A. H. Graff Kurtz Reichs ViceCantzler.
B. H. Reichs-Marschall Graff von Pappenheim.
C. H. Margraff zu Baaden.
D. H. Secretarius Schröder / etc. benebens den Käyserlichen- Königlichen- und Reichs-Herolden.
E. H. Schenck von Limburg.

Auff der Zwerchbanck haben gesessen Der Secularischen Stiffter Abgesandte / als:

32. Wegen Magdeburg / H. Friedrich Ulrich von Hagen / sonst Geist genannt. und
33. H. Johann Grull / D.
34. Wegen des Stiffts Lübeck / H. Christianus CASSIUS, J.C.

Weltliche Banck /

Zu der lincken Hand.

1. Ihr Fürstl. Durchl. H. Ludwig Philipps / Pfaltzgraf bey Rhein.
2. Ihr Fürstl. Durchl. H. Philipps Wilhelm / Pfaltzgraff bey Rhein.
3. Ihr Fürstl. Durchl. H. Eberhard / Hertzog zu Würtenberg.
4. Ihr Fürstl. Gn. H. Landgraf Georg zu Hessen Darmstadt.
5. Ihr Fürstl. Gn. H. Wilhelm Marggraff zu Baaden / so im Nahmen Ihr Mayest. den Vortrag thut.
6. Wegen Bäyern / H. Herman EGO, Graff zu Fürstenberg.
7. Wegen Pfaltz Lautern / H. Johann Paul von Gemingen.
8. Wegen Pfaltz Simmern / H. Arnold Prill / D.
9. Wegen Bremen und Verden / H. Friederich Bohl.
10. Wegen Pfaltz Zweybrück / Jonas Meisterlin / D.
11. Wegen Pfaltz Lauterck / H. Johann Conrad Vahrenbühler von und zu Hemmingen / etc.
12. Wegen Sachsen Altenburg / H. AUGUSTUS CARPZOVIUS, D.

13. Wegen Sachsen Coburg / H. Johann Thomas / D.
14. Wegen Sachsen Weimar / H. Zacharias Prüschenck von Lindenhoffen.
15. Wegen Sachsen Gotha / H. Georg Achatius Heher / D.
16. Wegen Sachsen Eisenach / H. Wilhelm Schröder / D.
17. Wegen Brandenburg Culmbach / H. Johann Georg Hofer / von Lobenstein.
18. Wegen Brandenburg Onoltzbach / H. Tobias Appold / D.
19. Wegen Braunschweig Wolffenbütel / H. Johann Schwartzkopf / D.
20. Wegen Braunschweig Zell und Grubenhagen / H. Heinrich Dieterich / D.
21. Wegen Braunschweig Callnberg / H. Heinrich Speyermann / D.
22. Wegen Pommern / H. Matthias Beerenklau.
23. Chur Brandenburg / wegen Hinter Pommern / H. Johann Portman / D.
24. Wegen Mecklenburg Schwerin / H. Balthasar von Rieben.
25. Wegen Mecklenburg Gustrau / H. Daniel Nicolai / D.
26. Wegen Hessen Cassel / H. Adolph Wilhelm von Krosieg
27. Wegen Leuchtenberg / H. Johann Ernst / D.
28. Wegen Anhalt / H. MARTINUS MILAGIUS, Cantzler.
29. Wegen Henneberg / H. Johann Ernst PISTORIUS zu Seuselitz
30. Wegen Arenberg / H. Jacob Christoff Raßler / D.
31. Wetterauisch | Directoria. | H. Friederich Casimir Graff zu Hanaw.
32. Schwäbisch | | Herr Rudolph Friederich Graff von Fürstenberg.
33. Fränckisch. | | Herr Friederich Ludwig Graf von Löwenstein.

Auf den übrigen Bäncken als 34. biß 41. seind die Herrn Abgesandten der Reichs-Städt gesessen / als: Wegen der Stadt Regenspurg / Nürnberg / Augspurg / Ulm / Straßburg / Franckfurt / Cöln / Aachen / und dergleichen mehr / welche aber mit ihren Namen hier nicht eingebracht werden können

Zufinden in Nürnberg bey Paulus Fürsten / Kunsthändlern / 1653.

Reichstag zu Regensburg im Jahre 1653. Facsimile eines gleichzeitigen Flugblattes.

übrigens gleich den Landleuten der Städtekantone, die von je zwei oder mehreren Kantonen mit rücksichtslos sich bereichernden „Landvögten“ beglückten „gemeinen Herrschaften“ (Tessin, Thurgau, Rheinthal, Sargans, Baden u. a.). Außerdem, daß also weltliche und geistliche Fürsten im Schweizerbunde standen und die erwähnten verletzenden Rangabstufungen und Rechtlosigkeiten darin herrschten, konnte demselben damals, bei der herrschenden Ämter- und Titelsucht, welche keinen Anstand nahm, von Monarchen verliehene Adelstitel bis zum Grafen hinauf zu tragen und Pensionen solcher zu beziehen, nur in sehr geringem Maße republikanischer Charakter zuerkannt werden, namentlich da überdies in einem großen Teile des Landes die Leibeigenschaft noch bis zum Sturze der ebengenannten Ordnung der Dinge im Jahre 1798 fortbestand.

Krankten so das zu einem Schatten seiner einstigen Größe herabgesunkene deutsche Reich und die von ihm getrennte, ihrer früheren Volkskraft beraubte Schweiz an überlebten Einrichtungen, die dem seines wahren Charakters längst entkleideten, durchaus entarteten und mit dem Fortschreiten der Zeit unvereinbar gewordenen Lehenswesen entstammten, und hatte sich das einzige deutsche Land, das mit solchen Zuständen gründlich gebrochen hatte, nämlich die Republik der vereinigten Niederlande, durch Erhebung ihres platten Dialekts zur Schriftsprache von dem deutschen Sprachgebiete für immer getrennt, so war doch in die verwickelte Feudalordnung oder vielmehr Feudalverwirrung durch die am Schlusse des vorigen Buches geschilderte Regierung Friedrich Wilhelms I. in Preußen, dem mächtigsten Staate Norddeutschlands, die erste Bresche in dieses morsche System gebrochen worden.

Zu einem weit höheren Ziele aber führte aus diesem Bruche mit unerträglich gewordenen Einrichtungen der Sohn des barschen Soldatenkönigs sein Land und Volk und durch dessen Beispiel auch weitere Gebiete des deutschen Landes, — er führte es zur Gründung gedeihlicherer, der menschheitlichen Entwickelung entsprechenderer Zustände, als sie bis auf seine Zeit gewesen, als sie ohne einen genialen Menschen seiner Art sein konnten. Friedrich der Große, nicht Drillmeister wie sein Vater, sondern Feldherr, nicht Bureaukrat, sondern Staatsmann, nicht Bedrücker, sondern Vater und Freund des Volkes, nicht Buchstabengläubiger, sondern Freund der Aufklärung und Gedankenfreiheit, hat den neueren deutschen Staat aufgebaut, zum neueren, einigeren und freieren Deutschland überhaupt den Grund gelegt.

Friedrichs Erziehung ist für sein ganzes Leben maßgebend gewesen. Sein Vater, so deutsch er war und dachte, hatte bei der damaligen Verknöcherung der deutschen Wissenschaft und dem Mangel an pädagogischen Gedanken im Vaterlande keine andere Wahl, als dem Sohne einen Franzosen zum Erzieher zu geben; aber es war kein Windbeutel, sondern ein flüchtiger Huguenot, ein Gelehrter und Soldat zugleich, Egide Duhan de Jaudun. Durch ihn wurde Friedrich Schriftsteller und Feldherr, durch ihn ein der Bigotterie abgeneigter, aber auch der französischen Litteratur in dem Maße ergebener Geist, daß er niemals ein Verständnis für diejenige seines Vaterlandes gefaßt hat, ja selbst ihrem Aufschwunge, den er erlebte, fremd blieb. Das Aufhören dieser Leitung, die ihm eine neue, in Preußen bis dahin ungeahnte Welt erschloß und die er daher in dithyrambischen Versen feierte, dieses allzufrüh, im Alter von sechszehn Jahren (1728) eingetretene Aufhören hatte für ihn schlimme Folgen; ein Besuch an dem lüderlichen polnischen Hofe in Dresden und die Gesellschaft leichtfertiger junger Offiziere verführten ihn zu schlimmen Ausschweifungen. So war es eben damals: die feinere französische Weltbildung war mit raffinierter Frivolität, die ehrliche deutsche Geradheit und gute Sitte mit Roheit und Plumpheit verknüpft; das beiderseitige Gute hatte sich vom Bösen noch nicht gesondert. Der Vater, der dieser Richtung huldigte, sah den Sohn mit Schmerz und Zorn jener anheimfallen, —

der Widerstreit zwischen beiden Männern brach aus und erreichte seine Spitze, als der Thronfolger sich verleiten ließ, vor dem Vater die Wahrheit zu verheimlichen. Die Königin, Sophia Dorothea, Tochter Georgs I. von Hannover und England, erfüllte ihre Pflicht der Versöhnung nicht, und die ältere Schwester des Kronprinzen, Friederike Wilhelmine, reizte ihn nur gegen den König auf. Es wurden Ränke gesponnen; die beiden Geschwister planten Ehen mit den Kindern des Bruders ihrer Mutter, gegen Wissen und Willen des Vaters, dessen Abneigung gegen jene Plane politische Gründe hatte. Friedrich, der diese nicht verstand und von ihm nach seiner Art barsch behandelt wurde, bereitete seine Flucht vor, welche entdeckt und verhindert wurde. Es ist bekannt, wie die Tochter vom Vater mißhandelt und Katte, der Freund des Sohnes, unter dessen Augen enthauptet wurde. Bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin wurde der Kronprinz durch strenge Zucht zum Preußen, zum Manne umgewandelt. Hier faßte er die ersten Plane zu seinen späteren weltumgestaltenden Thaten. Es wurde zum erstenmale die Erwerbung des polnischen Preußen, des Restes von Pommern, der Rheinlande in Aussicht genommen; an seine erste Eroberung, an Schlesien, dachte er noch nicht. Aber er sah Preußens Beruf darin, „die protestantische Religion in Europa und im Reiche zur Blüte zu bringen, um den Trauernden eine Zuflucht, den Witwen und Waisen eine Stütze, den Armen ein Helfer und dem Unrecht eine Drohung zu sein". Mit Widerstreben arbeitete er sich in die trockene Verwaltungsmaschine hinein und bewältigte sie auch. Mit noch größerem Widerstreben ließ er sich, während ihn die Garnison in Ruppin zum Soldaten machte, vom Vater eine Braut aufdrängen, die er nicht kannte; der König nannte sie „nit häßlich, auch nit schön, ein gottesfürchtig Mensch". Nachdem er an einem ersten Feldzug unter Prinz Eugen teilgenommen, erfolgte die vollständige Versöhnung mit dem Vater. Als Ehemann seit 1736 auf Schloß Rheinsberg hausend, war er glücklich, selbständig arbeiten zu können. Er studierte Wolfs Werke — in französischer Übersetzung zwar; aber durch sie wurde die Aufklärung in ihm aus einer Laune zu einer festen Grundlage des Denkens und Strebens. Der Umstand, daß Voltaire, der damalige litterarische Abgott des aufgeklärten Europas, die Philosophie metrisch behandelte, war es auch, der Friedrich bewog, mit dem gefeierten Schöngeiste in Briefwechsel zu treten, in welchem sie für ein Bündnis der Könige und Philosophen für Freiheit und Licht schwärmten. So wurde Friedrich zum Schriftsteller; er schrieb bekanntlich nur französisch, in trefflichem Stil, aber ohne Beachtung der Orthographie, und seine erste Schrift war eine politische Streitschrift gegen Frankreich. Es folgte der „Anti-Machiavel", die Widerlegung der Verzweiflungsschrift des großen florentinischen Schwärmers für Italiens Einheit, oder vielmehr der wohlgemeinte Versuch einer Widerlegung der von Machiavelli angeratenen und zu allen Zeiten angewandten Mittel zum politischen Erfolge; des Italieners eigentlichen Zweck hat der preußische Kronprinz nicht verstanden und ihn daher ein „monstre" gescholten. Dagegen macht es ihm Ehre, den „Machiavellismus" der Höfe bekämpft und das Vorbild seiner Regierung nicht in Tyrannen, sondern in einem Marcus Aurelius gefunden zu haben. Eine der merkwürdigsten Stellen des Buches ist die im Kapitel 10, wo er die kleinen deutschen Fürsten mit den von Machiavelli gegeißelten „Principini" zusammenstellt und von ihnen sagt: „sie richten sich durch übermäßige Ausgaben zu Grunde, welche der Rausch ihrer eiteln Größe sie zu machen verleitet, sie verderben sich, um den Ruhm ihres Hauses zu stützen und schlagen aus Eitelkeit den Weg des Elendes und des Spitals ein; es giebt keinen jüngsten Prinzen einer jüngsten Linie, der sich nicht ähnlich dünkt mit Ludwig XIV.; er baut sein Versailles, hält seine Mätressen und besoldet seine Armeen". Nicht rühmlicher urteilt der königliche Verfasser über die geistlichen Fürsten, deren Reichtum er mit Spott überhäuft, und von deren Ländern er sagt,



Kaiser Joseph I., seiner Equipage entstiegen, vor dem Sanktissimum knieend. (Kupferstich von C. Luyken.)

daß sie in höherem Maße von Bettlern wimmeln als alle anderen. Der schönste Teil des „Anti-Machiavel“ ist aber die Schilderung des Fürsten, wie er sein soll, des Fürsten, der nur Gerechtigkeit gegen sein Volk übt, der dessen Glauben unbelästigt läßt, der keinen ungerechten Krieg unternimmt, des Fürsten mit einem Wort, wie Friedrich als König einer gewesen ist, ja noch mehr: wie es erst seit ihm, nach langer Unterbrechung, wieder welche gegeben hat.

Bald nach der Abfassung jenes Werkes hat er (1740) den Thron bestiegen, und es ist bezeichnend, daß er eine Krönung mit ihren Festlichkeiten als „zweck- und sinnlose Förmlichkeiten, welche Unwissenheit und Aberglauben eingeführt haben“, beiseite ließ und seinen Regierungsantritt durch Abschaffung der Folter, der Hexenprozesse und der Ehehindernisse, Vermehrung des Heeres und Wiedereinrichtung der verfallenen Akademie feierte, die freilich unter ihm — eine durchaus französische wurde. Noch größer aber steht er in seiner schlichten Erklärung da, durch welche er allgemeine Glaubensfreiheit verkündete: „in meinen Staaten müssen alle Religionen toleriert werden, keine darf der anderen Abbruch thun, und jeder hat das Recht, nach eigner Façon selig zu werden“, wobei der letzte Satz durch die vorhergehenden den scheinbaren Charakter einer frivolen Ermutigung der Indifferenz einbüßt. Man sah und fühlte bald, daß ein neuer, frischer Luftzug durch Deutschland wehte, der von der bisher verachteten Spree herkam. Man wandte die Blicke dahin, wo man ahnte, daß der Tag der Zukunft graute, und wo der junge König waltete, der vom Haupte des Reiches sagen durfte: „der Kaiser ist ein zur Vogelscheuche gewordenes Götzenbild, das ehedem Kraft hatte und mächtig war, heute aber nichts mehr ist; er war einst ein sehniger Mann; aber die Franzosen und die Türken haben ihn durchseucht und jetzt ist er entnervt“. Und es war kaum geschrieben, so starb der Kaiser (Karl VI.), — der letzte Habsburger, das letzte Reichsoberhaupt, das von den deutschen Fürsten noch als über ihnen stehend, wenn auch nur noch als ein ehrwürdiges Phantom, anerkannt wurde. Von nun an war die Kaiserkrone wieder bestritten, was sie drei Jahrhunderte nicht mehr gewesen; von nun an hatte das Kaisertum eine Nebenbuhlerschaft, die es sogar überstrahlte, und der Kaiser war in dem seiner Würde noch beschiedenen halben Jahrhundert nur mehr ein Gleicher unter Gleichen, ein Beherrscher der österreichischen Lande mit dem Kaisertitel. Vorläufig aber gab es nicht einmal einen Kaiser, ja noch mehr, die Erbfolge in den habsburgischen Landen war ebenfalls eine bestrittene, sie waren thatsächlich herrenlos, und als Friedrich auf Grund berechtigter Erbansprüche Schlesien eroberte, da trennte sich das Land von einem Leichnam, um einem lebenden Körper angegliedert zu werden. Schlesien hatte unter österreichischer Herrschaft kein menschenwürdiges Völkerdasein geführt; der über ihm stehenden Regierung war nur an Vertilgung des reformatorischen „Irrglaubens“, nicht an des Volkes Wohlfahrt gelegen. Drei Razzien waren unter unmenschlichen Grausamkeiten von der kaiserlichen Soldateska gegen evangelische Kirchen, Prediger und Lehrer losgelassen worden (1621, 1653 und 1675). Die Protestanten waren in Schlesien mehr als Parias bis auf ihre Befreiung durch Friedrich den Großen. Erst das Einschreiten des Schwedenkönigs Karl XII. 1707 hatte einige Milderung gebracht und den Verfolgten 118 von 628 geraubten Kirchen zurückgegeben; aber auch nachher waren die evangelischen Nachkommen gewaltsam Bekehrter als — Apostaten eingesperrt, und wenn sie nicht nachgaben, aus dem Lande verjagt worden. Daher wurden die Preußen als Erlöser begrüßt und nahmen das Land ohne Widerstand, in dem von nun an, wie in jedem preußischen, Glaubensfreiheit für alle herrschte! Freilich konnte der Eroberer nach dem Wortlaute des Berliner Friedens den Protestanten die geraubten Kirchen nicht wiedergeben — sie mußten sich selbst neue bauen. Merkwürdigerweise aber lehnte sich die katholische Geistlichkeit nicht



Kaiser Joseph I., seiner Equipage entstiegen, vor dem Sanktissimum knieend. (Kupferstich von C. Luyken.)

daß sie in höherem Maße von Bettlern wimmeln als alle anderen. Der schönste Teil des „Anti-Machiavel“ ist aber die Schilderung des Fürsten, wie er sein soll, des Fürsten, der nur Gerechtigkeit gegen sein Volk übt, der dessen Glauben unbelästigt läßt, der keinen ungerechten Krieg unternimmt, des Fürsten mit einem Wort, wie Friedrich als König einer gewesen ist, ja noch mehr: wie es erst seit ihm, nach langer Unterbrechung, wieder welche gegeben hat.

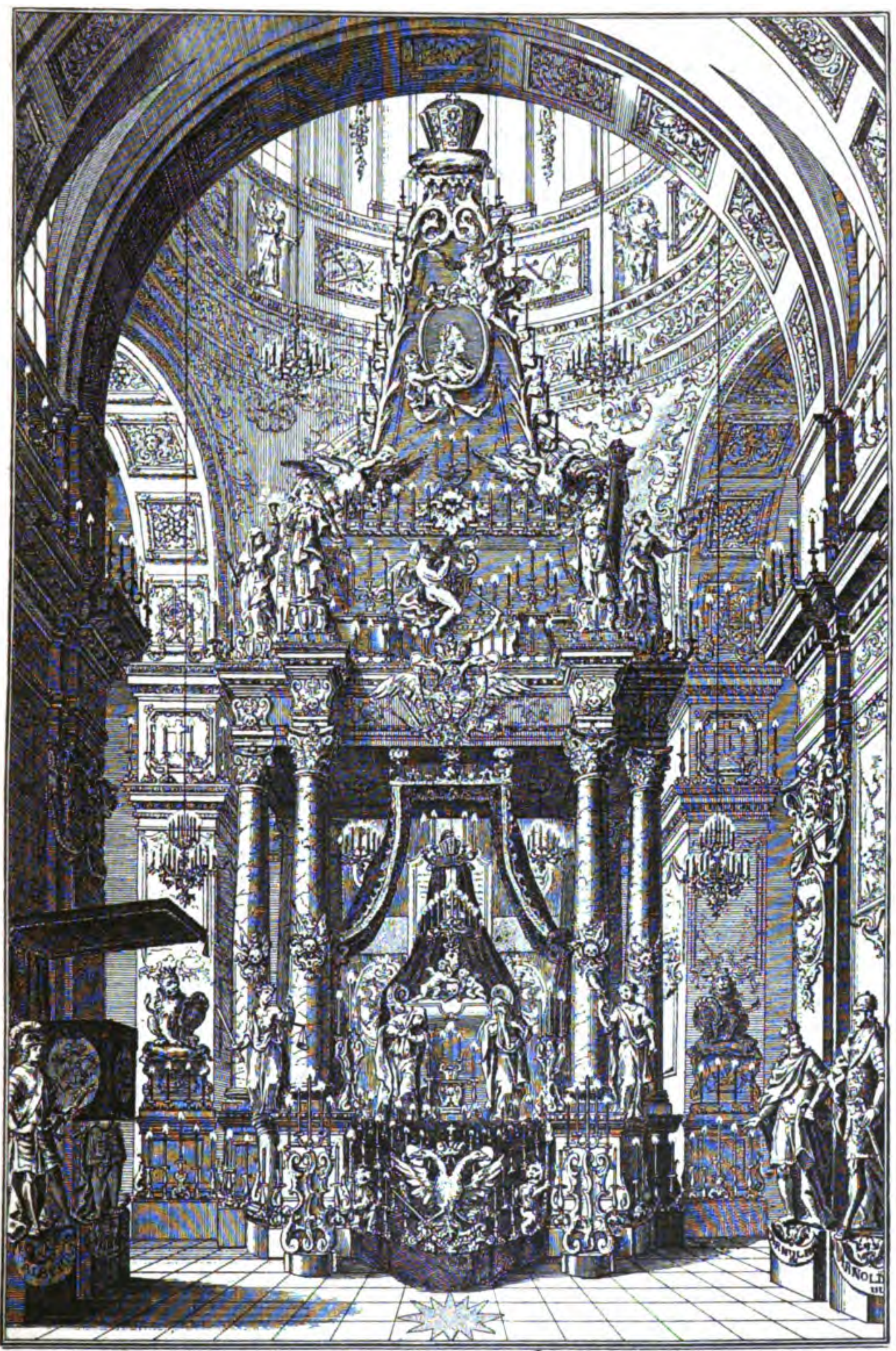
Bald nach der Abfassung jenes Werkes hat er (1740) den Thron bestiegen, und es ist bezeichnend, daß er eine Krönung mit ihren Festlichkeiten als „zweck- und sinnlose Förmlichkeiten, welche Unwissenheit und Aberglauben eingeführt haben“, beiseite ließ und seinen Regierungsantritt durch Abschaffung der Folter, der Hexenprozesse und der Ehehindernisse, Vermehrung des Heeres und Wiedereinrichtung der verfallenen Akademie feierte, die freilich unter ihm — eine durchaus französische wurde. Noch größer aber steht er in seiner schlichten Erklärung da, durch welche er allgemeine Glaubensfreiheit verkündete: „in meinen Staaten müssen alle Religionen toleriert werden, keine darf der anderen Abbruch thun, und jeder hat das Recht, nach eigner Façon selig zu werden“, wobei der letzte Satz durch die vorhergehenden den scheinbaren Charakter einer frivolen Ermutigung der Indifferenz einbüßt. Man sah und fühlte bald, daß ein neuer, frischer Luftzug durch Deutschland wehte, der von der bisher verachteten Spree herkam. Man wandte die Blicke dahin, wo man ahnte, daß der Tag der Zukunft graute, und wo der junge König waltete, der vom Haupte des Reiches sagen durfte: „der Kaiser ist ein zur Vogelscheuche gewordenes Götzenbild, das ehedem Kraft hatte und mächtig war, heute aber nichts mehr ist; er war einst ein sehniger Mann; aber die Franzosen und die Türken haben ihn durchseucht und jetzt ist er entnervt“. Und es war kaum geschrieben, so starb der Kaiser (Karl VI.), — der letzte Habsburger, das letzte Reichsoberhaupt, das von den deutschen Fürsten noch als über ihnen stehend, wenn auch nur noch als ein ehrwürdiges Phantom, anerkannt wurde. Von nun an war die Kaiserkrone wieder bestritten, was sie drei Jahrhunderte nicht mehr gewesen; von nun an hatte das Kaisertum eine Nebenbuhlerschaft, die es sogar überstrahlte, und der Kaiser war in dem seiner Würde noch beschiedenen halben Jahrhundert nur mehr ein Gleicher unter Gleichen, ein Beherrscher der österreichischen Lande mit dem Kaisertitel. Vorläufig aber gab es nicht einmal einen Kaiser, ja noch mehr, die Erbfolge in den habsburgischen Landen war ebenfalls eine bestrittene, sie waren thatsächlich herrenlos, und als Friedrich auf Grund berechtigter Erbansprüche Schlesien eroberte, da trennte sich das Land von einem Leichnam, um einem lebenden Körper angegliedert zu werden. Schlesien hatte unter österreichischer Herrschaft kein menschenwürdiges Völkerdasein geführt; der über ihm stehenden Regierung war nur an Vertilgung des reformatorischen „Irrglaubens“, nicht an des Volkes Wohlfahrt gelegen. Drei Razzien waren unter unmenschlichen Grausamkeiten von der kaiserlichen Soldateska gegen evangelische Kirchen, Prediger und Lehrer losgelassen worden (1621, 1653 und 1675). Die Protestanten waren in Schlesien mehr als Parias bis auf ihre Befreiung durch Friedrich den Großen. Erst das Einschreiten des Schwedenkönigs Karl XII. 1707 hatte einige Milderung gebracht und den Verfolgten 118 von 628 geraubten Kirchen zurückgegeben; aber auch nachher waren die evangelischen Nachkommen gewaltsam Bekehrter als — Apostaten eingesperrt, und wenn sie nicht nachgaben, aus dem Lande verjagt worden. Daher wurden die Preußen als Erlöser begrüßt und nahmen das Land ohne Widerstand, in dem von nun an, wie in jedem preußischen, Glaubensfreiheit für alle herrschte! Freilich konnte der Eroberer nach dem Wortlaute des Berliner Friedens den Protestanten die geraubten Kirchen nicht wiedergeben — sie mußten sich selbst neue bauen. Merkwürdigerweise aber lehnte sich die katholische Geistlichkeit nicht

gegen das Wahlrecht ihrer höheren Würdenträger auf, welches Friedrich in Anspruch nahm, und der Kardinal-Erzbischof von Breslau ging sogar auf den ziemlich frivolen Scherz ein, mit welchem ihm der König anzeigte, daß der heilige Geist und er zusammen ihm einen Koadjutor gegeben hätten.

Friedrich griff aber auch kräftig in die gesellschaftlichen Verhältnisse ein. Erst jetzt durften sich die Bauern über Mißhandlungen von seiten der Gutsherrschaft beklagen. Viele tausend nicht bewirtschaftete Bauerngüter, deren Hütten in Trümmern lagen, wurden wieder mit Bauern besetzt, diesen das Land als volles erbliches Eigentum übergeben, und die Loskaufssumme für Leibeigene wurde auf einen Dukaten für den Kopf herabgesetzt, während sie auf der Insel Rügen unter schwedischer Herrschaft noch später für einen stattlichen Burschen 150, für eine hübsche Magd 50 bis 60 Thaler betrug und von der Schätzung des Herrn abhing. Freilich, ohne Zwang ging es nicht unter dem Walten des erleuchteten Despotismus. Feuergefährliche Bauten, wie hölzerne Rauchfänge und Lehmöfen, wurden niedergerissen und mußten aus Stein neu aufgebaut werden. Dafür hat Friedrichs Regierung in Schlesien 250 neue Dörfer und 2000 neue Häuslerstellen errichtet. „Pferde und Schafe wurden aus Preußen, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gebracht, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, die Kartoffeln eingeführt, die Gemeindetriften und Weiden unter die Stellenbesitzer verteilt". Die Steuerfreiheit des Adels und der Geistlichkeit wurde beseitigt, und zugleich zeigte der König seinen neuen Unterthanen soviel Vertrauen, daß er in jedem der drei Oberämter, in die er Schlesien teilte, alle Regierungsstellen bis auf eine an Eingeborene vergab. An das stramme preußische Militärwesen und die Rekrutenaushebung konnten sich die Schlesier am wenigsten gewöhnen, mußten es aber schließlich doch.

Nachdem Schlesien gesichert und der heiße Kampf ausgefochten war, in dem es sich um Österreichs Sein oder Nichtsein handelte, nachdem der kurze Kaiserwahn Karl (VII.) Albrechts von Bayern verweht und in Wien Lothringen die Erbschaft Habsburgs angetreten (1745), ging Friedrich der Große an sein Friedenswerk. Die Verbesserung der im argen liegenden Rechtspflege war seine erste Sorge. Samuel von Cocceji, ein Schüler Grotius' und Pufendorfs, war das Organ dieser Arbeit. Er wirkte Wunder im Ausfegen des Augiasstalles der Gerichte und ihrer Aktengebirge (in Pommern allein wurden in wenig mehr als einem Jahre 2400 alte und 540 neue Prozesse erledigt) und schuf die neue Kammergerichtsordnung (Codex Fridericianus), wenn auch in plumpem, ungehobelten, von Fremdwörtern wimmelnden Deutsch, wie es der König selbst schrieb, doch ein Gesetzeswerk von bis dahin unerhörter Klarheit und Zweckmäßigkeit, welches an die Stelle der Kabinetsjustiz den Rechtsstaat setzte. Ebenso energisch wurde die Staatsverwaltung in die Hand genommen.

Mit Vorliebe widmete sich Friedrich der Geschichte seiner Zeit und seines Hauses; er beschrieb seine eigenen Kriege und die Thaten seiner nächsten Vorfahren und ließ durch Gelehrte und Beamte Spezialgeschichten über die Entwickelung der Kulturzweige seiner Staaten ausarbeiten. Er war der erste Deutsche, welcher — wenn auch in französischer Zunge — eine Wissenschaft der Kulturgeschichte ahnte; es geschah genau um die Mitte des Jahrhunderts in der Abhandlung „von den Sitten, den Gebräuchen, dem Gewerbfleiß, den Fortschritten des Menschengeistes in den Künsten und Wissenschaften." Diese Gegenstände der Forschung nannte er, der Staatsmann und Feldherr, in seltener Unbefangenheit: obgleich weniger glänzend, doch nicht minder wertvoll als die Kriegs- und Regierungs-Angelegenheiten und die der Religion. Er fand, daß ein unwandelbares Naturgesetz die Art des Bildungsganges der Völker bestimme; er erblickte in jeder Nation einen unveränderlichen



Hoches Traür=gerüst Zü Ehren Seiner Weÿland Kaÿserl: Maiestät CAROLI VII. etc.
Aüfgerichtet beÿ denen Wohl: Ehrw. H. H. PP. Theatinern Zü München. in der höche
von 120: in der breite von 45 Schuch. den 24. 26. 27. Merti. anno. 1745.

N. Stuber. Inv. — E. Asam. del. — F. X. Jungwirth sc. Monachy.

Katafalk des Kaisers Karl VII. bei den Theatinern zu München, 1745. Kupferstich von Jungwirth.

schmutzigsten Pasquille rächte. Durch seine unerschrockenen Schritte zu gunsten unschuldig Verurteilter hat er später viele seiner Fehler gut gemacht.

Rastlos setzte Friedrich seine Thätigkeit zum Wohle seiner Staaten fort, hinter welcher die Fortschritte in den übrigen Teilen des Reiches weit zurückstanden. Die Sümpfe an der Oder ließ er durch Kanäle austrocknen und in dem gewonnenen Ackerland über dreitausend Familien ansiedeln. Zweihundertachtzig neue Dörfer erstanden im Herzogtum Magdeburg für ansässig gemachte Schnitter aus dem Vogtland. Eine neue Hafenstadt erhob sich in Swinemünde. In allen Provinzen wurden Industrie, Bergbau und Handel mächtig gehoben, und die Bevölkerung des preußischen Staates überstieg zu Anfang des siebenjährigen Krieges fünf Millionen. Dieser dem König durch seine Feinde aufgedrängte verheerende Kampf ließ im Verhältnis zu seiner Dauer ähnliche Verwüstungen zurück wie der dreißigjährige. Die Bevölkerung des Königreichs nahm um eine halbe Million ab, 60 000 Pferde gingen zu Grunde, 3000 Häuser verschwanden, ganze Städte lagen in Trümmern, Edelleute und Bauern waren ausgeplündert und verarmt und eine allgemeine Teuerung eingebrochen. Der König sorgte nach Herstellung des Friedens emsig durch Bewilligung von 20 Millionen Thalern aus der Staatskasse und durch Steuerbefreiungen in den heimgesuchten Landschaften für den Wiederaufbau der zerstörten Orte und für Verteilung von Getreide an das Volk, dem er die Militärpferde zum Ackerbau überließ. Aber schon ehe der Friede unterzeichnet war, kam die Schule an die Reihe seiner Vorsorge. Das General-Landschulreglement von 1763 hatte das Ziel, der durch ungebildete Küster und Schulmeister genährten Unwissenheit unter dem Volke zu Leibe zu gehen und einer sowohl vernünftigen als christlichen Erziehung die Wege zu bahnen. Die Verpflichtung zum Schulbesuche, unrichtig „Schulzwang“ genannt, feierte damals ihre Geburtstunde und erstreckte sich bereits vom fünften bis zum dreizehnten oder vierzehnten Altersjahre; den widerspänstigen Eltern drohte Exekution.

Ebenso notwendig machten die traurigen Folgen des Krieges eine Vermehrung der Gewerbthätigkeit. Nach der Art und Weise des „aufgeklärten Despotismus,“ namentlich in einer Zeit, wo das durch den vorangegangenen und noch vielfach auswärts herrschenden höfischen oder militärischen Despotimus eingeschüchterte Volk keine eigenen Antriebe zur Beförderung seines Wohles kannte, wurden neue Erwerbszweige von oben herab befördert und zum Teil sogar vorgeschrieben. So wurden unter Friedrich, der die Bepflanzung der Friedhöfe mit Maulbeerbäumen befohlen hatte, die Prediger, Küster und Schullehrer zur Beschäftigung mit dem Seidenbau angehalten. Es wurden durch die Regierung eine Porzellan- und Tabakfabrik gegründet und einer Bijouterie-, wie einer Samtfabrik Vorschub geleistet.

Um die Industrie zu befördern, hielt Friedrich strenge Schutzzölle aufrecht. Mit diesem Punkte aber stand diejenige Seite der Wirksamkeit des Königs im Zusammenhange, welche keine oder wenig wohlthätige Folgen hatte. Freilich war es notwendig, der durch den Krieg und die Heilung seiner Schäden erschöpften Staatskasse neuen Zufluß zu schaffen, und diesen suchte Friedrich seit 1766 in einer neuen Organisation der Zölle und der Accise. Mehl, Getreide und Schweinefleisch (welch letzteres als die „gewöhnlichste Nahrung der Armen“ galt) wurden allerdings von dieser Abgabe befreit, alle übrigen Einfuhrartikel aber der schärfsten Untersuchung unterworfen. In die besten Stellen der obersten Verwaltung des Zollwesens, welcher später auch das Monopol des Tabaks und des Kaffees unterstellt wurde, berief der König lauter Franzosen, einige hundert an der Zahl, darunter waren Direktoren mit je 15 000 Thalern Gehalt (ein Minister bezog 5000!), — eine Gesellschaft, die durch ihre Unterschleife schließlich den Zorn des Königs erregte, unter dem Volke aber von Anfang an viel böses Blut machte.

Wohlthätiger war die Errichtung der preußischen Bank in Berlin mit acht Zweigbanken in den Provinzen, auf den solidesten Grundlagen. Sie verzinste die bis dahin unfruchtbaren Mündelgelder, half dem Kredit in Handelskreisen auf und that dem Wucher starken Abbruch.

Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich dem König, als die durch die Ohnmacht und Verwirrung der Adelsherrschaft in Polen herbeigeführte, erste Teilung von Grenz-



Verbrennung des Mordbrenners Horner zu Berlin, 1786. (Letzte Hinrichtung durch Feuer in Berlin.)

gegenden dieses Reiches (1772) dem preußischen Staate die längst ersehnte Verbindung seiner Hauptgebiete Ostpreußen und Pommern-Brandenburg brachte. Das Land war verödet, mit Trümmern bedeckt, wimmelte noch von Wölfen, starrte von Schmutz, und die ausgehungerten Bewohner waren von den Pocken und der Pest dezimiert. Die Anarchie und Despotie polnischer Wirtschaft hatte aus dem unter dem Deutschen Orden einst blühenden „Kulmerlande“ eine mit elenden Lehmhütten besäete Wüste gemacht! Nun galt es, „Westpreußen,“ wie Friedrich die willkommene Erwerbung im Weichselmündungsgebiete nannte, in ein zivilisiertes Land zu verwandeln. Sein rechter Arm in diesem Unternehmen war der seit 1762 in seinem Dienste stehende Finanz- und Kriegsmann Franz Balthasar Schönberg von

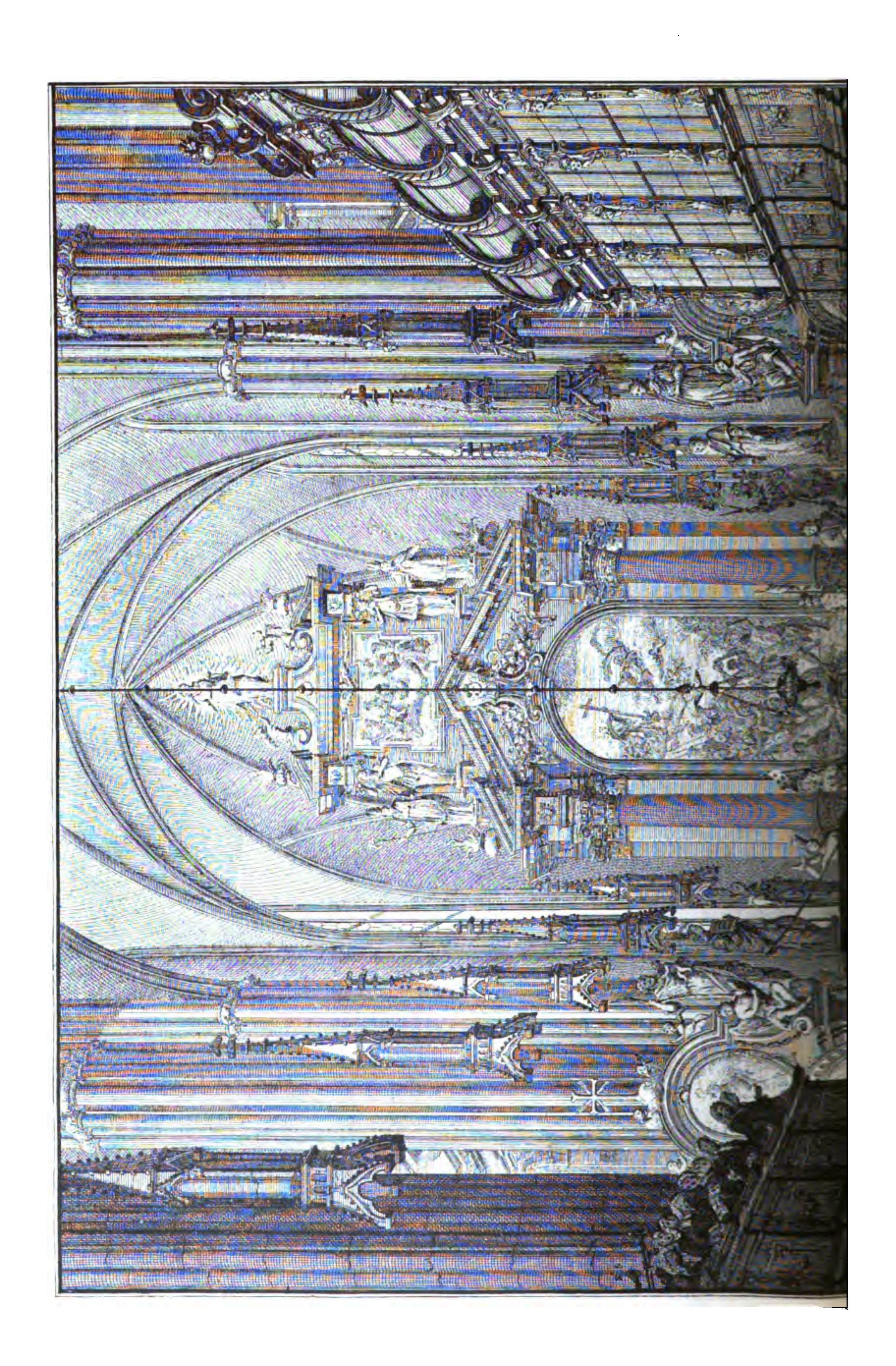
Brenkenhoff, der schon seit dem Ende des Krieges an der Heilung der von den Russen geschlagenen Wunden in der Neumark und Hinterpommern gearbeitet hatte. Wie hier, so wirkte Brenkenhoff in dem wüst und verödet, mit verkommenem Landvolk und ohne Bürgerstand vorgefundenen Westpreußen, namentlich durch Hebung der unterdrückten Deutschen und Herbeiziehung von Ansiedlern gleichen Stammes, die vorzüglich aus Schwaben kamen und sowohl Vermögen als Bildung in die beider Güter entbehrende Gegend brachten.

Bis zu seinem Ende brachte Friedrich der Große sein Reich auf sechs Millionen Einwohner, sein Heer auf 200 000 Mann, seinen Schatz auf 55 Millionen Thaler. Seine Länder brachten in seiner letzten Zeit nicht nur soviel Korn hervor, als sie bedurften, sondern führten teilweise noch welches aus. Es gab darin 165 000 Teilhaber an gewerblichen Anstalten mit einem Ertrage von 30 Millionen Thalern, wovon 14 Millionen ausgeführt wurden. Schlesien lieferte für sieben Millionen und eine seiner kleineren Städte, Hirschberg am Riesengebirge, allein für fast 2½ Millionen Leinwand. 1300 preußische Schiffe fuhren jährlich durch den Sund. In seinem letzten vollen Lebensjahre (1785) gab Friedrich für Vergrößerung der Städte, Gewerbe, Landwirtschaft und Armenunterstützung beinahe drei, seit dem Kriege überhaupt 45 Millionen Thaler aus. Der große Mann und seltene Fürst durfte in der Nacht vom 16. zum 17. August 1786 ruhig und im Bewußtsein eines vollbrachten großen Lebenswerkes hinscheiden und seinem Volke nicht nur, sondern dem gesamten deutschen in seinem Testamente das Beispiel seiner Handlungen hinterlassen.

Der aufgeklärte Despotismus, welcher in Friedrich dem Großen seinen ersten Ausdruck in Europa fand, hat in Deutschland nach ihm nur noch einen großen Vertreter gehabt, seinen jüngeren Zeitgenossen Kaiser Josef II. Wie in Preußen, so ist aber auch in Österreich diese das achtzehnte Jahrhundert charakterisierende Staatsform, die in allen Monarchien des europäischen Festlandes ihre Zeit hatte, aus inneren Verhältnissen herausgewachsen; die diktatorische Regierung war in beiden größten deutschen Staaten da, ehe sie aufgeklärt wurde, dort in norddeutscher, hier in süddeutscher Färbung. Wie die protestantisch-orthodoxe Gewaltherrschaft Friedrich Wilhelms I. der aufgeklärten Despotie Friedrichs des Großen, so hat die kirchlich-katholische Regierung Maria Theresias dem gebieterischen Toleranz-System ihres Sohnes vorgearbeitet und es möglich gemacht. Wenn der neueste Geschichtschreiber dieser denkwürdigen Frau, der persönlich achtungswertesten Selbstherrscherin in der Weltgeschichte, wenn Adam Wolf sagt, sie habe „es erreicht, daß man Österreich als eine Monarchie mit der Gemeinsamkeit der Interessen aller österreichischen Völker anerkannte,“ so ist damit auch gesagt, daß diese Monarchie aus dem Zusammenhange des deutschen Reiches heraus und dem Range nach an die Stelle desselben (dem sie nur zum kleineren Teil angehörte) getreten war und die übrigen Staaten desselben sich selbst überlassen hatte. Maria Theresia konnte als Frau die deutsche Reichskrone nicht tragen; sie war nur Kaiserin als Gattin des Kaisers Franz I., der hinwieder in Österreich persönlich nichts zu regieren hatte und nur eine Art von Minister seiner Frau war. Aber ihr Kaisertitel und ihre Herrschaft bewirkten, daß man seit ihrer Zeit den Beherrscher Österreichs, den es ja früher in einheitlichem Sinn nicht gegeben hatte und dem auch jetzt noch als solchem kein Titel zukam, als „den Kaiser“ schlechtweg betrachtete und an den deutschen Kaiser kaum mehr dachte, bis dies thatsächliche Verhältnis auch in die Form und das Recht überging und der deutsche Kaiser (1806) klanglos verschwand.

Maria Theresia war von dem wärmsten Streben erfüllt, das Wohl ihrer Völker zu befördern, und hätte eine Muster-Monarchin genannt werden können, wenn ihr nicht Interesse

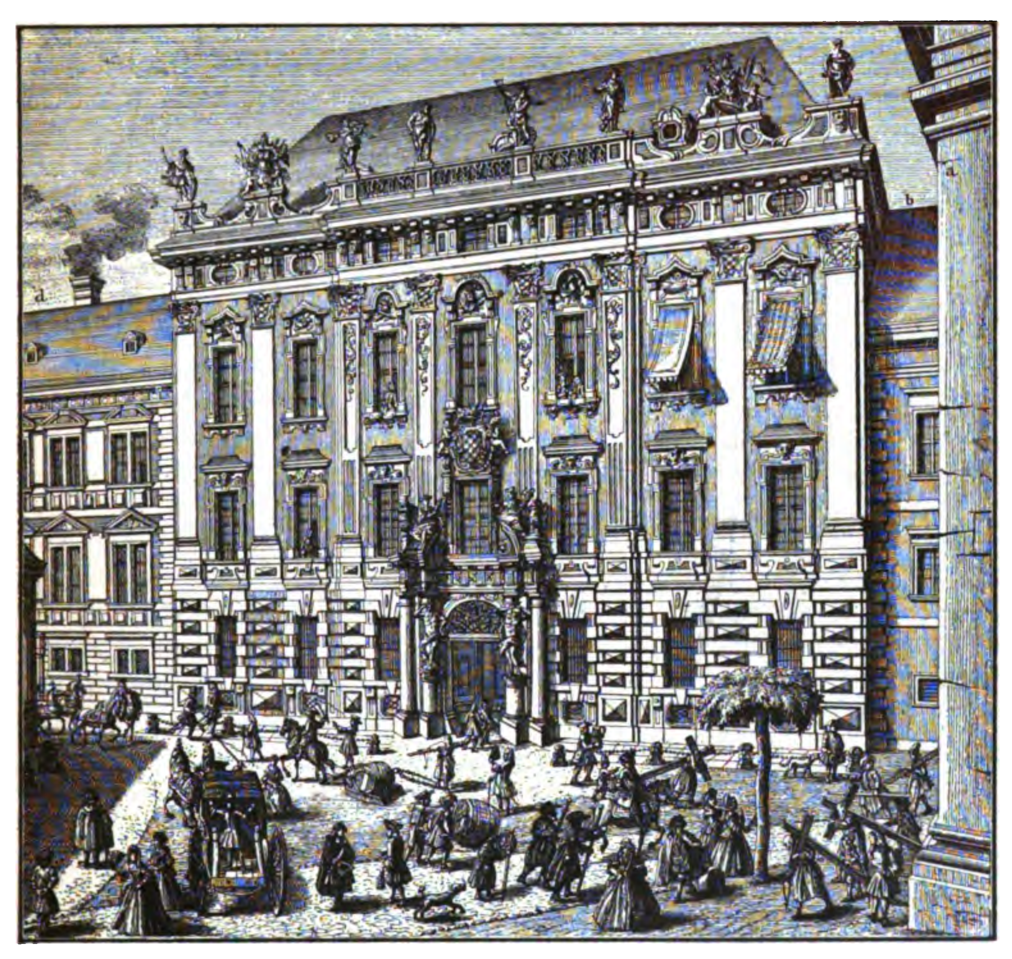
250





Hochamt unter der Kaiserin Maria Theresia im St. Stephansdom zu Wien. Verkleinertes Facsimile eines Kupferstiches von G. A. Müller; gezeichnet von Altomonte.

für Kunst und Wissenschaft und religiöse Duldsamkeit gefehlt hätten. Der katholische Glaubenseifer verdrängte in ihrem Herzen diese Gefühle; Künstler und Gelehrte wurden gering geschätzt, Protestanten und Juden verfolgt und unterdrückt, erstere gewaltsam nach Siebenbürgen geschafft, unter das Militär gesteckt, in Bergwerke geschickt, letztere wiederholt vertrieben. Diese Mängel machte sie einigermaßen durch ihren Eifer für ehrbare Sitten und ihre trefflichen Eigenschaften als Gattin und Mutter gut. Wie bei Friedrich der Hof im Staate aufging, so bei ihr in der Familie. Soweit sie und Kaiser Franz Pracht liebten,



Straßenszene in Wien, 1733. Mit der Ansicht des Daun'schen Palastes „auf der Freyung".
Gezeichnet von Salomon Kleiner. Facsimile des Stiches von J. A. Corvinus.

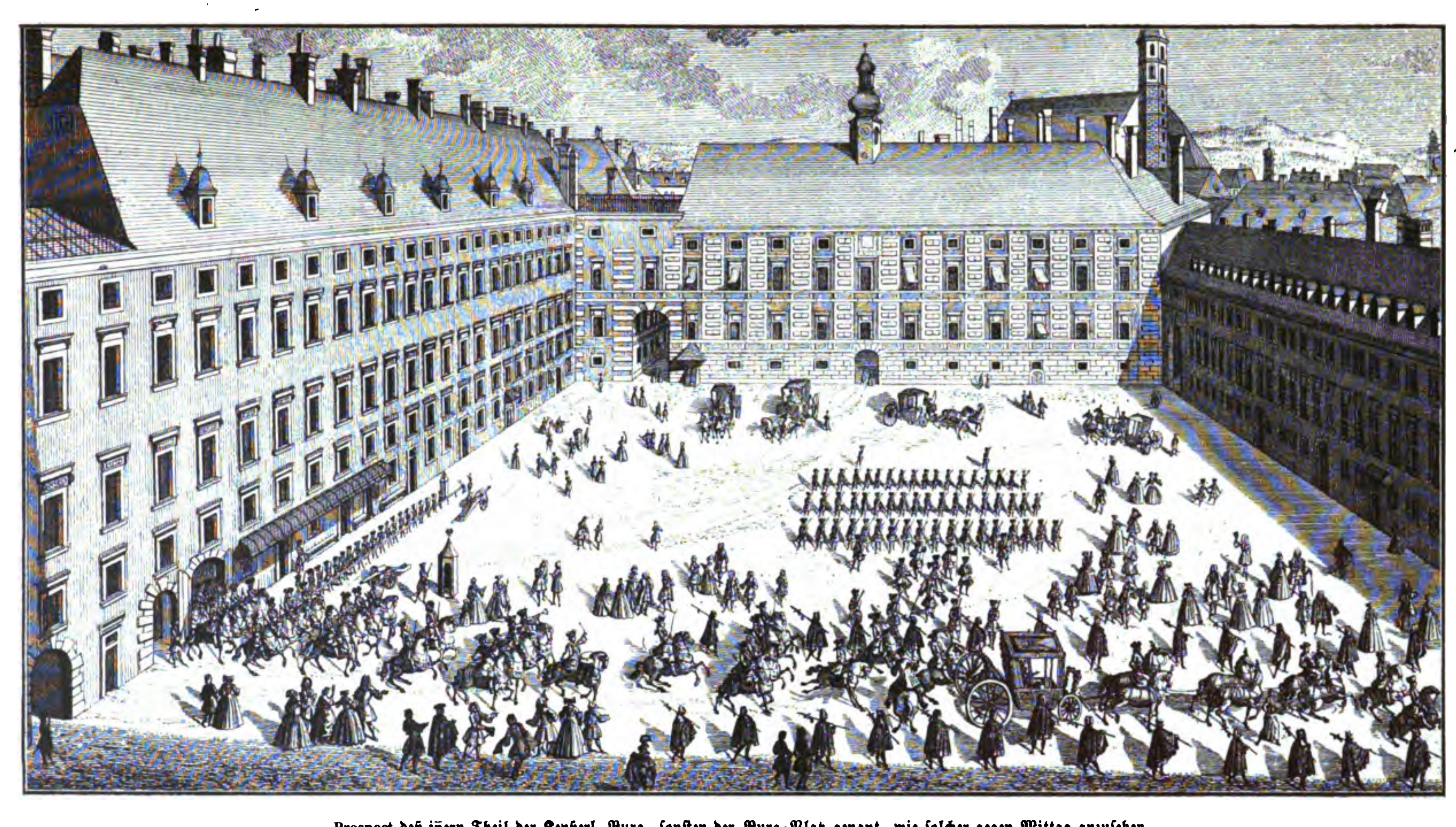
schmückten sie die Schlösser Schönbrunn und Laxenburg; die Burg in Wien ließen sie unverändert und durch Bauten in der Stadt verewigten sie ihre Namen nicht. Das politische Streben der Kaiserin war durchaus absolutistisch; das Feudalwesen schwand unter ihr ebenso dahin wie unter Friedrich Wilhelm I.; die Stände, deren geschichtliche Entwickelung und Bedeutung sie nicht kannte, und in denen sie und Fürst Kaunitz den herrschsüchtigen Adel zu treffen glaubten, verdrängte sie durch die Selbstherrschaft und die bureaukratische Ministerregierung. Die Provinzialbehörden wurden aufgelöst und alle Regierung in Wien zentralisiert — die von Ungarn ausgenommen, das seine eigene Regierung behielt, so daß der heutige Dualismus Österreich-Ungarns schon damals vorgebildet erscheint. Eine abgesonderte

Stellung behielten jedoch die räumlich von Österreich getrennten Besitzungen: Belgien und die Lombardei. Auch den Städten wurden ihre administrativen und gerichtlichen Befugnisse zu gunsten des Staates entzogen, der das Recht der Bestätigung ihrer obersten Beamten erhielt; die ländlichen Gemeinden aber unterlagen völlig der Willkür der Regierung. Gerechtfertigter war die Arbeit an einem einheitlichen bürgerlichen und Strafgesetzbuch für die Monarchie, von denen jedoch nur das letztere unter dem barocken Titel „Nemesis Theresiana" zu stande kam und „kein Meisterwerk" war, aber doch (1769) die Hexenprozesse und die Verbrennungen überhaupt aufhob; die Folter folgte nach, und damit war die Kaiserin bereits, ohne es zu wissen, auf die Bahn der Aufklärung geraten. Sehr viel geschah von seiten ihrer Regierung für Gewerbe und Handel. Der Staat übernahm 1744 eine in Wien gegründete Porzellanfabrik; Franz I. errichtete in Holitsch eine Majolikafabrik. Viele Eisen- und Stahlwerkstätten, sowie Baumwoll- und Seidenmanufakturen entstanden, und Wien wurde eine Industriestadt. Der Bergbau wurde vom Staate gefördert, lieferte jedoch nur an Blei und Eisen, nicht an Gold und Silber Erträgnisse. Auch Kanäle und Straßen wurden gebaut, die Schiffahrt und das Postwesen gehoben.

In den Finanzen des Reiches wurde viel experimentiert, aber trotz der Monopolisierung aller möglichen Dinge ihre Schwindsucht nicht geheilt, und die 1751 eingeführte Lotterie war ein bedenkliches Mittel, die Staatseinkünfte zu vermehren. Im Militär wurde viel reformiert, meist nach preußischem Muster, und blieb doch mancher Zopf bestehen; die Errichtung der „Militärgrenze" gegen die Türken machte nur die Bewohner unzufrieden und nützte wenig, seit jene einstigen Erbfeinde nicht mehr zu fürchten waren.

Nach dem plötzlichen Tode Kaiser Franz I. (1765) nahm Maria Theresia ihren nun als Kaiser figurirenden ältesten Sohn Josef II. zum Mitregenten an; in Wirklichkeit war er gleich seinem Vater nur ihr erster Minister. Er machte sich aber zu mehr als jener, reformierte den Hof, erschien in Uniform statt in der bisher üblichen spanischen Tracht, öffnete der Wiener Bevölkerung den Prater und den Augarten, belohnte das Verdienst statt des Adels, sprach und schrieb deutsch statt des bisher üblichen gemischten Jargons, wie auch unter ihm Wien eine deutsche Stadt wurde, nachdem die Zensur gemildert war, die Teilnahme an der deutschen Litteratur in Österreich einen mächtigen Aufschwung nahm und Zeitschriften in Menge entstanden, welche diese Richtung beförderten. An den Augiasställen des Reichskammergerichtes und des Reichshofrates aber versuchte Josef umsonst seine Kräfte; auch erfüllte er die Hoffnungen nicht, die man in Deutschland auf seine Fürsorge für die Litteratur setzte. Sein Vorbild war Friedrich der Große, mit dem er zweimal zusammentraf. Gleich ihm war er, des Widerspruches von Ministern ungeachtet, Schutzzöllner, und zwar in solchem Grade, daß er einst für mehrere tausend Gulden eingeführte Uhren zerschlagen ließ und fremde Weine dem Krankenhause schenkte. Dagegen hob er 1775 alle zwischen den einzelnen Kronländern bestehenden Zollinien, mit Ausnahme jener gegen Ungarn, auf.

Das Verhältnis Josefs zu der dem Fortschritte abgeneigten Mutter war ein wechselseitiges Nachgeben und Grollen. Auch über die Art und Weise der Verbesserung des Loses der noch großenteils leibeigenen Bauern konnten sie nicht einig werden; der Druck, unter dem dieser mit Ausnahme einiger deutschen Gegenden noch durchweg leibeigene Stand seufzte, blieb daher der gleiche und rief 1775 in Böhmen einen mit verbrecherischen Ausschreitungen verbundenen Bauernaufstand hervor, der mit Gewalt unterdrückt wurde. Endlich kam es zu einer gesetzlichen Milderung der Roboten (Frondienste); doch verbesserten auch viele Edelleute aus eigenem Antriebe das Los ihrer Bauern. Josef bereiste sowohl das ganze Gebiet seiner Hausmacht, um sich über die Bedürfnisse der Bevölkerung zu unterrichten,



„Prospect deß iñern Theil der Keyßerl. Burg, sonsten der Burg-Platz genant, wie solcher gegen Mittag anzusehen.

a. Die Reichs Canzeley, oder Hoff-Cañer. b. Das Burg-Thor. c. Das neue Thor gegen dem Kohl-Marckt. d. Die Kirchen zum H. Creutz sonsten die Landhäußer genañt. e. Pfarr-Kirchen. U: L: Frauen zun Schotten. f. St. Maria am Hoff: P. P. S. J. Profess-Hauß. g. Unser Frau Stiegen. h. Der Kalenberg.

Facsimile des Kupferstiches von G. D. Heumann; Originalzeichnung von Sal. Kleiner.

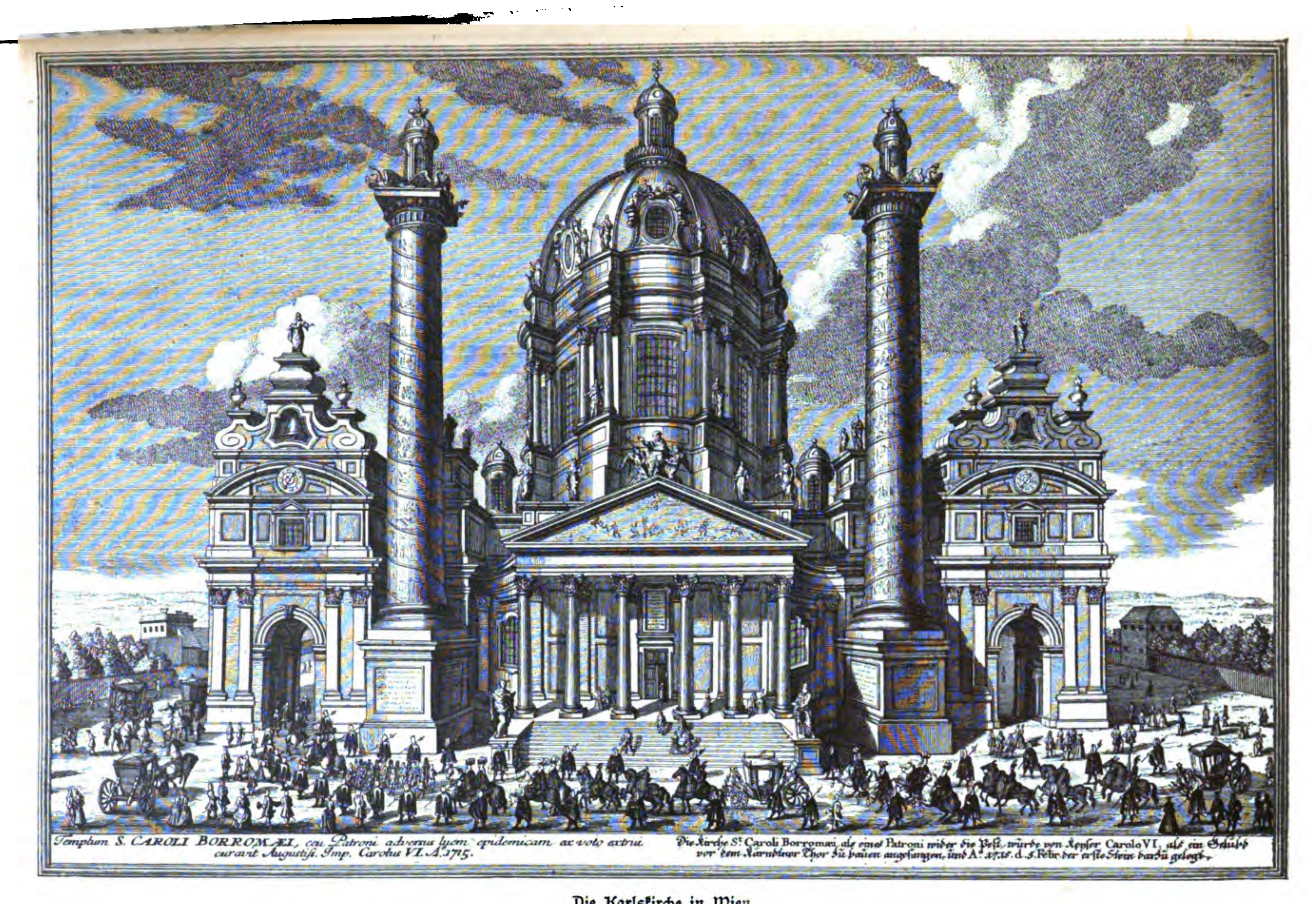
als die Nachbarländer, um ihre Zustände kennen zu lernen und politische Angelegenheiten zu ordnen.

Der tiefste Abgrund gähnte zwischen beiden Regenten in kirchlicher Beziehung, und die Mutter entsetzte sich über das Streben des Sohnes nach Gewährung der Glaubensfreiheit, wurde aber doch in ihren älteren Tagen milder gesinnt.

So fromm sie war, so wenig sie von Duldung Andersgläubiger wissen wollte, so weit sie der Geistlichkeit entgegenkam, — so wenig war sie geneigt, den Staat der Kirche unterzuordnen. Diese Richtung, durch die klerikalen Tendenzen der Ferdinande und Leopolds I. notwendig geworden, hatte unter Josef I. begonnen und wurde schon seit 1733 in Innsbruck und seit 1749 in Wien von dem Professor der Rechte Paul Josef Riegger vertreten, dessen Schüler noch weiter gingen. Außerhalb ihres Kreises wurde diese Richtung 1765 durch den Weihbischof von Trier, Nikolaus von Hontheim, unter dem Namen „Justinus Febronius" in dem lateinischen Buche „von dem gegenwärtigen Zustande der Kirche und der gesetzlichen Gewalt des römischen Papstes" in ein System gebracht. Der Verfasser († 1790) wurde zum Widerrufe gezwungen, nahm ihn aber zurück. —

Maria Theresia fand, die Kirche sei reich genug, wende ihr Vermögen „leider nicht so an, wie sie sollte, und bedrücke nebenbei das Publikum sehr, was einer großen Remedur noch erfordern werde, die mit Zuziehung von Weltlichen vorzunehmen und dabei zu bedenken sein würde, was dem Gemeinbesten, nicht aber was den Geistlichen, Mönchen und Klöstern zum Nutzen gereicht." Sie ordnete daher Untersuchungen über die Unordnungen in der Verwaltung der Kirchengüter an, beseitigte den Einfluß des Nuntius und der Jesuiten, regelte die geistlichen Gebühren, verbot die äußerlichen Kirchenbußen, die Exkommunikationen ohne Zustimmung der Regierung, die Stiftungen für Altäre und ewige Lampen, schränkte die Prozessionen und andere Zeremonieen, die Wallfahrten und Bruderschaften, die Feiertage und das kirchliche Asylrecht ein, schaffte die geistliche Gerichtsbarkeit über Laien ab und unterwarf den Klerus den Steuern. Das Klosterwesen wurde durch staatliche Vorschriften geregelt, die Klosterkerker entfernt, die Novizenaufnahme und der Güterbesitz der Klöster beschränkt, die Errichtung neuer Anstalten dieser Art untersagt. Allen kirchlichen Gebräuchen, welche Übertreibungen oder einen abergläubigen Charakter enthielten, wurde, und zwar auf das Verlangen von Bischöfen, zu Leibe gegangen, aber meist ohne Erfolg, wie denn auch die Päpste nicht in allen Fragen sich dem Vorgehen Österreichs fügten.

Clemens XIV. war jedoch nachgiebiger als sein Vorgänger Clemens XIII., und unter ihm kam der lange angesammelte Groll der ganzen katholischen Welt gegen die Jesuiten zum Ausbruche. Wir haben bereits (oben S. 210) erwähnt, daß schon unter dem letzten Habsburger in Österreich, wo die Gesellschaft Jesu Güter im Werte von über fünfzehn Millionen Gulden besaß, die Opposition gegen dieselbe sich zu regen begonnen hatte. Die übrigen Orden und die Weltgeistlichkeit waren ihr durchweg abgeneigt, und mehrere ihrer eigenen Glieder bekannten später die Wertlosigkeit ihres Unterrichts, dem alle Universitäten und die meisten Gymnasien der Monarchie unterworfen waren. Lateinisch sprechen und schreiben war alles, was bei ihnen gelernt wurde. Der Leibarzt Maria Theresias, Professor Gerhard van Swieten, ein Mann der Mitte, der sowohl die Aufklärung, als die Dunkelmänner bekämpfte, war es, der die Kaiserin zuerst auf diesen Mißstand aufmerksam machte und in fast zwanzigjährigem Kampfe den Jesuiten die Zensur, die sie ausübten, und die Leitung der Universitäten entriß. Die Kaiserin nahm daher die Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV. (1773) ohne Widerspruch an und ließ sie pünktlich vollziehen, aber mit größerer Schonung als dies in irgend einem anderen Lande geschah. Das Vermögen



Die Karlskirche in Wien.

„Die Kirche St. Caroli Borromaei, als eines Patroni wider die Pest, wurde von Kayser Carolo VI. als ein Gelübd vor dem Kärndtner Thor zu bauen angefangen, und A°. 1715 d. 5. Febr. der erste Stein darzu gelegt.“ Von Salomon Kleiner gezeichnet. Facsimile des Stiches von Hieron. Sperling.

des Ordens wurde konfisziert, die älteren Glieder pensioniert, die jüngeren als Geistliche oder Lehrer angestellt, die Novizen entlassen, die „moralischen“ Schriften der Gesellschaft verbrannt, meist von Jesuiten selbst. Soweit die Ordensglieder ihr Vermögen nicht nach dem Auslande flüchteten, wurde es zu Schulzwecken verwendet und auch ihre Gebäude wurden der Kirche und Schule erhalten. Die Universitäten erfuhren eine Reform, — sonderbarerweise mehr nach dem Muster der französischen, als der deutschen Hochschulen, so daß sie durchaus Staatsanstalten ohne Korporationsrechte wurden und ihr Hauptzweck in der Ausbildung der Beamten, nicht in der Pflege der Wissenschaft bestand. Die Reform der Gymnasien führte, da ihre Lehrer meist Exjesuiten waren, nicht wesentlich über das jesuitische System hinaus; die Volksschulen dagegen wurden nach preußischem Muster reorganisiert, blieben aber im wesentlichen unter geistlicher Leitung, und der angenommene Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht konnte nicht zu einem Dritteil durchgeführt werden, so wenig gefiel er der Bevölkerung.

Ein eifriger Beförderer aller Reformen war unter der Doppelregierung der aus jüdischer Familie stammende Professor Josef von Sonnenfels, der hervorragendste Vertreter der gemäßigten Aufklärung in Österreich, dessen Geist jedoch seinem Streben nicht gewachsen war. Seine Zeitschrift „Der Mann ohne Vorurteil“ suchte auf politischem wie ästhetischem Gebiete dem Fortschritte Bahn zu brechen; aber wie die meisten Aufklärer kannte er die Geschichte nicht, lebte nur der Gegenwart und schmeichelte der Regierung, die ihn gegen die Geistlichkeit schützte, und dem Adel, den sie brauchte. Die Aufhebung der Folter ist nicht sein Verdienst, wie oft behauptet wurde. Ein System kannte er nicht, sondern entlehnte seine Ideen, wo er sie fand und dies war auch der Charakter der Aufklärung in Österreich überhaupt.

Als die Kaiserin 1780 starb, war Josef II., im vierzigsten Jahre stehend, Alleinherrscher. Gleich Friedrich verzichtete er auf eine Krönung in Ungarn und Böhmen, gleich ihm nannte er sich den ersten Diener des Staates und wollte doch dessen Herr sein. Aber die Minister hatten bei ihm mehr Einfluß als bei seinem Vorbilde. Namentlich hat er den Fürsten Wenzel Kaunitz, den einflußreichen Ratgeber seiner Mutter, nach seiner Eigenart schalten und walten lassen und ihm das Auswärtige sogar fast ganz überlassen, wogegen ihn derselbe in seinen Reformen lebhaft unterstützte. Jeden Hofprunk und alles Zeremoniell beseitigte er, empfing jeden Bittenden und mischte sich im Augarten unter das Volk. Streng und ohne Nachsicht im Dienste, wurde er durch seine Leutseligkeit der Abgott des Volkes. Er strebte aus seinen Erbländern einen einzigen Staat zu bilden, dessen allgemeine Sprache die deutsche, dessen Stützen nicht Adel und Geistlichkeit, sondern die Gesetze und das Beamtentum sein sollten! Er beschränkte daher die Rechte der Stände, deren Beurteilung durch seine Mutter er steigerte, und that ohne sie, was er wollte. Er beschnitt die Vorrechte des Adels, namentlich das Jagdrecht, und hob (1781) die Leibeigenschaft auf, indem er zugleich die Bauern gegen die Willkür der Grundherren schützte, von denen sie in ermäßigter Weise abhängig blieben; die Landwirtschaft nahm infolge dieses Schrittes einen großen Aufschwung. Auch in den Städten, wo der Zunftzwang vernichtet wurde, hoben sich Gewerbe und Handel und die Bildung des Bürgertums, ebenso auch die Tüchtigkeit der Beamten durch Anerkennung und Regelung ihres Rechtes auf Pensionierung. Die Rechtspflege wurde von der Verwaltung getrennt, die Ehe als bürgerlicher Vertrag anerkannt und ihre Eingehung erleichtert, die gemischten Ehen wurden erlaubt. In das Strafgesetz fand der Grundsatz der Humanität gegen die Verbrecher Eingang. Das Steuerwesen wurde auf dem Grundbesitz aufgebaut, was viele Unzufriedenheit hervorrief. Die Finanzen zu bessern, gelang jedoch nicht. Von zahlreichen wohlthätigen Anstalten, welche

unter Josef entstanden, nennen wir das allgemeine Krankenhaus, die Irrenanstalt und das Taubstummeninstitut in Wien.

In kirchlicher Beziehung haben die Feinde alles Fortschritts Kaiser Josef als einen Glaubenslosen, andere haben ihn als einen Vollgläubigen hingestellt. Beides ist mit seinen wirklichen Handlungen unvereinbar, und die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Sein Verhalten in den Fragen des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat zeigt eine Steigerung des Prinzips der Aufklärung, wie es bis dahin weder in Österreich, noch im übrigen Deutschland gehandhabt worden war, daher dann auch das Streben nach Unterordnung der Kirche unter die Staatsregierung und Beschränkung der ersteren auf das dogmatische Gebiet nach ihm „Josefinismus“ genannt worden ist. Ein großer Teil, vielleicht die Hälfte des österreichischen Episkopats trat in diesem Streben auf seine Seite, während es die andere Hälfte mit dem Nuntius und dem Papste hielt. Die Kämpfe zwischen Ghibellinen und Welfen schienen sich erneuern zu wollen, und es war zu Josefs Zeit eine Bewegung im Gange, welche der katholischen Kirche in Deutschland ein entschieden freisinniges Gepräge zu geben versprach. Daß diese Aussicht nicht zur Thatsache wurde, das verschuldete, neben der französischen Revolution und der von ihr herbeigeführten Reaktion, — Kaiser Josefs eigenes, allzuweit gehendes und in seiner despotischen Form verletzendes Verfahren. Ließ sich das Placetum regium, dem alle geistlichen Erlasse unterworfen wurden, vom Standpunkte der Staatshoheit noch rechtfertigen, so kamen dagegen die Vernichtung älterer Bullen, welche diesem Staatshoheitsrechte widersprachen, und das Verbot des Verkehrs der geistlichen Orden mit ihren Oberen in Rom einer kecken Herausforderung der Kirche gleich. Der Kaiser wähnte die Bischöfe zu Organen des Staates zu machen, indem er ihre Befugnisse verstärkte; — er kannte die Macht der Kirche, den Nimbus des obersten Pontifikates nicht.



„Toleranz.“ Radierung von Chodowiecki.

Mit mehr Wohlgefallen, als bei diesen Bestrebungen, welche den Keim des Todes in sich trugen, verweilen wir bei den Bemühungen Josefs, in seinem Reiche die möglichste religiöse Duldung zur Geltung zu bringen. Schon in seinem ersten Herrscherjahre schaffte er die sogenannten Missionen zur Bekehrung der Protestanten ab, und am 23. Oktober 1781 erschien sein Toleranzedikt, welches den Lutheranern, Calvinisten und orientalischen Katholiken die private — freilich noch nicht die öffentliche — Ausübung ihres Glaubens zusicherte. Die Akatholiken erhielten nun Zutritt zu allen Stellen und Würden, — aber Türme, Glocken und ein Eingang von der Straße zu ihrem Bethause blieben ihnen verwehrt. Trotzdem regte sich nun vielfach die Erinnerung an die einst in Österreich vorherrschende evangelische Lehre, und dieselbe fand so merkwürdig starken Zuwachs, daß die Regierung — Gegenmaßregeln traf. Es war dies ein zweiter großer Fehler des „Josefinismus“, mit dem er nichts Gutes bewirkte.

Fand nun Josef schon in diesem höchst bescheidenen Maße von Gerechtigkeit gegen die Glaubensgenossen der Hälfte Deutschlands, wie auch seines Königreiches Ungarn, vielen

Widerstand bei weltlichen Behörden und geistlichen Würdenträgern, so war dies in noch grellerem Maße bei den Schritten zu gunsten der Juden der Fall. Die Regierung selbst war ihnen durchaus abgeneigt; aber sie erhielten in jedem Kronlande besondere, nicht überall gleichmäßige Zugeständnisse. Die verletzendsten der sie treffenden Vorschriften, die Zwangs-



Allegorie auf die Aufhebung der Klöster durch Josef II. Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches.

taufe ihrer Kinder und das Tragen gelber Lappen, wurden abgeschafft; aber von staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit blieben sie noch weit entfernt; auch mußten sie die Familiennamen annehmen, die ihnen die Behörden gaben. Schlimmer noch, als den Juden, erging es aber den christlichen Sektierern, Hussiten, Mennoniten, Deisten u. s. w. Ihnen wurde jede

Religionsübung abgeschlagen, und Josef ließ die letztgenannten (früher „Adamiten“ genannt), die in Böhmen und Mähren starken Anhang hatten, aber in dem Verdachte standen, ihren Glauben mit unzüchtigen Gebräuchen zu feiern, nach Siebenbürgen abführen.

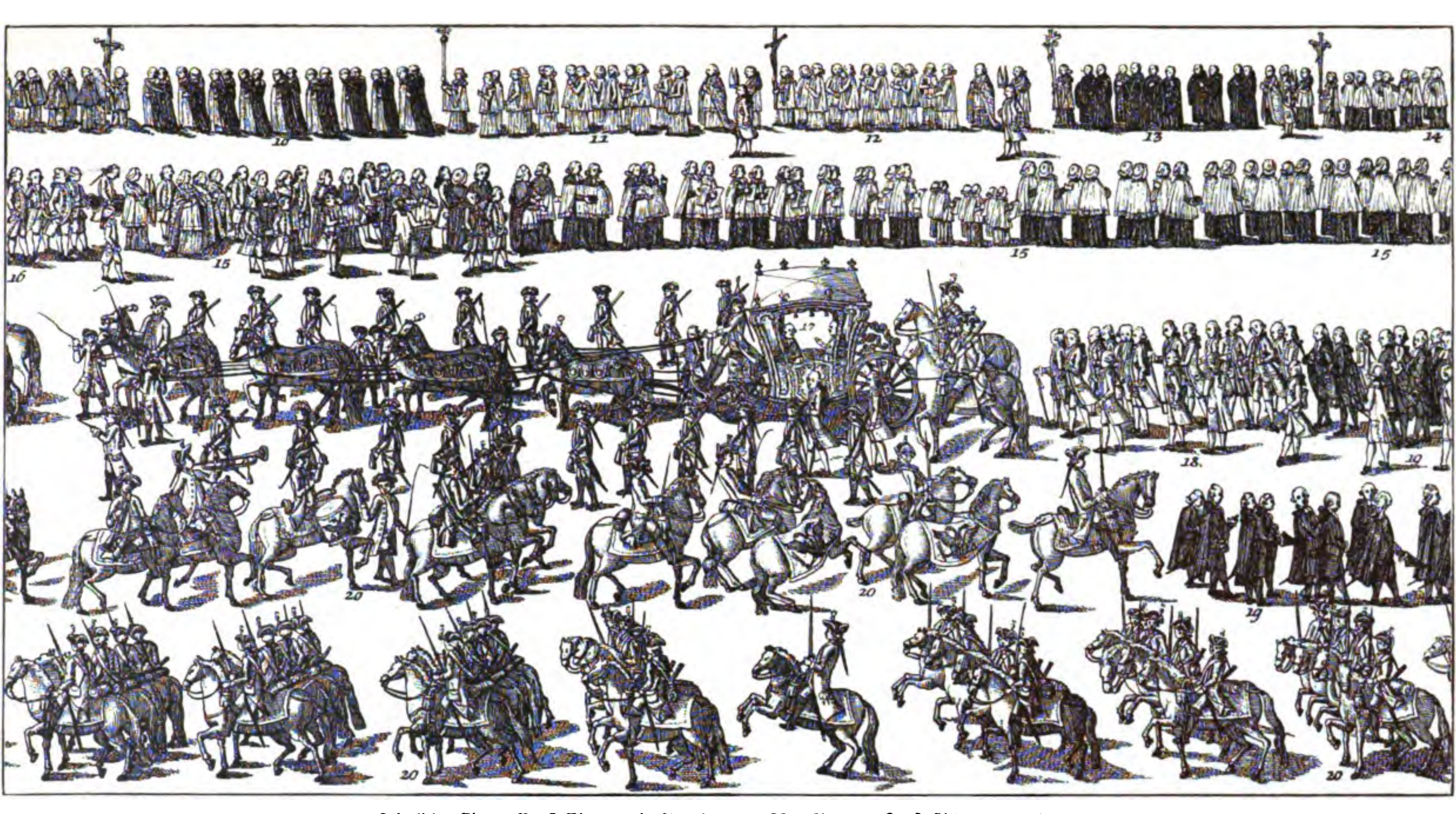
Die Reformen des Kaisers fanden ihren Höhepunkt in den Gesetzen von 1782 bis 1786, welche von den 2163 Klöstern Österreichs mit 64 890 Mönchen und Nonnen, von denen viele am Rande des Verfalles oder Unterganges standen, nach und nach alle diejenigen, im ganzen 738, aufhoben, „die weder Schule hielten, noch Kranke pflegten.“ Ihren Insassen war Übertritt in fortbestehende Klöster oder in die Weltgeistlichkeit freigestellt. Ihr Vermögen, zusammen über 18 Millionen Gulden, verwendete der Staat für Kirche und Schule; aber es wurde viel davon verschleppt oder unterschlagen.

Um diesen religiösen Neuerungen Josefs Einhalt zu thun, reiste Papst Pius VI. schon einen Monat nach dem Erlasse des ersten Klostergesetzes (im Frühling 1782) nach Wien, wo er einen Monat lang blieb, vom Volke ehrfurchtsvoll, vom Kaiser gastlich aufgenommen wurde und sich mit ihm über manches verständigte, — nur über das Placetum, den Bischofseid und die bischöfliche Gewalt in Ehesachen nicht. Der Kaiser ging daher weiter, vollendete die Klosteraufhebung, beschränkte die verschonten Klöster in Vermögen und Personal, hob die 642 Bruderschaften seiner Staaten auf, schuf eine neue, zweckmäßigere Einteilung der Bistümer und der Pfarreien, setzte staatliche Priesterseminarien an die Stelle der bischöflichen und erließ Verordnungen über die Beerdigung und sogar über den Gottesdienst. Endlich im Begriffe, die Kirche Österreichs vom Papsttume loszureißen, ließ er sich, von einer Reise nach Rom zurückkehrend, eigentümlicherweise durch den spanischen Gesandten Azara nicht nur von diesem Gedanken abbringen, sondern gab überhaupt dem Kampfe mit der Kirche einen milderen Charakter, so daß er nach und nach erlahmte.

Indessen ermutigten die kirchlichen Reformen Josefs die deutschen Erzbischöfe, so viele ihrer noch waren, die sich teilweise schon früher über Mißbräuche der römischen Kurie beschwert hatten, auch ihrerseits gegen dieselbe vorzugehen. Als nämlich, nach des Kaisers Rückkehr aus Rom, der Papst einen Nuntius nach Bayern sandte, um dort die päpstlichen Rechte auszuüben, protestierten dagegen der Erzbischof von Salzburg, Bayerns Oberhirt, und der Kurfürst von Mainz als Primas des deutschen Reiches, und ihnen schlossen sich die zwei übrigen geistlichen Kurfürsten von Köln und Trier an. Der Kaiser unterstützte sie, soweit es sich um die Verhinderung der Nuntien an Ausübung geistlicher Gerichtsbarkeit in Deutschland handelte, und die vier Prälaten ließen auf einer Zusammenkunft in Ems 1785 durch ihre Hoftheologen 23 Punkte aufsetzen (die „Emser Punktation“), welche die bischöfliche Gewalt gegenüber der päpstlichen erhöhten. Der Kaiser jedoch ließ infolge seiner erwähnten Sinnesänderung die Sache im Stiche, und von unten verweigerten die Bischöfe, welche von den Erzbischöfen mehr bedrückt zu werden fürchteten, als von Rom, von Papst und Nuntius abgemahnt, ihre Mitwirkung. Als vollends die Anhänger der Kurie das Unternehmen dem Volke als ketzerisch bezeichneten, verloren seine Urheber den Mut, und es verlief im Sande.

Aufgerieben durch seine rastlose Thätigkeit und durch den Undank, den seine wohlgemeinten, aber eben durch ihren despotischen Charakter abstoßenden Verbesserungen allenthalben erregten, starb Kaiser Josef II. am 20. Februar 1790; aber seine Grundsätze haben ihn in ihrer Wahrheit und Reinheit bis auf den heutigen Tag überlebt und reiche Früchte getragen. —

Das Beispiel der aufgeklärten Regierungen Friedrichs des Großen und Josefs II. blieb indessen schon unter ihren Zeitgenossen, den Herrschern der größeren deutschen Staaten, nicht ohne Nacheiferung. Die meisten ihrer Reformen fanden einen Nachhall, ja manche davon



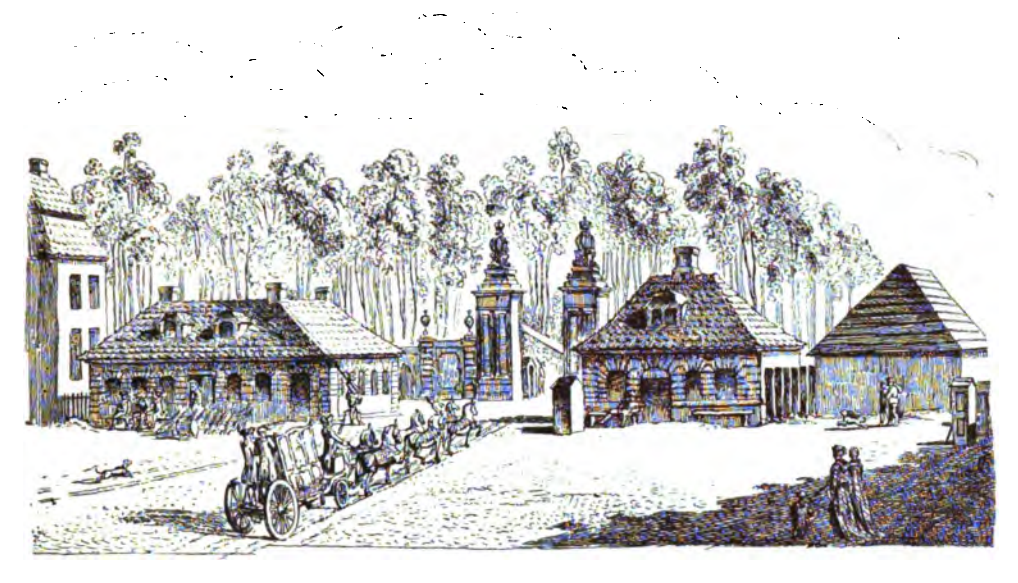
Feierlicher Einzug Papst Pius VI. in Augsburg, 1782. Aus dem Kupferstiche von Freling.

sogar einen Vorangang in der die Zustände seines Landes verbessernden Wirksamkeit Maximilian III. Josefs von Bayern, des letzten Kurfürsten von der älteren Linie (reg. 1745—1777), unter dem die aufgeklärten Räte Sterzinger und Osterwald gegen die Jesuiten und kirchliche Mißbräuche arbeiteten, die Hexenprozesse verschwanden, das bayrische Strafgesetzbuch und Landrecht, die Akademieen der Wissenschaften und Künste in München entstanden. Ähnliches vollführten die Regierungen Friedrich Augusts III. (des späteren ersten Königs) von Sachsen (reg. 1763—1827), unter dem die Folter abgeschafft, die Gesetzgebung verbessert, Ackerbau und Gewerbe gehoben wurden, und Georgs III. von Hannover und England (reg. 1760—1820), unter dem die freie Wissenschaft ihr Emporkommen feierte. Ein merkwürdiger Umstand war es aber, daß neben diesen größeren weltlichen Staaten in gleichem Streben die bedeutenderen geistlichen einherschritten, so Köln unter Max Friedrich von Königsegg und Maximilian Franz, dem Bruder Josefs II., Münster unter dem als Statthalter Kölns waltenden Domherrn Franz von Fürstenberg, Trier unter Clemens Wenzeslaus von Sachsen, Mainz unter Emmerich Josef von Breidbach und Friedrich Karl von Erthal, endlich Bamberg und Würzburg unter Franz Ludwig von Erthal. Diese Prälaten und ihre Reformen waren von verschiedenem Charakter und Wert, und es gelang ihnen, trotzdem sie die weltlichen Interessen begünstigten und Duldsamkeit, ja selbst Gunst gegen Akatholiken übten, keineswegs, der Widersinnigkeit geistlicher Staaten neues Leben einzuhauchen und diese Form von Gemeinwesen vor dem unvermeidlichen Untergange zu bewahren.

Mannigfaltiger indessen, als in ihrem Walten auf den Thronen, gestaltete sich das Wirken der Aufklärung unter der gebildeten Bevölkerung, wie der nächste Abschnitt zu zeigen hat.



Berliner Prediger des 18. Jahrhunderts. Radierung von Daniel Chodowiecki.



Das Brandenburger Thor in Berlin im 18. Jahrhundert.
Radierung von Daniel Chodowiecki.

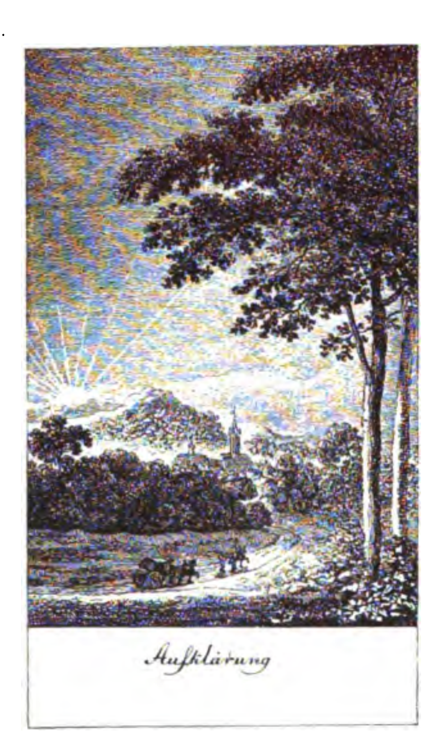
Zweiter Abschnitt.

Die Aufklärung in Wissenschaft, Litteratur und Kunst.

Im Zeitalter Friedrichs des Großen drang der Charakter der Aufklärung so tief in alle zum Kulturfortschritte gehörenden Thätigkeiten, daß sie in die engsten gegenseitigen Beziehungen traten. Die Erscheinungen, welche damals Deutschland auf dem geistigen Gebiete zu Tage förderte, lassen sich in eine Anzahl von Gruppen scheiden, je nach der Richtung des Geisteslebens, dem sie angehörten. Mit den Aufklärern auf dem Throne hängen zunächst die politischen Schriftsteller zusammen, welche die Verbesserungen, die jene Fürsten im Staate schufen, in Büchern forderten. Die eigentliche Aufklärung, d. h. das Streben nach Unabhängigkeit im Denken von den Vorschriften der Kirchen, beschäftigt sodann die weitere Gruppe der religiös-philosophischen Schriftsteller, an welche sich wieder die Bestrebungen eng anschließen, die Erziehung des Menschen einseitigen Anschauungen zu entreißen und auf eigene Füße zu stellen, d. h. ihr eine neue, rein menschliche Grundlage zu schaffen. Jenes Streben nach Unabhängigkeit des Denkens vom Glauben tritt schon hier zurück, es weicht dem vorschwebenden Ziele, verschwindet aber vollends, als selbstverständliche Voraussetzung betrachtet, auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Forschung und der technischen Erfindungen und Entdeckungen. Weit unabhängiger aber von den Tendenzen der Aufklärung, wenn schon von ihnen in manchen Punkten beeinflußt, ist das Erwachen selbständiger, vom Banne der Nachahmung freier, deutscher dichtender und bildender Kunst und der ihre Grundlagen behandelnden Kritik und Geschichte, was aber ebensogut ein Losringen von beengenden Fesseln, ein Streben nach beglückender Freiheit bedeutete, wie jene philosophischen Arbeiten und daher im edeln, nicht banalen Sinne ebenfalls eine Aufklärung, d. h. eine Verbreitung von Licht enthielt.

Die Aufklärung hatte ihre zwei Seiten; die erste war das Mißfallen an diesen und jenen Zuständen im Vaterlande, die zweite der Widerhall des freiheitsdurstigen Geistes, der im siebzehnten Jahrhundert in England erwacht war, sich im Anfange des achtzehnten Frankreich und in dessen Mitte Deutschland mitgeteilt hatte und hier jenem Mißfallen an Übelständen eine je nach der Eigenart der Beteiligten mildere oder kräftigere Färbung verlieh. Die Reihenfolge des Erwachens der Völker richtete sich auch hier, wie immer in der Kulturgeschichte der Menschheit, nach der mehr oder weniger umfassenden Berührung mit dem allbefreienden Ozean.

Es ist leicht, von „falscher" oder „flacher" Aufklärung zu reden; es giebt nur eine wahre Aufklärung, das Ringen nämlich nach Klarheit, nach Licht, und für diese giebt es nur einen Weg, die Gedankenfreiheit. Wer für diese kämpft, der huldigt der Aufklärung, heiße er Buddha, Sokrates, Christus, — oder Hutten, Lessing, Kant. Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts unterscheidet sich aber von ihren Vorgängerinnen durch einen längere Zeit und von tiefgreifenden Bewegungen vorbereiteten Boden, und in Deutschland unterscheidet sie sich, ungeachtet mancher Mißgriffe und Schwächen, durch einen im ganzen erntern und von Frivolität freiern Charakter von den entsprechenden Bewegungen anderer Länder. In Deutschland hat nie, weder in politischer, noch in religiöser Beziehung, eine solche allgemeine und unerträgliche Despotie geherrscht wie in Frankreich unter den Bourbonen seit dem Tode Heinrichs IV. Wenn man von einigen Duodezfürsten absieht, so hat in Deutschland nie die Person des Fürsten einen Druck auf die Völker ausgeübt, sondern nur der Staat als solcher in der Absicht, das allgemeine Beste zu befördern, wobei freilich Irrtümer nicht ausblieben. In Frankreich hatte die aufgeklärte Despotie gefehlt; dafür entfesselte die Revolution ihre Schrecken; in Deutschland haben Friedrich der Große und Josef II. einer Revolution den Stoff vorweggenommen. Es blieb daher auch für die politischen Schriftsteller ihrer Zeit fast keine, wenigstens keine fruchtbare Wirksamkeit übrig. Ihr Ältester, der gerade, echt deutsche Johann Jakob Moser (1701—1785), ein Württemberger, der aber nach und nach vielen deutschen Fürsten diente, war kein Freigeist, stand vielmehr mit pietistischen Kreisen in Verbindung und verfaßte geistliche Lieder, verfocht aber jeder Gewaltherrschaft gegenüber die Rechte des Landes und büßte dafür auf Befehl seines Herzogs, des Despoten Karl Eugen, fünf Jahre auf dem Hohentwiel, bis ihn Friedrichs Verwendung befreite. In ähnlicher Weise wirkte und litt sein Sohn Karl Friedrich Moser (1723—1798) als hessischer Minister und zeigte in seiner besten Schrift „Der Herr und der Diener", wie wenig Fürsten es gebe, welche die deutsche Freiheit nicht mißbrauchen, wie wenige für ihres Landes Wohl arbeiten und wie schädlich die einseitig militärische Ausbildung auf sie wirke; er geißelte die Eitelkeit, Mätressenwirtschaft und schlechte Landesverwaltung der Miniaturdespoten in kräftiger Weise. Mit den beiden Moser hat viele Berührungspunkte der Osnabrückische Beamte Justus Möser



„Aufklärung". Radierung von Daniel Chodowiecki. Originalgröße.

(1720—1794). Wie sie, war er durchaus konservativ, ja in manchem reaktionär; gleich ihnen ging er von dem entgegengesetzten Standpunkte der fürstlichen Reformer, nämlich von der entschiedenen Bekämpfung des Absolutismus aus, hielt aber äußerst streng an der bestehenden ständischen Gliederung der Gesellschaft, wenn sie auch noch so veraltet war, und hatte mit der „Aufklärung“ nichts gemein, als daß er manchen gemäßigten Reformen das Wort redete, kräftig für die Rechte des Bauernstandes und für die Unabhängigkeit der Rechtspflege eintrat und als Kämpe deutschen Wesens gegen die Nachahmung der Franzosen eiferte. Er war ein durchaus praktischer, aller philanthropischen Schwärmerei abgeneigter, der historischen Entwickelung stets das Wort redender Politiker.

Einen kühnern Schwung nahm die politische Litteratur im Vereine mit der Geschichtschreibung im Kurfürstentum Hannover, dessen Personalunion mit Großbritannien ihm einen Vorzug gegeben hatte, dessen sich die größeren deutschen Staaten nicht einmal unter Friedrich und Josef erfreuten, nämlich die vollständige Befreiung von der Bücherzensur. Die Universität Göttingen war daher ein Sammelplatz freierer Forschung, als sie an den übrigen deutschen Hochschulen sich hervorwagen durfte. Es war dort namentlich, wie in England selbst, seit der Mitte des Jahrhunderts ein bedeutender Einfluß der damals neueren französischen Litteratur, besonders Montesquieus auf die politische und Voltaires auf die historische Schriftstellerei und Forschung bemerkbar. Während der letztgenannte vielgewandte Tonangeber des achtzehnten Jahrhunderts auf seine französischen Berufsgenossen höchst ungünstig einwirkte und unter ihnen Oberflächlichkeit und absprechenden Geist pflanzte, wurden bei den Engländern und Deutschen nur seine guten Seiten maßgebend, nämlich sein hervorragender Scharfsinn und sein glänzender Stil, seine künstlerische Anordnung und Gruppierung des Stoffes und seine großartige Auffassung der Thatsachen. Dagegen war ihm und seinen englischen sowohl als deutschen Schülern, selbst so bedeutenden, ihr Vorbild weit hinter sich lassenden Historikern wie Hume, Robertson und Gibbon, ein vollständiger Mangel an Verständnis aller ihrem Zeitalter vorangegangenen Perioden gemeinsam; selbst die eigene Revolution des vorhergehenden Jahrhunderts war jenen geistvollen englischen Geschichtschreibern dunkel geblieben; sie wußten nur den Geist der aufgeklärten Monarchie, wie er sich in ihrer Zeit äußerte und wie sie ihn bei den besseren römischen Kaisern suchten, zu würdigen. Daß dies anders wurde, ist deutsches Verdienst.

Bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts war, mit Ausnahme Pufendorfs (s. oben, S. 203), des Begründers pragmatischer Geschichtschreibung in deutscher Sprache, auf diesem Felde nichts Namhaftes geleistet und auf den Hochschulen war Geschichte entweder gar nicht oder in Verbindung zweiten Ranges mit Mythologie, Poesie und Beredsamkeit gelehrt worden. Mit dem achtzehnten Jahrhundert begann man die Geschichte in Begleitung des Staatsrechtes vorzutragen, wie in Göttingen z. B. seit 1747 Stephan Pütter that. Sein jüngerer Kollege Johann Christoph Gatterer (1727—1799) war es, welcher seit 1761 ungefähr die Geschichte zur selbständigen Wissenschaft erhob, das Studium der geschichtlichen Quellen und dasjenige der Kulturgeschichte, sowie die Pflege der historischen Hilfswissenschaften (Urkunden-, Geschlechter- und Wappenkunde) schuf und den ersten Grund zur Einrichtung der historischen Seminarien legte. Weit vielseitiger und unabhängiger zeigte sich ein noch jüngerer Kollege der Genannten, August Ludwig Schlözer (1735—1809). Er schuf die synchronistisch-ethnographische Methode der Geschichtschreibung, begründete die kritische Richtung derselben in Deutschland, bezweifelte bereits die Glaubwürdigkeit der ältesten Völkergeschichten, besonders der römischen, behandelte mit Vorliebe die Kulturgeschichte, indem er die Hervorhebung der „Eroberer und Weltverwüster“ tadelte, und bestrebte sich,

Gesetze für die Behandlung der Geschichte zu finden und zu formulieren. Größeres Aufsehen als durch seine historischen Werke erregte er jedoch als Politiker durch seine seit 1775 erscheinenden Zeitschriften (seit 1782 „Staatsanzeigen"), in denen er, weit schärfer als der jüngere Moser, gegen alle Mißbräuche und Tyrannenlaunen, gegen Zensur und Inquisition, Leibeigenschaft und Folter, gegen die Lüderlichkeit der Höfe und gegen alles Veraltete und Faule zu Felde zog. Die Feinde des Fortschrittes donnerten gegen ihn und verleumdeten ihn als Feind der Staatsordnung und Religion; aber weil er die britisch-hannoversche Regierung nicht angriff, vielmehr eifrig verteidigte, konnte man ihm nichts anhaben; erst 1796 wurde wegen einer anfechtbaren Stelle sein Blatt verboten. In seinen „Zeitungskollegien" führte er seine Zuhörer (unter denen sich Männer wie Freiherr von Stein, Johannes Müller u. a. befanden) in das Verständnis der Tagesfragen ein. In dem an Historikern so reichen Göttingen begründete damals Christoph Meiners die populäre Kulturgeschichte und Ludwig Timotheus Spittler eine gründlichere Quellenforschung. Neben ihnen ist als hervorragendster Geschichtschreiber jener Zeit Johannes (von) Müller aus Schaffhausen (1752—1809) zu betrachten, welcher während der Zeit seines Lebens mehr in Deutschland, als in seinem schweizerischen Vaterlande gewirkt, hingegen des letztern Geschichte zum ersten Male in lesbarer, sogar klassischer, aber wenig kritischer Weise geschrieben, freilich nicht vollendet hat. Sein vielfaches Schwanken in der Politik, im Dienste der verschiedenartigsten Regierungen, sind seine reichen Talente aufzuwiegen geeignet, welche ihn befähigten (in seiner Schrift vom „Fürstenbunde"), über den Zustand des Reiches im neunten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts die eindringlichsten Mahnungen an die deutschen Regierungen und an die Nation, die er als die seinige betrachtete, zu richten und sie eindringlich zu Verbesserungen in der Verfassung des Reiches zu ermahnen, ohne welche, wie er richtig ahnte, der Untergang desselben nicht aufzuhalten sei.

Wie die Zerrissenheit des Reiches zur politisch-historischen Schriftstellerei der Aufklärungsperiode, so lieferten die noch allzuviel spukenden Reste der Unduldsamkeit und des Aberglaubens den Stoff zur Wirksamkeit der religiös-philosophischen Autoren jenes Zeitalters. Es wurden keine Religionskriege mehr geführt; aber die Gläubigen der verschiedenen Bekenntnisse und die kleineren, denselben anhängenden Regierungen verhielten sich noch schroff ablehnend, ja teilweise noch verfolgungssüchtig, gegen Andersdenkende, und unter dem Volke war weder der Glaube an Hexen, ungeachtet der nach und nach erfolgten Abschaffung der Prozesse gegen die solcher Eigenschaft beschuldigten Personen, noch waren die harmloseren, aus dem Heidentum stammenden Formen des volkstümlichen Aberglaubens samt dem mehr christlichen Glauben an Gespenster verschwunden. Die letzten Hexen in Deutschland wurden 1749 in Würzburg (eine Nonne) und 1756 in Landshut (ein Mädchen von 13 Jahren) verbrannt; erst 1783 fand in der Schweiz (zu Glarus) die letzte Hinrichtung einer Hexe (durch das Schwert) statt. Das Schatzgraben war unter dem Volke, die Beschäftigung mit Alchemie und Astrologie unter den Großen noch weit verbreitet, und unter den Häusern der Städte gab es kaum ein älteres, das nicht in dem Rufe stand, als spuke es darin. Da war Stoff genug für die Aufklärer.

Um das Jahr 1740 fanden von England her die Logen der Freimaurer, welche dort 1717 ihren Ausgang von den Bauhütten der Werkmaurer genommen und der Kunstsprache derselben einen weltbürgerlich-moralischen Sinn untergelegt hatten, in Deutschland (zuerst in Hamburg, dann in Frankfurt a. M., Berlin u. a.) Eingang. Friedrich der Große war schon als Kronprinz in Braunschweig Maurer geworden und gründete als König 1744 die heute noch bestehende Großloge zu den drei Weltkugeln in Berlin als oberste Bundesbehörde für Preußen. Da das Geheimnis, mit dem die Steinmetzen, wie jede Zunft,

ihre Kunstgriffe umgeben hatten, auch von den neuen Maurern, die nicht mehr meißelten, für ihre Symbolik beibehalten wurde, so witterte der gewöhnliche Menschenverstand dahinter etwas Rätsel-, ja sogar Grauenhaftes, und es bildeten sich Volkssagen aus, welche das, was man sonst von den Hexen wähnte, den Bund mit dem Bösen, auf die Freimaurer übertrugen und sie zugleich zu Ketzern stempelten. War ja auch der Deismus, d. h. der Glaube an einen Gott, mit Beseitigung der Dreieinigkeit, aus England gekommen, und ließen sich ja vom orthodoxen Standpunkte die Freidenker oder Deisten leicht zu Atheisten machen! Daß die Logen Leute aller Glaubensbekenntnisse aufnahmen, verstärkte ihren Ruf der Glaubenslosigkeit, und man warf sie einfach mit den Aufklärern zusammen, die ja in Frankreich vielfach Atheisten und Materialisten waren. Die deutschen Aufklärer dagegen waren keine Atheisten, aber meist Deisten und oft Freimaurer. Einen wunderlichen Vorläufer hatten sie, und zwar schon vor der Gründung deutscher Logen, in dem vielfach talentvollen, aber etwas cynischen und vagabundierenden „Lebensphilosophen" Johann Christian Edelmann aus Weißenfels (1698—1767), der aus einem Pietisten zum Deisten nach englischem Muster geworden war. Er wanderte, der Sitte jener Zeit entgegen, in langem Bart und schlechter Mennonitentracht umher und wurde zu Potsdam von der Wache aufgegriffen und in das Tabakskollegium gebracht, wo er mit Friedrich Wilhelm I. eine merkwürdige Unterredung hatte, in der er sich dem orthodoxen König gegenüber freimütig als „Urchristen" bekannte. Später ergab er sich der Lehre Spinozas und schrieb Bücher über „die Göttlichkeit der Vernunft". Er nannte die Natur den Schatten Gottes und folgerte daraus, daß sie ebenso unendlich sei wie dieser. Die Theologen verfolgten ihn, und er mußte fliehen, nachdem er 1744 in Neuwied ein ihm abgedrungenes Glaubensbekenntnis abgelegt hatte, worin er der Bibel die Eigenschaft als Gotteswort absprach, Himmel und Hölle in das Gewissen verlegte, Christus als ausgezeichneten Menschen und den Teufel als eine Lüge bezeichnete. In Hamburg wurden seine Schriften, während er selbst dort war, durch den Henker verbrannt; auch die Juden schmähten ihn; Friedrich der Große aber ließ ihn ruhig in Berlin leben, wo er starb und nach seinem Wunsche ohne kirchliche Gebräuche bestattet wurde.



Facsimile einer Einladungskarte der Nürnberger Loge zur Johannisfeier. Originalgröße.

Die späteren Aufklärer gehörten meist besserer Gesellschaft und Schule an; ursprünglich Anhänger Wolfs, bezeichneten sie sich als Rationalisten. Vorsichtiger als Edelmann, leugneten sie nichts, ohne der Religion erhebliche Zugeständnisse zu machen, und betonten, während sie die Wunder und die biblische Offenbarung leugneten, desto eifriger die Persön-

lichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Aber es gab unter ihnen zahllose Abstufungen, sozusagen Viertels- und halbe, selten ganze Rationalisten. Den ersteren kamen häufig Orthodoxe auf halbem Wege entgegen, um nicht von der Zeit überholt zu werden; unter den letzteren ist als der gediegenste und achtbarste Hermann Samuel Reimarus aus Hamburg (1694—1768) zu nennen. Die entschiedensten seiner Schriften wurden erst nach seinem Tode, unter dem Titel der „Wolfenbüttler Fragmente", von Lessing veröffentlicht, der sie von seiner Familie erhalten hatte. Es berührten sich in seinem Standpunkt Spinoza, Wolf, Bayle und die englischen Freidenker. Seinen größten Fehler beging er dadurch, daß er in dem Ursprunge der heiligen Geschichten Betrug erblickte, statt einer, wie die heutige Kritik findet, vielfach durch Selbsttäuschung genährten frommen Überzeugung.

gesetzten Stammes unter den Aufklärern, Moses Mendelssohn (1729—1786). Man versteht die Seltsamkeit des Umstandes, daß dieser aufgeklärte Geist der Aufklärung Halt gebot, sobald es sich um das Judentum handelte, nur dann, wenn man bedenkt, daß es sein Streben und auch sein Gelingen war, seine Stammes- und Glaubensgenossen aus ihrem damaligen geistigen Verfalle in den Bereich der europäischen Kultur hereinzuziehen; wollte er das, so mußte er ihre Vorurteile schonen, und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Die Juden waren damals in ganz Deutschland, ja fast in ganz Europa nur geduldet, d. h. sie durften durch ein Gewerbe ihren Unterhalt gewinnen und ihren Gottesdienst im stillen üben, aber keine Synagogen errichten. Jeder einzelne mußte die Erlaubnis, im Lande

Hr. Lessing geht mit einem Vergleich
von 300 rthl. schweres Geld nach Hamburg.
Er ist dafür zu keiner ordentlichen Arbeit
verbunden, sondern er soll nur den Unter-
nehmern des dortigen Theaters mit seinem
Rathe an die Hand gehen, und an dem theatralischen
Wochenblatte, das sie herausgeben wollen, so viel er
will, arbeiten. Die Conditionen ist kein sehr un-
gern, wie Sie sich leicht vorstellen können
aber dieser Vorschlag ist für ihn allzuvortheilhaft,
als daß man ihm nicht nicht selbst zurathen
müßte.

Seine Lustspiele kommen auf Ostermesse heraus
Ein neues St. ist dabey: Minna von Barnhelm
oder das Soldatenglück. Die Idee dazu ist neu
u. sonderbar. Inzwischen ~~wird man~~ kommen viele Züge
auf die Preußische Regierung darin vor, die
die ich als ein Preußischer Unterthan nicht ganz
wünschen möchte. Er hat sie dies freilich nur ~~gesetzt~~ eingeschaltet,
um ~~die~~ sein Lustspiel local zu machen, ich be-
fürchte aber daß das sich mancher daran stoßen
wird. Übrigens hat das Stück viel neues
und originelles. Es ist aber noch nicht ganz
gedruckt, sondern nur die Bogen die abgedruckt
sind. Die Hauptsache ist, daß ein Sächsisches
Fräulein einen verabschiedeten Preußischen
Major heirathen will. Der Character dieses
Majors v. Tellheim, ist der lebendige Character
des sel. Kleist, und hat deswegen für mich
einen besondern Reizung gehabt.

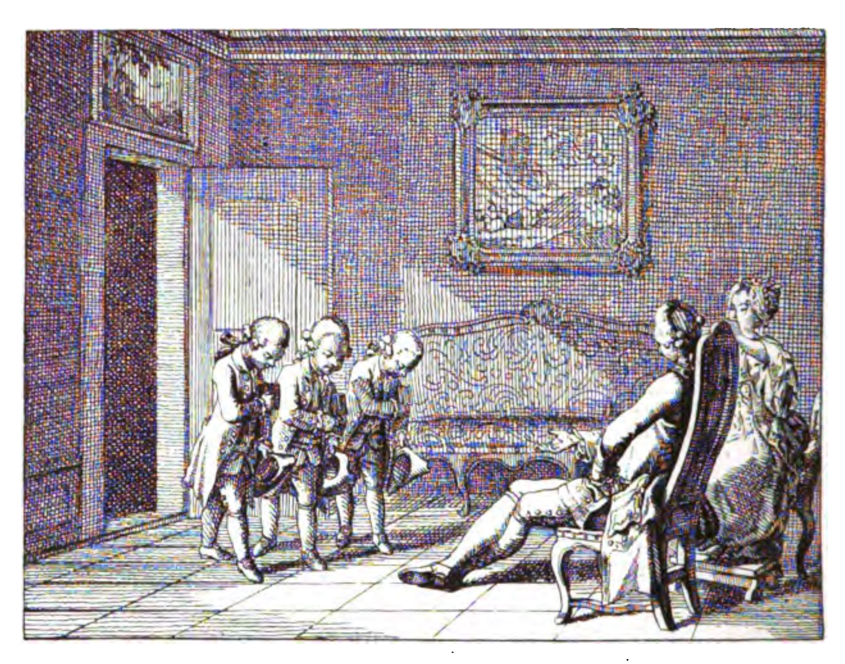
Ihr ergebenster
Friedrich Nicolai

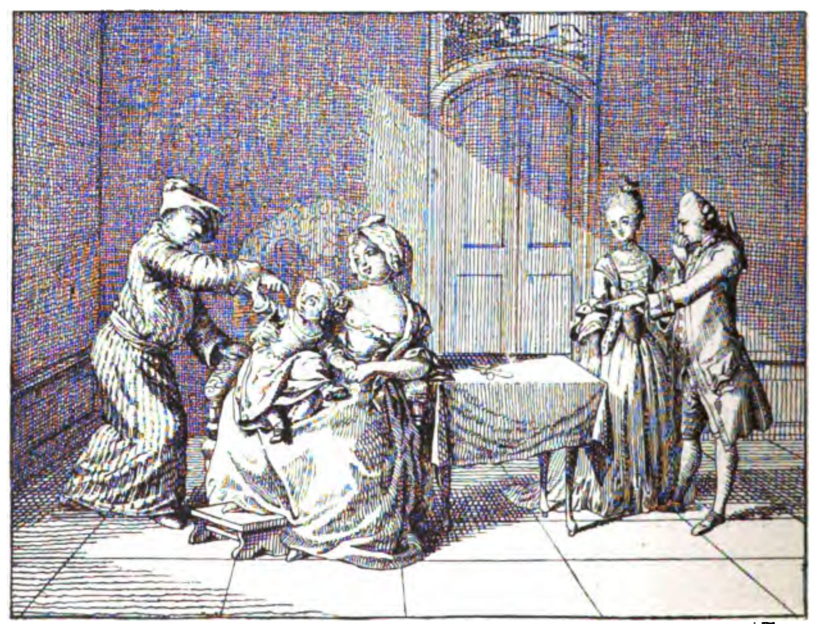
leben zu dürfen, durch Lösung eines Schutzbriefes erkaufen. Um für Mendelssohn einen solchen zu erhalten, wandte sich der Marquis d'Argens, einer der von Friedrich herbeigezogenen und begünstigten Franzosen, mit dem originellen Gesuch an den König: „Ein nicht allzu katholischer Philosoph bittet einen nicht allzu protestantischen Philosophen, einem nicht allzu jüdischen Philosophen das Schutzprivilegium zu geben; es ist soviel Philosophie dabei, daß es die Vernunft gewiß billigt". Mendelssohn hat durch seine wohl beste Schrift: „Jerusalem" (1783), die in begeisterter Sprache die Rechte der Juden auf Glaubensfreiheit verfocht, zur Erteilung dieses Rechtes an die Unterdrückten den kräftigsten Anstoß gegeben —; ihm ist es zu verdanken, daß Juden überhaupt Deutsche wurden. Er selbst war indessen so wenig ausschließlich in seinem Judentum, daß er sich in seinem „Phädon", einer Verteidigung der Seelenfortdauer, dem antik-christlichen Geiste so sehr näherte, wie es seit Philon kein Jude mehr gethan hatte, und seine Verdienste haben Geister wie Kant und Lessing gewürdigt, die zwei größten Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Säulen der Philosophie und der Poesie unseres Landes geworden sind.

Mit den philosophisch-religiösen Bestrebungen des Zeitalters der Aufklärung hängen zunächst diejenigen zusammen, das Erziehungswesen im Geiste der Aufklärung umzugestalten. Es ist merkwürdig, in wie vielen Punkten wir die Keime der Aufklärung aus dem Pietismus hervorgehen sehen, und so hat sich auch der erste Schritt zu einem Herausgehen der deutschen Schule aus beinahe hundertjährigem Stillstand in Halle, der Hochburg des Pietismus, vollzogen, wo der Prediger Christoph Semler 1739 die erste Realschule gründete. Es war eine ganz im Sinne der Aufklärung gebrochene Bresche in die Alleinherrschaft der klassischen Sprachen, eine Erhebung des Mittelstandes aus der Abhängigkeit von den Gelehrten, aber bereits seit längerer Zeit vorbereitet durch das Eindringen der Grundsätze des Comenius, d. h. der Vielseitigkeit des Bildungsstoffes, in die Gymnasien. Die Bedürfnisse des praktischen Lebens gewannen immer mehr Boden neben den früher allgemein geltenden Grundlagen der Bildung des Gelehrtenstandes, und nun erhielten sie auch ihre eigene Schule. Semlers Programm umfaßte die Lehre von Maß und Gewicht, Mineralien, Holz, Farben, vom Messen, Acker-, Garten- und Honigbau, Kalender, Astronomie, Geographie, Geschichte, sogar Anatomie, Diätetik und Polizeiordnung; Thomasius und Wolf billigten, Regierung und Akademie Preußens genehmigten es. Bedeutender wurde indessen die Realschule, welche Johann Julius Hecker, auch ein Zögling der Franckeschen Anstalten, noch im nämlichen Jahre in Berlin gründete; sie zerfiel in eine deutsche, lateinische und realistische Abteilung und wurde 1748 als königliche Realschule anerkannt. Heckers Nachfolger, Friedrich Hähn, ebenfalls Pietist, erweiterte den mathematischen und technischen Unterricht und gründete diesen auf die Anschauung, welche durch eine Sammlung von geeigneten Gegenständen unterstützt wurde. Man sah da Modelle von Gebäuden, Schiffen, Schränken, Pflügen, Butterfässern, Säulen, plastischen Werken, Waren aller Art; ein botanischer Garten und eine Maulbeerpflanzung gestalteten die Sache noch vielseitiger. Aus dieser Realschule zweigte sich 1753 das erste Schullehrerseminar ab, dem in erstaunlich kurzer Zeit ähnliche Anstalten in ganz Deutschland folgten.

Durch sie wurde die Volksschule allmählich in ein neues Zeitalter ihres Lebens hinübergeführt. Es traten durch sie nach und nach Männer an die Spitze der Schule, welche besser wußten, was ihre Pflicht war, als die Zuchtmeister, die bisher die Jugend gequält hatten, und unter denen der Schwabe Häuberle durch die peinliche Genauigkeit, mit der er in 51 Jahren seiner Wirksamkeit die nach Hunderttausenden zählenden Stockschläge und Rutenstreiche, Kopfnüsse u. s. w. aufschrieb und zusammenzählte, einen Namen erlangt hat.

Ehe es aber hier besser wurde, hatte die Zeit nur für die höhere Schule Interesse. Es galt, wie das über die realistische Richtung Gesagte zeigt, die Menschen dem Praktischen zuzuwenden, sie mit dem täglichen Leben in allen seinen Formen vertraut zu machen. Dies

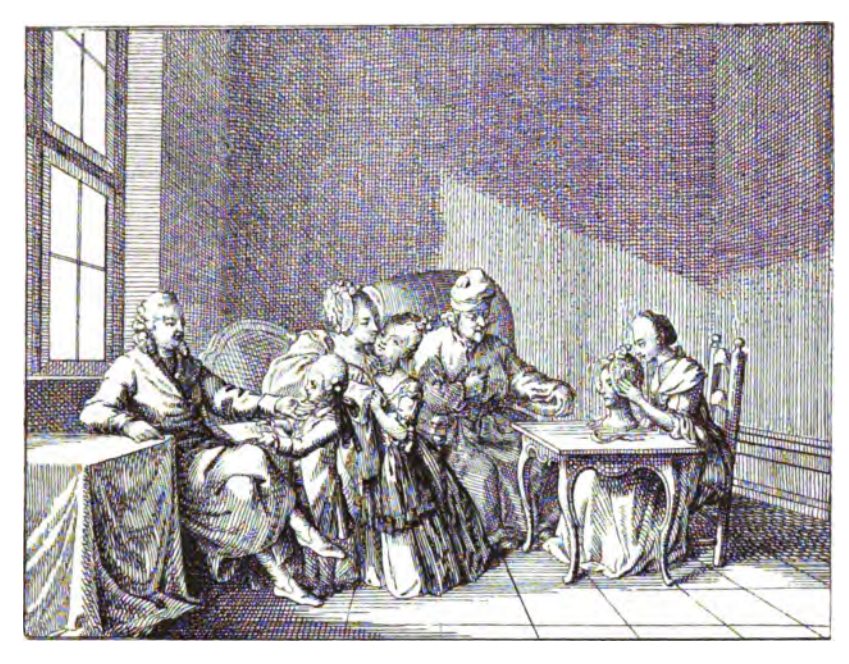


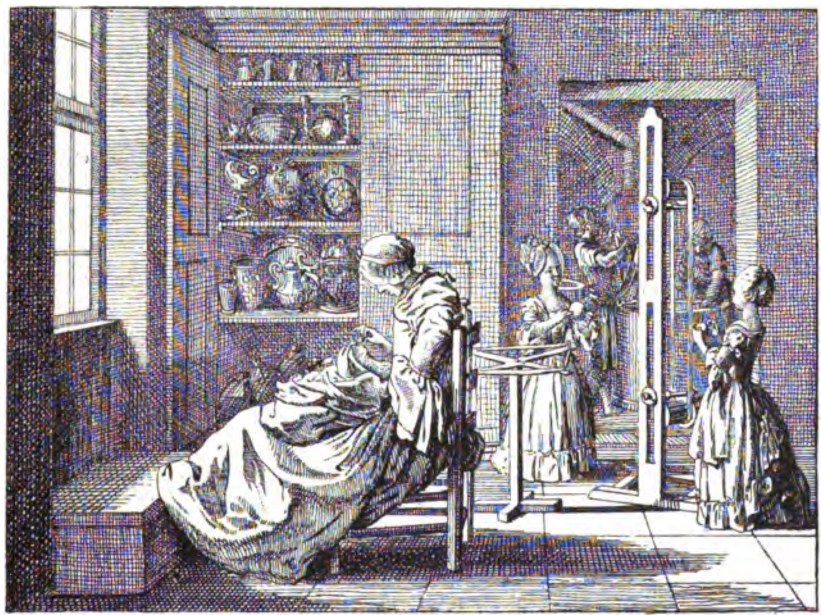


Häusliche Erziehung. Radierungen von Daniel Chodowiecki.

allein befriedigte jedoch die Träger der Aufklärung nicht; die Schule mußte mit dem Geiste des Weltbürgertums und der Opposition gegen die Kirche in Verbindung treten und ihr Werk mit einem gewissen Maße von Emanzipation der Kinder gekrönt werden. Diese idealistischen Zusätze zu dem realistischen Evangelium holten die pädagogischen Aufklärer aus Frankreich,

um sie, mit eigenen Gedanken vermehrt, zur Grundlage ihrer Weltverbesserungsplane zu machen. Es war jedoch nicht das Werk eines eigentlichen Franzosen, was sie aus Frankreich holten. Jean Jacques Rousseau, der Urheber desselben, der „Philosoph von Genf"

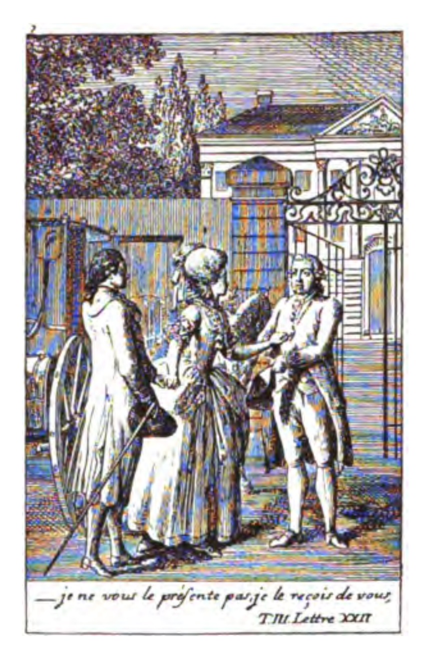




Häusliche Erziehung. Radierungen von Daniel Chodowiecki.

genannt (1712—1778), hatte nur die Sprache mit den Franzosen gemein; in Wirklichkeit war er ebenso der unfranzösischste, wie Voltaire der französischste Teilnehmer an der neugallischen Litteratur. Der alte Genfergeist war dem Franzosentum beinahe in allen Dingen entgegengesetzt und könnte vielleicht am besten als eine Verschwisterung des provençalischen

Wesens der Albigenser und Troubadours mit dem demokratischen Geiste der deutschen Schweizer charakterisiert werden. Genf hat sich gegen Frankreich immer ablehnend verhalten und war, wenn auch noch aristokratisch regiert, durchaus von demokratischen Ansichten nach schweizerischer Art, d. h. von dem Streben nach verbündeten kleinen Volksgemeinden durchsäuert, und der Puritanismus Calvins war der ursprünglich lebensfrohen Stadt nicht eingeboren, sondern aufgedrängt. Dieser Geist der kleinen Republik am schönen Lemansee war in Rousseau sehr treu ausgeprägt und hat den zwei Seiten seiner Wirksamkeit, der pädagogischen und der politischen, d. h. dem Streben nach Emanzipation der Jugend und des Volkes, den Stempel aufgedrückt; auf Deutschland hat jene, auf Frankreich diese den größeren Einfluß ausgeübt; dort führte sie zu den Philanthropinen, — hier zur Revolution!



—je ne vous le présente pas; je le reçois de vous. T.III. Lettre XXII



— peut-être, ah! s'il ne dépendoit que de moi... T.II. Lettre XXXII.

Aus den Illustrationen Daniel Chodowieckis zu Rousseaus neuer Heloise.

Der pädagogische Grundgedanke, den Rousseau in die Welt und namentlich nach Deutschland warf, war ein extremer Gegensatz gegen das orthodoxe Christentum. Die Kirche erklärte den Menschen als von Natur schlecht, — Rousseau hielt ihn für von Natur gut. Jetzt weiß man aus Erfahrung, daß beide Unrecht hatten.

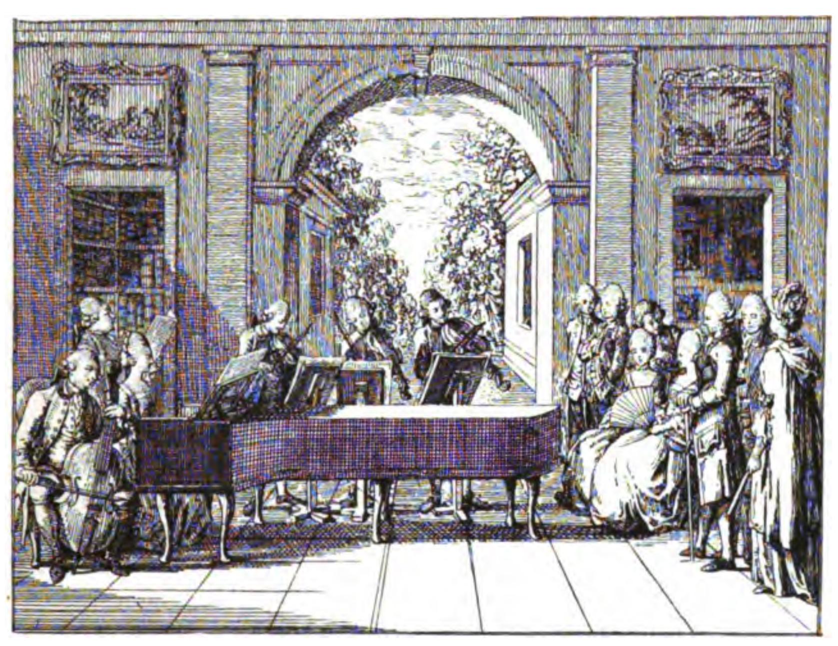
Rousseau hatte nur den Zögling eines Hauslehrers im Auge; seine deutschen Jünger schritten, der Zucht und Gründlichkeit ihres Landes gemäß, weiter, — zur Schule.

Der deutsche Bearbeiter der pädagogischen Lehre Rousseaus war Johann Bernhard Basedow aus Hamburg (1723—1790). Seit 1771 schrieb er mehrere pädagogische Werke, unter denen das „Elementarwerk“ das bedeutendste war, ein Bilderbuch mit Erläuterungen, das durch seine Sucht, alles, auch die abstraktesten Begriffe, abzubilden, für unsere jetzigen Anschauungen lächerlich erscheint und alles ohne System durcheinander warf, wobei selbst das Unschickliche nicht vermieden wurde.

Im Jahre 1774 gründete Basedow in Dessau mit fürstlicher Unterstützung sein „Philanthropin“, mit dem Beistande seines Mitarbeiters am Elementarwerk, Christian Heinrich Wolke. Der letztere, ein pädagogischer Experimentierer, ersah Basedows Töchterchen, das

nach Rousseaus Schülermodell Emil „Emilie“ getauft war, zum Phantom seiner Erziehungsversuche, und zwar schon ehe dasselbe ein Jahr alt war. Ehe es zwei Jahre zählte, konnte das Wunderkind lesen; mit vierundeinhalb begann es lateinisch zu lernen und lernte es fertig.

Im „Philanthropin“ nun sollte die Menge eben das werden, was Emilie Basedow allein geworden, — eine Schar von Wunderkindern. Es war gewissermaßen die „Potsdamer Garde“ als Schule, eine geistige Drillanstalt. Die Zöglinge sollten zwar mit körperlicher Züchtigung verschont, durch Liebe erzogen, dabei abgehärtet, von anstrengendem Lernen, von der Modekleidung ihrer Zeit, von Aberglauben, Gespensterfurcht und konfessionellen Vorurteilen befreit werden. Das war alles recht schön; aber die Ergebnisse wurden zu einer oberflächlichen und teilweise selbst unwürdigen Dressur, wie die Prüfung zeigte, welche



Musizierende Gesellschaft.
Radierung von Daniel Chodowiecki in Basedows Elementarwerk.

Basedow und Wolke siebzehn Monate nach Gründung der Anstalt abhielten und zu welcher ersterer in seinem neu gegründetem „philanthropischen Archiv“ (1776) alle „Kosmopolitiker“ einlud. Im Gegensatze zur realistischen Richtung wurde in der Anstalt lateinisch gelernt, aber nicht nach alter Art an der Hand der Klassiker, sondern ganz wie eine neuere Sprache, und darin auch die Prüfung durchgeführt. Wolke kommandierte den Schülern (bis auf Emilie lauter Knaben) verschiedene körperliche Bewegungen, darunter auch Nachahmungen der Handwerker, ließ hinter die Tafel geschriebene Wörter durch Angabe ihrer Eigenschaften erraten und — die Stimmen der Tiere nachahmen! Es wurde durch ein Gemälde gezeigt, daß den Kindern auch die Herkunft des Menschen gelehrt worden, damit sie — der Mutter ihr Leben verdankten und nicht dem Storche! Im Rechnen produzierten sie sich mittels Aussprechens kolossaler Zahlenreihen, im Zeichnen dadurch, daß sie den mit Absicht falsch zeichnenden Wolke verbesserten. An jedem der drei Prüfungstage wurde ein von Basedow erdachter, höchst nüchterner deistischer Gottesdienst gehalten, und die Feierlichkeit schloß mit der Aufführung eines französischen und eines deutschen Lustspiels durch die Zöglinge und

des Philanthropins in der Schriftstellerwelt, und zwar mit mehr Glück in Jugendschriften als in solchen für Erwachsene. Sein dem „Daniel Defoe" nachgebildeter „Robinson der Jüngere" (seit 1779) hat, wie später seine „Entdeckung von Amerika" und seine Reisebeschreibungen, ungemein viel zur Belebung der jugendlichen Phantasie und zu ihrer Hinleitung auf gesunde Bahnen beigetragen, und die eingestreuten langweiligen Gespräche vermochten, da sie meist unbeachtet blieben, diesen Erfolg nicht zu lähmen. Eine große Beliebtheit errang auch durch seine Reichhaltigkeit und Lebendigkeit Weißes „Kinderfreund". Unleugbar haben diese anziehenden Schriften der Bibel und dem Gesangbuche zu gunsten vielseitigerer Jugendbildung manchen Abbruch gethan und waren zweifellos die Veranlassung zum Entstehen der „Kinderbibeln", welche das unterhaltende Element auch in das religiöse Gebiet einführten.



Liebhaberei an der Natur, Leibesübungen.
Radierung von Chodowiecki in Basedows Agathokrator. Originalgröße.

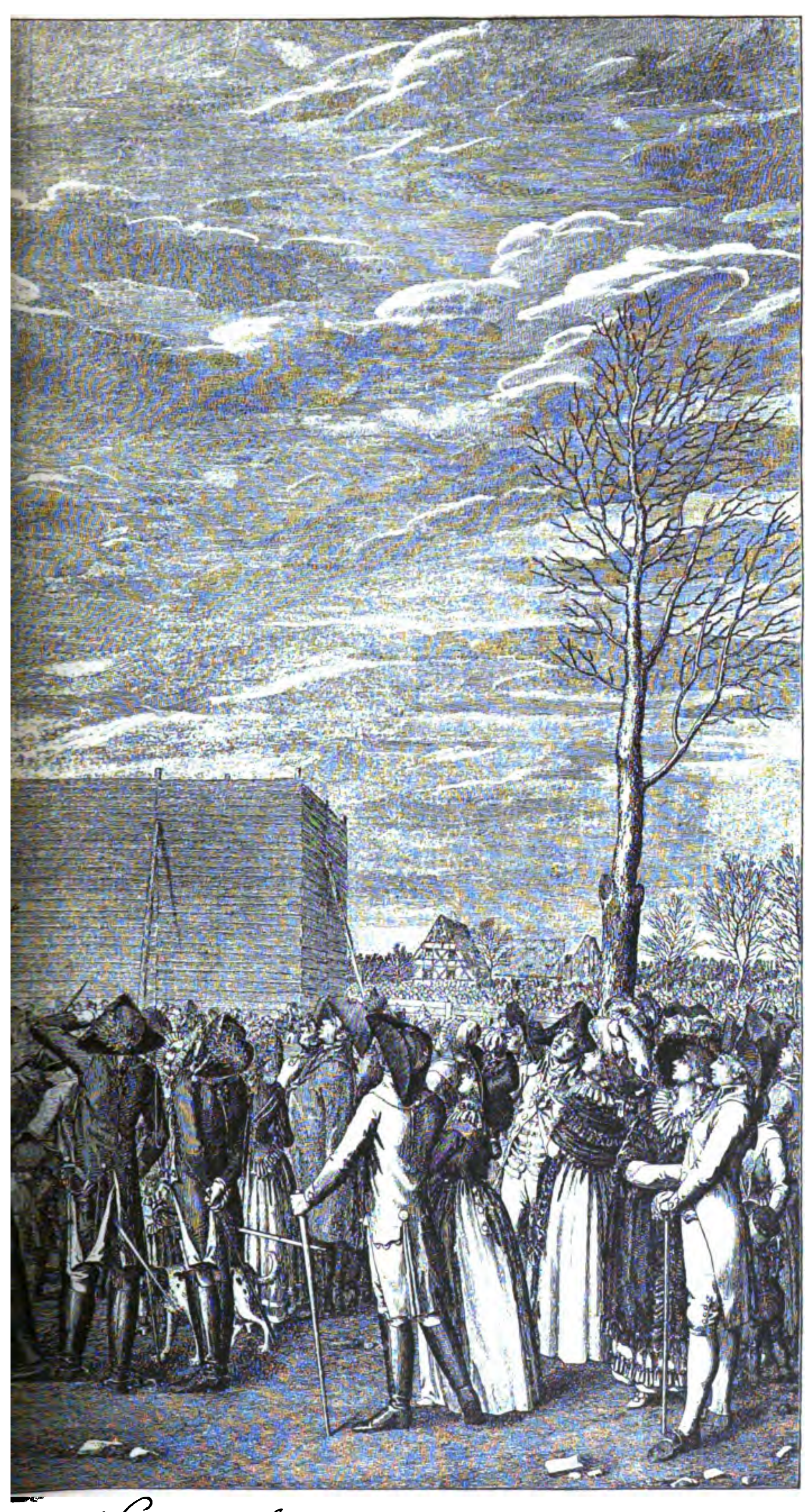
Die Zunahme der realistischen Richtung im Schulwesen erklärt sich leichter, wenn die gleichzeitigen Fortschritte in den Naturwissenschaften und in den technischen Fertigkeiten und zwar schon seit dem siebzehnten Jahrhundert, in Betracht gezogen werden. Deutschland nahm indessen auf diesem Gebiete damals weder eine eigenartige, noch eine hervorragende Stellung ein. Die Führung auf demselben lag vielmehr in den Händen der angelsächsischen Stammverwandten im Insellande Britanniens, und die Chorführer waren der Astronom Isak Newton und der Chemiker Robert Boyle, welche, zwar noch nicht sofort, aber nachwirkend, den beiden Wahngebilden der Astrologie und der Alchemie für immer den Todesstoß versetzt haben. Nach ihnen kamen die uns noch näher verwandten Holländer, unter denen wohl dem Astronomen, Mathematiker und Physiker Christian Huyghens (1629—1695) die erste Stelle gebührt.

Die Deutschen betraten indessen das Gebiet der Erforschung des unmeßbaren Weltraums nicht erst, nachdem ihnen Newton, Halley und Bradley vorangegangen, — nur noch nicht in Größen ersten Ranges. Johann Hevel aus Danzig (1611—1688) hatte schon vor Newtons Geburt auf seiner prachtvollen Sternwarte den Himmel und seine Lichtkörper



A. W. Küffner del. et sc. 1788

Blanchards 28te Farth zu Nürnb



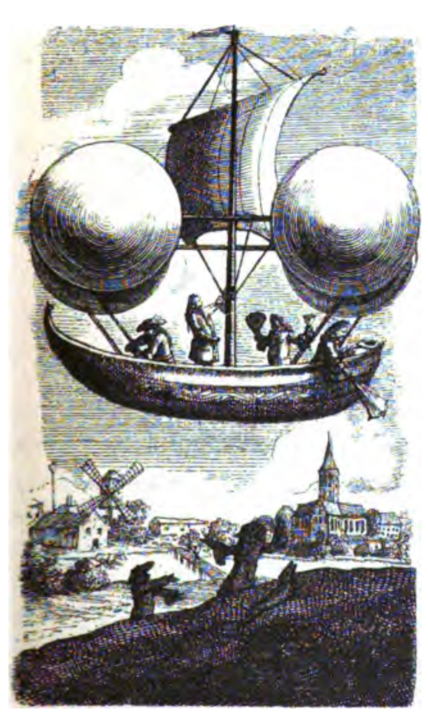
November A° . 1787.

beobachtet und die Veränderungen der wunderbaren Ringe des fernen Saturn berechnet. Würdig aber reihte sich den großen englischen Sternkundigen Friedrich Wilhelm Herschel aus Hannover (1738 bis 1822) an, — freilich in England, wo er 1774 sein berühmtes vierzigfüßiges Riesenteleskop verfertigte, die Gebirge des Mondes maß, die senkrechte Stellung der Achse des Saturn auf seiner Bahn und die zwei nächsten seiner Trabanten, sowie seine Umlaufszeit fand und 1781 dem Jahrtausende alten Wahne der „sieben Planeten“ durch die Entdeckung des Uranus (den schon 1756 ein Deutscher, Tobias Meyer, gesehen hatte, ohne zu wissen, daß es ein Planet sei) und später seiner sechs Monde ein Ende machte.



Facsimile des Titelkupfers von Chodowiecki zu Campes Robinson. Originalgröße.

Zu Ende des siebzehnten und im ganzen achtzehnten Jahrhundert zeichneten sich nicht weniger als zwölf Mitglieder zweier Familien der deutschen Schweiz, Bernoulli und Euler aus Basel, in Mathematik, Astronomie und Physik aus. In letztgenannter Wissenschaft war Otto von Guericke (1602 bis 1686), Bürgermeister des zu seiner Zeit so unglücklichen Magdeburg, als Erfinder der Luftpumpe, der Luftwage, der Elektrisiermaschine und der „Magdeburger Halbkugeln“ vorangegangen. Im achtzehnten Jahrhundert stand als Physiker Ernst Friedrich Chladni aus Wittenberg (von ursprünglich ungarischer Familie, geboren 1756, gestorben 1827) voran. Auch als Astronom thätig, in welcher Eigenschaft er zuerst ahnte, daß die Meteore kleine Weltkörper seien, stellte er die Theorie der „Klangfiguren“ auf und erfand musikalische Instrumente, das Euphon und den Klavicylinder.



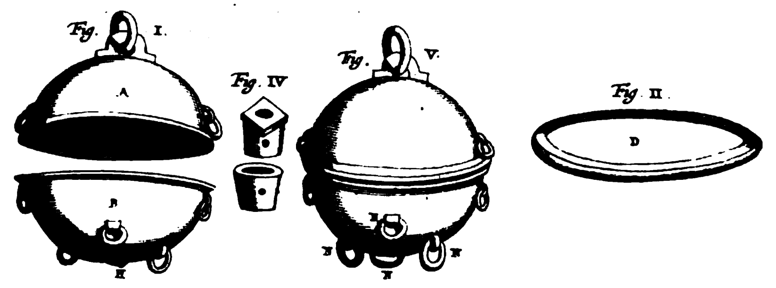
Luftschiff. Kupfer in den „Monatlichen Unterredungen“. Jahrgang 1697, September.

In der Chemie hatten schon vor Boyle im siebzehnten Jahrhundert die Niederländer van Helmont Vater und Sohn, von denen der letztere lange in Deutschland lebte, jener Visionär und Quacksalber, dieser Kabbalist und Theosoph, der Alchemist Rudolf Glauber aus Franken und der Abenteurer Joachim Becher aus Speier trotz ihren Thorheiten

schätzbare Entdeckungen gemacht und der letztgenannte die erste Einteilung der Mineralien nach ihren chemischen Verhältnissen entworfen. Heinrich Klaproth aus Wernigerode (1743 bis 1817) vervollkommnete die chemische Analyse und entdeckte mehrere Erden und Metalle.

Der große Leibniz, der Arzt Johann Jakob Scheuchzer aus Zürich und der Bergmann Johann Gottlob Lehmann machten in Deutschland die ersten Schritte in der Geologie, deren großer Reformator, und zugleich Begründer der Geognosie Abraham Gottlob Werner in Freiberg (1756—1817) wurde. Den Brüdern Johann und Kaspar Bauhin aus Basel verdankte man (schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts) die bis dahin vollständigste Namengebung der Pflanzen. Die seit 1652 bestehende deutsche Gesellschaft





Luftpumpe: Magdeburger Halbkugeln.
(Aus: Otto von Guerikes Experimenta. Amsterdam 1672.)

naturforschender Ärzte wurde 1677 zur „kaiserlichen Akademie der Naturforscher." Joachim Jung aus Lübeck, Professor in Hamburg, verbesserte die botanische Kunstsprache, und Heinrich Burkhard in Wolfenbüttel ahnte vor Linné eine Gruppierung der Pflanzen nach den Staubfäden. Ein Altersgenosse dieses großen Schweden (nur um ein Jahr jünger), der bereits als Dichter genannte Berner Albrecht von Haller, gründete 1739 als Professor in Göttingen den dortigen botanischen Garten, eine Zeichnungschule zum Dienste der Naturwissenschaften, eine Hebammenschule und die Gesellschaft der Wundärzte und stellte neben Linnés künstliches System den ersten Versuch eines natürlichen. Auf dem Felde der Anatomie und Physiologie untersuchte er die Thätigkeit der Muskeln und Nerven, in welchem Punkte die Ärzte und Anatomen seiner Zeit sich in seine Anhänger und Gegner teilten, sowie die Entwickelungsgeschichte des Eies und die Bildung des Skelettes, und schuf eigentlich die Physiologie als Wissenschaft.



Buchdruckerwerkstätte im 17. Jahrhundert. Verkleinertes Facsimile des Holzschnittes von Abraham von Werdt.

Johann Beckmann aus Hoia, Johann Christian Schubart von Kleefeld aus Zeiz und Albrecht Thaer aus Zelle schufen während des achtzehnten Jahrhunderts die landwirtschaftliche Wissenschaft und errangen ihr jenes große Interesse auf seiten der auf-



v. Thuenen.
Erntearbeiten. Erzrelief am Denkmal Thaers zu Berlin. Rauchs letztes Werk; vollendet von Hagen.

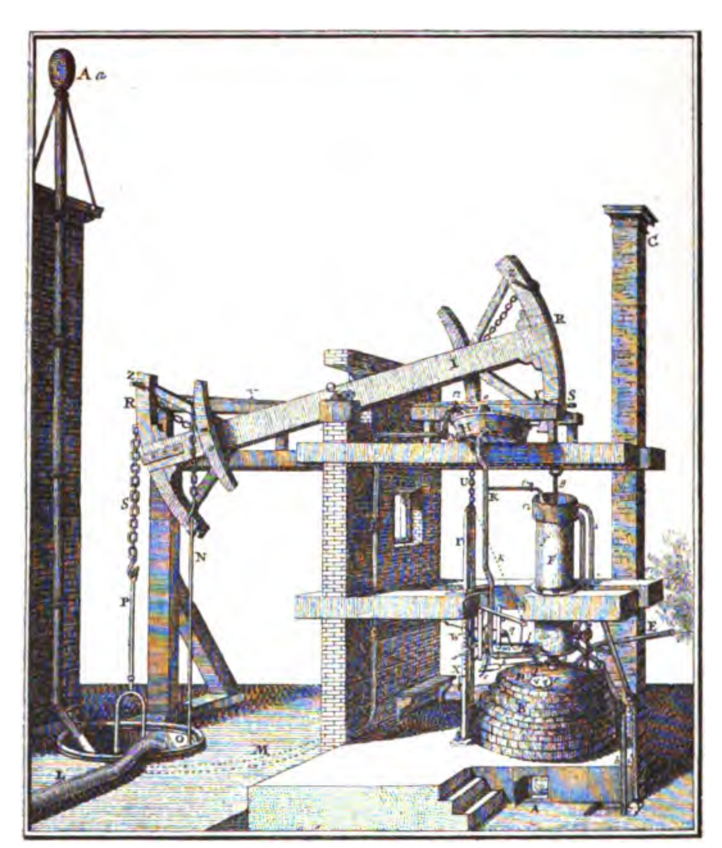
geklärten Monarchen, welchem die Verbesserung des Ackerbaues und die Aufhebung der Leibeigenschaft entsprangen. Hans Karl von Carlowitz legte, wenn auch noch in manchen Irrtümern befangen, den Grund zur Forstwissenschaft.



Das Waschen der Schafe vor der Schur. Erzrelief an Rauchs Denkmal Thaers zu Berlin; vollendet von Hagen.

Die Buchdruckerkunst hatte im siebzehnten Jahrhundert Rückschritte gemacht; der dreißigjährige Krieg und seine Folgen hätten kein anderes Ergebnis haben können; lag ja auch die Litteratur damals darnieder. Im achtzehnten Jahrhundert aber ermannte sie sich wieder. In der Zeit der „Aufklärung,“ die uns hier beschäftigt, war die gotische oder sogenannte Mönchsschrift, die mit Unrecht eine deutsche genannt wird, in Gefahr, durch die lateinische, deren sich alle übrigen Völker Europas (mit Ausnahme der Ostslaven

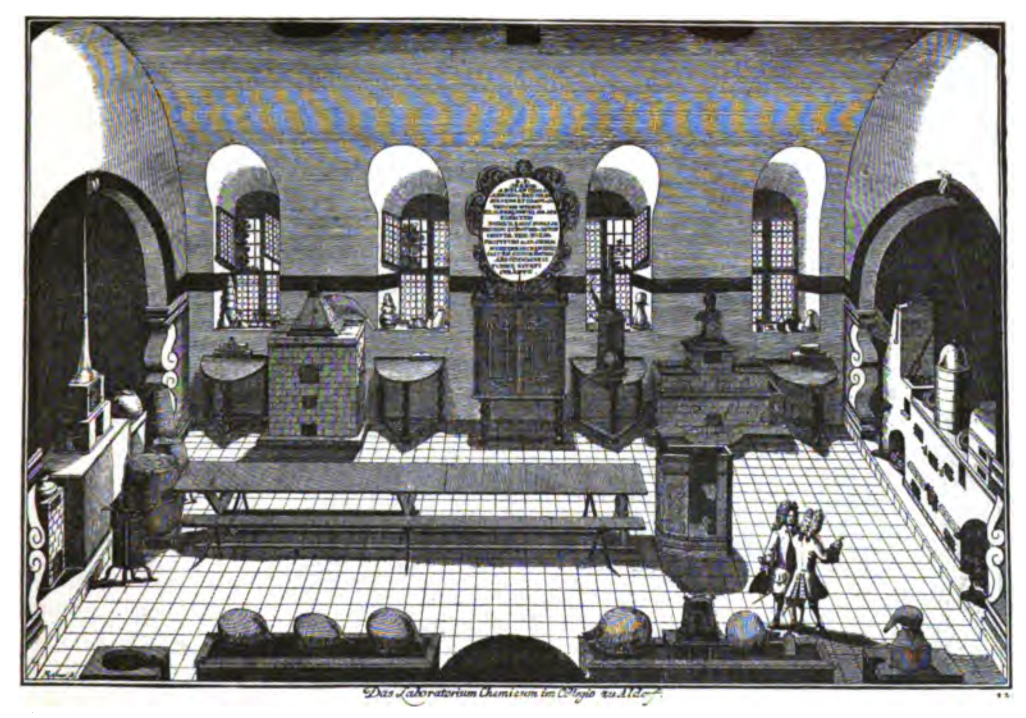
und Griechen) bedienen, verdrängt zu werden; aber der Buchdrucker Immanuel Breitkopf in Leipzig hielt sie aufrecht und verbesserte den Schnitt ihrer Zeichen, wie auch den Notendruck, und fertigte Landkarten und sogar Bilder mit Typen. Die deutsche Kartographie hatte schon früher Johann Baptist Homann in Nürnberg (1664—1724) verbessert. Die erste bessere Karte der Schweiz lieferte der als Geolog erwähnte Scheuchzer; er war der erste, welcher Alpenhöhen mit physikalischen Instrumenten erforschte. Leider wurden damals Kartendarstellungen der Länder selbst von aufgeklärten Fürsten aus militärischen Gründen geheim gehalten oder nur unter schwierigen Bedingungen Privaten gestattet. Ja es wurden noch 1764 die Platten einer Karte der Burggrafschaft Nürnberg vernichtet! Nachdem Gottfried Achenwall 1748 den Namen und Begriff der Statistik festgestellt, führte Friedrich Büsching die Angaben über Flächeninhalt und Bevölkerung der Länder und der Historiker Gatterer die Bezeichnung derselben nach Naturgrenzen (z. B. pyrenäische Halbinsel) ein, Johann Friedrich Blumenbach aus Gotha (1752 bis 1840), Professor in Göttingen, aber die bekannte Einteilung der Menschheit in fünf Rassen, welche lange Zeit die herrschende blieb. Reinhold Forster, welcher Rußland bereiste und mit seinem Sohne Georg Adam den berühmten Cook auf dessen Weltreise begleitete, gab (wie nach ihm Kant) die ersten Anregungen zur vergleichenden Erdbeschreibung, wie der Sohn (später ein Opfer seiner Schwärmerei für die französische Revolution) durch die Schilderung jener Reise zum Erwachen der Teilnahme an den Zuständen der sogenannten Naturvölker.



Dampfmaschine, sogen. Feuermaschine von 1727.
(Aus: Das Merkwürdige Wienn. 1727.)

Aber auch der idealen Seite der menschlichen Bestrebungen sollte im Zeitalter der „Aufklärung“ ihr Recht werden. Schöne Litteratur und Kunst sind zwar ohne Tendenz; aber in jener Periode begeisterten Vorwärts- und Emporstrebens nach Licht und Freiheit war keine peinliche Grenze zwischen einem Wirken mit und ohne Tendenz zu ziehen, und alles, was damals im Dienste geistiger Aufgaben lebte und webte, bestrebte sich, wenn auch mit ungleichem Gelingen, der Aufklärung im edeln Sinne seine Kräfte zu leihen. Und wie sich die deutsche Wissenschaft jener Zeit aus eigener Kraft, ohne Fürstengunst zu genießen, zu dem universalen Geiste eines Kant emporgerungen, so gelang dies auch der deutschen

Dichtung. Der Monarch, der durch seine Thaten in Krieg und Frieden so kräftig wie kein anderer dem Stillstande von Jahrhunderten ein Ende gemacht, jener erste deutsche Fürst, der ohne konfessionelle Vorurteile war, und den die deutschen Dichter seiner Zeit selbstlos und ohne Erwartung eines Dankes feierten, — er blieb den Eindrücken seiner Jugend treu, welche aus damaliger germanischer Derbheit in das blendende, aber festen Grundbaues entbehrende Zauberschloß der eleganten Litteratur Frankreichs geflohen war. Friedrich der Große, — es ist seltsam aber wahr, wünschte aufrichtig, daß die deutsche Litteratur sich aus ihrem Verfalle, in dem er sie vorfand, erhöbe, — aber daß sie es während seiner Regierungsdauer wirklich that, daß sie in dieser Periode alles hinter sich ließ, was Neu-Gallien vor- und nachher geleistet, das bemerkte er nicht oder gab sich nicht die Mühe,



Das chemische Laboratorium der Universität Altdorf.
Kupferstich von Puschner.

davon Kenntnis zu nehmen, weil er, der einen Shakespeare zu den „Wilden" warf, in dem Großen, das sich unter Deutschlands Musenjüngern vorbereitete, einen allzu weiten Abstand von dem wahrnahm, was er in seiner anerzogenen litterarischen Anschauung, d. h. in seiner blinden Bewunderung des französischen Parnasses, für „klassisch" hielt. Sein 1780 erschienenes Buch „de la littérature allemande" legte ein trauriges Zeugnis von diesem Standpunkt ab. Mit Recht hat er daher in späteren Jahren, als ihn der werdende „Demosthenes der Revolution" Mirabeau fragte, warum der Cäsar der Deutschen kein Augustus geworden, geantwortet: „Was hätte ich zum Besten der deutschen Schriftsteller thun können, das die Wohlthat aufgewogen hätte, die ich ihnen erwies, als ich mich um sie nicht kümmerte, ihre Bücher nicht las?" Hätte er es gethan, er hätte ohne Zweifel auf eine Weise in die Entwickelung der deutschen Litteratur eingegriffen, welche dieser nicht förderlich gewesen wäre. Was Staatsverwaltung und Rechtspflege nicht nur ertragen, sondern sogar fordern, das kann den auf den kühnen Flug hervorragender Geister angewiesenen „schönen Wissenschaften"

nur zum Nachteile gereichen. Wie aber der große König, ungeachtet seiner Zurückhaltung, wider seine Absicht auf die Entwickelung der deutschen Litteratur eingewirkt hat, das werden zahlreiche Züge der Darstellung dessen, was jene Litteratur während seiner Regierung geworden ist, zeigen.

Friedrich hatte in Leipzig mit zwei deutschen Dichtern persönlich gesprochen, die er nacheinander als die größten ihres Vaterlandes feierte; der erste war Gottsched, der zweite aber, der jenen bei dem König ausstach, Christian Fürchtegott Gellert, Professor und Prediger in Leipzig (1715—1769). An Gottsched schätzte der König seine Anlehnung an die bewunderten Franzosen; zu Gellert zog ihn die Verwandtschaft seiner Fabeln mit denjenigen Lafontaines hin. Gellert nannte sich freilich ein Original, und sein Fühlen und



Allegorie auf den Nachdruck. Radierung von Daniel Chodowiecki.

Denken war in der That deutsch; aber er teilte mit den Franzosen, so sehr er an sittlicher Tiefe ihr Gegensatz war, und mit den ihm in dieser Beziehung nahestehenden moralischen Zeitschriften und Novellisten Englands den gänzlichen Mangel an jener Kraft der Freiheit, an jener Leidenschaft der Dichtung, durch welche die germanischen Poeten, die Mittelhochdeutschen, der „Schwan von Avon" und die Neuhochdeutschen groß geworden sind. Gellert war ein wohlmeinender, ruhiger Schriftsteller, gewissermaßen eine moralische Autorität, die aus ganz Deutschland beraten wurde, und indem er in seinem sanften friedliebenden Sinne der konfessionellen Beschränktheit ferne stand, diente er, selbst in seinen beliebten „geistlichen Liedern," dem gemäßigten Flügel der Aufklärung. Er hat in die deutsche Litteratur einen fließenden Stil eingeführt und das meiste zur Beseitigung des steifen Alexandriners beigetragen.

Im Fache der Fabel mit lehrhaftem Charakter steht ihm Gottfried Lichtwer nahe, der eine gewisse realistische Kraft verriet, die Gellert fehlte. Mit der Fabel geht gern die Satire Hand in Hand, die auch den beiden Letztgenannten nicht fehlte, aber zwei ihrer

dichtenden Zeitgenossen, Liscow und Rabener, ganz in Anspruch nahm; jener geißelte in Versen Personen, dieser in Prosa Zustände; da sich indessen die Satire notwendig im Kreise ihrer Zeit bewegt, sind ihre Arbeiten für die Nachwelt ohne Bedeutung. Ebenso sind die Zustände verschwunden, welche Friedrich Wilhelm Zachariä (Professor in Braunschweig) zu seinem komischen Heldengedicht „der Renommist“ antrieben, nämlich die rohen Sitten der damaligen Studentenschaft. Er ist übrigens einer der ersten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, in dessen Schöpfungen der seit dem dreißigjährigen Kriege eingeschlafene deutsche Patriotismus wieder erwacht und begeistert auf die ruhmvolle Geschichte der Vorfahren hinweist. Dieser Richtung huldigte auch der Dramatiker Elias Schlegel (1718—1749), der zuerst in Deutschland auf Shakespeare aufmerksam machte, dessen Schaffen aber in den Banden Gottscheds gefangen blieb, was auch von den dramatischen Dichtungen Christian Felix Weißes, des „Kinderfreundes“ gesagt werden kann.



Gellerts Ehrendenkmal.
Radierung von Daniel Chodowiecki.
Originalgröße.

Die meisten der soeben genannten Dichter standen in mehr oder weniger Verbindung mit einem litterarischen Kreise, welcher seinen Sitz in Leipzig und zum Organ (1744—1748) die „neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes,“ meist die „Bremer Beiträge“ genannt, erkoren hatte, sich an den Rokoko-Figuren der damals herrschenden Operette vergnügte und sich mehr bemühte, anmutig und zierlich zu dichten, als etwas Großes zu leisten.

Letzterem Ziele kamen weit näher die Dichterschulen, welche sich, begeistert von dem Ruhme ihres Friedrich, unter den in Halle lebenden Dichtern entwickelten. Es war nicht zu verkennen, daß der zwar französisch fühlende Monarch, der aber französischen Übermut bei Roßbach so empfindlich züchtigte, die deutsche Gesinnung mächtig stärkte und zur Beschreitung neuer dichterischer Bahnen anregte. Immanuel Pyra, ein Gegner Gottscheds und Verehrer Miltons, war gleich manchen Aufklärern aus dem Pietismus hervorgegangen, hielt aber, wenn auch antiker Form huldigend, bezüglich des Inhalts seiner Dichtungen am biblisch-christlichen Ideal fest, was ihn nicht verhinderte, den Beginn der Regierung Friedrichs zu verherrlichen, dessen größte Thaten in Krieg und Frieden aber der zu früh (1744, nicht 30 Jahre alt) gestorbene Dichter nicht erlebte, und die dann sein Freund Gotthold Lange pries. Pyra hatte die Abschaffung des Reims verlangt; ohne Reim dichteten auch Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803), und seine Freunde, indem sie den Wein, die Blumen und die Liebe schwärmerisch besangen. Der formgewandteste unter ihnen, Johann Peter Uz, kehrte jedoch zum Reime zurück, und als der Ernst der Zeit an die Schwärmer herantrat, wandte denselben auch Gleim in den einfachen, ungekünstelten, zum Herzen sprechenden „Liedern eines preußischen Grenadiers“ an, welche zu Anfang des siebenjährigen Krieges mächtiges Aufsehen erregten, eine Menge Nachahmungen hervorriefen und viele Anregungen zu besseren Schöpfungen boten. In Oden nach dem Muster des Horatius, aber nach streng militärischem und ausschließlich preußischem Maßstabe, besang Karl Wilhelm Ramler den Heros der Zeit, und für denselben starb an den auf dem Schlachtfelde bei

Kunersdorf (1759) erhaltenen Wunden sein Offizier Christian Ewald Kleist, der in seinem farbenreichen Naturgemälde „der Frühling“ mit ungekünstelter Begeisterung nach Thomsons und Hallers Vorbildern die Jahreszeiten zu schildern begonnen hatte. Den Tod für das Vaterland, den er geahnt und gestorben, feierte in einer edel gehaltenen Abhandlung (1761) Thomas Abbt aus Ulm; solche ethische Stilübungen waren damals sehr beliebt: auch den Verdienst hat Abbt, wie vor ihm der Schweizer Johann Georg Zimmermann (Leibarzt in Hannover, später Arzt Friedrichs, sonst eine litterarische Windfahne und Klatschbase) die Einsamkeit und den Nationalstolz gefeiert.



Titel-Vignette aus Kleists sämmtlichen Werken. 2. Theil. Originalgröße.

Der Dichter aber, der den hochpatriotischen Sinn, in Verbindung mit christlicher Begeisterung und Naturkult, zur höchsten Entwickelung brachte und im vorigen Jahrhundert einen Ruhm erlangt hat wie kein anderer, während das unsrige ihn verworfen hat, war Friedrich Gottlieb Klopstock, geboren 1724 in Quedlinburg, gestorben 1803 in Hamburg. Ein eifriger Anhänger der von den Gegnern Gottscheds verkündeten ästhetischen Grundsätze, wurde er der poetische „Messias“ der Bodmerschen Schule, von der er in der Mitte des Jahrhunderts in Zürich, dessen See er so schön besang, festlich empfangen wurde. Denn sein christliches Heldengedicht „der Messias“, der erste größere, wenn auch noch unbeholfene Versuch der Anwendung des Hexameters im Deutschen, wurde bei Beginn seines Erscheinens (1748) mit überschwänglichem Entzücken aufgenommen, welches nicht ahnen ließ, daß das Werk während seiner langsamen Vollendung (bis 1773) auf eine zunehmende Lauheit und zuletzt Kälte der Lesewelt stieß. Denn es bildet in Anlage und Charakteristik einen höchst schwachen Gegensatz zu Miltons großartiger Dichtung und ist nirgends geeignet, Wärme und Begeisterung zu wecken. Es war eine himmelnde Lyrik, die darin waltete und von der der Dichter im Leben, das er jung zu genießen wußte, sehr fern war.



Titel-Vignette von Daniel Chodowiecki zu Klopstocks Messias. Originalgröße.

Lyrisch waren daher auch die Dichtungen, in denen er das beste leistete, nämlich seine Oden, in denen der christliche Inhalt zurück und die antike Form in einem noch nicht dagewesenen Maße in den Vordergrund trat, deren Großzahl aber uns freilich ungenießbar geworden ist, während in einigen ausgezeichneten Stücken vaterländische Gefühle, Naturschönheit und Liebe in rein menschlicher Weise gefeiert sind. Auch er hatte Friedrich den Großen anfangs begeistert besungen, wandte sich aber von ihm ab, weil er von seinem Franzosentum nicht ließ, die

Dichtung der Deutschen nicht schätzen und lieben lernte, und versuchte sein Glück — ohne Erfolg — bei Josef II. In seinen vorgerückteren Jahren, in denen dies geschah, wandte er sich auch in seinen Dichtungen vom Christen- und Griechentum ab und einem erkünstelten Germanentum zu, das er aus Unkenntnis des wirklichen Altertums unseres Stammes mit keltischen Elementen versetzte, infolgedessen eine ganze jetzt vergessene Dichterschule die Barden spielte und für den nur in Fälschungen bekannten, mondschein- und nebelhaften Ossian schwärmte, so namentlich der aufgeklärte österreichische Jesuit Michael Denis. Auch diese an Mißerfolgen reiche Grille warf aber Klopstock im höheren Alter weg und



Wieland, seine Frau (Anna Dorothea Hillenbrand, 1746—1801) und ihre Kinder.
Ölgemälde, um 1775; von G. Melchior Kraus, in der Bibliothek zu Weimar.

besang nur noch das Vaterland und seine Hoffnung auf eine demselben einst blühende, aber nicht nach französischer Art blutige Freiheit.

Einen Kontrast zu Klopstock, wie es keinen schärferen geben kann, bildete Christoph Martin Wieland, geboren 1733 bei Biberach, gestorben 1813 in Weimar. Gleich seinem Gegenbild stammte er aus pietistischer Familie, schwankte in der Jugend zwischen deren Überlieferungen und philosophischer Auffassung, und wandte sich in der Schweiz bei Bodmer der christlichen Muse Klopstocks zu, bis er sich schließlich der Aufklärung in die Arme warf, welche bei ihm eine vorwiegend frivole Färbung annahm, die einem Prinzenerzieher mehr als sonderbar anstand. Er fußte in dieser seiner dichterischen Auffassung ganz auf dem Boden der Voltaires Fahne folgenden Franzosen seiner Zeit, während er den von diesen gehaßten Shakespeare hochhielt und übersetzte. Kecker als in seinen weitschweifigen satirischen

Romanen lacht und tollt jene Richtung in seinen die Phantasie Ariostos nach dem Norden verpflanzenden komischen Heldengedichten, dem „neuen Amadis“ und anderen, die in einer nie und nirgends dagewesenen Märchenwelt, im „alten romantischen Land“ spielend, Heldentum und Liebe ironisch darstellen, aber durch ihre fließende Sprache in kaleidoskopisch schillernden Bildern und angenehm abwechselnden Versmaßen den lüsternen und üppigen Inhalt vielfach veredeln. Im vollendetsten dieser Werke, dem „Oberon“, trat endlich jener Inhalt hinter der schönen Form zurück und streifte der Dichter die Anfänge jener Entwickelungsstufe der deutschen Litteratur, welche als ihre neuere Blütezeit den Stolz der Nation bildet.

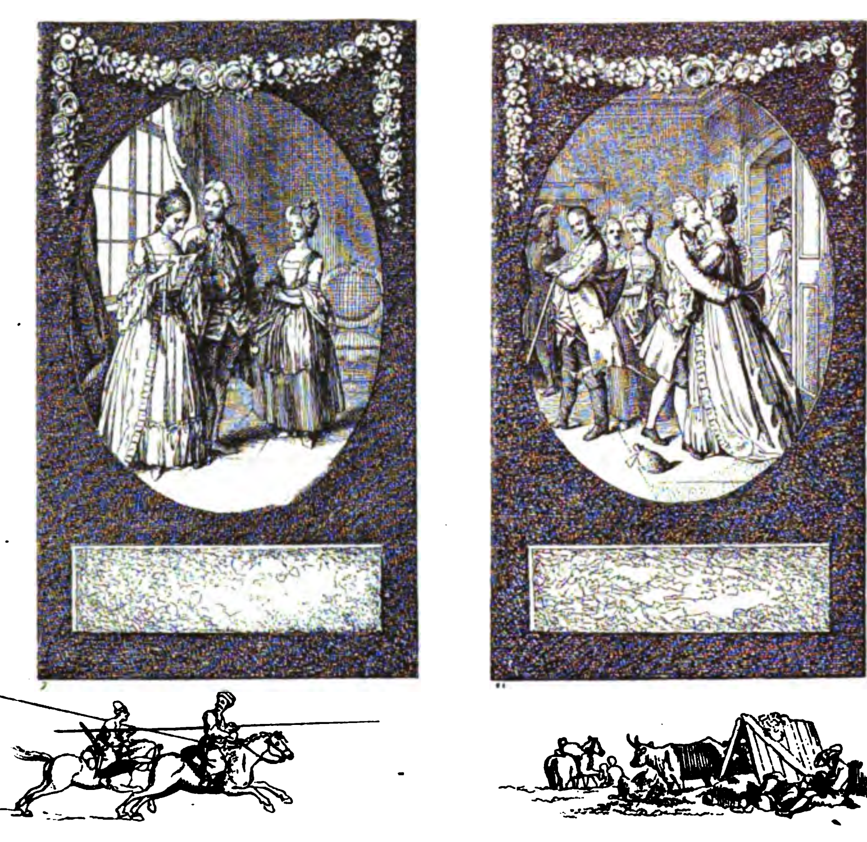
Eine ebenso grund- und bodenlose Traumwelt wie in Wielands Epen, nicht aber eine neckisch Witz sprudelnde, sondern eine ruhige idyllische, nur glückliche Menschen feiernde, in rührenden Lebenslagen sich gefallende, zeigen uns die Idyllen des Landsmannes und Jüngers von Bodmer und Haller, des Bewunderers Theokrits, des geschickten Landschaftzeichners Salomon Geßner aus Zürich, der seine Stiftskizzen in die Sprache der Feder übersetzte und im „Tod Abels“ das Leben der ersten Menschen dichterisch zu umkleiden wußte.



Vignette aus Salomon Geßners Idyllen, von ihm selbst radiert.
Originalgröße.

Alle diese Männer ihrer Zeit, die über dieselbe hinaus einen Namen von Geltung im Reiche der Dichtkunst sich nicht zu schaffen die Macht oder das Glück hatten, stellte nun einer in den Schatten, welcher als der Mann der damaligen Zukunft, als der Begründer des politischen Ideals der Zeit, in der wir leben, betrachtet werden muß, — Gotthold Ephraim Lessing. Geboren 1729 (22. Januar) zu Kamenz in der Lausitz, und schon als Studierender in Leipzig mehr mit Gedichten und Lustspielen, als mit dem Studium beschäftigt, kam er 1748 als Schriftsteller nach Berlin, das seit einiger Zeit, wenn auch nicht mit Unterstützung des die Franzosen unablässig vorziehenden Königs, aber doch infolge der Berufung tüchtiger Kräfte durch seine aufgeklärte Regierung ein Sammelplatz hervorragender Schriftsteller in Prosa und Poesie (wie Nicolai, Mendelssohn, Abbt, Sulzer, Kleist, Ramler u. a.) war. Lessing wurzelt förmlich in den Kreisen der Aufklärung, allerdings nicht in ihrer die Halbgebildeten beherrschenden, schwankenden Form, sondern, da er gründliche wissenschaftliche und sprachliche Kenntnisse besaß, in ihrer Konsequenz. Die Religion war ihm nicht Betrug, wie vielen Aufgeklärten, sondern Thatsache, Bedürfnis, auch des Gebildeten; nur unterschied er sie von ihren historischen Gewändern, den Offenbarungen und Kirchen. Schon um die Mitte des Jahrhunderts verkehrte er mit Voltaire, der damals in Berlin lebte, zerfiel aber mit ihm und erntete durch diesen Bruch die Abneigung, welche Friedrich stets gegen ihn hegte. Dieser Umstand ist um so mehr zu bedauern, als beide Männer in ihrem Charakter, wie W. Scherer nachgewiesen, ungemein viel ähnliche Züge hatten und vereint großes hätten wirken können. Lessing verdiente auch die königliche

„Ungnade" weniger als jeder gleichzeitige deutsche Dichter; denn er hat den Helden jener Tage nicht nur wie die andern in gewöhnlichen Versen besungen, die heute vergessen sind, — er hat mehr und besseres gethan, — er hat die Siege und Thaten des Königs, ohne ihm zu schmeicheln, in dem ersten echt deutschen Schauspiele verewigt und Deutschland endgültig von der Vorherrschaft französischer Sprache und Litteratur, gegen welche kein anderer Dichter etwas vermochte, befreit, wodurch erst das große Werk Friedrichs, nämlich das der Beseitigung deutscher Reichsohnmacht und fürstlicher Willkürherrschaft, seine Vollendung erhielt.



Radierungen von Daniel Chodowiecki zu Lessings Minna von Barnhelm.
Facsimile der Probedrucke des Künstlers mit Randskizzen; im Königl. Kupferstichkabinet zu Berlin.

Schon während seines ersten Aufenthaltes in Berlin trat Lessing in kleineren kritischen Schriften gegen die noch herrschende Nachahmung des französischen Geschmackes im Drama auf, dem er bis dahin selbst gehuldigt hatte, indem er, auf das Beispiel Englands und Spaniens hinweisend, den ersten schüchternen Gedanken eines deutschen Nationaltheaters äußerte. Er schrieb über die zeitgenössische Litteratur in die „Vossische Zeitung", erklärte darin die Standpunkte sowohl Gottscheds als Bodmers und seiner Anhänger für einseitig, konnte sich auch für den in nebelhaften Regionen wandelnden Klopstock nicht begeistern, und bildete sich eine neue, auf dem Boden der Wirklichkeit fest gegründete Richtung, in der von ihm Mendelssohn, Nicolai u. a. lernten, so daß der sechsundzwanzigjährige Mann als Dichter und Kritiker bereits eine anerkannte Rolle spielte. Gleim und Kleist wurden seine Freunde und Schüler. Ein großer Geist spricht aus seinen damaligen Lustspielen; im „Freigeist" kamen Orthodoxie und Aufklärung zu gleichen Rechten, in den „Juden" erscholl

die erste Stimme zu gunsten der Unterdrückten. Das bürgerliche Trauerspiel nach englischem Vorbilde feierte seine Geburtstunde in „Miß Sara Sampson“. Während des siebenjährigen Krieges trat er kühner auf. Die Thaten desselben waren für ihn das Morgenrot des deutschen Ruhmes. In seinem „Philotas“ feierte er die Todesverachtung aus Vaterlandsliebe. Seine „Litteraturbriefe“ sind nicht nur an einen preußischen Offizier im Felde gerichtet, sondern durchaus kriegerisch auf dem Felde des Geistes und kämpfen sowohl für die Aufklärung, als für eine selbständige Gestaltung des deutschen Schrifttums. Ebenso legte er nach dem Kriege zu zwei neuen zukunftreichen Richtungen den Grund, im „Laokoon“ zur neu erwachenden Begeisterung für die Antike, in der bereits angedeuteten „Minna von Barnhelm“ zum echt deutschen, auf nationalem und humanem Grunde stehenden Lustspiel, worin zum erstenmale der Soldat als fühlender Mensch, die Frau als Trägerin des deutschen Gemütes erschien, und die stehenden Figuren der alten Komödie beseitigt wurden. Den Versuch, die deutsche Nationalbühne nicht nur im Buche, sondern auch auf den Brettern zu gründen, machte er seit 1767 in Hamburg durch seine „Hamburgische Dramaturgie“; aber auch dieses Werk blieb Buch und wurde nicht zur That, zu der die Organe der Bühne weder die Kraft, noch den Willen hatten; dafür ist es zur Grabrede der französischen Dramatik, zur Einführung Shakespeares in Deutschland und zur Grundlage der auf den Verfasser folgenden Blüte des deutschen Theaters geworden. Zugleich hatte er gegen anmaßende Cliquen zu kämpfen, namentlich gegen jene des Philologen Professor Klotz in Halle, den er als Plagiator entlarvt hatte und dessen Freund, Sonnenfels (oben S. 255), aus Rache seine Berufung nach Wien verhinderte. Auch die Zeit der Aufklärung hatte ihre Schriftstellerfehden wie jene des Humanismus, und selbst ein Lessing kannte keine Schonung gegen das, was ihm verwerflich schien.

Seit 1770 Bibliothekar in Wolfenbüttel, schuf Lessing in „Emilia Galotti“ das erste Beispiel seiner ästhetischen Grundsätze bezüglich des Trauerspiels und das erste gegen die Zustände der kleinen deutschen Höfe (unter italienischer Maske) gerichtete Tendenzdrama. Der harte Kampf, in den ihn seine Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente“ aus dem Nachlasse von Reimarus (oben S. 266) mit dem Pastor Goeze in Hamburg und anderen Zeloten verwickelte, unter die sich auch der bekehrte Halbrationalist Semler (ebendaselbst) mengte, — dieser Kampf für Aufklärung, Toleranz und Humanität drückte ihn zu seinem Schwanengesang, dem ersten deutschen Drama in reimlosen Jamben, die Feder in die Hand. Dasselbe, „Nathan der Weise“ ist eine in dramatische Form gebrachte freimaurerische Toleranzpredigt, in der die Personen nicht Charaktere, sondern Typen sind und die Hauptsache in der Parabel von den drei (bekanntlich die drei monotheistischen Religionen bedeutenden) Ringen liegt, welche alle drei unecht sind, während der Besitzer eines jeden den echten zu besitzen glaubt; die Fabel dagegen ist unglücklich gewählt, endet unbefriedigend und läßt den Knoten ungelöst, indem verschwiegen bleibt, ob der als Sultansneffe entpuppte Templer fortan seine Glaubensgenossen und Ordensbrüder oder seine Verwandten befehdete, — eine schlimme Wahl! Als dieser Schwanengesang verklungen war, legte Lessing sein religiös-philosophisches Testament, die Grundsätze der Vernunftreligion nach seiner Überzeugung, in den hundert Sätzen von der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ nieder, wie er schon vorher sein freimaurerisches Glaubensbekenntnis in „Ernst und Falk“ ausgesprochen, und ging allzufrüh, nach einem Leben voller Kämpfe und Sorgen und mit kurzem Glück (das ihm nur ein Jahr lang Eva König schenkte), 1781 (15. Februar) in Braunschweig zur Ruhe ein. Er starb arm, wie er gelebt hatte, aber mit dem Bewußtsein vieler menschenfreundlicher Handlungen und der Grundlegung einer neuen Periode deutschen Schaffens.

Die Wissenschaft der Kunst hatte von Bodmer und Breitinger bis auf Lessing eine

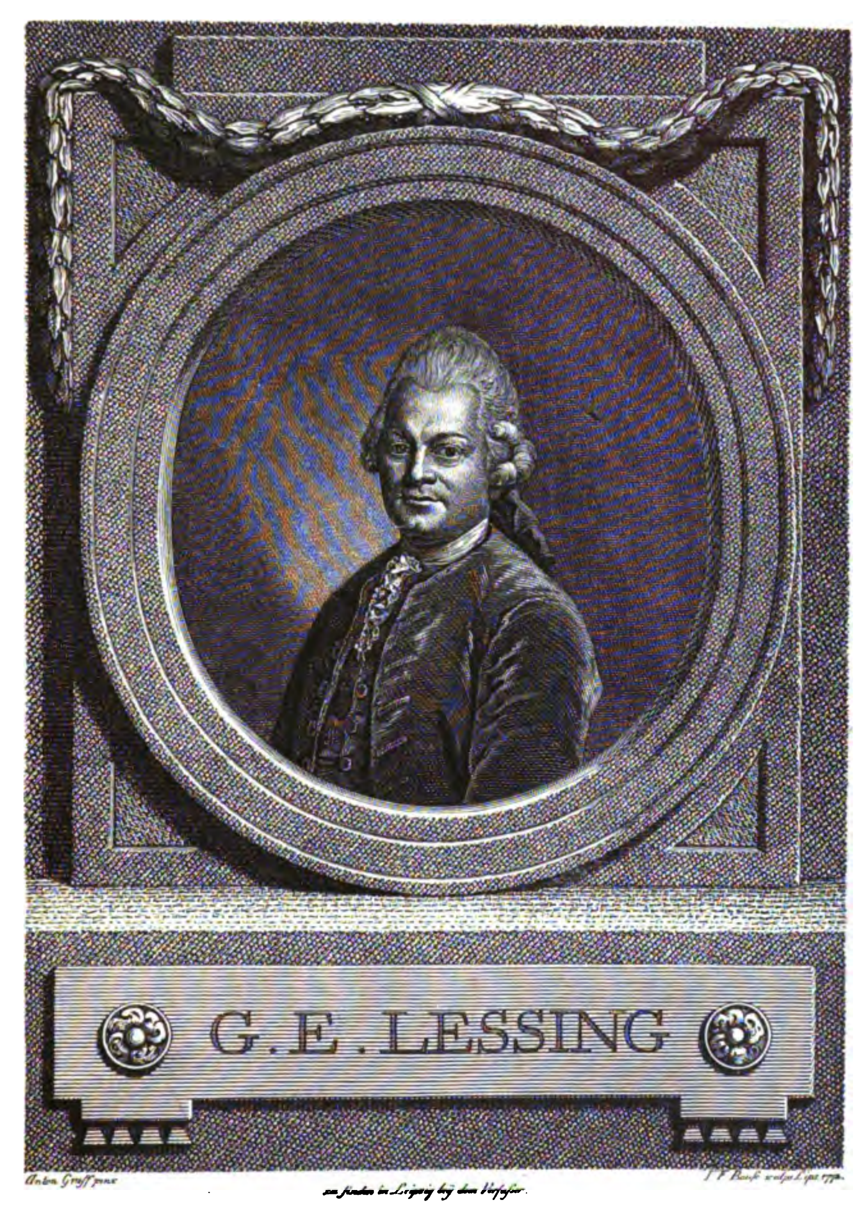
Mein lieber Engel,

Facsimile eines Briefes von Lessing an Johann Jakob Engel (1741—1802) (damals Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium zu Berlin). Datiert: Braunschweig, 16. Juni 1776. Originalgröße.

(Im Besitz des Herrn Landgerichts-Direktors Lessing in Berlin.)

Stimme zu gunsten der Unterdrückten. Das bürgerliche Trauerspiel nach englischem

vielbewegte Entwickelung durchgemacht und war doch noch nicht in ihre Reifezeit eingetreten. Es flossen damals erst ihre verschiedenen Quellen nach und nach in einen Strom zusammen. Den Namen der „Ästhetik“ schuf und das Dasein einer Wissenschaft des Schönen begründete in einem lateinischen, breiten und ungenießbaren Buche ein Schüler von Leibniz, Alexander



Lessing.
Nach dem Kupferstiche von J. F. Bause, 1772; Gemälde von Anton Graff.

Gottlieb Baumgarten (1714—1762), Professor in Franfurt a. O. Als ihren Maßstab kannte er nur die Dichtkunst, soweit sie zu seiner Zeit gediehen war. Die bildende Kunst, welche ihm fremd geblieben war, machte zum erstenmale zum Gegenstande der Wissenschaft Johann Joachim Winckelmann, geb. 1717 in Stendal, 1754 dem Kunsteifer seinen Glauben opfernd, dann Antiquar der apostolischen Kammer in Rom, 1768 in Triest

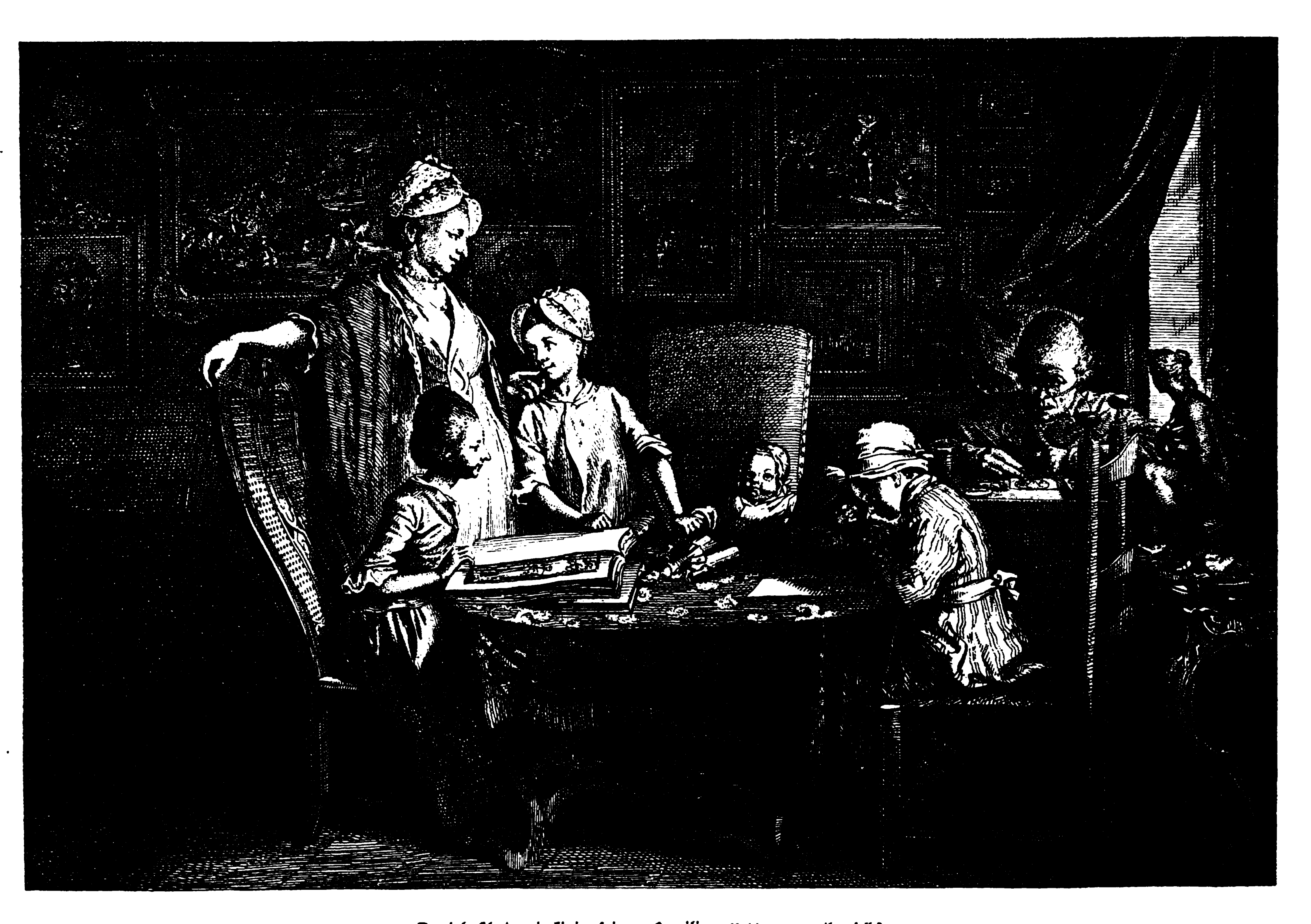
ermordet. Seine Studien gereichten vor allem der Geschichte der Erkenntnis des Schönen zum Vorteil; er schuf die Kunstgeschichte. Die Theorie des Schönen ist in seiner epochemachenden „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1762 vollendet) noch unvollkommen; aber dies Werk legte den Grund zur unmittelbaren, nicht durch die Römer vermittelten Kenntnis des hellenischen Ideals und zur heutigen Hochschätzung der griechischen Kunst; es hat den Untergang mißlungener Nachahmung mißverstandener Antike, mit einem Wort: des Rokoko herbeigeführt.

Was ihm fehlte, die Fortbildung des Geistes antiker Schönheit in der Neuzeit und die Würdigung der verschiedenen Künste, das holte Lessing in seinem unvollendeten „Laokoon“ (1766) nach. Den Titel des Werkes veranlaßte eine Bemerkung Winckelmanns über jene plastische Gruppe, an deren Vergleichung mit Vergils Schilderung des durch sie dargestellten Mythos er eine Vergleichung der Künste überhaupt anknüpfte. Er zeigte, daß die Gesetze der bildenden Kunst für die Poesie nicht ausreichen und letztere ihren eigenen Maßstab habe; er untergrub damit die Bodmersche Vermengung der Malerei und Dichtkunst, sowie die bis auf seine Zeit herrschende Liebhaberei der Allegorie, und schuf die Kunstkritik. Über die in seinem Standpunkte noch waltenden Mängel, zu denen unter anderen derjenige an Verständnis der Malerei gehörte, kam auch sein Zeitgenosse und Freund, der Schweizer Johann Georg Sulzer, (1720—1779), Professor und Akademiker in Berlin, in seiner lexikalischen „Theorie der schönen Künste“ (1771—1774) nicht hinaus. Das Ende des Jahrhunderts erst führte, wie eine wissenschaftliche Begründung, so auch eine selbständige und vorurteilslose Pflege und Darstellung der Idee des Schönen in Deutschland ein.



Das Gehirn eines Künstlers. Radierungen von Daniel Chodowiecki.

Denn auch die Kunstthätigkeit selbst war noch ohne bahnbrechende Gedanken. Die Aufklärung hatte wenig Sinn für sie, teilweise gar keinen; ein Friedrich der Große zerstörte mittelalterliche Bauten, wie das Ordensschloß von Marienburg. Einem Klopstock und selbst einem Lessing waren die Wunder der Gotik ein Geheimnis. Kasernenhafte Gleichmacherei leitete die damalige Baukunst. Die Bildnerei feierte fast ganz. Nur in der Malerei fing ein Ahnen besserer Zeiten an. Rafael Mengs (1728—1779) machte in Farben zur That, was Winkelmann im Fache der Plastik dachte und schrieb. Ihm wie Philipp Hackert und Angelika Kaufmann fehlte es an Originalität, die zu erlangen der antik fühlende geniale Asmus Carstens (1798) zu früh starb. Der rechte Maler der aufgeklärten Zeit war der die Sitten derselben treffend illustrierende Kupferstecher und Genrezeichner Daniel Chodowiecki aus Danzig (1726—1801). Die Tonkunst lebte eigentlich nur durch und für das Theater. Das Singspiel beherrschte die Bühne, erhielt aber seit 1752 durch Johann Adam Hiller und seinen gesunden Humor deutschen Charakter an der Stelle der Nachahmung des fremden Geschmackes. Aber auch die große Oper eroberte (1767) für den deutschen Geist Christoph Wilibald Gluck (1714—1787), ein Förstersohn aus der Oberpfalz, der seine künstlerische Vollendung in London erhielt, als Händel dort wirkte, später aber seinen höchsten Ruhm als Hofkapellmeister Maria Theresias erntete. In Wien entstanden, „Orpheus“, „Alceste“, „Paris und Helena“, in Paris, wo der deutsche Meister



Daniel Chodowiecki in seiner Familie. Radirung von ihm selbst.

die musikalische Welt in Anhänger und Gegner teilte, „Iphigenie in Aulis“ und „auf Tauris“ und „Armida“. Durch ihn wurde die Oper, die bisher nur Schaustellung gewesen, und in die er den Chor einführte, zum Kunstwerk, und er vollendete in der Musik, was in der Poesie Klopstock, in der Malerei Carstens nur geahnt, was an der Hand der Plastik Winckelmann gelehrt, die Wiederherstellung klassischer Schönheit und Würde nach dem Vorbilde des ewig jungen Hellas. Klopstock, dessen Oden Gluck in Musik setzte, nannte ihn den Dichter unter den Komponisten; Wieland, Goethe und Schiller feierten ihn hoch.

Im gesprochenen Drama hat, wie bereits gesagt, Lessing der französischen Richtung den Todesstoß gegeben. Eine neue Schule tüchtiger Schauspieler wuchs seit dieser That heran, wie Schröder, der Shakespeare in Deutschland einführte und seinen Gestalten auf der Bühne wirkliches Leben gab, im Buche aber die Stücke des Dichters einer willkürlichen, jetzt vergessenen Verstümmelung unterwarf; dann Eckhof, die Schwestern Ackermann, Fleck, Iffland, Beck und andere. In Wien erhob, nachdem Maria Theresia und Sonnenfels die Haupt- und Staatsaktionen verbannt, Josef II. die Hofbühne zum Nationaltheater; ein solches gründete in Mannheim Dalberg; in Berlin gelang sein Emporkommen erst nach dem Tode des nur französisches Theater beschützenden Königs.

Die Aufklärung, oder was man so nannte, hatte bei diesem Todesfalle ihre Kräfte erschöpft. Ihr Wirken war ein einseitiges, welches nur dem berechnenden Verstande, nicht der schöpferischen Phantasie und dem tief innerlichen Gemüte gerecht wurde. Mehrere große Geister, die in ihr wurzelten, wie Kant und Lessing, ahnten und wirkten besseres und leiteten eine Periode ein, in welcher das Schöne mit dem Wahren um die Palme rang, der aber, da ein solches Ziel nicht ohne Kampf zu erringen war, eine Zeit unsicheren Tastens und ungezügelten Strebens voranging, welche man die Zeit des Sturmes und Dranges genannt hat.



Daniel Chodowiecki auf der Reise nach Dresden, im Jahre 1789.
Radierung von ihm selbst.

Dritter Abschnitt.

Sturm und Drang.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen war ein so hell zündendes, so derb in die schwüle, drückende Dunsthülle der deutschen Reichszustände hineinschlagendes Gewitter, daß des Königs ungewohnte Thaten in Krieg und Frieden alle Gemüter, die noch einen Funken von Jugendlichkeit besaßen, um wieviel mehr aber die noch wirklich der Jugend angehörenden, — in einen Zustand der Aufregung versetzen mußten, der sie zu einer ruhigen Sammlung unfähig machte und zu den seltsamsten, tollsten Einfällen des Übermutes oder der Laune — je nach dem Temperament — verleitete.

Ebensoviel aber, als jenes erfrischende Wetter, das von Preußen her Deutschland aufrüttelte, trug zur Erregung der Gemüter der Kontrast zwischen dieser blendenden Erscheinung und den faulen Zuständen vieler kleineren Höfe bei. Die „Staatsraison“, deren Treiben wir in der Darstellung der Zustände nach dem dreißigjährigen Kriege schilderten (oben S. 138), und der Jammer der Kleinstaaterei (oben S. 238) gipfelten gerade zur Zeit des „alten Fritz“ in Vorfällen, die bald beißenden Spott bald glühenden Zorn herausfordern mußten.

Das lächerlich steife Zeremoniell, das an den Höfen vor der Welt herrschte, führte einmal beinahe zu einem Kriege zwischen zwei deutschen Kleinstaaten. Der Herzog Anton von Sachsen-Meiningen (1687—1763) hatte eine Bürgerliche, Philippine Cesar, geheiratet und war, weil Kaiser und Reich die Ebenbürtigkeit seiner Kinder nicht anerkannten, auf den Adel so erbittert, daß er einst (1746) eine Gräfin schwer beleidigte, indem er einer Dame geringeren Ranges den Vortritt vor ihr gewährte und, als sie sich dieser „Schmach“ nicht fügte, sie und ihren Gatten mit Gefängnis bestrafte. Das Reichskammergericht beauftragte, auf die Beschwerde von Freunden der Verfolgten, den Herzog Friedrich III. von Gotha, die Gefangenen zu befreien, und es kam zwischen beiden Fürsten zu einem kleinen Feldzuge, in welchem ein Mann fiel. Friedrich der Große mußte zwischen den unversöhnlichen Parteien schlichten und erhielt für seine Mühe — zweihundert weimarische Gardisten, über die der Herzog von Gotha als Vormund des minderjährigen Weimarers verfügte.

Aber dieser Menschenhandel war harmlos zu nennen im Vergleiche mit jenem, der einige Jahrzehnte später den edel denkenden Teil der zivilisierten Menschheit mit Entrüstung erfüllte. Als nämlich das britische Reich zur erhofften Unterdrückung seiner aufständischen Kolonien in Nordamerika mehr Soldaten bedurfte, als es selbst aufzubringen vermochte, ergriffen kleine Höfe Westdeutschlands diesen Anlaß mit Eifer, um der sie erdrückenden Schuldenlast ledig zu werden. Der Erbprinz von Hessen-Kassel, dessen Vater, Landgraf Friedrich II. und drei seiner Vorgänger, schon seit hundert Jahren durch Soldaten-

schacher ihre Prachtliebe befriedigten, war der erste, der (1775) dem englischen König seine Unterthanen zum Kauf anbot. Der Fürst von Waldeck folgte, und der verschwenderische Herzog Karl von Braunschweig ging zuerst auf den Handel ein, den ihm England vorschlug. Der König erhielt aus Braunschweig 4300 Mann und zahlte für jeden 51½ Thaler Werbegeld, ebensoviel für jeden Gefallenen, 10 Kronen für jeden Verwundeten, außerdem 64 500 Kronen für jedes Kriegsjahr und das doppelte für jedes der zwei nächsten Jahre nach dem Kriege. Von Hessen-Kassel erhielt Georg III. auf zehn Jahre für jährliche 772600 Thaler 12 000 Mann — auf dem Papier; in Wirklichkeit stellte der Landgraf weniger, da er sie selbst besoldete, und verzichtete für seinen großen Gewinn aus dem Geschäfte auf Vergütung der Toten und Verwundeten. Der genannte Erbprinz, Graf Wilhelm, der in Hanau besondern Hof hielt, gab 788 Mann für 29 550 Kronen jährlich, Waldeck 668 Mann für 25 050 Kronen jährlich und Anhalt-Zerbst eine ähnliche Zahl zu entsprechendem Preise. Im ganzen sind damals 29 875 Deutsche nach Amerika verkauft worden und nicht viel mehr als die Hälfte davon zurückgekehrt!

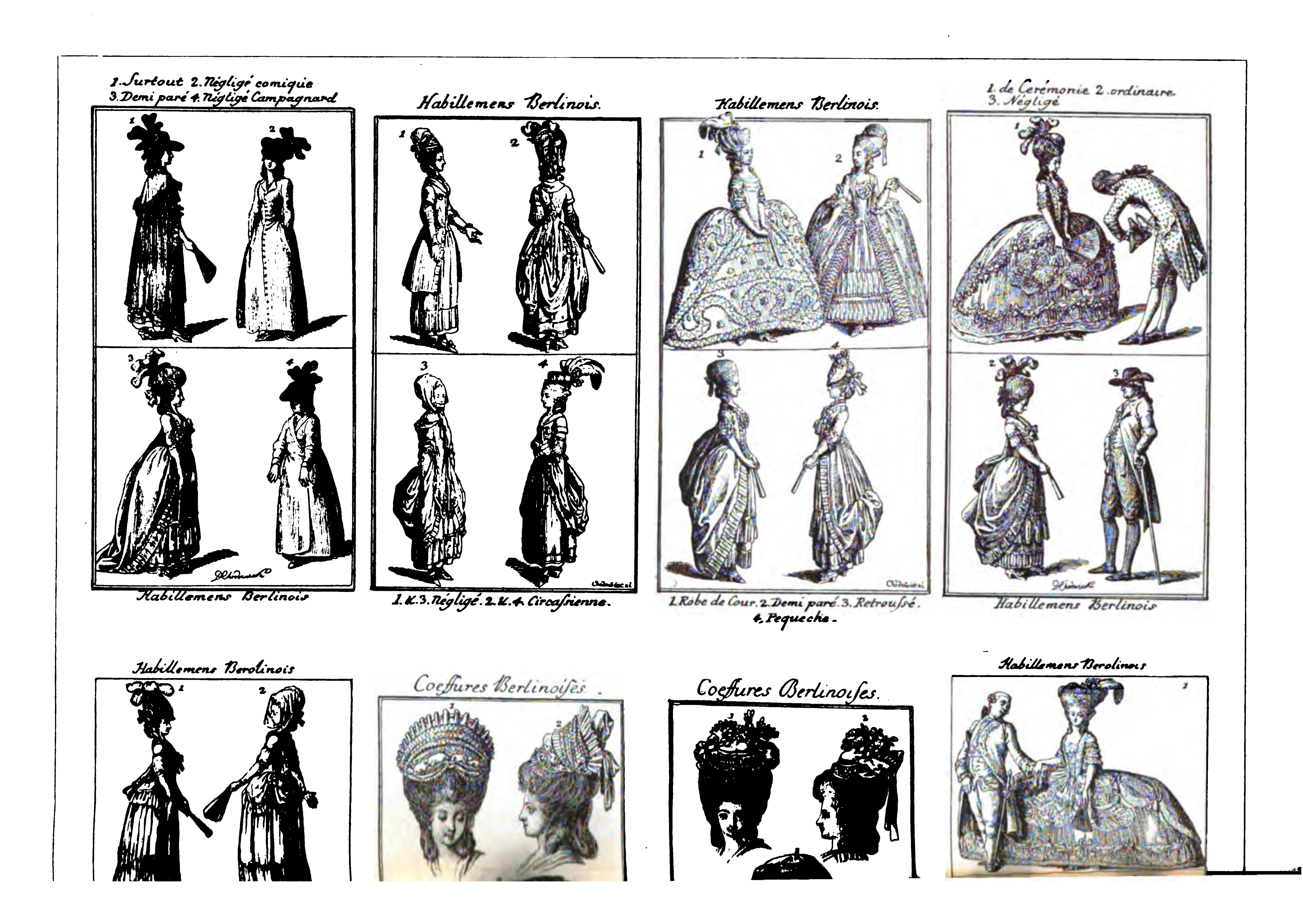
Ein Menschenhandel in gleicher Sache kam mit Württemberg nur deshalb nicht zu stande, weil der Herzog seine Soldaten nicht „anständig auszurüsten" vermochte. Im übrigen war Karl Eugen, der Sohn und Nachfolger jenes katholischen Karl Alexander, unter welchem „Jud Süß" sein Wesen getrieben (oben S. 152), obschon unter den Augen des großen Friedrich erzogen und von ihm zum Guten ermahnt, einer der abscheulichsten Tyrannen jener Zeit. Er bezog seit 1752 Hilfsgelder von Frankreich, um zu dessen Verfügung Truppen zu halten, hielt sie aber nicht und verschleuderte das Geld für Vergnügungen aller, auch der unsaubersten Art, worin er mit Ludwig XV., seinem Brotherrn, wetteiferte. Als er dann gezwungen wurde, jene Verpflichtung zu erfüllen, und doch nach den hergebrachten Rechten seines Landes keinen einzigen Mann zum Dienste zwingen konnte, schritt er, vom Obersten Rieger beraten, ohne Scheu zum Rechtsbruche und ließ seine Unterthanen mit Gewalt ausheben, die dann bei dem ersten Anlasse — meuterten und ausrissen. „Um das Entkommen der Ausreißer zu verhinderu (sagt Oncken), mußten die Nachtwächter die Nebenwege längs der Dörfer alle Nacht auf- und abstreifen. Wurde Lärm gemacht, so hatte die aufgerufene Gemeinde sofort alle Brücken, Straßen und Fußsteige zu besetzen . . . . . Nicht selten kam es mit Ausreißern, die sich nicht ergeben wollten, zu förmlichen Gefechten, bei denen arme Familienväter Leben und Glieder verloren. Wer aber einen Ausreißer aufnahm oder nicht zur Anzeige brachte, wurde für sich und die Seinen des Bürgerrechts beraubt und ins Zuchthaus gebracht, wo er unter wiederholtem „Willkomm" (d. h. Stockstreichen) zu harter Arbeit angehalten ward." Dieses Schreckensregiment, in welchem der französische Graf Montmartin als Minister den Herzog bestärkte, brachte selbst die langmütigen Schwaben zum Widerstande und den Wortführer der „Landschaft", Johann Jakob Moser, wie erwähnt, auf den Hohentwiel. Nur das energische Einschreiten Friedrichs des Großen bei dem Kaiser gegen den Herzog führte nach und nach die Befreiung Mosers, die Entlassung Montmartins und endlich (1778) die demütige Abbitte des Herzogs vor seinem Volke und seine Besserung herbei, an der das gefeierte „Fränzele", die nachherige Herzogin Franziska (von Hohenheim), die aus einer Mätresse zur Wohlthäterin des Landes wurde, großen Anteil hatte, die ihn aber trotzdem nicht gänzlich von Neigung zur Gewaltthat heilte, wie wir sehen werden.

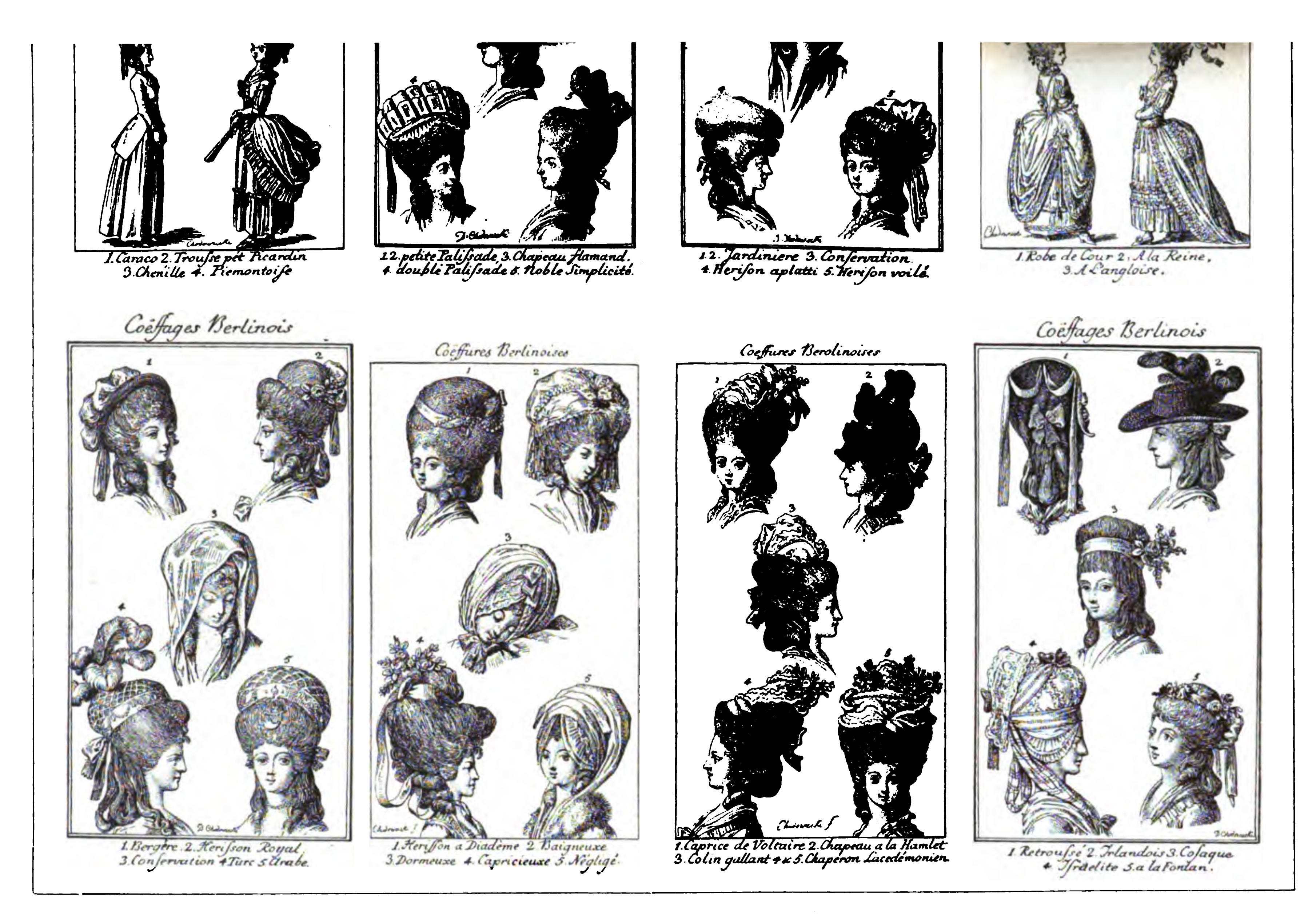
Eine tiefe Mißstimmung gegen die „Tyrannen" hatte sich infolge der erwähnten Handlungsweise mehrerer Fürsten der Deutschen bemächtigt, und sie war es, die sich bald in „Sturm und Drang" auf verschiedene Art und Weise äußerte. Dieser Titel eines an sich unbedeutenden Dramas von Klinger, das aber bezeichnenderweise mit dem vorhin

höchstens zur Natur in ihrer Anarchie, in ihrem gegenseitigen Fressen und Gefressenwerden zurück.

Es ist gewiß nicht unbillig, wenn wir sagen, daß Rousseau, der das Familienleben der „Wilden“ für sich zur Thatsache machte, auf die Franzosen mehr mit seinen unwürdigen Seiten, auf die Deutschen aber mehr mit seinem Streben nach hohen Idealen gewirkt hat. Die Thatsachen der von seinen Schülern durchgeführten Schreckensherrschaft und die schöne Entwickelung, zu welcher die Keime seiner Lehren in Deutschland sich emporrangen, bezeugen dieses. Seit seinem Auftreten nahmen die Naturwissenschaften einen bedeutenderen Aufschwung als je vorher, und unsere großen Dichter berühren sich in ihren Anfängen mannigfach mit seinen Bestrebungen. Zugleich mit seinem Auftreten und mit dem Eindringen der englischen Litteratur in Deutschland drang hier auch, an der Stelle der steif zugeschnittenen Gärten im Stile Ludwigs XIV., (oben S. 198) die zugleich mit der französischen Litteratur ihren Reiz verloren, der die Natur frei gebende englische Parkstil ein. Den ersten „englischen Garten“ in Deutschland legte bei Hameln der Freiherr Otto von Münchhausen an, welchem bald, zuerst in dem damals mit England verbundenen Hannover, andere folgten. Eine wissenschaftliche Theorie der neuen Liebhaberei stellte Professor Hirschfeld in Kiel auf, indem er den Zweck der Gartenkunst in der Vereinigung möglichst vieler Naturschönheiten auf einem Platze suchte. Es kamen die künstlichen Seen, Grotten, Felsen, Berge, Wasserfälle u. s. w. in die Mode, und dazwischen stellte man chinesische Pagoden, türkische Kioske, ägyptische Pyramiden und Obeliske, griechische und römische Tempel, Einsiedeleien, Ruinen, Statuen und Vasen in genialer Unordnung auf. Die berühmtesten Beispiele der Zeit (am Ende der sechsziger und in den siebziger Jahren) waren die Parke zu Wörlitz bei Dessau, zu Nymphenburg bei München, auf der Wilhelmshöhe bei Kassel und in Schwetzingen bei Mannheim.

Nicht weniger als in der Natur suchte die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen Ersatz in der Liebe und in der Freundschaft. — Man liebte zwar schon fast hundert Jahre früher das Rührende, Ergreifende, feierliches Anvertrauen von Geheimnissen, Versöhnungsszenen, andächtige Stimmungen, Thränen, Seufzer u. s. w.; aber anhaltend und fast systematisch wurde erst in der hier geschilderten Zeit, in Briefen, Tagebüchern und eigentlichen Büchern die Erwähnung solcher Affekte, das Aufzählen öfteren und langen Weinens und rührender Situationen auf die Spitze getrieben. Auch hier war Rousseau durch seine „Neue Heloise“ ein beliebtes Vorbild geworden. So heißt es in einem damaligen Roman: „Die kühle Dämmerung, das Schweigen im Gefilde, der blaßgelbe Himmel und die einschlummernde Natur erfüllte sie mit einer Wehmut, die sie fast zu Thränen bewegte. Sie schwiegen oft lange still; dann stieg ein Seufzer bebend ihre Brust herauf, sie suchten ihn zu verbergen und ihre Hände drückten einander“. Bei der Voraussicht eines Abschieds wurden hervorbrechende Seufzer und herabrieselnde Thränen Seiten weit beschrieben. Die Liebenden warfen Blumenblätter ins Wasser. „Die Blätter schwammen einander nach, die Liebenden verfolgten sie mit ihren Blicken und freuten sich, daß die Blätter miteinander schwammen“. Seufzend, thränend und küssend sahen sie den Schrecken eines Gewitters oder dem süßen Zauber des Mondscheins zu. Der Anblick der Gräber versetzte die Zeitgenossen in elegische Stimmungen. Wiedersehen von Bekannten nach langer Trennung erfüllte sie mit Wonneschauern. Starke Gemütsbewegungen machten die Leute oft krank; unglückliche Liebe gab ihnen nicht selten den Todesstoß. Freundschaften schlossen sie mit Schwüren und Zeremonien, und doch waren solche oft genug nicht ernstlich gemeint oder nur vom Interesse eingegeben. Auch wurde, meist in seltsamem Widerspruche mit der herrschenden Mode, meist nicht aus Liebe geheiratet, sondern aus praktischen Gründen, weil man auf ein bequemeres und angenehmeres Leben hoffte oder mit


1. Surtout 2. Négligé comique
3. Demi paré 4. Négligé Campagnard
Habillemens Berlinois
Habillemens Berlinois.
1. K. 3. Négligé. 2. K. 4. Circassienne.
Habillemens Berlinois.
1. Robe de Cour. 2. Demi paré. 3. Retroussé.
4. Pequeche.
1. de Cerémonie 2. ordinaire
3. Négligé
Habillemens Berlinois
Habillemens Berolinois
Coeffures Berlinoises.
Coeffures Berlinoises.
Habillemens Berolinois



Berliner Trachten des 18. Jahrhunderts; Radirungen von Daniel Chodowiecki. (Originalgröße.)

einflußreichen Personen Verbindungen suchte. Darum war man auch in Geldsachen weniger zart als im Empfinden und nahm Geschenke, selbst plump angebotene, ohne Bedenken an. Eine Liebesgeschichte zwischen Adligen und Bürgerlichen, welche die Ehe in Aussicht nahm, galt als ein Verbrechen und wurde für schlimmer gehalten, als wenn herabgekommene Edelleute, deren Horizont die Jagd ausfüllte, sich Mätressen von niederster Herkunft hielten.

Jene ganze Empfindelei hatte etwas Weibisches und paßte trefflich zu den rasierten Gesichtern und der weichlichen Tracht, welche die Mode des größten Teiles des achtzehnten Jahrhunderts beherrschten. Diese Mode war immer noch die französische, die aber wesentliche Änderungen erlitten hatte, und herrschte an den Höfen und in den fürstlichen Städten allgemein, in den Reichsstädten weniger; auf dem Lande dagegen fand sie keinen Eingang. Es gab einflußreiche Personen, welche in dieser französischen Gestaltung der

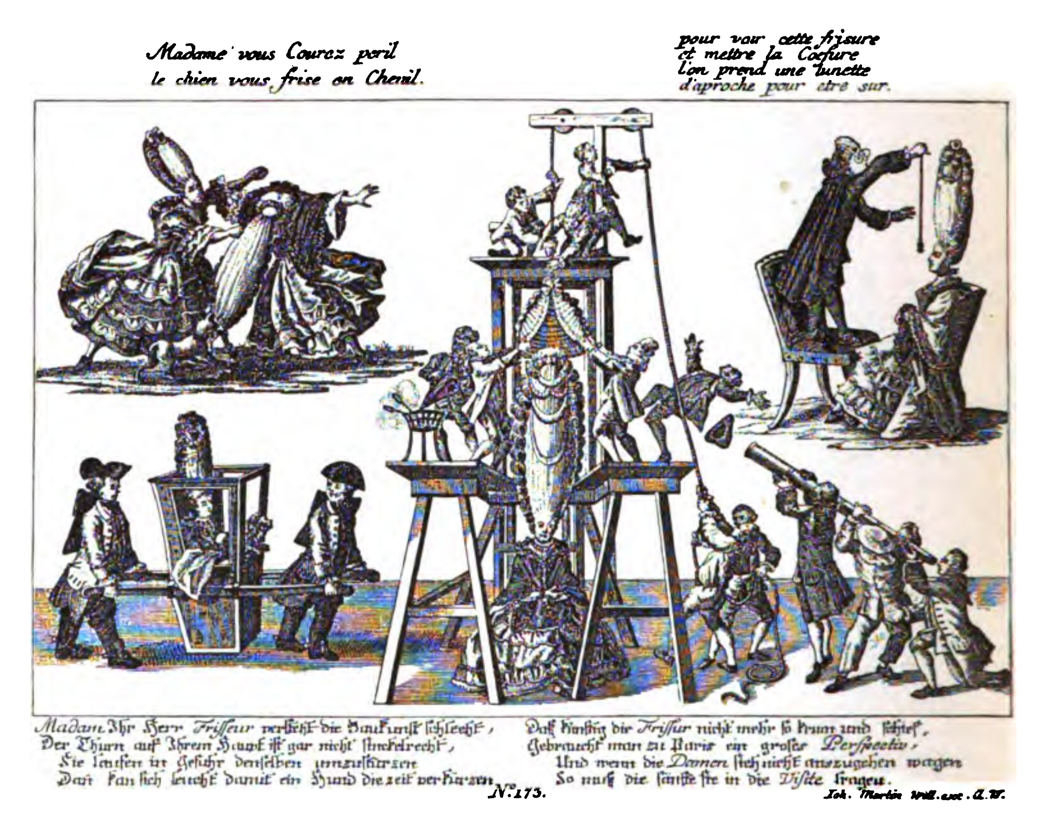




Moden von 1780—1790 Kupferstiche von Riepenhausen. Originalgröße.

Tracht soweit gingen, daß sie alle Stücke derselben, vom Hute bis auf die Schuhe herab, aus Paris bezogen und dem modesüchtigen Teile der Nation als Musterbild dienten; an ihrer Spitze stand der Graf Heinrich von Brühl, der allmächtige Günstling und Minister des unbedeutenden Friedrich August II. von Sachsen (oder August III. von Polen), welcher der eiteln Prunksucht seines Herrn zulieb das Volk in gewaltthätigster Weise aussog, selbst einen Hofstaat von zahllosen Hausbeamten, dreißig Köchen, über zweihundert Bedienten und zwölf Pagen hielt und jährlich eine Million Thaler verbrauchte. Sein Fürst und er starben beide im letzten Jahre des siebenjährigen Krieges, zu der Zeit, als die größeren Höfe, namentlich die von Wien und Berlin, auf Vereinfachung der Kleidung, besonders durch Entfernung der Allongeperücken und der Goldstickereien, hinwirkten, immerhin unter Beibehaltung der französischen Mode und Anschluß an ihre Launen, welchen jedoch der in der Kriegszeit aufgekommene Gebrauch der Männer, sich militärisch zu tragen,

manchen Abbruch that. Wirklich kriegerisch aber hat diese Tracht nie ausgesehen; vielmehr war das Gegenteil der Fall, soweit Halskrausen und Manchetten das Kleid und der Puder das Haupt zieren mußten. Ihren Ursprung hat sie schon im siebzehnten Jahrhundert genommen und zwar in der Weise, daß die „Beinlinge" des Mittelalters am Knie in zwei Teile, die kurze Hose und den Strumpf zerfielen, die Schaube zum Rock und das Wams nach Beseitigung der Ärmel zur langen Weste wurde. Als die Perücke in Abgang kam und durch den Haarbeutel ersetzt wurde, der sich aber bald zum Zopfe verdünnte, wurde der dreieckige Hut, den man zur Zeit der Perücken nur unter dem Arme getragen, umfangreicher. Die Tracht der Frauen war charakteristisch durch ungeheure Haargebirge, den kolossalen Reifrock, enge Taille, lange Schleppe und — Schönpflästerchen.



Augsburger Spottbild auf die Modethorheiten des 18. Jahrhunderts.

In der Zeit, von der wir hier sprechen, der des Sturmes und Dranges, hielt man es für „frei" und „deutsch", die Weste und den Rock zu kürzen, welch letzterer durch Abnahme der Schöße zum Frack wurde, die Beinkleider dagegen zu verlängern, die Strümpfe durch sie oder kurze Stiefel zu decken, Puder, Zopf, Halskrausen und Manschetten zu entfernen und den Hut rund zu tragen. Auch die weibliche Tracht strebte nach größerer Freiheit, und der Reifrock mit Anhängseln verlor an Boden.

An die Seite der Naturschwärmerei und der Empfindsamkeit trat, als weitere Art und Weise der Flucht aus dem unfreien Alltagsleben, die Hinneigung zum **Wunderbaren**, Rätselhaften und Geheimnisvollen. Ja es verband sich damit eine Rückkehr zu einer Art von Frömmigkeit, welche mit jener der Pietisten große Ähnlichkeit hatte. Es war dies auch

Die Tracht des achtzehnten Jahrhunderts.

Kaum verändert erscheint die Männertracht in den ersten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts. Der reich galonierte Rock, Fig. 1, läßt die Weste sehen, der Hut sitzt als Dreispitz auf der seit 1720 allgemein gepuderten Perrücke, welche in ungleich langen Flügeln weit auf die Brust herabhängt. Das Halstuch mit Spitzenbesatz bildet eine Schleife und läßt seine Enden auf die Brust herabfallen. Um dem Rock mehr Weite zu geben, wurden an der Seite Keile eingesetzt, die man in Falten legte, Fig. 2. Um 1740 wurden in die Schöße der Weste und des Rockes Fischbein eingeschoben, um sie abstehend zu machen. Die Mode hielt sich nur kurze Zeit. Aber die Weste, welche bisher noch Ärmel gehabt, verlor sie, und auch die Aufschläge des Rockes wurden kleiner. Im Winter trug der Herr den Muff, der gegen Ende des Jahrhunderts enorme Dimensionen annahm. Die Weste ist oben offen und zeigt statt des Spitzentuches das Jabot. 1750 ist der Rock enger geworden, die Weste ist kurz mit kurzem Schoße, aber beides von feinem Tuche oder Seide mit Plattstich köstlich gestickt, auch die Knöpfe sind es, wenn nicht von zierlicher Metallarbeit hergestellt. Die enge Hose deckt den Strumpf bis über das Knie, der Schuh wird niedrig und hat seit Anfang des Jahrhunderts den hohen farbigen Absatz verloren. Die Perrücke ist klein und umrahmt in kunstvollem Schwunge einer einzigen Lockenrolle, der Vergette, die Stirn. Hinten werden die Haare entweder nur durch ein Band gehalten, Fig. 5b, oder sitzen im Haarbeutel, Fig. 5c, oder werden in militärischen Zopf gefaßt, Fig. 5 u. 5a. Der zierliche Stahldegen sieht unter dem Rocke hervor, reichlich geschmückt mit bunten Schleifen und unter der Weste hängen aus den Uhrtaschen des Beinkleides die Berloques der Uhr, deren man gern zwei trägt, hervor. Busenadeln, Ringe fehlen nicht und der Dreispitz ist mit Goldborde eingefaßt.

Allein die Freiheitsideen, welche teils direkt aus Amerika, teils über Frankreich nach Deutschland kommen, beeinflussen auch das Kostüm in Deutschland. Die Jugend trägt um 1784 bereits wieder lange Haare, wie sie wachsen, ohne Puder und eine Art Schlapphut; Rock und Weste mit breitem Überfallkragen, an ersterem enge Ärmel ohne Manschetten und knappe Beinkleider von hellem Tuch in den hohen Stiefeln, in der Hand den Knotenstock, Fig. 7. So weit läßts der ehrsame Bürger, bei dem die Freiheitsideen aber auch schon zu keimen begonnen, nicht kommen, er trägt noch Perrücke mit Zopf oder Haarbeutel. Der Rock erinnert noch an die Form von 1760, die Weste ist gestickt, aber das Bein ist mit der knappen Tuchhose bekleidet und der Stiefel hat einen Stulp von hellem Leder nach englischer Art. Das Beinkleid hat breiten Latz und eine Uhrtasche, aus welcher die Berloques der Uhr herabhängen, Fig. 8. Ältere Leute tragen den breiten zweiseitigen Hut a l'Androsmane, mit großer Bandkokarde, Fig. 7. Im Winter ward der weite Überrock über den Rock gezogen mit hohem stehenden Kragen und breiten Aufschlägen von gestreiftem oder gemustertem Wollenstoff. Endlich erscheint 1780 der blaue Frack mit gelben Knöpfen, die Werthertracht, der runde spitze Hut und somit der Geburtstag der Tracht unserer Tage.

Für das weibliche Kostüm brachte die Wende des Jahrhunderts eine wesentliche Änderung. Die Fontange fiel, weil eine reizende Tochter Albions sie in Versailles fallen machte, zu gunsten ganz anliegender zierlicher Haartracht, Fig. 11, 12, 13. Im Übrigen blieben die Bouffanten; der Oberkörper wurde immer erbarmungsloser in den Stahlpanzer der Schnürbrust gezwängt. Um 1720 wurden wieder große Aufschläge, wie sie an den Herrenärmeln allmählich abkamen, bei den Damen Mode. Im Winter und im Hause hüllte man den Kopf in ein dunkelseidenes Fichu, Fig. 14. Aber gleichzeitig erscheint auch der Reifrock, zunächst als runde Glocke, Fig. 16, 18, dann seit 1776 in Deutschland als vorn und hinten abgeplattetes Gestell, über welches sich nunmehr die Röcke zu spannen hatten, Fig. 20, 22. Die Röcke wurden mannigfach garniert mit Rüschen und volants und waren von großblumigen Stoffen in matten Farben. Das Kleid bekam wieder eine Schleppe und diese setzte entweder unter dem Mieder an, Fig. 18, oder wurde am oberen Saume des Mieders angeheftet, Fig. 22. Eine sehr häßliche Tracht war die Contouche, eine Art Überkleid ohne Taille mit Brustausschnitt, das auch zu eleganterer Toilette getragen wurde, Fig. 18. Das Auffallendste waren die Haartrachten, die durch Kissen, falsches Haar u. s. w. zu einer unglaublichen Dimension, wohl 50 Centimeter in die Höhe getrieben wurden und allerlei abenteuerlichen Aufputz durch Bandschleifen, Seidenstücke, Blumen erhielten, Fig. 15, 19, 20, 21, 22; aus der einfachen Form, dem „hérisson“, Fig. 19, 21, 22, entwickelten sich die verschiedensten Formen unter den wechselndsten, lächerlichsten Namen: à la Minerve, au cerf volant, à la liberté de l'Amerique, petite Palisade, Fig. 15, u. s. w. Auch die bürgerliche Tracht mußte sich diesen Gebäuden anbequemen, Fig. 23; selbst als man den Reifrock fortwarf, um 1780, und in einfachen natürlichen Formen sich die neueste Zeit vorbereitete, Fig. 24, 25. Der Kopfputz, namentlich der Hut, behält am längsten das Steife der früheren Zeit, Fig. 24, oder er wird extravagant und wenig kleidsam, Fig. 25, 26 u. 26a, letzterer simple nature genannt, wenn er auch so unförmliche Formen wie in Frankreich nicht annahm. Ebenso diskret wurde in Deutschland das in Frankreich und England zu so lächerlicher Geschmacklosigkeit aufgebauschte Brusttuch verwendet. Der Schuh bleibt bis zu Ende des Jahrhunderts spitz und mit hohen Hacken versehen.

A. von Heyden.



Die Tracht des achtzehnten J[illegible]



5. Gezeichnet von A. von Heyden.

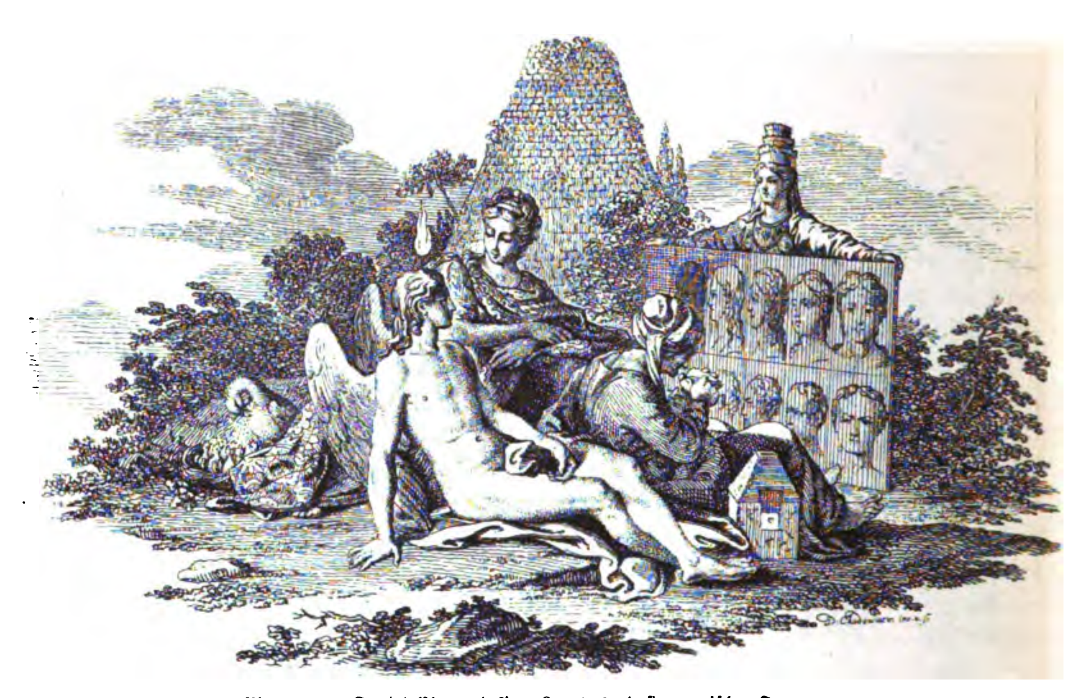
gar keine erstaunliche Erscheinung. Die mehr oder weniger aus Mode der Aufklärung anhängenden Geistlichen verstanden unter derselben vielfach eine Abwendung vom Idealen zum Realen, und so verfielen sie in die Verirrung, auf der Kanzel platte und alltägliche Dinge zu behandeln. Es soll damals vorgekommen sein, daß Prediger am Christtage an der Krippe des Jesuskindes Betrachtungen über die Stallfütterung anstellten, am Charfreitag über den Wert der Bildnisse Verstorbener, an Ostern über das Frühaufstehen oder die Gespensterfurcht, an Pfingsten über das Gewitter, bei Anlaß der Heilung des Mondsüchtigen über den Mondschein sprachen. Diese flache Rednerei hatte denselben Erfolg wie über ein Jahrhundert früher das dogmatische Gezänke, — sie weckte das Bedürfnis eines „innerlich lebendigen Christentums.“ Der hervorragendste Vertreter der Befriedigung dieser Sehnsucht war



Augsburger Spottbild auf die Modethorheiten des 18. Jahrhunderts.

der 1741 in Zürich geborene Prediger und Schriftsteller Johann Kaspar Lavater. Er behauptete die stete Fortdauer der Gaben des Weissagens und Wunderwirkens, war aber nicht engherzig, sondern berücksichtigte stets die Zeitverhältnisse, billigte mäßige Vergnügungen und war ein Vater der Armen und Unglücklichen. Die Zeitgenossen schildern seine Erscheinung als höchst ideal, die Schwärmer sogar als „überirdisch, himmlisch, göttlich.“ Selbst Aufgeklärte und Frivole fühlten sich von ihm hingerissen; Wieland, Basedow und Goethe waren seine Freunde; Fürsten, Edelleute und Berühmtheiten wallfahrteten nach seinem bescheidenen Pfarrhause, und eine Reise, welche er durch Deutschland machte, glich einem Triumphzuge. Dieser Erfolg machte ihn aber eitel und streitbar. Er bekämpfte die Aufklärung leidenschaftlich und suchte Mendelssohn zum Christentum zu bekehren. Die Auf-

geklärten erwiderten seine Angriffe und nannten ihn einen Kryptokatholiken oder heimlichen Jesuiten. War er auch dies nicht, so trat er doch in Verbindung mit (nachher zu erwähnenden) Teufelsbannern, Geistersehern und Wunderärzten, welche teilweise als Betrüger entlarvt wurden. Sein eigenartigstes Auftreten ist aber dasjenige der Erfindung einer angeblichen Wissenschaft, der Physiognomik, die auf dem Wahne beruhte, aus den Gesichtszügen auf den Charakter der Menschen schließen zu können, und die er in einem illustrierten Prachtwerke von vier Quartbänden (1775—1778) zu begründen suchte, womit er viele Gläubige gewann, aber auch viel Spott und Hohn erntete, welchen der geistvolle Professor Lichtenberg in Göttingen auf die Spitze trieb. Die Silhouetten wurden damals Mode; aber die Zeit warf den bestechenden Flitter zur Seite. Lavater war ein patriotischer Schweizer und darum auch den Franzosen, welche 1798 auf ihre Weise sein Vaterland



Vignette von Daniel Chodowiecki zu Lavaters physiognomischen Fragmenten.

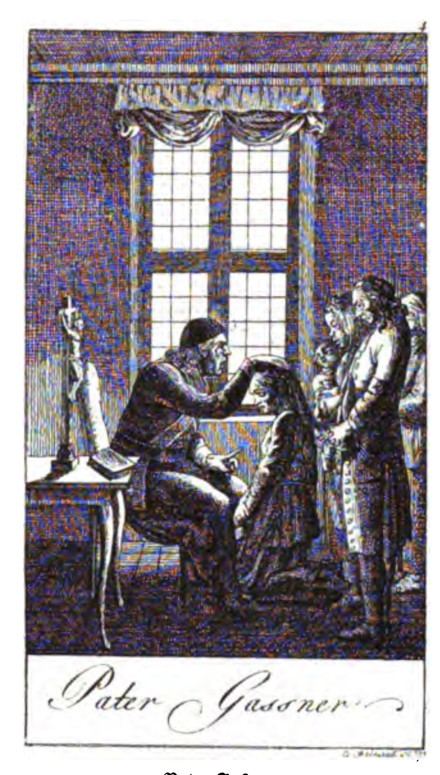
zu befreien vorgaben, ein Dorn im Auge; einer derselben hat auf ihn geschossen; er starb infolgedessen am zweiten Tage unseres Jahrhunderts.

Als Gegenstück zu Lavaters Physiognomik entstand fast gleichzeitig deren „Verknöcherung", die Schädellehre oder Kraniologie (heute Phrenologie genannt) des Franz Josef Gall; wie jene aus den Gesichtszügen, wollte sie aus den Erhöhungen des Schädels den Charakter des Menschen erkennen. Obschon nicht besser begründet, überlebte sie ihre beweglichere Schwester; aber es hat sich auch ihr keine Zukunft aufgethan.

Als dritte im Bunde falscher Wissenschaften der Sturm- und Drangzeit versuchte die von Franz Anton Mesmer (1734—1815), einem Visionär und Charlatan, erfundene Lehre vom „tierischen Magnetismus" ihr Glück in jener wundersüchtigen Zeit. Das Magnetisieren d. h. der Anspruch, durch Berührung mit der Hand besonders dazu befähigter Personen, sogar durch bloßes Hinweisen auf Leidende, Krankheiten zu heilen, wurde Mode; Schwärmer haben den Erfinder als Messias gefeiert; die Wissenschaft hat ihn verworfen.

Im Gegensatze zu dem Scheine der Wissenschaftlichkeit, mit dem sich diese drei Gattungen des Wahnes umgaben, trat die bloße Täuschung auf die Bühne in dem als Teufelsbeschwörer „wirkenden“ katholischen Pfarrer Josef Gaßner aus Vorarlberg (1727 bis 1779). Im Interesse der römischen Partei und des aufgehobenen Jesuitenordens gab er, umherreisend, vor, „Besessene“ vom „bösen Geiste“ zu befreien und ließ 1774 in Kempten sogar ein Buch, „Unterricht wider den Teufel zu streiten“, erscheinen. Es gab Bischöfe, welche ihn kommen und sein Wesen treiben ließen, aber auch solche, die ihn mit Schimpf und Schande verjagten. Schließlich erntete er nur noch letzteres, und 1776 haben die Erzbischöfe von Prag und Salzburg das Exorzieren verboten.

Eine weitere Gruppe damaliger Propheten des Aberglaubens bilden die Geisterseher. Zwei fremde Abenteurer dieses zweifelhaften Berufes erregten in den siebenziger Jahren, wie in den meisten Ländern Europas, so auch in Deutschland vieles Aufsehen, weniger der sogenannte Graf St. Germain (unbekannter Herkunft), der 1780 als Alchemist bei dem Landgrafen Karl von Hessen in Eckernförde starb, als der Sizilianer Giuseppe Balsamo, genannt Graf Cagliostro. Beide behaupteten, ungezählte Jahrhunderte alt zu sein und wußten sich, obschon öfter als Gauner entlarvt, immer wieder geltend zu machen, Cagliostro besonders, als sogenannter Groß-Kofta, durch seine den Freimaurern nachgeahmten mystisch-phantastischen Logen, in denen Geister citiert, Alchemie und anderer Unsinn getrieben wurde. Er ließ auf einer Anhöhe bei Basel ein Gebäude errichten, in welchem verdiente Männer unter Gebet und allerlei Experimenten die Unsterblichkeit sollten erlangen können. Schließlich vernichteten die Enthüllungen Elisabeths von der Recke, geborener Gräfin von Medem (1787) über sein Treiben in Mitau seinen Nimbus, und er wurde seitdem aus allen Ländern, wohin er noch kam, vertrieben, bis er 1795 unter den Händen der römischen Inquisition endete.



Pater Gaßner.
Radierung von Daniel Chodowiecki. Originalgröße.

Daß diese Hochstapler mit ihren Geisterseherelen längere Zeit vielfachen Glauben fanden, ist nicht zum Verwundern in einer Zeit, in welcher trotz der Aufklärung an vielen weltlichen Höfen eine „weiße Dame“ und an geistlichen ein „Mann im grauen Rocke“ oder ein anderes Gespenst (so 1767 in Trier kurz vor dem Tode des Kurfürsten) spukte. Es hatte nichts gefruchtet, daß 1739—1745 in Lemgo Dr. Haubers Bibliotheca magica erschien, welche den Teufels-, Hexen- und Gespensterglauben gründlich kritisierte und die Nichtigkeit der Zauberei an den Taschenspielern bewies. Es war umsonst, daß der Königsberger Professor Immanuel Kant, mit dem wir uns weiter unten beschäftigen werden, 1755 den Horizont seiner Zeitgenossen durch seine geistvolle Ansicht über die Weltentstehung auf bisher ungeahnte Fernen erweiterte und 1766 sein erstes bedeutenderes Buch „Träume eines Geistersehers“ gegen den schwedischen (übrigens rechtschaffenen und seßhaften) Visionär Emanuel von Swedenborg (1688—1773) schleuderte, und dessen angebliche „Gesichte“

als bloße Gerüchte, alle sinnliche Wahrnehmung reiner Geister aber als unmöglich nachwies. Auch die Werke, welche 1777 bis 1786 von Reichard in Magdeburg, von Keller in Wildbad („das Grab des Aberglaubens") und von Hennings in Jena (von den Ahnungen und Visionen) erschienen, konnten nicht verhindern, daß ein deutscher Arzt, Professor und Hofrat, ein Freund Goethes, Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817) seine wahnsinnige „Theorie der Geisterkunde" noch 1808 herausgab, die freilich in Basel verboten und in Württemberg konfisziert wurde und in Münter ihren gewappneten Gegner fand.

Der starke Trieb nach dem Geheimnisvollen in jener sonderbaren Zeit der schneidendsten Kontraste auf dem Gebiete des geistigen Lebens war es denn auch, der es möglich machte, daß der Bund der Freimaurer, welcher ursprünglich dieselbe Quelle hatte wie die Aufklärung (oben S. 264 f.), in manchen seiner Teile ein Herd abergläubigen, lichtscheuen oder kindischen Treibens wurde. Es kam nämlich um die Mitte des Jahrhunderts, — wie, ist nicht völlig aufgehellt, die Sucht empor, den Bund aus den Ritterorden der Kreuzzüge, den Johannitern oder Templern, abzuleiten, ihm über den bekannten drei Handwerksgraden sogenannte höhere Grade aufzupfropfen uud ihn demgemäß, statt eine „Zunft", wie er zur Zeit seines Ursprunges hieß, einen „Orden" zu nennen. Diese Sucht ging von Frankreich aus und stand mit den Bemühungen des Hauses Stuart, den britischen Thron wieder zu erlangen, in Verbindung. Nach Deutschland verpflanzte sie sich etwa zu Anfang des siebenjährigen Krieges, vornehmlich durch den schwärmerischen Edelmann Karl Gotthelf von Hund und Altengrottkau aus der Lausitz, der in Paris katholisch geworden war. „Bei der französischen Armee in Deutschland," sagt ein Zeitgenosse, „waren Freimaurer höherer Grade in großer Zahl, und es war keine geringe Spekulation von einigen solcher Herren, diese mysteriöse Ware zu Gelde zu machen. Ich habe einen französischen Kommis gekannt, der einen ganzen Wagen voll Freimaurerdekorationen zu ungefähr 45 verschiedenen Graden mit sich führte, die er für Geld von Straßburg bis nach Hamburg austeilte. Von dieser Zeit an begnügte sich fast keine deutsche Loge mehr mit den drei symbolischen Graden; aber fast jede hatte eine andere Reihe von höheren Stufen, je nachdem sie einem anderen Windbeutel in die Hände gefallen war, und so veränderte sie auch ihr System, wenn ein neuer Apostel ankam, der sie reformierte." Solche Schwindler traten in Menge auf und mißbrauchten den harmlosen Altengrottkau oder suchten ihn zu verdrängen und die Thorheiten der gradsüchtigen Brüder auszubeuten. Selbst ein Lessing glaubte an ihre Fabeln, wie sein „Ernst und Falk" zeigt. Einer dieser Betrüger, Namens Leuchte, wurde indessen entlarvt und auf der Wartburg in Luthers Zimmer eingesperrt, wo er (1775) starb. Die „Templer von der strikten Observanz," wie sie sich nannten, führten lateinische Namen, und ihre Zeremonien hatten einen durchaus kirchlich-katholischen Charakter. Sechsundzwanzig deutsche Fürsten gehörten dem „Orden" an, der sein eingebildetes Weltreich in Provinzen, Priorate, Komtureien u. s. w. teilte. Aber Hund wurde das Opfer seiner Schwärmerei, und als er sein Vermögen durch dieselbe verloren, ließ man ihn fallen und wählte den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Großmeister. Endlich wurde auf dem Konvent im Wilhelmsbade bei Hanau 1782 auch die strikte Observanz aufgelöst, und der größte Teil der deutschen Maurer kehrte zu den früheren einfacheren Formen und rein humanen Bestrebungen des Bundes zurück.

Inzwischen hatten sich aber aus freimaurerischen nnd klerikalen Elementen andere Orden gebildet, die mit den Maurern, wenigstens offiziell, nicht mehr zusammenhingen, so die „Gold- und Rosenkreuzer", welche von dem älteren Orden dieses Namens (oben S. 50) abzustammen behaupteten, sich vorzüglich mit Goldmacherei beschäftigten und

die Alchemie wieder in die Mode brachten, aber wahrscheinlich Werkzeuge der Jesuiten waren, für deren Zwecke arbeiteten und ihnen die Freimaurer dienstbar zu machen suchten, wie ihre Organisation deutlich zeigt. Ein Agitator dieses Ordens war der Leipziger Kaffeewirt Johann Georg Schrepfer (aus Nürnberg), welcher in seiner Schenke vor Versammlungen seiner bethörten Gläubigen Geister erscheinen ließ, deren Rolle seine Frau und sein Kellner spielten. Im Palaste des Herzogs von Kurland in Dresden, der ihn einst als Betrüger auf der Wache hatte prügeln lassen, dann aber sein Anhänger geworden war, ließ er vor seinen Getreuen den Geist des „Marschalls von Sachsen" erscheinen. Als er aber am Rande des Ruins stand, erschoß er sich 1774 im Rosenthal bei Leipzig. Andere Apostel der neuen „Gold- und Rosenkreuzer" waren die preußischen Minister Rudolf Bischoffswerder (Schrepfers Schüler) und Christoph Wöllner, welche den Geist des Ordens dadurch beurkundeten, daß sie unter dem schwachen Nachfolger Friedrichs des Großen, den sie mit Hilfe der ihn beherrschenden „Gräfin Lichtenau" durch Geisterbeschwörungen und angebliches Goldmachen blendeten, das berüchtigte „Religionsedikt" (1788) erließen, welches die Glaubensfreiheit aufhob, und die Zensur wieder einführten, welches Treiben aber mit dem Tode Friedrich Wilhelms II. ein Ende nahm.

Auch in Österreich, wo zum großen Verdruß der Kaiserin Maria Theresia, deren Gatte Franz I. selbst „Bruder" war, die Freimaurerei großen Anhang hatte, entstanden neben derselben Werkstätten der Rosenkreuzer und ihrer Geistesverwandten, der „asiatischen Brüder", die namentlich durch Schatzgräberei Ärgernis erregten. Unter Josef II., obschon er nicht Maurer war, blühte der Bund noch mehr und unterstützte die Reformen des Kaisers; selbst gewesene Jesuiten, jetzt Aufgeklärte, schlossen sich ihm an, wie die Dichter Denis und Blumauer, der Philosoph Reinhold, der Naturforscher Born. Mozarts Zauberflöte ist bekanntlich eine musikalische Verherrlichung der Freimaurerei. Auch Wohlthätigkeit wurde von den Logen in reichem Maße geübt. Als jedoch das Treiben der Rosenkreuzer und Asiaten zu arg wurde, bewirkte Born, um demselben Einhalt zu thun, daß der Kaiser 1785 „die sogenannten Freimaurergesellschaften, deren ‚Gaukeleien' zu erfahren er wenig vorwitzig jemals gewesen," in ihrer Freiheit einschränkte. Dies bewirkte die völlige Auflösung der Asiaten. Ihre reichen orientalischen Gewänder wanderten zu den Maskenverleihern, ihre Kleinode zu den Goldschmieden, und in ihrem großen Laboratorium wurden ihre Urkunden mit solcher Hast verbrannt, daß Feuerlärm entstand. Aber auch die echte Freimaurerei war durch jenes Dekret, dessen geistige Urheber sich verrechneten, geschwächt, und es bedurfte nur eines Anlasses, sie in Österreich zu vernichten.

Diesen Anlaß bot ein neuer Geheimbund, welcher im Gegensatze zu den Rosenkreuzern die Aufklärung zu seinem Grundsatze machte. Es waren dies die Illuminaten, welche Verbindung der Professor Adam Weishaupt in Ingolstadt 1776 stiftete, um den nach ihrer Aufhebung im geheimen arbeitenden Jesuiten entgegenzuwirken und der Aufklärung den Weg an die Spitze aller deutschen Staaten zu bahnen. Zu diesem Zwecke ergriff er zweierlei Maßregeln; die erste bestand in der vollständigen Übertragung des hierarchischen Systems der Jesuiten auf den neuen Orden, die zweite in der Herbeiziehung der Freimaurerei zur Beförderung der Ordenszwecke. Durch verschiedene Grade sollten die Aufgenommenen nach und nach mit jenen Zwecken bekannt werden; aber die Organisation ist niemals vollendet, auch nicht thatsächlich auf die Freimaurer ausgedehnt worden. Allerdings traten sogar Fürsten und ausgezeichnete Gelehrte dem Bunde bei; aber Uneinigkeit im Innern über seine Pläne erleichterte die Ränke der Exjesuiten, welche bewirkten, daß der bigotte und despotische Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern 1784 die Illuminaten und mit ihnen auch die Freimaurer unterdrückte. Die Verfügung wurde mit großer

Härte durchgeführt und bewirkte, daß auch außerhalb Bayerns der Bund sich auflöste. Weishaupt, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, floh und fand ein Asyl in Gotha, wo er erst 1830 starb. Sein früherer Gegenpol im Orden, welcher statt der Aufklärung die Geheimbündelei zur Hauptsache hatte machen wollen, Freiherr Adolf von Knigge, predigte eingeschüchtert in seinem damals beliebten „Umgang mit Menschen" salbungsvoll gegen alle geheimen Gesellschaften.

Das Beispiel Bayerns fand in Österreich nach Josefs II. Tode Widerhall. Kaiser Leopold II., dem der abgefallene Freimaurer und Illuminat Alois Hoffmann nach Ausbruch der französischen Revolution Angst vor geheimen Gesellschaften einflößte, begann die Logen anzufeinden, was unter Franz II., der bei dem Reichstage in Regensburg 1794 die Unterdrückung aller Logen im Reiche verlangte, die Folge hatte, daß die österreichischen Freimaurer einer gewaltsamen Auflösung durch eine freiwillige zuvorkamen. Ihre Logen sind dort noch heute nicht wieder gestattet.

Dem Streben nach dem Wunderbaren und Geheimnisvollen stand sehr nahe ein schwärmerisches Ringen nach der Lösung jener Rätsel, die der Erkenntnis des Menschen aufgegeben sind und seinem Triebe nach der unverhüllten Wahrheit im Wege stehen. Diese Lösung konnten schwärmerische Geister nur in irgend einem religiösen Glauben finden, dem sie die menschliche Vernunft unterordneten. Es entstand auf diesem Wege eine rückschreitende, d. h. auf das Wissen verzichtende Philosophie zu einer Zeit, da das Riesenwerk Kants sich aufbaute, ja die ihre Sprossen noch trieb, nachdem dasselbe vollendet war, — eine Reaktion gegen Kant und gegen die Aufklärung, aus der er hervorgegangen war, welche aber einer niedrigeren Erkenntnisstufe angehörte als das, was sie bekämpfte, und nur ein Eintagskind war. Der Patriarch dieser die Aufklärung und jede nicht der Theologie dienende Philosophie, ja sogar jede den Charakter der Wissenschaftlichkeit annehmende Theologie glühend hassenden Richtung war der „Magus im Norden", Johann Georg Hamann (1730—1788) aus Königsberg, im Leben Zollbeamter daselbst. Er führte ein ähnliches wildes Familienleben wie Rousseau, mit dem er große Sympathie hatte, schickte zwar seine Kinder nicht ins Findelhaus, gönnte ihnen aber den ehrlichen Namen nicht. Die lutherische Konfession hielt er für unfehlbar und alleinseligmachend und beurteilte alles nach ihrem Maßstabe. In lauter kleinen Schriften, unter barocken Titeln, in einem verworrenen Stil, aus dessen Dunkelheit aber originelle Gedanken hervorblitzten, kämpfte dieser Geistesverwandte und Freund Lavaters sein Leben lang gegen Kant und die Aufgeklärten und gegen alle, die in irgend einem Punkte nicht seiner Meinung waren oder ihn zu kritisieren wagten. Bald im freundschaftlichen Briefwechsel und bald im Streite mit Lessing und Mendelssohn, wurde er der eigentliche Lehrer Herders und hat großen Einfluß auf Goethe, namentlich durch seine Mystik auf dessen Faust ausgeübt. Obschon er kein höheres Alter, nicht einmal sechszig Jahre erreichte, wurde er doch gegen das Ende seines Lebens zugleich frömmer, fanatischer und gehässiger und starb zu Münster in Westfalen in dem magnetisierenden und frömmelnden Kreise der Fürstin Galitzin, geborenen Schmettau.

Diesem Kreise gehörte auch der hier nur kurz zu erwähnende sogenannte Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf (1743—1819) an, welcher in Brief-, Gespräch- und Romanform das Unmögliche einer „Philosophie des Glaubens" zu erreichen suchte, welche am Beispiele Spinozas nachzuweisen suchte, daß jeder Versuch, die Dinge beweisen und erklären zu wollen, also jede Philosophie, zum Atheismus führe. Seit dem Jahre 1787 (in dem das Gespräch „David Hume" erschien) verwandelte er seinen Kampf gegen die Philosophie in einen Zuschnitt derselben nach seinem Glauben, der aber wenig Anklang fand.

Zwischen diesen beiden verschollenen Gegnern Kants steht dem Alter und dem Wirken nach ihr Freund Johann Gottfried Herder (1744—1803), gleich Kant und Hamann ein Ostpreuße, der zwar von der Richtung jener seinen geistigen Ausgang nahm, aber dadurch, daß er diese Richtung zu überwinden und sich einen höheren, von Parteieifer reinen Geistesflug anzueignen wußte, den Anspruch auf eine Unsterblichkeit erworben hat, die seinen anfänglichen Freunden versagt blieb. Zuerst ein Werkzeug der Eindrücke, die seine Richtung oft wechselten und den aus pietistischen Kreisen hervorgegangenen jungen Theologen zwischen der Aufklärung und dem unklaren Streben nach einem Gemütsideal umherwarfen, wurde er aus einem Schüler Hamanns und Freunde Jacobis ein Nacheiferer Lessings und Lehrer Goethes und ein eigentlicher Markstein in der Geschichte der deutschen Litteratur. Wie Lessing die Nachahmung fremder Muster überwunden, so begründete Herder die Wertschätzung fremdländischer Verdienste auf dem Gebiete des Schrifttums und setzte an die Stelle der Nachahmung die Übertragung. Er ist der erste Vertreter des litterarischen Kosmopolitismus der Deutschen. Gerechtigkeit gegen alle Völker und alle Zeiten, Anlehnung ihrer litterarischen Erzeugnisse an das deutsche Verständnis, ist der rote Faden, der seine Hauptwerke durchzieht; die vergleichende Litteraturkunde und die philosophisch aufgefaßte Kulturgeschichte sind seine Schöpfungen. Mehr Einführer fremder Dichtungen, als selbst Dichter, hat er in den „Stimmen der Völker in Liedern" (1778 f.) zum erstenmale in deutscher Sprache die Gesänge der Naturvölker ferner Zonen erklingen lassen und sie neben die Dichtungen des biblischen und des klassischen Altertums, der deutschen Vorzeit und der neuzeitlichen Nationen gestellt. Er vermittelte uns den spanischen Nationalhelden Cid, machte die indische Poesie bekannt und begründete die kritische Schätzung Shakespeares. Sein selbständiges Schaffen in ungebundener Sprache überwand die einseitige Richtung der früheren Aufklärer. Während diese in der Bibel nur ein Organ des Aberglaubens und in den Priestern nur Betrüger erblickt hatten, lehrte er in jener das Schöne und Erhabene bewundern und die Verdienste dieser um die Kultur anerkennen. Seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (seit 1784), obschon unvollständig und dem Inhalte nach veraltet, haben ihren bleibenden Wert in der erstmaligen vergleichenden Betrachtung der Natur und Kultur und in der erstmaligen Gleichstellung der früher als heilig betrachteten mit der sogenannten profanen Geschichte.

Während so Herder, der seit 1776 in dem damals zukunftreichen Weimar lebte, aus dem Sturm und Drang, der sich bei ihm nicht in vollendeten Werken, sondern nur in Entwürfen und Tagebüchern kundgab, sich zu vielseitiger und fruchtbarer Thätigkeit erhob, stürmten und drängten die jungen Dichter jener Zeit, die Original- oder Kraftgenies, wie man sie auch nannte, noch lustig weiter, d. h. sie setzten der ganzen regellos wallenden und und brausenden Gärung ihres aufgeregten Zeitalters die dichterische Spitze auf, die sie als Himmelsstürmer kundgab. Das Gemeinsame dieser Dichter bestand in souveräner Geringschätzung aller Regeln der Kunst und in der Lust, eine Sprache zu führen, welche als Ausfluß des Genies galt, das sich über alle Rücksichten erhaben fühlte. Diese Sprache mußte möglichst rauh, derb und kräftig sein, — namentlich sollte sie an die schlagenden Spott- und Witzreden der Volks- und Schenkenszenen des großen Briten erinnern, dessen Feinheiten und Lieblichkeiten dagegen ohne Nacheiferung blieben. Ebenso begeisterten sich diese Dichter für Rousseaus Liebe zur Einsamkeit und seinen Haß gegen die Kultur, ohne seine klassische Sprache anzunehmen. Etwas Neues, nicht Dagewesenes zu bringen, war ihnen Hauptsache. Sie waren die Revolutionäre in der Litteratur, wie die gleichzeitigen Illuminaten im Leben, und gleich diesen die Gegenpole der mit ihnen aus gleichem geistigen Mutterschoße hervorgegangenen Frömmler, Geisterseher, Goldmacher und Rückschrittler. Aber

auch eine Lichtseite fehlte diesen wilden Gesellen nicht. Sie knüpften an Lessing und Klopstock an und zählten die größten Heroen unserer Litteratur in ihrer feurigen Jugendzeit unter sich. Auch ist ihnen einerseits eine bedeutende Verbesserung der von Klopstock begonnenen Anlehnung an die antike Form und der Übertragung antiker Dichter und andererseits, in Ergänzung des Wirkens Herders, der Hauptanteil an der Wiederbelebung des deutschen Altertums zuzuerkennen, welche zwar schon Bodmer begonnen, aber erst die Stürmer und Dränger in weiteren Kreisen lebendig werden ließen. Durch sie haben die Gedichte des Mittelalters und die geschichtliche Erforschung dieses Zeitraums das Interesse gewonnen, das sie seitdem andauernd bewahrt haben.

Der dichterische Sturm und Drang ist bezüglich der Zeit seines Waltens so eng zwischen die letzten Jahre der Aufklärung und die ersten unserer klassischen Blütezeit eingezwängt, daß zur Klarstellung seiner Erscheinungen eine kurze chronologische Zusammenstellung der Hauptmomente dieses Zusammenstoßens von drei verschiedenen litterarischen Entwickelungsstufen der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts in deutschen Landen erforderlich ist.

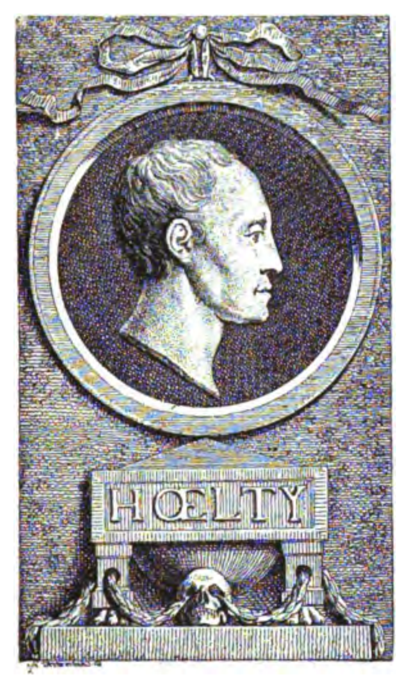
Im Jahre 1767 war Lessings „Minna von Barnhelm" an das Tageslicht getreten; schon im folgenden Jahre tauchte das erste Werk auf, das den Charakter des Sturmes und Dranges trägt, Wilhelm von Gerstenbergs „Ugolino", eine Dramatisierung des von Dante geschilderten Hungertodes jenes trotzigen Ghibellinen von Pisa, ein wildes Wühlen im Herzen des Lesers oder Hörers durch Entfesselung aller Schrecken des Leidens und der Verzweiflung. 1772, im gleichen Jahre mit Lessings Emilia Galotti, entstand der Göttinger Hainbund, 1773 Goethes Götz und Bürgers Lenore, die erste deutsche Ballade, 1774 Goethes Werther (zugleich mit Basedows Elementarwerk); 1775 trat Karl August von Weimar die Regierung an und zog Goethe dahin; 1776 erschien Klingers „Sturm und Drang", 1779 Nathan der Weise und 1781 zugleich mit Kants „Kritik der reinen Vernunft", durch welche die einseitige Aufklärung überwunden wurde, — Schillers Räuber, denen nach zwei Jahren Fiesco, nach einem weiteren „Kabale und Liebe" folgten. Endlich 1787 endete, nach unserer Auffassung, nicht ganz zwanzig Jahre nach seinem Anfang, der Sturm und Drang mit Heinses Ardinghello, während der im gleichen Jahre erscheinende Don Carlos und der im nächsten folgende Egmont, wenn auch noch das Ahnenzeichen der „Kraftgenieperiode", doch den Grundcharakter der Klassik an der Stirne tragen.

Es gab, wie wir aus dieser Übersicht sehen, Stürmer und Dränger, die nur eine Gegenwart und solche, die auch eine Zukunft hatten. Zu diesen gehören Goethe und Schiller, unsere unerreichten Dioskuren, zu jenen die übrigen Dichter dieser Gruppe, die wir in kurzen Zügen voranstellen. Nach Gerstenberg that sich zuerst Daniel Friedrich Schubart in der Art der Kraftgenialität hervor. Der junge Musiker und Dichter, der sich einem ausschweifenden Leben in die Arme geworfen, das er mit cynischer Offenheit beschrieb, zog sich durch Angriffe auf Kirchengebräuche und den Hof Württembergs den Haß Karl Eugens (oben S. 291) zu, der ihn 1777 aus dem Gebiete der Reichsstadt Ulm nach seinem Lande locken und ohne Rechtsgang, wie früher den alten Moser, zehn Jahre lang auf dem Asperg einsperren ließ. Aus seinen kecken Gedichten „Ahasver" und „Die Fürstengruft" glüht der ganze wilde Trotz eines ungezügelten Dichterstrebens, während er in seinem „Kaplied" den Zorn über den Verkauf einiger hundert Landsleute an die Holländer nach Südafrika nicht mehr fand.

Zur Zeit, als Schlözer in Göttingen (oben S. 263 f.) prosaische Opposition gegen die faulen Zustände der Zeit machte, wurde dort von jungen Dichtern 1770 der „Musenalmanach" und zwei Jahre später der „Hain" gegründet, ein Bund, der für Freiheit, Vater-

land und Freundschaft zu wirken hoffte und sich in dem seichten Fahrwasser des von Klopstock erfundenen Bardentums bewegte. Die Mitglieder schwärmten in Wäldern bei Mondschein und beim Becher für bessere Zeiten Deutschlands, fluchten den Tyrannen, verehrten abgöttisch den Sänger des Messias, dessen Werke sie an seiner Statt auf einen bekränzten Stuhl legten, und schmähten den Dichter des Amadis, den „Sittenverderber", dessen Werke sie feierlich verbrannten. Die meisten von ihnen sind verschollen.

Wir nennen billig zuerst jene unter ihnen, denen ihr Dichterberuf das Herz brach: den empfindsamen, aber wirklich dichterisch begabten, doch allzufrüh dahin gerafften Heinrich Christoph Hölty (1748—1776) und den unsteten, von wilder Leidenschaft verzehrten Gottfried August Bürger (1748—1794). Nach dem englischen Vorbilde der Percyschen Sammlung





Titelkupfer und Titelblatt von Chodowiecki zu Voß' Musen-Almanach; mit Höltys Bildnis.

führte letzterer in selbständiger Weise durch seine markerschütternde „Lenore", einen Nachklang der Volksmythe von dem die Toten abholenden Wuotan, die Ballade in Deutschland ein, welcher er, wie in der „Kuh", auch das rührende und, wie in „Kaiser und Abt", auch das humoristische Element abzulocken wußte, während sich dramaturgisches Leben mit Volkstümlichkeit im „Lied vom braven Manne" verbindet.

Die beiden Brüder, Grafen Christian und Friedrich Leopold von Stolberg, ragten mehr durch ihre Gewandtheit in der Form, als durch ihren Charakter hervor, der nicht frei von Wankelmut war. Nicht auf die Dauer und wohl auch nicht mit rechtem Ernst, trieften ihre Verse förmlich von Tyrannenblut. Verdienstlicher ist, daß sie griechische Dichter für damalige Bedürfnisse gut übertrugen, und damit das Wirken Herders fortsetzten. Übertroffen aber hat sie darin weit jener Bundesbruder, der Fritz Stolbergs Übertritt zur katholischen Kirche so derb geißelte, der zugleich charaktervollste und am wenigsten zum Dichter geborene, echt deutschderbe Mecklenburger Johann Heinrich Voß (1751—1826), der den Deutschen den alten Homer zugänglich machte, dessen in der Muttersprache gedichtete

„Idyllen“ aber, wenn sie auch im wirklichen Leben spielten, in hausbackener Prosa befangen blieben.

Ein scharfes Gegenbild zu Voß bietet der ältere, mit dem Hainbunde nur schriftlich verkehrende Holsteiner Mathias Claudius (1740—1815), der „Wandsbecker Bote“ dar, der in seiner frömmelnden Richtung mehr ein Geistesverwandter Lavaters und Hamanns als der Stürmer und Dränger war, aber jene Stimmung durch seine echt volkstümlichen und humorvollen Lieder und seinen menschenfreundlichen Charakter veredelte.

Als das maßvollste und künstlerischeste Werk der Sturm- und Drangperiode betrachten wir des Hannoveraners Johann Anton Leisewitz' „Julius von Tarent“, dem nur die Tiefe der Auffassung fehlte, um als Vorläufer der klassischen Periode zu gelten.

Wie Voß, so erhob sich auch, aber mit mehr Dichtertalent, über das künstliche Hirtenwesen der Franzosen, Italiener und Schlesier und des ihnen folgenden Geßner der Maler und Dichter Friedrich Müller aus Kreuznach in seinen die Kraftgeniesprache führenden Idyllen; er starb 1825 in Rom, wohin er schon 1778 gezogen war. Dort hatte mit ihm Freundschaft geschlossen, aber sich auch oft mit ihm gestritten der Thüringer Wilhelm Heinse (1749—1803), der ganz in der Begeisterung für die Antike lebte und schwebte und den diese Schwärmerei in seinen Schilderungen zur berechneten Feier der Lüsternheit und Üppigkeit verführte.

Beinahe gleichzeitig mit diesen Vorläufern einer neuen Richtung im deutschen Denken und Dichten, diesem glühenden Morgenrot eines neuen Tages, ging nun das Dichtergestirn auf, welches in der vollen Vielseitigkeit eines ganzen Mannesdaseins erst der Stolz des Sturmes und Dranges, sodann die Zierde der ruhevollen Klassik und endlich im Alter der ironische Tonangeber der Romantik wurde, und somit drei Gestaltungsphasen der neueren deutschen Dichtung als Stern erster Größe beleuchtet hat, — Johann Wolfgang Goethe, den am 28. August 1749 in Frankfurt am Main die gemütvolle „Frau Aja“ (geborene Elisabeth Textor) dem kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe gebar. Bekannt sind die Verse, in denen der Dichter sagt, was er von Vater und Mutter habe; aber was er seinem Volke und seiner Zeit wurde, das hatte er von anderen Eltern. Der Vater seines Genies war Shakespeare und die Mutterstelle daran vertrat sein älterer Freund Herder. Was dieser Einwirkung an Eindrücken der Erziehung und Umgebung voranging, müssen wir aus der unsterblichen Schilderung in „Dichtung und Wahrheit“ als bekannt voraussetzen. Die dritte Einwirkung auf ihn war die reine süße Liebe der stillen und tiefen Seele Friederikens Brion in Sesenheim bei Straßburg, in welcher Stadt er 1770 Herder kennen lernte. Da fingen Sturm und Drang an, in seinem Geiste zu wühlen; da blickte er, an des großen Briten Hand, in der Geschichte um sich und haftete zuerst, angeregt von Justus Mösers ihr Ideal im Mittelalter findenden Aufsätzen, an den Zeiten des Faustrechts, für das er in echter Kraftgenieweise schwärmte, und unter dessen Gestalten die des Ritters mit der eisernen Hand, Götz von Berlichingen, von seiner Phantasie Besitz nahm. Das deutsche historische Drama war (1771), geboren in Gestalt eines wilden Aufbäumens gegen die Gewalten des Staates und der Gesellschaft, deren Spitzen (und seine eigene Untreue!) in Weislingen und Adelheid nach ihrer Verdorbenheit gemalt wurden. Mit „Freiheit, Freiheit!“ schloß das Stück, dessen ersten rohen bühnenwidrigen Entwurf Herders Anleitung und Lessings Vorbild feilten. So verbessert, rief es (1773) eine wahre Umwälzung unter den gebildeten Geistern Deutschlands hervor. Die schlummernde Vaterlandsliebe erwachte aufs neue; man glaubte sie durch Versenkung des Geistes in die Zeiten tapferer Thaten zu nähren und zu stärken. Mittelalter und Rittertum wurden Mode; Nibelungenlied und Minnesänger fanden vermehrte Aufmerksamkeit, alles rasselte von Harnischen und Helmen und klirrte mit Schwertern

und Spießen. Hans Sachs und Albrecht Dürer gelangten zur Geltung; Goethe aber, seine Vorbilder weiter, namentlich auch im klassischen Altertum suchend, erzog sich unablässig, unnachsichtig und ungeblendet durch seinen Ruhm, zu einer Vielseitigkeit, die keine ihm bekannte geschichtliche Blüteperiode unbenutzt ließ und an keiner Einseitigkeit mehr Gefallen finden konnte. Ihn fesselten weder die eiskalte Aufklärung, noch die ungesund warme Frömmelei; er wußte sich zu einer hellenischen Freiheit empor zu schwingen, die ihren Gott wie Spinoza in der Natur fand. Aber ehe er durch diese Studien zur klassischen Ruhe gelangte, mußte er den Sturm und Drang auskosten. Durch das bürgerliche Trauerspiel, das in „Clavigo" ein erweitertes Bekenntnis seiner Unstetigkeit in der Liebe erhielt, sprang er zum Extrem des Götz, zum Werther über. Zwischen Thatendrang und Empfindsamkeit schwankte und tobte ja jene Schule ohne Regel hin und her. Der dichtende Advokat und Reichskammergerichts-Praktikant faßte die sich selbst verzehrende Liebesschwärmerei seines Jahrhunderts in den „Leiden des jungen Werther" zu einem Aufschrei des Weltschmerzes zusammen, den aber die ergreifende Naturbegeisterung, die erschütternde Gemütstiefe, die packenden Lebensbilder des ersten deutschen Liebesromans zu einem Hohenliede veredelten, gesungen von der das ganze All in eine mächtige Erregung ihres Innersten zusammenfassenden und in dieser auflösenden Menschenseele, die durch das Fehlschlagen der Hoffnung auf Erfüllung dessen, was sie einzig erstrebt, zu Grunde gehen muß. Werther erregte einen ähnlichen elektrischen Schlag auf alle empfindsamen nicht nur, sondern auch auf alle empfänglichen Seelen wie Götz und fand in Deutschland nicht nur, sondern in ganz Europa Widerhall und Nachahmung. Liebesgeschichten, besonders in Brief- und Tagebuchform, wurden epidemisch.



Titelkupfer von Chodowiecki zu Goethes Leiden des jungen Werther. Originalgröße.

Soweit hatte Goethe aus seinem Leben und Empfinden heraus gedichtet, der Leidenschaft des Handelns in Götz, der des Duldens in Werther die Zügel schießen lassen. Beides entflammte poetische Geister seiner Freundeskreise, die aber nicht wie er Fixsterne, sondern nur Meteore, nicht einmal Planeten waren: der mit Lust im gräßlichen wühlende, zuletzt im Wahnsinn endende Livländer Reinhold Lenz († 1792) und der plump und ohne Geist das Bestehende anpackende, aber im russischen Dienste zu Maß und Ruhe gekommene Mitbürger Goethes, Maximilian Klinger. Ihr Lehrer aber fand jenen Ruhepunkt, der später den höchsten Ruhm deutschen Geistes emporsprossen sah. Wie das große Preußen unter Friedrich deutsche Thatkraft, so zeitigte das kleine Weimar die deutsche Dichtung im klassischen Gewande. Herzog Karl August, ein Verehrer des alten Fritz und für die Wiedergeburt des Reiches begeistert, begann seine Regierung mit Goethes und Herders Berufung, und in den ersten Jahren derselben schlugen dort Sturm und Drang ihr Hauptquartier auf. Mit dem jungen Herzog, der sich ihnen fröhlich beigesellte, feierten die fleißig hinströmenden genialen Dichter lustige Feste und tobten sich tüchtig aus. Es waren die Burschenjahre voll goldener Freiheit, die nicht zu einem Philistertum, sondern zur erhabenen Darstellung des Schönen, die goldene Schale antiker Form mit diamantenen Früchten modern-kosmopolitischen Geistes füllend, vorbereiteten.

Zu dieser Arbeit fehlte noch einer, der jüngste Stürmer und Dränger, der Schwabe Friedrich Schiller, geboren am 10. November 1759 zu Marbach in Württemberg unter der ärgsten Periode der Tyrannei Karl Eugens, dem sein Vater diente. Die von dem Herzog in der Zeit seiner allmählichen Besserung (1775) aus einer Militärakademie zur Hochschule aller Künste und Wissenschaften (mit Ausnahme der Theologie) umgewandelte und von Ludwigsburg nach Stuttgart verlegte, aber erst 1781 vom Kaiser als Universität anerkannte Karlsschule zählte den Dichter schon seit 1773 zu ihren Zöglingen und seit ihrer Verlegung zu denen der Heilkunde. Die Schule war besser als ihr Ruf; wenn auch mit strammer militärischer Zucht, verbreitete sie doch solide Kenntnisse nach damaliger Möglichkeit. Es war der die Zeit durchbebende Drang nach Freiheit, welcher den 1780 als Feldscherer angestellten Schiller auf die Bahnen des Götz und Werther, Schubarts und Gerstenbergs und vor allem Shakespeares trieb. Es entstanden 1781 seine „Räuber," eine Steigerung des Götz; an die Stelle des Raubritters trat eine ganze Raubbande, und ein edler Bandit vermaß sich, durch Beraubung der Reichen und Unterstützung der Armen eine soziale Republik in Deutschland zu errichten, „gegen welche Rom und Sparta Nonnenklöster" waren. Das Titelblatt zeigte einen Löwen mit der Inschrift „in tyrannos." Tugend und Laster erschienen übertrieben und unmöglich; wahre Männlichkeit fand sich in keinem der feindlichen Brüder, wahre Weiblichkeit ebensowenig in der einzigen Frau des Stückes. Des Herzogs Einschreiten gegen dasselbe erfolgte erst nach dessen Aufführung und nur aus einem nebensächlichen Grunde, und zwang den Dichter nicht, sondern veranlaßte ihn nur, aus Württemberg zu fliehen und sich in Thüringen ganz der Poesie zu widmen. In der „Verschwörung des Fiesco zu Genua" nahm die unklare republikanische Tendenz der Räuber eine historische Färbung an und fanden die Shakespeareschen Volksszenen ein gelungenes Echo. Das Stück brachte ihm allseitige Anerkennung, trotz seiner Unvollkommenheiten: aber in „Luise Millerin" (später „Kabale und Liebe") schuf er ein schwächeres. Dem erweiterten Götz folgte ein erweiterter Werther mit psychologisch unmöglicher Katastrophe. Des Stückes Spitze richtete sich indessen gegen die Hofzustände, denen die italienische Maske Lessings abgerissen und die im Lichte des Mätressentums, Günstlingswesens und Soldatenhandels bloßgestellt wurden. Neben diesen drei Stücken des Dichters gingen noch die denselben Geist atmenden kraftvollen, aber maßlosen Gemälde der „Schlacht" und der „Kindesmörderin" einher, und in seinem (unvollendeten) „Geisterseher" begann er ein weitverbreitetes Treiben seiner Zeit zu schildern, was ebensoviele Gespenstergeschichten mit haarsträubenden Titeln hervorrief, wie auf Götz Ritter- und auf Karl Moor Räuberromane gefolgt waren.



Aus den Illustrationen Daniel Chodowieckis zu Schillers Räubern. Originalgröße.

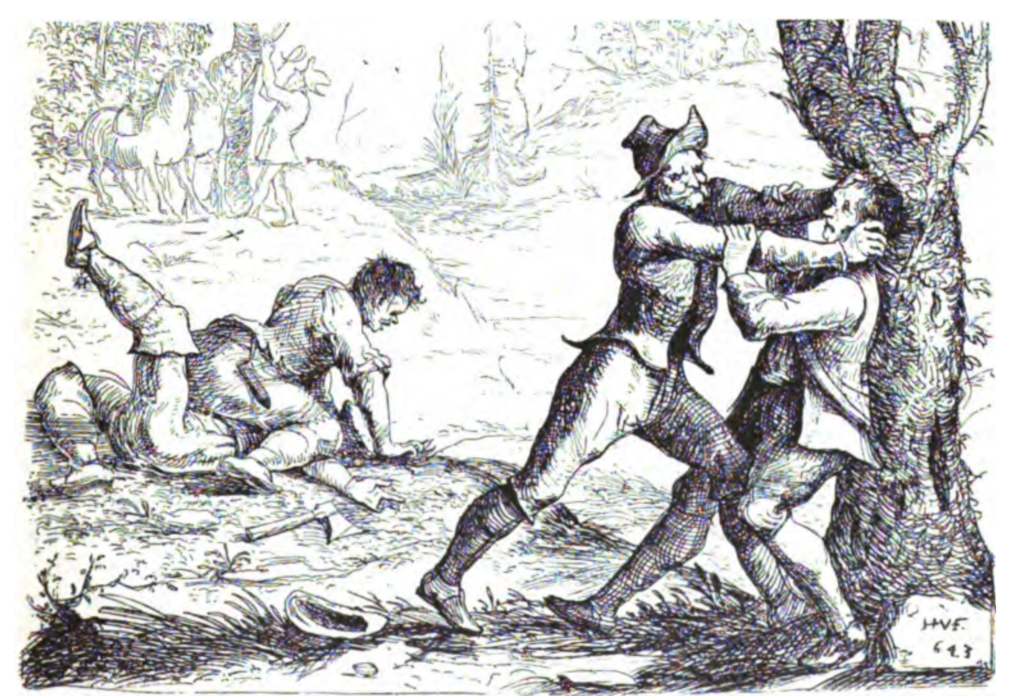
Die Jugendperiode Schillers war eine dreifache Revolution: auf der Bühne, gegen Gesellschaft, Staat und Hof. Aber Deutschland focht sie nicht mit den Waffen aus. Es sah zu, wie sein westliches Nachbarland das Niederreißen besorgte, und wandte sich statt dessen dem Aufbauen zu. Indem es seine Kunst und Wissenschaft auf unanfechtbarem

Boden fest gründete, bereitete es sich auf eine freiere Zukunft, die doch einmal kommen mußte, besser vor, als durch blutige Szenen, die in Frankreich nur eine neue und härtere Gewaltherrschaft an Stelle der gestürzten herbeiführen mußten und herbeigeführt haben.

Als Anhang zur Sturm- und Drangzeit sei es uns gestattet, einen Blick auf jene für die Kulturgeschichte wichtigen Zustände zu werfen, welche den Stoff zu einem der bedeutendsten Dichterwerke jener Periode geliefert und wohl auch sonst zu der in dieser so auffallend sich kundgebenden Aufregung der Gemüter beigetragen haben mögen.

Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte das Räuber- und Gaunerwesen niemals aufgehört, seine Schrecken zu entfalten; weder die Zunahme der Todesstrafen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts (s. oben S. 129), noch ihre Abnahme in der Zeit der Aufklärung konnten dieser Landesplage Einhalt thun.

Die Zusammenrottungen der Verbrecher gegen Leben und Eigentum dehnten sich aus wie ein schleichendes Gift und durchdrangen alle Schichten der Gesellschaft und alle Gegenden des Reiches (das übrigens hierin nicht schlimmer daran war als die übrigen europäischen Länder). Die Mitglieder solcher Banden wurden wie diejenigen geheimer Gesellschaften mit Zeremonien aufgenommen und mußten sich oft Folterqualen unterwerfen, um jene der Gerichte besser ertragen zu können. Die Bande des Krummfinger-Balthasar, welche schon seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bestand, war um die Mitte desselben in der Stärke von hundertfünfzig Mann über Schwaben, Bayern, Sachsen, Hannover und Hessen verbreitet; ihr Anführer bediente sich eines Siegels und ernannte seine Untergebenen zu Hof-, Regierungsräten und anderen Würden. Weitere berüchtigte Räuberhauptleute der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren der sog. Sonnenwirtle, Friedrich Schwan aus Vaihingen (Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“), der „Hundssattler“, der „Hannickel“, der „bayrische Hiesel“ (Mathias Klostermaier), der „Konstanzer Hans“ u. a., die meist am Galgen oder auf dem Rade endeten. Wir werden der entsetzlichen Erscheinung noch weiter begegnen.



Räuberischer Überfall, 17. Jahrhundert. Radierung von Hans Ulrich Frank.

Vierter Abschnitt.

Die klassische Blütezeit deutscher Litteratur, Kunst und Wissenschaft.

Auf der Grenzscheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts erhebt sich in Deutschland ein herrlicher Tempelpalast im Stile der Frührenaissance. Die edelsten Formen zieren seinen Aufbau, keine fremde Muster nachahmende Künstelei entstellt ihn. Durch die hohen breiten Fenster fällt helles Licht auf die in ruhigen, satten Farben glänzenden, klassische Gestalten und Szenen in edler Einfachheit darstellenden Bilder der geräumigen Säle. Die Helden und Heldinnen aller Nationen prangen ohne Mißton in Haltung und Gebärde, als hoheitvolle Statuen, und an den Feldern der Fassade erblicken wir in harmonischer Verteilung die Charakterköpfe: Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Pestalozzi, Mozart und Beethoven. Rings um den Palast dehnt sich ein grünender und blühender Park, reich an edeln Fruchtbäumen und bunten Blumen aller Länder und erfüllt von dem melodischen Gesange der Vögel. Keinem andern Volke ist es vergönnt gewesen, die Blüte seines Geisteslebens auf so weit vorgerückter Stufe der Kultur und so ganz aus eigenen Kräften hervorgezaubert, zu feiern. Aber auch keinem andern Volke war der Schmerz beschieden, solch hohe klassische Kulturblüte in einer Zeit zu erzielen, in welcher sein politisches Dasein in Frage gestellt, seine staatliche Macht auf die tiefste Stufe gesunken war und sein altes, einst glänzendes, aber in langem Verfalle zerrüttetes Reich ohne aufregenden Todeskampf, ganz im stillen, seine völlige Vernichtung erfuhr, die über ein halbes Jahrhundert andauern sollte. Diese neue und größere Geistesblüte der Deutschen begann einige Jahre vor dem Ausbruche jener Revolution im westlichen Nachbarlande, die in der Folge ihre Sturzwellen beinahe über ganz Europa hinwarf. Diese Revolution, hervorgerufen durch den unerträglichen Despotismus der Nachfolger Heinrich IV., durch beinahe zweihundertjährige Ausbeutung des französischen Volkes, nahm einen Charakter an, der mit ihrer Veranlassung eine so erschreckende Ähnlichkeit hatte, daß sie selbst jene Freiheit vernichtete, die sie anzustreben geschienen. Eine Gewaltherrschaft von Raub- und Mordgesellen trat an die Stelle derjenigen absoluter Herrscher und ihrer Günstlinge, der Schrecken an die Stelle der Furcht, das Elend an die Stelle der Not. Jahrelang mordeten die Träger der sich so nennenden Republik wenig schuldige und viele unschuldige Menschen, ganze Massen bloß verdächtiger Anhänger der Monarchie, und nachdem der rote Schrecken im Blutrausche der Guillotine, der Mitrailladen und der Noyaden ausgetobt, wütete der weiße Schrecken an seiner Stelle; monarchisch-klerikale Gegner metzelten wenig schuldige und zahllose unschuldige Anhänger der Revolution mit Weibern und Kindern hin, und so wurde von beiden Seiten gemordet, bis der Krieg der angeblichen Republik, in Wirklichkeit Parteioligarchie, gegen ihre Feinde, d. h. gegen das ganze übrige Europa, dem innern Wüten ein Ende machte.

Schon vor dem Ausbruche der französischen Revolution hatte, wenn auch auf beschränktem Gebiete, Deutschland ähnliche Zuckungen gesehen. Auf der Insel Rügen waren Bauernaufstände aufgeblitzt, in denen Edelleute erschlagen wurden. Seit dem Ausbruche der Revolution bemerkte man in vielen anderen Gegenden unter den Bauern, wenn ihnen der Schulmeister die Zeitung vorlas und erklärte, eine wachsende Aufregung. Sie begann sich in Unruhen und Dienstverweigerungen in der Pfalz und am Oberrhein zu äußern und stieg schon 1790 in Kursachsen, zuerst auf den Gütern der Grafen von Schönburg, zu völligem Aufruhr. Die Bauern verweigerten die Abgaben, bewaffneten sich mit Keulen, schlugen und verjagten die Gerichtshalter, drohten den Ruhigbleibenden mit Feuer und Schwert, und verlangten in stets anwachsenden Haufen den Nachlaß ihrer Lasten. Die Empörung wurde leicht unterdrückt und die Beteiligten milde behandelt, ja innerhalb eines Jahres aus dem Gefängnis entlassen, bis auf den Verfasser einer Flugschrift, die dem Aufstande vorangegangen war, welcher als Wahnsinniger auf Lebenszeit in Torgau festgesetzt wurde. Ein weniger hartes Schicksal erlitt der preußische Oberzollrat von Held, der in leidenschaftlichen Schmähschriften gegen die Regierung hohe Beamte des Betrugs und der Erpressung anklagte und den König beschuldigte, daß er keine Wahrheit hören wolle; er wurde zuletzt freigesprochen!

Viel zur Nährung revolutionärer Gesinnung trug das Verhalten der sog. Emigranten bei, jener Anhänger der alten Ordnung in Frankreich, welche seit dem Ausbruche der Revolution, vor derselben fliehend, das westliche Deutschland überschwemmten, und, von den Landesherren, besonders den geistlichen Fürsten, gastfrei aufgenommen, durch ihren Übermut und ihr zuchtloses Leben allgemeines Ärgernis erregten. Ihre zusammengelaufenen Söldnertruppen, welche gegen ihr Vaterland kämpfen sollten, wurden selbst von den verkommensten Teilen der sogenannten Reichsarmee verachtet. Abgestoßen von diesen Vertretern des „Thrones und Altars", wandte sich die rheinische Bevölkerung den Ideen der Revolution zu. Selbst Hochstehende schwärmten für die Menschenrechte, wurden aber bald, als dieselben ihre Auslegung durch das Fallbeil erhielten, von ihrer Schwärmerei geheilt.

Neue Aufregungen und neue Enttäuschungen erlebten die Deutschen, als die Heere der Republik, obschon zerlumpte Banden, bei denen aber politische Begeisterung den Mangel an Uniformität und Disziplin ersetzte, die Reichsgrenzen überschritten. — Am 19. November 1792 hatte der französische Konvent in die Welt hinaus verkündet, daß Frankreich allen Völkern die Freiheit bringen wolle. Überall, wo die Eindringlinge erschienen, und wo man von ihnen Befreiung hoffte, wurden sogenannte Freiheitsbäume aufgepflanzt, mit der roten Mütze gekrönt und vom Volke umtanzt, wozu revolutionäre Lieder erklangen. Mit fieberhafter Hast warfen die Behörden in allen Gegenden, wo die Truppen der Revolution erschienen, die Schranken der Leibeigenschaft nieder.

Aber nicht lange ging es, so erlangten die „Befreiten" volle Aufklärung über den Charakter ihrer „Befreier." Die Enttäuschung begann in dem noch immer deutschen, aber von den Banditen der sogenannten Republik unterdrückten Elsaß, wo Saint-Just, einer der tausend Caracallas, die statt eines Tiberius in Frankreich herrschten, als Konventskommissär die deutsche Sprache vollends zu verbannen suchte und davon sprach, die nicht französisch sprechenden Elsässer in das Innere Frankreichs und statt ihrer Vollblutfranzosen an den Rhein zu verpflanzen. Ein Deutscher, Eulogius Schneider, der sich den Wüterichen zum Werkzeug hingegeben und selbst blutig gewütet hatte, wurde, weil er den Machthabern gefährlich erschien, der Mordmaschine übergeben, Elsaß selbst aber um ungezählte Millionen beraubt, die Kirchen ausgeräumt und Tausende hingeschlachtet. In Paris jubelten die Jakobiner, daß Saint-Just auf die „deutsche Dummheit" der Elsässer mit Beilschlägen eingehauen habe!

In der Schweiz, wo die Franzosen 1798, von ihren Sprachgenossen im Waatlande gerufen, einbrachen, um dem „von Oligarchen unterdrückten Lande" die „Freiheit" zu bringen, war diese „Freiheit" derart, daß die alten Demokraten der Waldstätte sich bewaffnet gegen sie erhoben, bis sie der Übermacht des Feindes und der Verblendung eines Teiles ihrer Landsleute erlagen. Mit dem geraubten Staatsschatze des reichen Bern wurde der Feldzug nach Ägypten bestritten!

In Deutschland wurden, wo die Franzosen Erfolge erfochten, vorab in dem von ihnen eroberten linksrheinischen Lande, die ehrenhaften und gelehrten deutschen Richter entfernt und durch französische Kreaturen ersetzt, welche nicht einmal deutsch verstanden. Im Sommer 1799 schrieb der damals republikanische Görres: „Man hat uns Prokonsuln geschickt, schwache, kopf- und herzlose Menschen, speichelleckende Kreaturen derer, die sie schickten, und die unser spotteten, indem sie uns den Klotz hinwarfen und uns sagten: Das sei euer König! Man hat diese Puppen mit einem Hof umgeben, welcher der Majestät würdig war, die ihn nach ihrem Ebenbilde schuf. Die Schranzen spotteten unser, wenn wir gutmütig an ihren Republikanismus glaubten, sie lachten unser, indem sie die Dämpfe des Weihrauchs einsogen, den wir unseren Idealen opferten. . . . Da sahen wir eine Flut von Menschen, den Abschaum Frankreichs, über uns herstürzen: Schwachköpfe, mit Vorurteilen angepfropft, mit ein paar Sentenzen und hohlen Phrasen gefüllt, übrigens roh wie die Skythen, stumpfsinnig wie die Böotier, verworfene Sklaven, die sich bei dem Worte „Minister", „Direktor", dreimal zur Erde warfen und mit der Stirne den Staub aufküßten, Gauner, die dem Volke die Taschen leerten, den Raub von den Dächern predigten u. s. w." „Die Freiheit der Franken", sagte derselbe Schriftsteller, „kann nicht jenes reine, hohe Wesen sein, das in nackter Einfalt, ungeschmückt und einfach vor unserm innern Sinn strahlt. Nein, in Seide und Gazen muß sie sich hüllen, von der Mode des Tages aufgeputzt muß sie einhertreten, mit ihren Reizen soll sie spielend wuchern. Die Freiheit des Deutschen hingegen soll eine Madonna sein, mit liebevoller Güte soll sie ihren Segen und nichts als Segen spenden; nicht Glanz, Tand und Flitter soll sie umstrahlen, nur Liebe aus ihr sprechen; an ihrem Busen sollen ihre Kinder Wohlsein saugen und in ihrer Gabenfülle sich sättigen."

Mit schnellen Schritten eilte das alte Reich, unter den Schlägen einer neuen Zeit, mit der es unvereinbar geworden, die aber dem Lande vorderhand nichts Besseres brachte, seinem unabwendbaren Verhängnis entgegen. Das linke Rheinufer, seit bald einem Jahre von den Franzosen besetzt, mußte im Frieden von Luneville (9. Februar 1801) endgültig vom deutschen Reiche an das französische Konsulatsreich abgetreten werden. Die seit lange vaterlandslosen und nun vollends eingeschüchterten kleinen deutschen Fürsten wetteiferten in Kriecherei vor dem „ersten Konsul", in dessen Hand ihr Dasein lag, um bei der neuen Verteilung der Gebiete etwas zu gewinnen. Man versteigerte in Paris die geistlichen Besitzungen und kleinen Reichsstädte rechts vom Rhein an die Meistbietenden unter jenen Fürsten, die ihr Land links vom einst deutschen Strome verloren hatten und nun entschädigt werden sollten. Bestechung und Schmeicheleien wurden bei den nicht sehr sauberen Persönlichkeiten angewandt, welche in Frankreich den größten Einfluß besaßen, und der corsische Emporkömmling benutzte den Anlaß, um unter den so tief gesunkenen Deutschen, von denen selbst das seinen Friedrich vergessende Preußen keine Ausnahme machte, Zwietracht zu säen. So kam 1803 der „Reichsdeputationshauptschluß" zu stande, der gleichzeitig mit der „Mediationsakte", welche die Schweiz schwach und abhängig machte, dem Rumpfe des deutschen Reiches für kurze Zeit eine neue Gestalt gab. Es blieben nur noch ein geistliches Fürstentum (das frühere Mainz) und nur noch sechs Reichsstädte übrig, und die Reichsritterschaften verschwanden. Die Auflösung des Reiches ließ denn auch nicht lange auf sich warten, wie wir im



In Richters Kaffeehaus in Leipzig um 1800.

nächsten Abschnitte sehen werden. Der Kosmopolitismus der Deutschen hatte ihnen den schlimmen Streich gespielt, daß sie des Patriotismus, wie schon längere Zeit thatsächlich, so nun auch der Form nach entbehren zu können glaubten. —

Dies nun war der politische Hintergrund der Zeit, in welcher Deutschlands herrlichste Geisteswerke zu Tage traten, und er erklärt es, wie unsere Dichterheroen dazu kamen, mit dem begeisterten Rufe nach Freiheit zu beginnen und mit dem Verzicht auf ihre Erkämpfung zu enden. Im Hinblicke auf die Ereignisse und Zustände im westlichen Nachbarlande, wo „der Sklave die Kette brach", verwarfen die Schöpfer des Fiesco und des Götz ihre Jugendideale, und es bezeichnet ihren neuen Standpunkt der Anlehnung an die monarchische Staatsordnung, wenn jener sang: „wo sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n", und dieser einen seiner Helden sagen ließ: „der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, und für den Edeln giebt's kein höher Glück, als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen."

Mit diesen Versen bezeichnete Goethe den Boden, auf dem er an der Stelle der Freiheit die Schönheit zu seiner Göttin wählte, um ihr in späterm Alter die Weisheit folgen zu lassen. Auf jenem Boden, in Weimar, wo durch Karl August der Zopf zuerst abgeschnitten worden, wurde der Sturm und Drang überwunden und sproßte die klassische Blüteperiode der neuen deutschen Litteratur empor, eine Glanzzeit, wie sie in der Geschichte des Menschengeistes seit den Triumphen der Schönheit unter dem Athener Perikles nicht ihresgleichen hat. Nur vergessene Schmeichler scharten sich um die prunkenden Mediceer; dunkle Trübsal besiegelte das Geschick eines Tasso am Hofe von Ferrara; hinter den wohlgedrechselten Reimen eines Calderon und der zündenden Satire des Cervantes flammten die Scheiterhaufen der Inquisition; einsam stand der große „Speerschüttler" inmitten einer rohen Zeit, die ihn nicht verstand, und die Stelzengänger, welche den „Sonnenkönig" von Versailles als neuen Augustus feierten, schöpften nicht aus dem Borne des eigenen Volkstums. Der Tag aber, der in Weimar kurz vor dem neuen Jahrhundert anbrach, jubelte dem innigen Freundschaftbunde zweier ebenbürtiger Geister zu, wie so groß sich nie welche die Hände gereicht, und ihnen lächelte nicht die Gunst eines glänzenden Despoten, sondern die Liebe eines Freundes, dem das Geschick nur einen kleinen Thron geschenkt, aber in einem lieblichen Ländchen voll grüner Hügel und Wälder und rauschender, zwischen traulichen Gebüschen versteckter Flüßchen, und in einem bescheidenen Städtchen, dem aber das deutsche Volk mehr zu danken hat, als mancher prunkenden Residenz mit stolzen Palästen.

Die erste Zeit von Goethes Aufenthalt in Weimar war unfruchtbar gewesen. Einen Umschwung in seinem Leben und Dichten und damit in der Geschichte des deutschen Geisteslebens brachte erst seine Reise nach Italien (1786—1788) hervor. „In Rom", so schrieb er, „habe ich mich selbst gefunden, bin ich zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden." Aber nicht nur von ihm gilt dies, sondern von der deutschen Litteratur überhaupt. Es war eine zweite Renaissance im Werden, die nicht, wie die des fünfzehnten Jahrhunderts, in fremder Zunge redete, nicht Hellas nur durch die römische Brille kennen lernte, sondern an der Quelle selbst schöpfte und das Gewonnene in die Muttersprache nicht nur, sondern auch in den Geist des Vaterlandes übertrug. Was Gluck, Lessing und Winkelmann angebahnt, aber noch nicht durchgearbeitet, das führten Goethe und Schiller in das Leben und Streben des ganzen Volkes ein; was Klopstock, Voß u. a. in der Form begonnen, das vollendeten jene im Geiste. Das ewig junge Hellas, nicht mehr durch die Römer vermittelt, wenn auch in seinen einst nach Rom gebrachten Schätzen angeschaut, verjüngte sich, nicht durch Nachahmung, sondern durch sein Beispiel, auf deutschem Boden. Die Antike war nicht das aktive Element mehr, wie in den Zeiten der Nachahmung,

sondern ein passives, das der deutsche Geist nach seiner Art modelte, das er in klassischer, d. h. von Tendenz freier, mit Schönheit, Würde, Ruhe und Gleichmaß gesättigter Weise verarbeitete.

Das erste Werk, das Goethe in seiner klassischen Periode vollendete, war der noch in der Zeit des Sturmes und Dranges entworfene und dieselbe noch nicht verleugnende Egmont, der sich zu seinen Jugendwerken genau so verhält, wie der gleichzeitig vollendete Don Carlos zu denen Schillers. Beide Dramen wurzeln noch in der revolutionären Atmosphäre des Götz und der Räuber, aber bezeichnenderweise auch beide in einer Revolution, welche feste und kulturbefördernde Zustände zur Folge hatte, in der niederländischen; sie sind die beiden Seiten einer Medaille, die dieses Ereignis, dort am Herde des Aufstandes selbst, hier an dem durch ihn bedrohten Hofe, zur Darstellung bringt; ihre Durchführung ist jedoch nicht mehr stürmisch, sondern maßvoll fortschreitend.

Aber auch im Stoffe ist vom Sturm und Drang vollständig losgelöst, was nun folgte. Von den zwei ersten rein klassischen Dramen Goethes wurzelt „Iphigenia“ im Altertum selbst und „Tasso“ in der Renaissance desselben, jenes in den Erinnerungen an den Azurhimmel des klassischen Südens, dieses in den Eindrücken des Hoflebens, in dem der Dichter mit den „zwei Seelen in seiner Brust“ eine so hervorragende Rolle spielte. Jenes läßt in der Handlung ebensoviel zu wünschen übrig, wie dieses in den Charakteren; aber beide haben den Vorzug, daß sie mit feinem Gefühl der Antike nur das wirklich Große und Schöne entnehmen, ihre Formen aber dem Geiste der Zeit und des Landes opfern, in dem sie entstanden sind. Nicht nur Versmaß, Einteilung und Anordnung sind modern; noch mehr: der sittliche Wert des Menschen ist an die Stelle des blind waltenden Schicksals getreten.

Nachdem Goethe auch die „römische Elegie“ ins Deutsche übergeführt, unternahm er das kühne Werk, deutschen Stoff in klassischem Geiste zu formen. Noch spukt der Sturm und Drang in manchen Stellen des in weiten Zwischenräumen entstandenen ersten Teils vom größten Werke des deutschen Schrifttums, vom Faust. Diese Titanenarbeit, in der Zeit der Abwendung des deutschen Geistes von der mittelalterlichen Unterwürfigkeit unter die geistliche Autorität spielend, umfaßt das deutsche Leben, Lieben und Denken in unerreichter Farbenfülle und Großartigkeit. In keinem Werke ist seit Dante und Milton der Kampf des Guten und des Bösen um die Menschenseele und die Sühne der Schuld eines nicht durch Wahrheit und Sitte geregelten, vermessenen Strebens so erschütternd gemalt worden, wie in diesem; keines in der ganzen Litteraturgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit ist zugleich so universell und so national wie der „Faust“, der nicht nur die höchsten Probleme der Philosophie, sondern auch die Kulturgeschichte der Reformationszeit zum Gedichte erhebt.

Noch war der erste oder vielmehr der klassische Teil des „Faust“, dessen romantische Fortsetzung einer anderen Periode angehört, nicht vollständig, aber doch in seinen vorzüglichsten Teilen erschienen, als die ohne ihresgleichen dastehende Freundschaft und Zusammenwirkung unserer beiden größten Dichter ihren Anfang nahm. Schiller kam, zwei Jahre nach dem Erscheinen des Don Carlos, im Jahre des Ausbruchs der französischen Revolution als Professor der Geschichte nach Jena; die Geschichte wurde dann auch seine Lehrmeisterin, und die Schreckenszeit der Revolution hatte die bereits erwähnte Wirkung gehabt, als am Ende derselben die gemeinsame Begeisterung für die Antike den feurigen Sänger der „Götter Griechenlands“ mit dem gereiften Dichter der Iphigenia in ein näheres Verhältnis brachte und jener zugleich in den „Horen“ einen Sammelplatz der hervorragendsten Schriftsteller Deutschlands auf dem Gebiete der Litteratur schuf, von deren geweihtem Boden politischer und religiöser Streit verbannt war. In dem den „Horen“ folgenden „Musenalmanach“



Gesellschaft bei der Herzogin Amalia von Weimar. Aquarell, um 1795, von Kraus. Großherzogliche Bibliothek zu Weimar.

1. Johann Heinrich Meyer, Maler (1759—1832). 2. Henriette von Fritsch (1776—1850), Hofdame. 3. Goethe. 4. Friedrich Hildebrand von Einsiedel. 5. Herzogin Amalia. 6. Elise Gore. 7. Charles Gore. 8. Emilie Gore. 9. Luise Ernestine Christiane Juliane von Göchhausen (1752—1807), Hofdame. 10. Herder.

vereinten sich die beiden großen Dichter zu den satirischen „Xenien“, welche die Gegner des hohen Strebens der beiden geißelten und zermalmten.

Höchst fruchtbar ist das Zusammenwirken beider Dichter für beide geworden, doch vorderhand mehr für Goethe, dessen epische Arbeit damit begann, während die dramatische Fruchtbarkeit beider lange ruhte. Schiller regte den Freund rastlos an, und Goethes erster Roman, der einzige, der in die klassische Periode fällt, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, wurde davon zuerst beeinflußt. Dies merkwürdige Selbstbekenntnis ist in seiner ersten Hälfte, dem Theaterroman, ein frisches, naturwüchsiges, farbensattes Lebensgemälde, während die zweite Hälfte, der Geheimbundroman, schon an den Anwandelungen der Romantik krankt. Schiller, der nicht Freimaurer war, hat die humane Idee des Bundes in seinem „Lied an die Freude“ viel richtiger erfaßt, als der Logenbruder Goethe, der beinahe nur für die mystische Seite der Verbindung Interesse faßte.

Aber Goethe verstand es, sich aus den Banden der Reflexion loszureißen und in dem unsterblichen Gedichte „Hermann und Dorothea“, auf dessen meisterhafte Hexameter er sich in seiner Bearbeitung des „Reineke Fuchs“ vorbereitet, die deutsche Familie und das deutsche Bürgertum aus ihrer beliebten prosaischen Auffassung auf die lichten Höhen der Poesie zu erheben. Das Werk nimmt vielleicht den Rang gleich nach dem Faust ein, mit dem es in manchem, was nicht den quälenden Gedanken berührt, wetteifert, ja den es an selbstloser Reinheit überragt. Wie auf dieses Werk, hat indessen Schiller auch auf die Fortsetzung des noch unvollendeten „Faust“ anregend eingewirkt.

Den beiderseitig fruchtbarsten Erfolg hatte aber Goethes und Schillers Freundschaft in dem herrlichen Kranze der Balladen und Romanzen, die aus dem „Musenalmanach“ seit dem vierten Jahre vor dem Ende des Jahrhunderts hervorgingen, deren Löwenanteil indessen Schillern gebührt, der sich mehr unter Menschen, wie Goethe mehr unter Göttern und geisterhaften Wesen bewegt (man vergleiche den Fischer, den Gott und die Bajadere, den Erlkönig, den getreuen Eckart und die unheimliche Braut von Korinth mit der Bürgschaft, dem Handschuh, dem Drachenkampfe, dem Taucher, den Kranichen des Ibykos, dem Ring des Polykrates und dem Gange nach dem Eisenhammer, deren kristallene Klarheit entzückt, so sehr auch deren Gestalten romantisch idealisiert sind). Noch höher steht die klassische Schaffenskraft Schillers in dem das ganze Menschenleben bald lieblich, bald schaurig malenden „Lied von der Glocke.“

Als das drittletzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts sich dem Ende zuneigte, trat ein Wendepunkt in dem Schaffen der zwei großen Geister durch ihre Rückkehr zu dem verlassenen Theater ein. Hier aber war Goethe der leitende und anregende, Schiller hingegen der schaffende und staunenswert fruchtbare Geist.

Schon 1791, fünf Jahre nach der durch Friedrichs Tod ermöglichten Germanisierung des Berliner Hoftheaters, hatte Goethe die Leitung der Weimarer Bühne übernommen. Schröder und Iffland arbeiteten damals durch ihre bürgerlichen Rührstücke dem rasselnden Ritterdrama entgegen, während August von Kotzebue die Bühne zum Tummelplatz des Trivialen und Schlüpfrigen erniedrigte, so daß das Theater der Dichter mit dem zu gleicher Zeit sich mächtig erhebenden Theater der Musiker keinen Vergleich aushielt. Goethes Werk war es, diesem Mißverhältnis abzuhelfen, indem er Shakespeare und selbst die Griechen und Römer neben seinen, Schillers und Lessings Stücken zur Geltung brachte, aber auch gegen verbessernde Bearbeitungen des französischen Theaters nicht spröde war. Durch ihn hielt das Jambendrama seinen Einzug auf der deutschen Bühne. Durch Schiller aber wurde das deutsche Schauspiel auf seinen Höhepunkt gehoben. Sein Doppeldrama „Wallenstein“ mit dem Vorspiel des „Lagers“ (keine Trilogie!) wurde die erste klassische Tragödie mit deutschem Stoffe,

die erste Wiederbelebung deutschen Sinnes nach langer Zeit der Vaterlandslosigkeit, die erste Anregung zur späteren Wiedererhebung der Deutschen, die hier zum erstenmale seit Friedrichs fast vergessenen Siegen erinnert wurden, daß auch ihnen kriegerische Kraft innewohne, nicht nur den Europa niedertretenden Franzosen. Es war wie ein Ruf nach einem neuen Wallenstein. —



Schiller.
Nach dem Kupferstiche von J. G. Müller, 1794; Gemälde von A. Graff begonnen 1786, vollendet 1791.

Ein Schritt weiter, ein geharnischter Protest gegen die Fremdherrschaft, die sich eben vorbereitete, war des sich selbst in übermäßiger Arbeit verzehrenden kranken Dichters Schwanengesang, das hohe Lied der Freiheit, Wilhelm Tell, in welchem ihn die Weltereignisse zu seinem Jugendideal der Freiheit zurückführten, aber nicht in der revolutionären Gestalt, wie sie Johannes Parricida vertritt, sondern in der aus dem Schweizerhelden sprechenden

maßvollen Form der Freiheiten altgermanischer Volksgemeinden. Der Tell war eine Vorahnung der Befreiungskämpfe, die kein Jahrzehnt nach seinem Erscheinen anhoben.

Von diesen beiden klassischen Verherrlichungen deutschen Geistes und deutscher Kraft stechen seltsam ab die zwischen beide, in die Wende der Jahrhunderte (in welcher der Dichter nach Weimar übersiedelte) fallenden drei Frauendramen (Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina) mit einem starken Zuge zu katholisierend-romantischer Tendenz, die dem Dichter doch fern lag. Die romantische Schule hatte ihr Wesen zu treiben begonnen; Schiller zeigte ihr umsonst, wie ihre Ideale mit künstlerischer Tiefe und schönem Ebenmaß zu verwerten wären. Im letzten jener Stücke versuchte er ebenso vergeblich, den antiken Chor und das antike Schicksal dem modernen Bewußtsein wieder nahe zu bringen. Die künstlichen Gruppen haben sich den natürlichen gegenüber nicht behaupten können.

Schillers Dramen von Wallenstein bis Tell sind Kunstwerke von der höchsten klassischen Reinheit; es ist zu zweifeln, ob sein Geist höher steigen konnte; die Anstrengung hat ihn aber doch zu früh aufgerieben, und am 10. Mai 1805, ein Jahr vor dem ruhmlosen Ende des alten Reiches, ließ er in der deutschen Dichterwelt eine besonders von Goethe schmerzlich empfundene Lücke zurück; nicht ein Meteor erlosch; — ein Stern war untergegangen. Die Klassik der Deutschen war mit ihm erloschen; Goethe wandte sich der Mystik zu und ließ sich den Weihrauch der Romantiker, dieser umgekehrten Stürmer und Dränger, gefallen. Mit dem alten Reiche endete auch der Geist, der sich im achtzehnten Jahrhundert entwickelt hatte.

Auch die klassische Blütezeit der Deutschen hatte ihre Geister geringeren Grades, wenn schon anerkennenswerten Strebens. Maximilian **Klinger** (oben S. 307) überwand in Rußland den Sturm und Drang, dem er den Namen gegeben, und bewahrte nicht nur sein Deutschtum, sondern schuf seine in der halbbarbarischen Umgebung von erklärlichem pessimistischen Hauche durchwehten philosophischen Romane, die nach seiner Absicht ein Gesamtbild menschlichen Strebens und Leidens enthalten sollten und den Kampf außerordentlicher, ungebeugter und mutvoller Menschen gegen die Widerwärtigkeit des Schicksals und die Schlechtigkeit des Glaubenshasses und der Unterdrückung darstellen. Johann Paul Friedrich **Richter** (1763 bis 1825), ein Sohn des Fichtelgebirges, schrieb unter dem Namen „Jean Paul“ seine zu seiner Zeit bewunderten, heute aber ungenießbar gewordenen humoristisch-sentimentalen Romane, worin er in eigentümlich schillerndem Stil und ermüdender Breite nebelhafte Gestalten ohne wirkliche gesunde Grundlage schwärmen und phantasieren ließ, in allem aber, was er hervorbrachte, ein an den Leiden der Mitmenschen tief teilnehmendes Herz verriet. Über seinen Romanen indessen stehen seine Gedanken über Erziehung, nicht der Schule, sondern des Lebens von der Geburt an, in der „Levana“, welche das reinste, sittlichste Gemüt ohne religiöse Vorurteile enthüllt. Der titanische Dichter des „Hyperion“, eines neugriechischen Werther, Friedrich **Hölderlin**, verfiel in frühen Wahnsinn. Heinrich **Zschokke** aus Magdeburg, eingebürgerter Schweizer (1771—1848), entwickelte in seinen einst geschätzten Erzählungen farbenreichen gesunden Realismus, ebenso Peter **Hebel** in seinen kostbaren „alemannischen Gedichten“, welche der Dialektpoesie Bahn brachen. **Seume** besang die Freiheit, **Tiedge** die Unsterblichkeit, **Matthisson** und **Salis** elegische Stimmungen, welche in harmloser Weise, wie manche der oben genannten Schöpfungen, den Übergang zur romantischen Schule bezeichneten. Leider hatte die klassische Richtung auch ihre lustigen Personen neben sich, welche, wie der Exjesuit **Blumauer** in seiner travestierten „Aeneide“ und **Kortüm** in seiner „Jobsiade“, die Göttin Poesie zur Possenreißerin herabwürdigten.

Die erhabene Dichtung Goethes und Schillers war durchaus von **Philosophie** getragen, bei jenem von der Philosophie der Natur, bei diesem von derjenigen der Geschichte.

Facsimile des von Schiller in Sachen seiner Berufung zur Hebung des Berliner Theaters am 18. Juni 1804 nach Berlin gerichteten Briefes. Originalgröße. (Berlin, Kgl. Geh. Staats-Archiv.)

Mit größter Verehrung verharre

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Weimar
den 18. Juny 1804.

v Schiller

Goethe war stimmungsvoller Landschafts-, Schiller figurenreicher Historienmaler mit der Feder. Dort die Ruhe, hier die Bewegung. Goethes Dichtungen sind mit Werken der bildenden Kunst zu vergleichen, von denen sie den durchdachten Aufbau, die sorgfältige Ausfeilung, die reine Tendenz der Schönheit haben, während die humanistischen und politischen Gedanken Schillers mehr an ein klangvolles Werk der Tonkunst erinnern, das die Stimmungen der Seele in Schallwellen hinausbraust. Goethe war in allem plastischer Künstler; er mußte bilden und formen. Ihn befriedigte die Natur, wie sie sich darbot, nicht; er phantasierte aus ihr heraus, in der „Morphologie der Pflanzen", eine „Urpflanze"; er versuchte eine auf seine poetische Naturauffassung gegründete Farbenlehre und Knochenlehre, — alles Ansätze zu Kunstwerken, nicht wissenschaftliche Forschungen. Wie Winckelmann die Geschichte der alten, so begründete Goethe die der neueren Kunst durch sein Leben Benvenuto Cellinis, seine Abhandlung über Lionardo da Vincis Abendmahl, seine Mitteilungen über Winckelmann und Hackert. Der Künstler Heinrich Meyer aus Zürich war sein Berater über Fragen der Kunst. Die Kunst des Mittelalters dagegen verstand er nicht.



Während Goethe nur die Natur und die Antike als seine Lehrerinnen anerkannte, stand Schiller als Philosoph auf den Schultern Kants, dessen System er gewissermaßen durch Einfügung der Geschichte und der Kunstphilosophie ausbaute. Die allmähliche Vervollkommnung des Menschen durch den idealen Staat ist, wie der Grundgedanke der Freimaurerei, so derjenige des Nichtmaurers Schiller. Die idealen Gestalten der Dramen und Balladen unseres Dichters sind nur dann zu verstehen, wenn sie als die Menschen aufgefaßt werden, wie sie durch den idealen Staat der Zukunft, den Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen verlangte, einst verwirklicht werden sollten. Die ästhetische Erziehung des Menschen durch die Geschichte ist der rote Faden, der Schillers poetische und prosaische Werke durchzieht. Daher hat nach ihm die Kunst nicht nur die Darstellung des Schönen, sondern auch die des Wahren und Guten zum Zwecke. Durch die innige Verbindung der drei erhabensten Ideen sah er die Bahn zur Erreichung der menschlichen Ideale führen.

Leider ist dieser großartige Ideenbund weder von den Dichtern, noch von den Philo-

sophen nach Schillers frühem Ende verwirklicht worden. Beide gingen ihre eigenen Wege. Schillers geistiger Lehrer aber, Immanuel Kant, der Weise von Königsberg (1724—1804), der als Greis fast gleichzeitig starb, wie Schiller in der Blüte des Menschendaseins, hat weiter in die Zukunft hinaus gewirkt als alle seine Nachfolger. Obschon mit seinen Anfängen in der Periode der Aufklärung wurzelnd, und seine Hauptwerke vor der klassischen Zeit der beiden großen Dichter beginnend, ist er der eigentliche Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Sein erstes großes Werk, die Kritik der reinen Vernunft, erschien 1781, im Todesjahre Lessings und im Geburtsjahre der „Räuber"; sein zweites, die Kritik der praktischen Vernunft, 1787, im Todesjahre des Sturms und Drangs und im Geburtsjahre der klassischen deutschen Dichtung; sein drittes, die Kritik der Urteilskraft (Grundlage der späteren Ästhetik) 1790, zugleich mit Goethes Tasso. Seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", machte 1793, als Schiller über Anmut und Würde schrieb, den Schluß.

Kants Lehre kommt einer vollständigen Umwälzung in der Geschichte der Philosophie gleich. Er hat die alte scholastische Methode des Behauptens ohne Beweis, des Aufstellens von Hypothesen als Gesetzen, zum erstenmale durchbrochen. Dem Übersinnlichen hat er die Stellung bloßer Forderungen der praktischen Vernunft angewiesen und damit die Philosophie für immer von der Theologie getrennt, wie auch er es ist, der die Moral, d. h. die Notwendigkeit des Handelns in der Weise, daß es als Prinzip allgemeiner Gesetzgebung gelten kann, als „kategorischen Imperativ" in die Philosophie eingeführt und die Religion auf die Moral gegründet hat, nachdem bis auf ihn das Umgekehrte geschehen war.

Daß Kant zu früh gekommen, beweisen seine Nachfolger, welche das Aufstellen von Hypothesen wieder in die Philosophie eingeführt haben. Den Übergang von Kant zur völligen Herrschaft dieser Richtung vermittelte Johann Gottlieb Fichte, ein Landsmann Lessings (1762—1814). Seine Absicht, die „Kritik der praktischen Vernunft" weiter zu führen, versuchte er durch seine „Kritik aller Offenbarung", die man anfangs für ein Werk Kants hielt, zu verwirklichen. Was Kant in jenem Werke verlangte, nämlich den Glauben an das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens, das sollte nach Fichtes Ansicht, im Falle jene Ideen der Menschheit verloren gingen, durch eine „Offenbarung" ihnen wieder beigebracht werden. Er verschwieg jedoch, unter welchen Bedingungen eine solche Offenbarung als göttlich erkannt werden müsse, und das genannte Buch ist nur ein glänzendes Geistesspiel. Weit mehr als dies ist seine 1794 in Jena, als Goethe und Schiller Freunde wurden, erschienene „Wissenschaftslehre", in welcher er alles, was ist, zu dem zusammenfaßte, was er „das allgemeine, das ideale Ich" nannte, d. h. den Geist der Welt, den die Religion Gott nennt, dessen Ausfluß oder Werkzeug das individuelle Ich ist, das durch die Entwickelung der reinen Sittlichkeit mit dem idealen Ich eines wird, so daß die Außenwelt, soweit sie nicht Handlung des reinen Ich ist, wertlos und bloßer Schein wird. Es ist begreiflich, daß der großartige Kern dieser phantastisch erscheinenden Lehre für die Welt unverständlich blieb und daß Fichte als Atheist von Weimar vertrieben werden konnte, worauf er in Preußen Aufnahme fand und — einen neuen Standpunkt gewann.

Bei der Mitwelt beruhte indessen Fichtes Ruhm größtenteils auf seiner Rechts- und Staatslehre. Während der französischen Schreckensherrschaft forderte er von den Fürsten Europas die Denkfreiheit zurück und erklärte als Endzweck des Staates die Kultur der Freiheit, d. h. des Rechtes, kein Gesetz anzuerkennen, als das sich selbst gegebene. Er verteidigte die Menschenrechte, verwarf den Adel, lehrte die Trennung von Staat und Kirche, verlangte aber Einschreiten des Staates gegen gefährliche Umtriebe der Kirchen und der Einzelnen. Später kehrte er von diesen demokratischen Anwandlungen zur Monarchie und Aristokratie zurück, aber mit Vorsichtsmaßregeln gegen ihre Willkür. Am Ende des Jahr-

hunderts wurde er durch seinen „geschlossenen Handelsstaat" zum Begründer des Staats- und Kathedersozialismus. Auf der Höhe seiner politischen Anschauung werden wir ihn während der Fremdherrschaft in Deutschland wiederfinden.

Fichte stand indessen vereinzelt da, und die philosophische Welt folgte fast ohne Ausnahme der Fahne Kants. Doch gestatteten sich des letzteren Anhänger eine Menge eigenartiger Auffassungen, so der Exjesuit Reinhold, Ernst Schulze, Friedrich Bouterwek, Traugott Krug (Kants Nachfolger in Königsberg), Friedrich Fries u. a. Jena und Göttingen waren die Hauptstätten der Kantschen Lehre. Ohne Professor zu werden, bildete die letztere Christian Friedrich Krause (1781—1832) in Verbindung mit freimaurerischen Ideen weiter, indem er ein System der menschlichen Vergesellschaftungen aufstellte, das ihn zu dem Vorläufer der späteren besonneneren Reformer und Fortschrittsfreunde stempelt. Die übrigen Philosophen der ersten Zeit unseres Jahrhunderts müssen wir weiterhin in jenen Phasen des Kulturlebens erwähnen, die auf sie und auf die sie Einfluß ausübten.

Viel haben diese Philosophen alle auch über die Erziehung des Menschen nachgedacht; gewirkt aber hat für dieselbe in ihren Grundlagen, nämlich in der Erhebung der Kindesseele aus dem Naturzustande zum Geistesleben, ein schlichter, von den Feinheiten der Kultur unbeleckter Mann, dessen originelle Erscheinung sich neben den glänzenden Größen seiner Zeit seltsam genug ausnimmt. Johann Heinrich Pestalozzi, den wir meinen, aus Zürich (1746—1827), einer Familie aus Italien vertriebener Protestanten entstammend, Schüler Bodmers und Breitingers und Freund Lavaters, ist der Schöpfer der neueren deutschen Volksschule; ja sein Geist hat mehr oder minder auf alle zivilisierten Völker gewirkt. Schon 1775, zur Zeit der beginnenden Blüte des Philanthropins, gründete er auf dem Gute Neuhof im Aargau eine Erziehungsanstalt für arme Kinder. Aus den Kreisen der Aufklärung und aus der Einwirkung Rousseaus hervorgegangen wie Basedow, baute er, von diesem abweichend, in den „Abendstunden eines Einsiedlers" seine Erziehungslehre nicht auf Bücher, sondern auf das lebende Kind selbst, das er nicht mit Kenntnissen vollpfropfen, sondern aus dem er solche herausbilden wollte. Auf praktischere und faßlichere Weise kleidete er seine Grundsätze in der unsterblichen volkstümlichen Erzählung „Lienhard und Gertrud" ein, worin er nicht wie Rousseau ein Wunderkind, sondern eine Mutter als Erzieherin ihrer Kinder verherrlichte. Der Undank, den er reichlich erntete, schreckte ihn vom rastlosen Verfolgen seiner Ideen nicht ab, die sich keineswegs auf die Schule beschränkten, sondern mit ihr und durch sie auch auf Hebung des verwahrlosten Volkes hinzielten. In festere Form goß er sein System seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts in seiner Anstalt zu Burgdorf. Viel litt dasselbe unter seiner verworrenen Methode oder vielmehr unter dem Mangel an aller Methode; einseitig beruhte es auf dem Unterricht in Rechnen, Zeichnen und Sprachlehre, oder wie er sich ausdrückte, in Zahl, Form und Sprache (um Lesen und Schreiben kümmerte er sich nicht, gab keine Aufgaben, sah keine Arbeiten nach, teilte die Zeit nicht ein). Aber höhere Geister, — Fichte war einer der ersten, — erkannten den schimmernden Kern unter der rauhen Schale, und seit er in Iverdon wirkte, sammelten sich Zöglinge aller Länder Europas und solche aus der neuen Welt um ihn. Sein unpraktisches Wesen aber und die Eitelkeit seiner Gehilfen führten das Scheitern seiner Anstalt herbei, — doch nicht das seiner Ideen. Auf ihm, der ein rührendes Bild höchster Sittlichkeit ohne Wunderglauben war, haben alle pädagogischen Reformer der Neuzeit, nach verschiedenen Richtungen sein System ausbildend, weiter gebaut. Auf seiner Grundlage ruhen die Blinden- und Taubstummen-, die Besserungs- und Rettungsanstalten, die Armen- und Fortbildungs-, die Handels- und Gewerbe-, die Landwirtschafts- und Forst-, die Bürger- und Töchterschulen, vor allem aber die Volksschule der Gegenwart. Die Ersten, welche

Pestalozzis Lehre in das Leben einführten, waren der Berner Patrizier Philipp Emanuel von Fellenberg, der Gründer der damals berühmten Anstalten von Hofwil bei Bern, welche den geistigen Bedürfnissen des Menschen vom Fürstensohn bis zum armen Kinde gerecht wurden, und der von ihm herangezogene Armenvater und Lehrererzieher Wehrli. Die englische Treibhauspflanze der Bell-Lancasterschen Methode des gegenseitigen Unterrichts, welche 1804 der Lehrer Stab in Kloy (Preußen), ohne von ihren Erfindern etwas zu wissen, in Deutschland einführte, konnte der Richtung Pestalozzis keinen Eintrag thun, als deren Apostel Dinter, Denzel, Zerrenner u. a. wirkten.

Es war vollständig im Einklange mit dem Streben nach selbstloser Wiedergabe des Schönheitideals der Antike, welches sich in der Kunst und Litteratur durch Überwindung des Sturms und Drangs kundgab, daß um dieselbe Zeit das Klassische auch in der Mittelschule zu neuer Geltung gelangte, der Humanismus sich erneuerte und verjüngte, nicht in der älteren Gestalt des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, nicht mit dem einseitigen Ziele, die alten Klassiker wieder aufleben zu lassen, sondern als philologisches System. Es galt, nach zwei Seiten hin Front zu machen, gegen den Pietismus und Jesuitismus, welche beide jene Kernschriftsteller des Altertums als heidnisch fürchteten und zu beseitigen oder wenigstens zu verstümmeln oder gar durch die Kirchenväter zu ersetzen suchten, und gegen den Philanthropinismus, der zu gunsten der Aufklärung und der praktischen Kenntnisse eine gründliche klassische Bildung als veraltet beiseite setzte. Diese Bildung sollte zwar nicht allein herrschen wie bei den alten Humanisten, aber die Grundlage alles Wissens bilden. Damit trat, abgesehen von den späteren Ubertreibungen dieser Richtung, der Idealismus statt des Realismus in seine Rechte. Nicht die Sammlung von Kenntnissen sollte die Hauptsache sein, sondern die Sättigung des Geistes mit dem humanen Inhalte der ewigen Muster des Schönen, Wahren und Guten. Professor Niethammer aus Württemberg, der Gesetzgeber dieses neuen Humanismus (1766—1848) war noch in vielen Punkten seines Strebens unklar und einseitig; aber es folgten praktischere Geister seiner Fahne. Sie begannen mit der Veranstaltung neuer kritischer Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker und mit der Abfassung neuer gründlicher Wörterbücher und Sprachlehren der beiden klassischen Zungen.

Die neue Richtung war schon über ein Jahrhundert vorbereitet durch im stillen wirkende eifrige Schulmänner, wurde aber am meisten befördert durch Christian Gottlob Heyne aus Chemnitz, (1729—1812) Professor und Bibliothekar in Göttingen. Durch ihn erhielten die klassische Altertumskunde, Mythologie und Litteraturgeschichte die Keime einer Wissenschaft; seit ihm handelte es sich in der Philologie nicht mehr um das bloße Lesen und Erklären der Klassiker, sondern um die Zusammenfassung des gesamten antiken Kulturlebens zu einem großen Gesamtbilde. Auch die Reform der Gymnasien in einem freieren und edleren, auf humanistischem Geiste ruhenden Sinne und die verbesserte Einrichtung der philologischen Seminarien schreiben sich von ihm her. Seine Gesinnungsgenossen Friedrich Gedike, Ludwig Meierotto und Ferdinand Bernhardi schufen die Berliner Gymnasien zu Musteranstalten um; anderwärts war die Nachfolge langsam. Auf eine höhere Stufe führte Heynes Werk Friedrich August Wolf aus Thüringen, (1759—1824), Professor in Halle, der erste kritische Prüfer des Ursprungs der homerischen Gedichte. Was Heyne erst geahnt, das schuf Wolf: die Altertumswissenschaft als harmonisches Lehrsystem, in welchem die Geographie, Geschichte, Mythologie, Kunst-, Litteratur- und Kulturgeschichte, Münz-, Inschriften- und Denkmalskunde des klassischen Altertums ihren Platz fanden. Durch sein 1787 eröffnetes philologisches Seminar emanzipierte er die Philologie von der Theologie und erhob sie aus einer Vorbereitung zur letzteren zur selbständigen Wissenschaft. Auch

entwarf er den Studienplan der Gymnasien in der Weise, in welcher er für Deutschland im wesentlichen heute noch herrscht. Seine bedeutendsten Nachfolger waren Gottfried Hermann und August Böckh, und letzterer war so fern von philologischer Einseitigkeit, daß er offen der gleichberechtigten Behandlung der Geschichte, Mathematik und Muttersprache neben den antiken Studien an den Gymnasien das Wort redete. Alle großen Männer jener Zeit haben diesen vielseitigen Standpunkt der Versöhnung zwischen theoretischem und praktischem Wissen geteilt.

Selbst auf das Gebiet der unveränderlichen katholischen Kirche wirkte der um die Wende der Jahrhunderte waltende humane und milde Geist ein. Es handelte sich nicht mehr um die bureaukratische Maßregelung der Kirche, zu welcher der Eifer für das Landeswohl einen so edeln Geist wie Kaiser Josef II. hingerissen hatte. Im Innern der Kirche selbst traten zur Zeit des Hinsterbens des alten Reiches Tendenzen zu Tage, die, wären sie nicht gewaltsam unterdrückt worden, herrliche Früchte hätten tragen und heiße Kämpfe späterer Zeit verhüten können. Es war allerdings nur ein Bistum, aber eines der größten deutschen, Konstanz nämlich, zu dessen Sprengel der größte Teil Südwest-Deutschlands und der deutschen Schweiz gehörte, wo damals ein edler Mann und seltener Priester, Heinrich, Freiherr von Wessenberg (1774—1860), der als Stellvertreter des Erzbischofs-Koadjutors von Mainz, des toleranten und wohlthätigen, aber in der Politik schwachen Karl Theodor von Dalberg, die Verwaltung führte, den Geist eines milden und gebildeten Katholizismus geltend zu machen versuchte. Das bisherige hochfahrende Wesen der höheren gegenüber der niederen Geistlichkeit wich einer freundlichen und väterlichen Behandlung der letzteren. An die Stelle geistlosen Formendienstes trat tiefere christliche Frömmigkeit. Auf wissenschaftliche Berufsbildung der vorher vielfach unwissenden Geistlichkeit wurde ein Hauptaugenmerk gerichtet. Das Priesterseminar in Meersburg erlitt zu diesem Zwecke eine durchgreifende Umgestaltung. Um die Geistlichen zu besserer Erkenntnis ihres Berufs zu führen, wurden Pastoralkonferenzen angeordnet, welche Verbesserungen im Kirchenwesen vorschlagen durften. Preisfragen wurden ausgeschrieben und für die Bewerber um Pfründen Prüfungen eingeführt. Auch über das Volksschulwesen erstreckte der unermüdliche Wessenberg seine Thätigkeit und wies die Geistlichen an, dasselbe nicht zu beherrschen, sondern zu fördern. Er führte ferner die deutsche Sprache in den Gottesdienst ein, ließ die gesamte Gemeinde in derselben alte schöne Kirchenlieder singen und überflüssige Messen durch deutsche Verlesung und Erklärung der Evangelien nützlich ausfüllen, — alles nicht ohne Billigung des Bischofs und des Kapitels. Diesem Streben entsprach es, daß damals an verschiedenen Orten die katholische Geistlichkeit einen mildern Geist zeigte und sich selbst dem Freimaurerbunde näherte. Die Loge zu Regensburg stand unter der Leitung des gutkatholischen Fürsten von Thurn und Taxis, und unter ihren Gliedern befanden sich neben seinem ganzen Hofstate mehrere Geistliche. Auch der Erzbischof Dalberg gehörte dem Bunde an. Selbst Mönche und Nonnen schwärmten noch später für Zschokkes rationalistische „Stunden der Andacht.“ — Wie die Wessenbergische Richtung endete und was an ihre Stelle trat, werden wir weiterhin sehen.

Wie in der Dichtung, wie in der Philosophie, wie in der Schule und teilweise in der Kirche, so sah der letzte Scheidepunkt zweier Jahrhunderte auch im berückenden Reiche der Töne einen mächtigen Aufschwung zur Verwirklichung des Ideals der Klassizität, d. h. der durch Parteizwecke ungetrübten Darstellung des Schönen, Wahren und Guten. Den Schauplatz dieses Gebietes klassischen Strebens bildete das in dem Reiche der klassischen Dichtung und Wissenschaft bis dahin nicht vertretene Österreich. Hier wurde die eigentliche moderne Musik geboren; hier folgten den drei Meistern der Renaissance, Bach, Händel und

Gluck, die drei vielseitigeren Meister der neuen Klassik, Haydn, Mozart und Beethoven, die Heroen des Oratoriums, der Oper und der Symphonie.

Josef Haydn (1732—1809) ist, wie Naumann sagt, „nicht allein der Vater des musikalischen Humors, er ist zugleich der Begründer unseres heutigen Orchesters, sowie der modernen Instrumentierung..... auch der erste Meister, der uns durch seine Tongestalten zu uns selbst zurückführt und uns im eigenen Volkstum, in unserer deutschen Heimat, Einkehr halten läßt. ... und der erste Wecker eines musikalischen Verständnisses, das über unsere gebildeten Kreise hinaus bis ins kleine Bürger- und Handwerkertum zu dringen vermochte." Charakteristisch für jene Zeit ist, daß er in seiner Heimat nicht berühmt war, ehe er in England Ruhm erworben hatte. Von ihm rührt die Melodie der österreichischen Volkshymne auf Kaiser Franz her. Seine zwei größten Werke, die Oratorien „die Schöpfung" und „die Jahreszeiten", entstanden, 1779 und 1801, zur Zeit der größten Schöpfungen Schillers. Er starb, von jubelnden Huldigungen der Mitwelt umgeben, einen beneidenswerten Tod, wenn auch unter dem Kanonendonner des sein Vaterland verheerenden Krieges.

Weniger glücklich war sein jüngerer Landsmann Wolfgang Amadeus Mozart, der jung Hingeschiedene, der Rafael und Schiller unter den Tonkünstlern, geb. 1756 in Salzburg, gest. 1791 in Wien, sozusagen hingemordet von den Ränken der neidischen italienischen Musikanten, die ihn sein kurzes Leben lang verfolgten. Schon mit sieben Jahren als Wunderkind die Welt entzückend, schon mit vierzehn Kapellmeister des ihn tyrannisierenden Erzbischofs von Salzburg, schuf er seine unsterblichsten Werke, über die weiteres zu sagen überflüssig wäre: die Entführung aus dem Serail, Figaros Hochzeit, Don Juan, in noch jugendlichem Alter und im Jahre seines frühen Todes die herrlichste deutsche Oper, die „Zauberflöte", zuletzt, gleichsam für sich selbst, das erschütternde Requiem. Ohne Frage steht er an Klassizität den großen Dichtern seiner Zeit und seines Stammes am nächsten und ist der vielseitigste und genialste aller deutschen Tonmeister und wohl der größte aller Nationen.

Mozart war der Freund, Ludwig van Beethoven der Schüler Haydns. Geb. 1770 in Bonn, gest. 1827 in Wien, war er frühreif wie Mozart (schon mit vierzehn Jahren Hoforganist seines Erzbischofs, eines Bruders Kaiser Josefs, dessen Tod er in einer Trauerkantate besang), und der Anfang seiner Berühmtheit fällt in die unvergänglichen Jahre der Freundschaft Goethes und Schillers. Der herrliche Tondichter der Symphonien und einer einzigen, aber unsterblichen Oper (Fidelio) war leider in seinen späteren Jahren von Taubheit, der härtesten Prüfung eines Musikers, und von schwarzem Undank Nahestehender heimgesucht; seinen zu frühen Tod betrauerte ganz Europa. Wenn auch tief religiös, war er freisinnig wie Mozart und wie die beiden größten deutschen Dichter, freimütig selbst gegen Große und ein guter Deutscher. Mit ihm aber war die über hundertjährige „Genie-Periode" der deutschen Tonkunst an ihrem Ende angelangt.

Mit dieser Periode ging auch eine erhöhte Entwickelung im Schaffen der bildenden Künste parallel, die seit dem Auftreten Canovas und Thorwaldsens auch in Deutschland ihre Jünger fand. Im Geiste Schillers und Goethes (und mit ihnen in Verbindung stehend) arbeiteten die Maler und Bildhauer aus der Familie Nahl in Kassel. (Hektor und Andromache von Joh. August Nahl erhielt 1800 an der Ausstellung in Weimar den ersten Preis. Joh. Heinrich Dannecker aus Stuttgart (1758—1841) schuf seine Schillerbüste und seine Ariadne, Martin Wagner das Relief der Völkerwanderung für die Walhalla, Gottfried Schadow aus Berlin die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thor (das Langhans aufbaute). Ihr Wirken reichte zwar nicht in eine spätere Zeit hinein, fußt aber auf dem klassischen Geiste des Anfangs unseres Jahrhunderts.

Zu jener Zeit klassischer Thätigkeit auf allen idealen Gebieten bereitete sich auch auf dem Felde materiellen Schaffens ein merkwürdiger Umschwung vor. In allen größeren deutschen Städten griff gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein bedeutendes Streben nach Vergrößerung und Verschönerung, eine riesige Baulust Platz. Von Berlin wurde 1799 geschrieben: „Die meisten Straßen sind geräumig, breit und die Häuser selber über vier Etagen hoch. Auch an freien und offenen Plätzen mangelt es nicht. Man empfindet daher das Drückende der Luft in denselben nicht, was in Wien, Hamburg und anderen Städten, wo Menschen und Häuser so sehr auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind, das Einatmen beschwerlich macht. Die breiten Straßen und die im ganzen schöne Bauart der Häuser geben Berlin ein äußeres Ansehen, wie es wenige große Städte haben. Die Wilhelmsstraße, welche fast ganz mit Palästen bebaut ist, die Leipzigerstraße, die Linden u. s. f., sowie die vortrefflichen Plätze, der am Opernhause, der Gendarmenmarkt, der Lustgarten, der Wilhelms- und Dönhofsplatz u. s. f. erregen die Bewunderung der Fremden."

Zu dieser äußeren Pracht stand die innere Ausstattung noch lange in keinem richtigen Verhältnis. Von den Folgen des dreißigjährigen Krieges, welcher alles kunstartige Gewerbe vernichtete, hatte sich Deutschland immer noch nicht erholt. In den schönsten Häusern und Palästen waren die Geräte, soweit nicht das Ausland sie geliefert hatte, von der größten Einfachheit, ja Dürftigkeit. Die Kunst stieg nicht zu den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens herab, und das Handwerk erhob sich nicht zu künstlerischer Auffassung. Eine Ausnahme bildeten noch die Gold- und Silberschmiede von Augsburg, Nürnberg u. a., die jedoch schönere Werke meist nur für die Höfe und Kirchen zu liefern hatten, die Bernsteinarbeiter in Preußen, Holzschnitzer an verschiedenen Orten, Verfertiger von Ledertapeten in jenen beiden Städten, von Papiertapeten in Leipzig, die Schwarzwälder Uhrenmacher, die Weber und Sticker von St. Gallen und Umgegend u. s. f. Als Stil herrschte das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch das Rokoko, nur bisweilen etwas beeinträchtigt durch den zur Mode werdenden chinesischen Geschmack, bis zur Zeit der französischen Revolution die Rückkehr zur reinen Antike zu überwiegen begann.

Im ganzen indessen verfiel das Handwerk mehr und mehr. Die schon erwähnte, im Jahre 1731 durch den Reichstag vollendete Aufhebung der unehrlichen Stände mit Ausnahme desjenigen der Scharfrichter (s. Bd. I, S. 298), womit die Zulassung der früher unehrlichen Leute zu den Zünften ausgesprochen war, verbunden mit der Vielregiererei des aufgeklärten Despotismus, der den Zünften ihre alten Vorrechte nahm und sie einer staatlichen Aufsicht unterwarf, untergrub das Zunftwesen, welches nicht mehr die Kraft hatte, sich zu neuen Gedanken und Einrichtungen zu erheben. Die Einwirkung der französischen Revolution in Deutschland gab ihm vollends den Todesstoß, und die Gewerbefreiheit trat in ihre Kindheit. Schon vor ihr aber hatten die Maschinen ihren Einzug in Deutschland gehalten, doch ohne hier noch von ferne mit ihren Leistungen in England und Frankreich Schritt halten zu können. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts indessen mehrten sich die Fabriken und begann ein Fortschreiten in technischer Beziehung, das später einen immer beschleunigteren Gang annahm.

Wie im Geräte, so nahm auch in der Tracht der antike Geschmack zu Anfang unseres Jahrhunderts immer mehr überhand, d. h. was man nach französischem Vorbilde darunter verstand, eine hochangebrachte Taille ohne Schnürbrust und Reifrock bei den Damen. In der Männertracht des Friedens ließ sich freilich nichts von antikem Wesen bemerken; vielmehr erweiterte der Frack, dieser Gipfel moderner Geschmacklosigkeit, seine Eroberungen, während dagegen in den Heeren ein dem antiken sich nähernder Helm vermehrten Eingang fand.

Gluck, die drei vielseitigeren Meister der neuen Klassik, Haydn, Mozart und Beethoven, die Heroen des Oratoriums, der Oper und der Symphonie.

Josef Haydn (1732—1809) ist, wie Naumann sagt, „nicht allein der Vater des musikalischen Humors, er ist zugleich der Begründer unseres heutigen Orchesters, sowie der modernen Instrumentierung..... auch der erste Meister, der uns durch seine Tongestalten zu uns selbst zurückführt und uns im eigenen Volkstum, in unserer deutschen Heimat, Einkehr halten läßt.... und der erste Wecker eines musikalischen Verständnisses, das über unsere gebildeten Kreise hinaus bis ins kleine Bürger- und Handwerkertum zu dringen vermochte." Charakteristisch für jene Zeit ist, daß er in seiner Heimat nicht berühmt war, ehe er in England Ruhm erworben hatte. Von ihm rührt die Melodie der österreichischen Volkshymne auf Kaiser Franz her. Seine zwei größten Werke, die Oratorien „die Schöpfung" und „die Jahreszeiten", entstanden, 1779 und 1801, zur Zeit der größten Schöpfungen Schillers. Er starb, von jubelnden Huldigungen der Mitwelt umgeben, einen beneidenswerten Tod, wenn auch unter dem Kanonendonner des sein Vaterland verheerenden Krieges.

Weniger glücklich war sein jüngerer Landsmann Wolfgang Amadeus Mozart, der jung Hingeschiedene, der Rafael und Schiller unter den Tonkünstlern, geb. 1756 in Salzburg, gest. 1791 in Wien, sozusagen hingemordet von den Ränken der neidischen italienischen Musikanten, die ihn sein kurzes Leben lang verfolgten. Schon mit sieben Jahren als Wunderkind die Welt entzückend, schon mit vierzehn Kapellmeister des ihn tyrannisierenden Erzbischofs von Salzburg, schuf er seine unsterblichsten Werke, über die weiteres zu sagen überflüssig wäre: die Entführung aus dem Serail, Figaros Hochzeit, Don Juan, in noch jugendlichem Alter und im Jahre seines frühen Todes die herrlichste deutsche Oper, die „Zauberflöte", zuletzt, gleichsam für sich selbst, das erschütternde Requiem. Ohne Frage steht er an Klassizität den großen Dichtern seiner Zeit und seines Stammes am nächsten und ist der vielseitigste und genialste aller deutschen Tonmeister und wohl der größte aller Nationen.

Mozart war der Freund, Ludwig van Beethoven der Schüler Haydns. Geb. 1770 in Bonn, gest. 1827 in Wien, war er frühreif wie Mozart (schon mit vierzehn Jahren Hoforganist seines Erzbischofs, eines Bruders Kaiser Josefs, dessen Tod er in einer Trauerkantate besang), und der Anfang seiner Berühmtheit fällt in die unvergänglichen Jahre der Freundschaft Goethes und Schillers. Der herrliche Tondichter der Symphonien und einer einzigen, aber unsterblichen Oper (Fidelio) war leider in seinen späteren Jahren von Taubheit, der härtesten Prüfung eines Musikers, und von schwarzem Undank Nahestehender heimgesucht; seinen zu frühen Tod betrauerte ganz Europa. Wenn auch tief religiös, war er freisinnig wie Mozart und wie die beiden größten deutschen Dichter, freimütig selbst gegen Große und ein guter Deutscher. Mit ihm aber war die über hundertjährige „Genie-Periode" der deutschen Tonkunst an ihrem Ende angelangt.

Mit dieser Periode ging auch eine erhöhte Entwickelung im Schaffen der bildenden Künste parallel, die seit dem Auftreten Canovas und Thorwaldsens auch in Deutschland ihre Jünger fand. Im Geiste Schillers und Goethes (und mit ihnen in Verbindung stehend) arbeiteten die Maler und Bildhauer aus der Familie Nahl in Kassel. (Hektor und Andromache von Joh. August Nahl erhielt 1800 an der Ausstellung in Weimar den ersten Preis. Joh. Heinrich Dannecker aus Stuttgart (1758—1841) schuf seine Schillerbüste und seine Ariadne, Martin Wagner das Relief der Völkerwanderung für die Walhalla, Gottfried Schadow aus Berlin die Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thor (das Langhans aufbaute). Ihr Wirken reichte zwar nicht in eine spätere Zeit hinein, fußt aber auf dem klassischen Geiste des Anfangs unseres Jahrhunderts.

Zu jener Zeit klassischer Thätigkeit auf allen idealen Gebieten bereitete sich auch auf dem Felde materiellen Schaffens ein merkwürdiger Umschwung vor. In allen größeren deutschen Städten griff gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein bedeutendes Streben nach Vergrößerung und Verschönerung, eine riesige Baulust Platz. Von Berlin wurde 1799 geschrieben: „Die meisten Straßen sind geräumig, breit und die Häuser selber über vier Etagen hoch. Auch an freien und offenen Plätzen mangelt es nicht. Man empfindet daher das Drückende der Luft in denselben nicht, was in Wien, Hamburg und anderen Städten, wo Menschen und Häuser so sehr auf einen kleinen Raum zusammengedrängt sind, das Einatmen beschwerlich macht. Die breiten Straßen und die im ganzen schöne Bauart der Häuser geben Berlin ein äußeres Ansehen, wie es wenige große Städte haben. Die Wilhelmsstraße, welche fast ganz mit Palästen bebaut ist, die Leipzigerstraße, die Linden u. s. f., sowie die vortrefflichen Plätze, der am Opernhause, der Gendarmenmarkt, der Lustgarten, der Wilhelms- und Dönhofsplatz u. s. f. erregen die Bewunderung der Fremden.“

Zu dieser äußeren Pracht stand die innere Ausstattung noch lange in keinem richtigen Verhältnis. Von den Folgen des dreißigjährigen Krieges, welcher alles kunstartige Gewerbe vernichtete, hatte sich Deutschland immer noch nicht erholt. In den schönsten Häusern und Palästen waren die Geräte, soweit nicht das Ausland sie geliefert hatte, von der größten Einfachheit, ja Dürftigkeit. Die Kunst stieg nicht zu den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens herab, und das Handwerk erhob sich nicht zu künstlerischer Auffassung. Eine Ausnahme bildeten noch die Gold- und Silberschmiede von Augsburg, Nürnberg u. a., die jedoch schönere Werke meist nur für die Höfe und Kirchen zu liefern hatten, die Bernsteinarbeiter in Preußen, Holzschnitzer an verschiedenen Orten, Verfertiger von Ledertapeten in jenen beiden Städten, von Papiertapeten in Leipzig, die Schwarzwälder Uhrenmacher, die Weber und Sticker von St. Gallen und Umgegend u. s. f. Als Stil herrschte das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch das Rokoko, nur bisweilen etwas beeinträchtigt durch den zur Mode werdenden chinesischen Geschmack, bis zur Zeit der französischen Revolution die Rückkehr zur reinen Antike zu überwiegen begann.

Im ganzen indessen verfiel das Handwerk mehr und mehr. Die schon erwähnte, im Jahre 1731 durch den Reichstag vollendete Aufhebung der unehrlichen Stände mit Ausnahme desjenigen der Scharfrichter (s. Bd. I, S. 298), womit die Zulassung der früher unehrlichen Leute zu den Zünften ausgesprochen war, verbunden mit der Vielregiererei des aufgeklärten Despotismus, der den Zünften ihre alten Vorrechte nahm und sie einer staatlichen Aufsicht unterwarf, untergrub das Zunftwesen, welches nicht mehr die Kraft hatte, sich zu neuen Gedanken und Einrichtungen zu erheben. Die Einwirkung der französischen Revolution in Deutschland gab ihm vollends den Todesstoß, und die Gewerbefreiheit trat in ihre Kindheit. Schon vor ihr aber hatten die Maschinen ihren Einzug in Deutschland gehalten, doch ohne hier noch von ferne mit ihren Leistungen in England und Frankreich Schritt halten zu können. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts indessen mehrten sich die Fabriken und begann ein Fortschreiten in technischer Beziehung, das später einen immer beschleunigteren Gang annahm.

Wie im Geräte, so nahm auch in der Tracht der antike Geschmack zu Anfang unseres Jahrhunderts immer mehr überhand, d. h. was man nach französischem Vorbilde darunter verstand, eine hochangebrachte Taille ohne Schnürbrust und Reifrock bei den Damen. In der Männertracht des Friedens ließ sich freilich nichts von antikem Wesen bemerken; vielmehr erweiterte der Frack, dieser Gipfel moderner Geschmacklosigkeit, seine Eroberungen, während dagegen in den Heeren ein dem antiken sich nähernder Helm vermehrten Eingang fand.



Münchener Leben um die Wende des 18. Jahrhunderts: Der Bockkeller.

Fünfter Abschnitt.

Fremdherrschaft und Romantik.

Während die deutsche Wissenschaft, Dicht- und Tonkunst in einem vorher nicht dagewesenen Grade blühte, wurde Deutschland von den Geißeln des Krieges in eben dem Maße heimgesucht, wie in den Zeiten der beiden nach der Zahl ihrer Jahre benannten gräßlichen Völkerkämpfe, — erst nur im Westen, seit der Auflösung des tausendjährigen Reiches aber in seinem vollen Umfange. Diese Umstände begünstigten neuerdings das Räuberunwesen. Überall wo der Krieg wütete, waren ungeheure Bünde von Räubern und Dieben mit fester Organisation verbreitet. Den meisten Schrecken verbreitete seit 1790 die „niederländische" Räuberbande, die sich wieder in die brabantische, holländische und Mersener Hauptbande und in kleinere Banden verzweigte, die sich bis in den äußersten Süden und bis in den Osten Deutschlands verbreiteten. Das Grenzdorf Mersen an der Maas bildete ihr Hauptquartier; dort war die große Niederlage geraubter Güter, und der Aberglaube wähnte, der Teufel trage dort alles zusammen, und nannte daher die Räuber „Bocksreiter". Unter ihnen waren namentlich die Juden stark vertreten, denen der Patriarch der Bande, Jakob Moyses und die berüchtigten Räuberführer Picard und Bosbeck angehörten. Von Christen haben sich unter diesen Banden der sogenannte „Schinderhannes" (Johann Bückler) und der „schwarze Peter" einen gefürchteten Namen gemacht. Diese Unmenschen verübten die scheußlichsten Grausamkeiten an ihren Opfern, peitschten entkleidete Frauen und Mädchen halb tot, zwickten sie mit glühenden Zangen, hängten Greise auf, schnitten Kindern die Ohren ab, — alles, um diese Personen oder ihre Angehörigen zur Auslieferung ihrer Habe zu zwingen, und ergaben sich dabei den schamlosesten Ausschweifungen und dem maßlosesten Trunke. Man zählte sie nach Tausenden. Waldgegenden, wie der Spessart, die Rhön u. a. waren ebenso unsicher wie die Abruzzen. In der Kurmark brannte der schreckliche Peter Horst 45 Ortschaften nieder, wobei viele Menschen umkamen. Die Behörden standen in fortwährendem Kampfe mit diesem Gesindel. Im Jahre 1800 wurden Franz Bosbeck und sieben Genossen im Haag gehängt, 1803 Schinderhannes in Mainz guillotiniert, 1812 bei Heidelberg vier Führer einer Bande, welcher 266 Einbrüche und Raubanfälle zur Last lagen, enthauptet, 1813 Horst und seine Beihälterin in Berlin hingerichtet. Erst nach dem Frieden von 1815 konnten die Raubbanden unterdrückt werden, lebten aber teilweise als Gaunerbanden fort, deren einer 1825 in der Schweiz der Prozeß gemacht wurde, bei dem zwölfhundertfünfundfünfzig Diebstähle in Frage kamen und der drei Anführer auf das Schafott brachte. In dem Gaunerprozeß des Jahres 1831, der in Berlin gegen Moses Levi Löwenthal und seine Genossen, zusammen gegen fünfhundertzwanzig Personen geführt wurde, denen über achthundert Verbrechen mit einem Schadensbetrage von 210 000 Thalern zur Last lagen,

wurde auf 1264 Jahre Zuchthaus und 1380 Hiebe, in zweiter Instanz noch auf 858 Jahre und 1060 Hiebe erkannt.

Solche Zustände waren die Früchte eines Systems unaufhörlicher Kriegführung, das über zwei Jahrzehnte lang Europa verwüstet hat und in mehr als seiner zweiten Hälfte das Werk eines Mannes war, den man für einen Helden und Völkerbeglücker gehalten hat, während er nur ein Verbrecher im großen war, der in seinem eigenen Lande alle Freiheit, in den von ihm eroberten Ländern alle nationale Selbstbestimmung auf die brutalste Weise unterdrückt und mit Füßen getreten hat, — das Werk Napoleon Buonapartes.

Als der corsische Abenteurer sich an die Spitze des Staates schwang, dann sich durch erzwungene und gefälschte Volksabstimmungen zum lebenslänglichen Konsul und endlich zum erblichen Kaiser ernennen ließ, gehörte auch das deutsche Land am linken Rheinufer zu seinem Reiche, und es rechtfertigt sich daher, einen Blick auf letzteres und seine Zustände zu werfen. Die den Titel eines gesetzgebenden Körpers führende Versammlung wurde vom Senate gewählt, der sich selbst ergänzte, nachdem sein Kern von den Konsuln ernannt worden war, unter dem Kaisertum aber völlig vom Kaiser eingesetzt. Die Mitglieder der Gemeindebehörden wurden sämtlich von der Regierung gewählt. Diese letztere bestimmte auch, welche Zeitungen und Bücher zu dulden waren und welche nicht; sie sandte eigenmächtig Bürger, welche ihr gefährlich schienen, nach dem mörderischen Klima von Cayenne, ernannte außerordentliche Gerichte, überwachte die Bildung der Geschworenenlisten, verhaftete nach Belieben, errichtete acht neue „Bastillen“ statt der einen alten und unterhielt im ganzen Reiche Spione, von denen es in allen öffentlichen Lokalen und auf allen Spaziergängen wimmelte. Sie ernannte die Bischöfe und gab, um den Papst zu gewinnen, die Rechte der gallikanischen Kirche preis. Der Adel im Mutterlande und die Negersklaverei in den Kolonien wurden wieder hergestellt. Die höheren Schulen wurden in militärische Uniformität gepreßt, während die niederen vernachlässigt wurden. Noch 1857 war beinahe ein Drittel der französischen Soldaten des Lesens und Schreibens unkundig; wie muß es erst ein halbes Jahrhundert früher ausgesehen haben?

Im ganzen Reiche griff die niedrigste Schmeichelei Platz. Auch in deutschen Städten, wie Aachen, Köln, Mainz, welche der neue Kaiser besuchte, der die Keckheit hatte, sich als den Nachfolger der alten Kaiser auszugeben, wurde ihm geschmeichelt. Es wurde ein katholischer Katechismus verfaßt und in den deutschen Teilen des „neufränkischen“ Reiches auch in der mißhandelten deutschen Sprache verbreitet, in welchem u. a. folgende Blasphemien standen: „Welches sind die Pflichten der Christen gegen die Fürsten, welche sie regieren; und welches sind im besondern unsere Pflichten gegen Napoleon I., unsern Kaiser? Antwort: Die Christen schulden den Fürsten, welche sie regieren, und wir im besondern unserm Kaiser Napoleon die Liebe, die Achtung, den Gehorsam, die Treue, den Militärdienst (!), die zur Erhaltung und Verteidigung des Kaiserreichs und seines Thrones verordneten Steuern (!), wir schulden ihm auch heiße Gebete (!!) für sein Heil und für das geistige und weltliche Gedeihen des Staates. — Warum sind wir zu allen diesen Pflichten gegen unsern Kaiser angehalten? Antwort: Weil Gott, welcher die Reiche schafft, und sie nach seinem Willen verteilt, indem er unsern Kaiser mit Geschenken im Frieden und Krieg (!) überhäuft, ihn als unsern Souverän aufgestellt, ihn zum Diener seiner Macht und zu seinem Bilde auf Erden (!) gemacht hat. Unsern Kaiser ehren und ihm dienen, heißt daher Gott ehren und ihm dienen (!!). — Was muß man von jenen denken, welche ihre Pflicht gegen unsern Kaiser nicht erfüllen? Antwort: Nach dem Apostel Paulus widerstreben sie der von Gott selbst eingesetzten Ordnung und machen sich der ewigen Verdammung würdig (!).“ — —

Es war noch kein Jahr seit der Kaiserkrönung des corsischen Emporkömmlings verflossen,

als derselbe zum ersten Male den Rhein, früher Deutschlands Stolz, damals dessen Grenze, überschritt und damit die Ereignisse eröffnete, welche dem alten deutschen Reich ein Ende machten. Westdeutschland war ihm bereits ergeben, Preußen halb gewonnen; es sollte nun das widerstrebende Österreich gezüchtigt werden. Die Fremdherrschaft in Deutschland hatte damit begonnen; die elenden Zustände des alten Reiches hatten dem neuen selbst die Wege gebahnt. Der Heuchler schrieb an seinen Bruder: „Mein Herz blutet vor Schmerz, wenn ich an die Leiden denke, die aus diesem Kriege hervorgehen werden; aber Gott weiß, ich bin daran unschuldig.“ Unschuldig war er nicht, aber vorläufig unüberwindlich. Österreich, dessen stolzes Wien die Franzosen besetzten, in dessen Schloß Schönbrunn Napoleon der Welt Gesetze gab, erlag bei Austerlitz und verlor Tirol und die Adria; Württemberg und Bayern, später auch Sachsen, wurden Königreiche von Frankreichs Gnaden, das am rechten Rheinufer durch das „Großherzogtum Berg“ unter dem Schenkwirtssohne Murat Fuß faßte: Deutschlands Name wurde vernichtet, 1806 ein Rheinbund mit Ausschluß Preußens und Österreichs gegründet, und der letzte „römisch-deutsche“ Kaiser Franz II., der sich in Voraussicht neuer Zeiten bereits seit 1804 „Kaiser von Österreich“ nannte, verzichtete ganz im stillen auf die alte Kaiserwürde. Preußen, welches noch die Schöpfung Friedrichs des Großen zu sein glaubte, aber unter dessen Nachfolger entartet war und alle Reformen versäumt hatte, unterlag in den Unglücksschlachten von Saalfeld, Jena und Auerstädt. Entmutigung, Unfähigkeit und Verrat wetteiferten, die Festungen Preußens dem Landesfeinde zu überliefern, — nur wenige Heerführer erhielten ihren Namen und ihre Ehre rein, — Blücher, L'Estocq, Gneisenau, Schill, und der wackere Joachim Nettelbeck erprobte in Kolberg deutsche Bürgertugend. Napoleon war in Berlin, die Franzosen waren bis zur Ostsee verbreitet, Deutschland lag zu ihren Füßen, verraten bei Tilsit von dem schwachen Zaren Alexander I. um den Preis einer vorgespiegelten Teilung der Weltherrschaft. Der Sieger erfand ein „Königreich Westfalen“, um im Herzen Deutschlands durch seinen jüngsten Bruder Jerome festen Fuß zu behalten, und ein „Herzogtum Warschau“, sowie eine „Republik Danzig“, um das verhaßte, gedemütigte Volk auch von Osten her zu umfassen.

So konnte der Unterdrücker 1808 die Glanztage von Erfurt als thatsächlicher Herr Deutschlands, als Mitherrscher des Zaren über Europa feiern, umgeben von dienstbeflissenen Königen und Fürsten. So konnte er die Befriedigung in sich tragen, daß Deutschland außerhalb Österreichs und Preußens, der sogenannte Rheinbund, in einer Verblendung ihm ergeben war, die uns heute unbegreiflich erscheint, und sich sogar der Niederlagen freute, welche die beiden, nun auf sich selbst gestellten deutschen Großstaaten erlitten hatten, in denen jener Knechtssinn wenig vorkam, vielmehr der Haß gegen den Erbfeind tiefe und immer tiefere Wurzeln schlug. Die Rheinbundsstaaten wurden förmliche Abklatsche des napoleonischen Frankreichs; ruhig ließ man alle Unterdrückung hingehen, weil sie mit schönen Redensarten übertüncht war. Wer es wagte, diesen nicht zu trauen, war der Verfolgung als Hochverräter sicher. Das Schicksal des Nürnberger Buchhändlers Palm, welcher wegen des Verlags der Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ (26. August 1806) ohne Recht und Gesetz zu Braunau erschossen wurde, schreckte von weiteren Versuchen freien Wortes ab. Spione verfügten wie in Frankreich über Ehre, Eigentum, Freiheit und Leben deutscher Männer und Frauen. Dem Eroberer mußte Gut und Blut der Rheinbundstaaten hingeopfert werden. Not und Elend wuchsen von Tag zu Tag, wofür die „Aufklärung“, welche die französische oder französelnde Herrschaft im Kirchen- und Schulwesen zur Schau trug, und sogar die Aufhebung der Leibeigenschaft nur einen ärmlichen Ersatz boten. Daß die Feinde des Fortschritts und der Gedankenfreiheit der neuen Ordnung der Dinge den

meisten Widerstand leisteten, schuf ihr bei den Freisinnigen um so mehr Anhang und machte sie gegen ihren Druck unempfindlich. Die Verbindung von Fortschritts- und Vaterlandsliebe war noch nicht gefunden und sollte leider noch lange nicht gefunden werden. Der ehemalige Illuminat Graf Montgelas, ein eingewanderter Savoyarde, knebelte Bayern im Sinne des aufgeklärten Despotismus. In Württemberg erneuerten sich unter Friedrich I. die Tyrannenlaunen Karl Eugens (siehe oben S. 291); unter seinem Schwiegersohn Jerome Bonaparte in Kassel regierte die Liederlichkeit, und Franzosen der zweifelhaftesten Art beuteten das Land aus, während Deutsche sich dazu hergaben, ihnen Schergendienste zu leisten. Die Schmach erreichte ihren Gipfel, als der sich so nennende neue Cäsar (1810) wie schon vorher Holland, so nun auch, in blutigem Hohne auf alle Begriffe von Nationalität und Freiheit, und selbst auf die französische Phrase von der Rheingrenze, — die drei Hansastädte und das zwischen ihnen liegende Nordseegebiet mit dem französischen Reiche vereinigte und Marschall Davoust in Hamburg die unerträglichsten Zeiten römischer Prokonsuln erneuerte. Diese Maßregel stand im engsten Zusammenhange mit der Handelssperre des europäischen Festlandes, welche dem erbittertsten und standhaftesten Feinde Napoleons, England, die Lebensadern unterbinden sollte. Unaufhörlich sah man an allen Orten, wohin sich ungeachtet drakonischer Maßregeln englische Waren verirrt hatten, und durch die Spione der französischen Polizei aufgespürt wurden, Scheiterhaufen auflodern, welche zu Asche verbrannten, was der Weltherrscher Kontrebande zu nennen die Laune hatte. Unsägliches Elend war die Folge, und dies war es, was endlich die Deutschen zu vaterländischem Sinne zwingen sollte.

Ohne die materielle Not wäre es vielleicht nie zu einer Erhebung der damaligen Deutschen gekommen, ehe Napoleon durch andere Kräfte gestürzt worden wäre; aber auch die materielle Not hätte nicht zu jenem Ziele geführt ohne gleichzeitige ideale Bestrebungen, welche der Bewegung einen höhern Inhalt und Schwung verliehen. Welches dieser Inhalt war, das lag in der Zeit und in den Zeitgenossen begründet. Wir haben gesehen, daß die Schreckenszeit der französischen Revolution in den höher organisierten Geistern Deutschlands eine tief greifende Abneigung gegen revolutionäre Tendenzen überhaupt pflanzte und nährte, wogegen Herder und Jean Paul mit ihrer Hinneigung zu revolutionären Sympathien nicht aufkommen konnten, — so daß Goethes und Schillers erhabenste Schöpfungen, soweit es die Darstellung des reinen Ideals überhaupt zuließ, einen wesentlich konservativen Charakter erhielten. Vom Konservativismus zur Reaktion ist aber bei untergeordneteren Talenten kein weiter Schritt; was man zu erhalten wünscht, das ist man gerne versucht, so zu befestigen, daß es durch keine Bewegung zu beseitigen ist. Schon vor der Revolution des Nachbarlandes war diese Richtung vorhanden; wir haben gesehen, daß neben dem Sturm und Drang über die Aufklärung hinaus, wie er sich in Goethes und Schillers Jugendwerken kundgab, auch ein Sturm und Drang gegen die Aufklärung sich in Hamann, Lavater, Claudius u. a. geltend machte. Das Wüten der Schreckensmänner gegen alle Religion stärkte in deutschen Kreisen das religiöse Gefühl so sehr, daß es ein reaktionäres wurde. Aus den Tyrannenhassern wurden in den Brüdern Stolberg Betbrüder, und so ging es noch anderen. Die reine und erhabene Klassik des Faust, Hermanns und Dorotheas, Wallensteins u. s. w. war dünn gesäet; zwischen Goethe und Schiller, Kant und Fichte und ihrer Nation gähnte eine tiefe Kluft, die kein anderer Dichter oder Philosoph zu überbrücken vermochte. Als daher Schiller allzufrüh starb, zu einer Zeit, da Goethes klassische Schaffenskraft bereits ihr Ende erreicht hatte, und es an ebenbürtigen Nachfolgern der Dioskuren weit hinab auf der Stufenleiter der Talente fehlte, da bewirkte der Haß gegen die Revolution und gegen die durch sie erzeugte, immer näher kommende und immer fühlbarer werdende Fremdherrschaft unter den deutschen Schriftstellern ein Überwiegen politischer, philosophischer und religiöser Tendenzen,

die geradezu nach dem Mittelalter zurückstrebten, d. h. nach dem, was man damals so nannte; denn das wirkliche Mittelalter kannte man nicht. Wie früher nach vorwärts, so gab es jetzt einen Sturm und Drang nach rückwärts. Die klassische Richtung hatte wohl das Gefallen an der schönen Form befördert; den hohen Geist konnte sie nicht verleihen, wo seine Bedingungen fehlten. Wie die früheren Stürmer und Dränger nach Geist gestrebt und die Form verachtet hatten, so huldigten die neuen, die man nun aber **Romantiker** hieß, mit sehr ungleichem Erfolge der Form, ohne ihr den Geist einimpfen zu können. Der Grundgedanke der Romantiker war: aus der unbefriedigenden Gegenwart sich in eine schönere Vergangenheit hineinzuträumen, und zwar nicht in Befolgung der Regeln, die sie darüber selbst aufstellten, sondern in der Art, wie es jedem von ihnen gerade beliebte.



Gruppe aus dem Relieffries von Geyer in der Nationalgalerie zu Berlin.
Königin Luise. Friedrich Wilhelm III. Schleiermacher. Fichte. Hegel. Gauß.

Die Grundlage dieser Richtung findet sich leicht in der Philosophie **Fichtes**. Dieselbe vereinigte alles Sein und Denken im Ich, das demnach alles von sich abhängig machte. Allerdings verstand Fichte unter diesem Ich ein allgemeines, alles umfassendes; da aber ein solches schwer faßbar ist, so setzten die Romantiker das subjektive Ich, das Ich jedes Einzelnen, an seine Stelle, und jeder Einzelne konnte daher mit dem Ganzen schalten und walten, wie ihm gut dünkte. Die Romantiker suchten in der Poesie nicht darzustellen, was nach Erfahrung und Anerkennung der vorgeschrittenen und gebildeten Menschheit schön **war**, sondern was jedem von ihnen schön **erschien**.

Soweit in der Dichtkunst. Aber die romantische Schule beschränkte sich nicht auf diese, sondern sah eine ihrer hauptsächlichen Aufgaben in einer Auffassung der **Religion**, wie sie dem sehr verbreiteten Widerstande gegen die irreligiösen Tendenzen der Revolution entsprach. Eine Rückkehr zu einem tiefern Gottesglauben, als es jener der Aufklärung gewesen,

lag gewissermaßen in der Luft, und diesem Ziele kam die spätere Gestalt der Philosophie Fichtes sowohl, als die Lehre seines Nachfolgers in Jena, Schelling, entgegen.

In Fichtes späteren Jahren nämlich trat an die Stelle seiner moralischen Weltordnung eine pantheistische Gottheit. Er wurde religiös und christlich und fand sein Evangelium in dem des Johannes, dessen „Fleischwerdung des Wortes" er aber nicht ausschließlich auf Christus, sondern auf jeden sich völlig an Gott hingebenden Menschen bezog. So wurde sein System ein mystisches, und ein solches war auch das seines Schülers Friedrich Wilhelm Josef Schelling aus Württemberg (1775—1854), der dasselbe allerdings oft änderte, aber nicht, ohne daß sich der Hervorgang einer Phase aus der andern erklären ließe. Schelling führte die Natur in die deutsche Philosophie ein. Er nannte sie den sichtbaren Geist, wie den Geist die unsichtbare Natur, und fand die Einheit beider in der Weltseele, deren höchste Äußerung er in der Kunst erblickte. In der Verschmelzung mit Philosophie und Poesie sah er die höchste Entwickelung der Religion. Es war unvermeidlich, daß bei dieser Auffassung, und zwar in rascher Zeitfolge, das Ideale immer mehr überwog und das Reale zurücktrat. Schon 1804 ließ er in der Schrift „Philosophie und Religion" die Welt durch einen Abfall von Gott entstehen und stellte als Ziel der Geschichte die vollendete Offenbarung Gottes hin. Und so ging es weiter; bereits 1809 war für ihn die Schwärmerei die wahre Wissenschaft und Jakob Böhm der größte Philosoph! Endlich versank er geradezu in die Verherrlichung des Aberglaubens und damit in die Feindschaft gegen jede Forschung.

Nicht soweit in der Reaktion, aber weit genug in Schwärmerei und Phrasenhaftigkeit ging der protestantische Theolog Friedrich Daniel Schleiermacher (geb. 1768 in Breslau, seit 1796 Prediger und später Professor in Berlin, † 1834). Seine 1799 großes Aufsehen erregenden „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", wie seine späteren Schriften lehrten die Einheit des Menschen mit Gott in solch, wenn auch klassischer, doch unklarer Sprache, daß daraus der höchste Freisinn, wie die tiefste Dogmenverehrung herauszulesen und herauszudeuten war.

Schelling und Schleiermacher standen in engster Verbindung mit den Romantikern, welche aus ihren unklaren Lehren die höchst klare Folgerung zogen, daß die Phantasie allmächtig, ihre Willkür schrankenlos sei. Wie Schelling alles Mögliche in die Natur hineinzudeuten und „hineinzugeheimnissen" sich bemühte, so brachten sie alles Denkbare in die Poesie und schufen in ihr künstliche Geheimnisse, die sie der Natur abzulauschen behaupteten. So war es für sie anfangs ein Geheimnis, das aber immer offenbarer wurde, daß die wahre Religion, in welcher sich nach Schellings Lehre Philosophie und Poesie verschmelzen sollten, keine andere als die des geliebten und zurückersehnten Mittelalters, nämlich die alleinseligmachende römisch-katholische mit ihrem bestechenden Kult sei. Die echten Romantiker zu Anfang unseres Jahrhunderts wurden entweder katholisch oder liebäugelten mit der römischen Kirche, in welcher sie die gesuchte Einheit des Lebens, Fühlens, Dichtens und Strebens erblickten, — natürlich ohne die wahre Geschichte der Kirche zu berücksichtigen oder auch nur zu kennen. Das war für sie die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, die wundervolle Märchenwelt, die in der alten Pracht aufsteigen" sollte. In dem Streben, sich allem Zwang zu entziehen, den sie in der Hoheit der klassischen Dichtung witterten, und voller Freiheit entgegenzufliegen, verirrten sie sich in die Fesseln des Glaubens und merkten nicht, daß sie gefangen waren.

Die Kriegszeit und Fremdherrschaft, welche die Gemüter bedrückte, pflanzte eine äußerste Zerfahrenheit im geistigen Leben Deutschlands, eine Verzweiflung an der Zukunft, eine Versenkung in das innere Leben des Ich, d. h. in thatloses Träumen. Während die Durch-

Facsimile von Friedrich Schlegel's Niederschrift seines Gedichtes „Gelübde". Originalgröße.

(Im Besitz des Herrn Landgerichts-Direktors Lessing in Berlin.)

Wer hält, wenn frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an deinem Bilde?
Wo [illegible] kraftvoll die Natur sich regt
Durch deine Waldgefilde,
Da blüht der Fleiß, dem Mut zur Qual,

In deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
~~Es schafft ein weiser tiefer Sinn~~
Es schafft ein weiser, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotten jeder der Gefahr,
Die Freiheit ruft uns allen.
So will's das Recht und es bleibt wahr
Wie auch die Loose fallen.
Ja sinken wir der Uebermacht
So wollen wir doch zur ewgen Nacht
Glorreich hinüber wallen.

schnittsmenschen über Kotzebues Stücke lachten oder sich von Heinrich Lafontaines langweiligen Romanen zu Thränen rühren ließen, fühlte die Elite der Gesellschaft ein angenehmes Prickeln beim Lesen der buntschillernden Seifenblasen des romantischen Gaukelspiels.

Die drei Häupter der romantischen Schule waren Ludwig Tieck (1773 Berlin — 1853 Dresden) als Dichter, August Wilhelm Schlegel (1767 Hannover — 1845 Bonn) als Übersetzer und sein Bruder Friedrich Schlegel (1772 Hannover — 1829 Dresden) als Ästhetiker. Ein Jahr nach Schellings Auftreten, im nämlichen Jahre wie Schleiermachers „Reden", stellten zugleich Tieck und Friedrich Schlegel die ästhetischen Theorien der Romantik auf, wobei den erstern sein Freund, der schon ein Jahr vorher früh gestorbene Wackenroder, Verfasser der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", unterstützt hatte, und im nämlichen Jahre erschien auch Friedrich Schlegels berüchtigter sog. Roman „Lucinde", welchen kunstlosen Mischmasch lüsterner Schilderungen Schleiermacher zu loben die Schwäche hatte. Tiecks erste Werke schwärmten für den Katholizismus. Friedrich Schlegel (kein Dichter), wurde selbst nicht nur Katholik (1801), sondern auch Fanatiker und ein Werkzeug dieser am österreichischen Hofe herrschenden Richtung, der auch seine litterar-historischen und philosophischen Werke huldigen. August Wilhelm Schlegel (als Dichter ohne Wärme) hielt sich am freiesten von solchen Tendenzen und wurde mit Tieck der Gründer einer Schule tüchtiger Übersetzer, welche sowohl den großen Shakespeare in die deutsche Litteratur eingeführt, als das noch unbekannte reiche Feld der romanischen Litteraturen den Deutschen erschlossen haben. Im Verein mit seinem Bruder hat er uns zu der wundervollen Märchenwelt Indiens durch Begründung des Sanskrit-Studiums den Schlüssel geschenkt. Es sind dies wirkliche Verdienste der romantischen Schule, die mit ihren Schwächen und Verkehrtheiten zu versöhnen geeignet sind. Auch ist es löblich von ihr, daß sie das gemeine Treiben eines Kotzebue sowohl, als die platte, ihres Namens unwürdige „Aufklärung" des alten Nicolai und seiner Berliner Mitstreber tot gemacht hat.

Als Dichter nimmt unter dem Dreiblatte der ersten Romantiker Tieck ohne Frage den ersten Rang ein, wenn er auch ein Zwerg geblieben ist neben seinen großen Zeitgenossen Schiller und Goethe, und seine wirre Phantasie, wie die Sucht zu reimtollem „Klingklingelwesen" viel Unheil im Überwiegen der Form über den Geist angerichtet hat. Seine Dramen, welche Stoffe der deutschen Volksbücher (Bd. I, S. 328) teils in weitschweifiger, teils in zerfahrener Weise behandeln und von beißender Ironie auf die „philisteriösen" Richtungen der Zeit wimmeln, und seine Grauen erweckenden Märchen sind weit in den Schatten gestellt durch seine späteren Novellen und seinen Roman „Vittoria Accorombona", in welchen Werken er redlich bestrebt war, die romantische Eigenart zu zügeln und mit den Anforderungen der klassischen Dichtung zu versöhnen.

An die drei Häupter der Romantik schließt sich zunächst deren jugendlicher Feuergeist und wohl ihr ernstester und aufrichtigster Adept Friedrich von Hardenberg, als Dichter Novalis (1772—1801). Gleichzeitig mit den Theorien der Romantik und der schlüpfrigen Lucinde erschien von ihm ein Bruchstück „die Christenheit oder Europa", worin er die historisch-politischen Konsequenzen der Schule zog, d. h. die Herrschaft des Papsttums über den Erdteil zurücksehnte und die Reformation, ja sogar die Astronomie befehdete, weil sie die Erde zu einem unbedeutenden Planeten herabgewürdigt habe! Bruchstück ist auch sein Roman „Heinrich von Ofterdingen" geblieben, in welchem er der Sehnsucht nach der „blauen Blume" der Romantik von der lieblichsten Schilderung dichterischen Lebens bis zum verwirrtesten Gefasel die Zügel schießen ließ, — ein Buch, das seltsamer Weise zu einem romantischen Gegenstücke des Wilhelm Meister bestimmt war! In seinen „Hymnen an die Nacht" vermischte er gefühlsinnig Katholizismus und Pantheismus, himmlische und irdische Liebe.

Eine sogenannte (in Wirklichkeit wenig) jüngere Generation der Romantiker that sich nach dem Erscheinen der Hauptwerke Tiecks und der Schlegel und nach Novalis Tode, zur Zeit des tiefsten Elends der Fremdherrschaft, in Berlin unter vorwiegend weiblichem Einfluß zusammen. Ihr Mittelpunkt war der geistvolle, aber wild dahin lebende Prinz Louis Ferdinand von Preußen, bis er den kühnen Reitertod für das Vaterland bei Saalfeld fand, und später der noch zu erwähnende Friedrich von Gentz. Dieser Kreis sah im Jahre 1803 auch die lebhafte Französin Madame de Staël bei sich, welche in Weimar bei Goethe keine zuvorkommende Aufnahme gefunden, aber das Verdienst erworben hat, den Franzosen zum erstenmale gezeigt zu haben, daß die Deutschen keine Barbaren sind.

Berlin war seit der Zeit Moses Mendelssohns ein Sammelplatz neuerungslustiger Juden aus allen Ländern geworden, welche, in Verbindung mit den Franzosen aus der Zeit des alten Fritz, ohne Zweifel in den kühlen und strammen märkischen Geist jenes lebhafte, prickelnde Element hineingetragen haben, das die Bevölkerung der preußischen Hauptstadt kennzeichnet. Leider aber haben von ihnen manche mit der Gleichgültigkeit gegen den Glauben ihrer Väter auch eine solche gegen die Grundsätze der Moral verbunden. Es trieben dort „problematische Naturen" ihr Wesen, wie der vagabundierende polnische Jude Salomo aus Nieszziesz, der sich den Namen des großen jüdischen Gelehrten Maimon beilegte und trotz seinem unordentlichen Leben über Kants Philosophie schrieb und für sie Propaganda machte. Ihn bewunderte Ephraim Kuh aus Breslau, der erste Jude, welcher hochdeutsch dichtete. Achtungswerter war Mendelssohns Freund Hartwig Wessely aus Hamburg, der eigentliche Begründer des Reformjudentums, dessen Schriften die altgesinnten Rabbiner verbrannten. Ebenfalls ein Freund Mendelssohns war der Arzt Markus Herz, der mit ihm für Hebung des Judentums wirkte und die Rabbiner aufforderte, den Synagogenbann abzuschaffen. Seine schöne und geistreiche Gattin Henriette, Tochter eines portugiesischen Juden und einer Christin, die Freundin des Prinzen Louis und Schleiermachers, empfing in ihrem „Salon" die Versammlungen jenes Kreises, dem mancherlei üble Nachreden nicht erspart blieben. Demselben gehörten noch zwei weitere geistvolle Jüdinnen an: Dorothea, Mendelssohns Tochter und Friedrich Schlegels Gattin (der sie ihrem ersten Manne entrissen hatte und mit dem sie auch konvertierte), und Rahel Levin, die spätere Frau des Memoirenschreibers Varnhagen von Ense. Mit diesen „schönen Seelen", wie sie sich gern nannten, standen weitere talentvolle Schriftstellerinnen in Verbindung, so Karoline Michaelis, nach einer ersten Ehe mit A. W. Schlegel, von dem sie sich trennte, und in dritter mit Schelling vermählt, dann die Stiftsdame Karoline von Günderode, die unter dem Namen „Tian" Gedichte und Dramen schrieb und sich aus unglücklicher Liebe (1806, 26 Jahre alt) selbst erdolchte, und endlich jene Frau, welche die Verwandtschaft der beiden männlichen Häupter des „jüngern" romantischen Kreises vermittelte, — Bettina, die Schwester Clemens Brentanos aus Frankfurt a. M. und Gattin Ludwig Achim von Arnims (1785—1859). Als Kind in Goethe verliebt, dann einen Briefwechsel mit ihm erdichtend, legte Bettina in ihren Schriften, abgesehen von deren Exzentrizitäten, reichere Phantasie und wahrere Begeisterung an den Tag, als die Männer der Schule. Brentano, Sohn eines italienischen Kaufmanns, mit dessen Familie Goethes Mutter befreundet war, und der Tochter von Wielands Freundin Sophie von La Roche (1777—1842), der einiges Gute geschrieben hat, wie die wunderschöne, aber im Gräßlichen wühlende „Geschichte vom braven Kasperl und vom schönen Annerl", versank im übrigen in verworrene Phantastik und endete in lallender Mönchspoesie („Romanzenkranz vom Rosenkranz"). Arnim (1781—1831), mit schönen Anlagen begabt, verwendete sie nicht nur zu einigen durch Witz und Phantasie ausgezeichneten Schriften, sondern auch in überschwänglicher Weise zu ernst behandeltem Geister-

spuk und Zauberwahn und ließ Alraunen und ähnliches Gespensterzeug auftreten und handeln! Von größerem Werte als die eigenen Werke beider Dichter ist die von ihnen gemeinsam unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" herausgegebene, freilich nicht kritisch behandelte Sammlung deutscher Volkslieder.

Sehr nahe, was die Phantastik betrifft, kam den Genannten der allen kirchlichen Tendenzen ferne stehende Romantiker Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822), dessen novellistische Nachtstücke, wahre litterarische Höllenbreughelsbilder, bei oft klassischer Sprache, das Äußerste des Grauenhaften und Entsetzenerregenden leisteten und zuletzt in einen von Ausschweifungen und starkem Weingenuß (worin er mit dem Schauspieler Ludwig Devrient in Berlin geniale Liederlichkeit pflog) genährten Wahnsinn ausarteten. Daneben hat er aber auch, in den weit gesunderen „Serapionsbrüdern", auf tüchtige Weise die kulturhistorische Novelle begründet und ragt vor den übrigen romantischen Novellisten an Geist, Tiefe und Formgewandtheit weit hervor.

Eine kleine Gruppe von Dichtern hing am geträumten Mittelalter mit durchaus ehrenwerter Aufrichtigkeit. So verherrlichte Baron Friedrich de la Motte Fouqué (1777 bis 1843), ein Nachkomme vertriebener Hugenotten, sowohl das nordische Reckentum, als das Feudalwesen und Rittertum, — wie er beide eben verstand, in der Trilogie „der Held des Nordens", im Roman „der Zauberring" und in dem lieblichen Märchen „Undine", das allein ihn überlebt hat. Im Hange zum Nordischen, aber gänzlich ohne reaktionäre Neigungen ist ihm der, sich an Schiller lehnende, vielfach deutsch dichtende Däne Adam Öhlenschläger (1779—1850) verwandt, der in allen dichterischen Formen zwar dem romantischen Geiste huldigte, aber dessen Verirrungen vermied, namentlich im Drama (Hakon Jarl u. a.). Ein wackeres Streben, das aufgegebene Epos in seiner alten Form zu neuem Leben zu erwecken, bekundete Ernst Schulze (1789—1817) in seiner vergessenen, die Bekehrung des Nordens zum Christentum besingenden „Cäcilie" und in seiner noch heute geschätzten, durch tadellose Sprache hervorragenden „bezauberten Rose." Neben diesem selbst im Epos vorwiegend lyrischen Dichter möge der ohne Zweifel bedeutendste Lyriker der romantischen Schule genannt werden: Josef von Eichendorff, ein Schlesier (1788—1857), der zwar in seinen Dichtungen den katholischen Edelmann nicht verleugnet, aber in wundersam ergreifender Weise die Natur vergeistigend malt. Mit ihm wetteifert die in Todes- und Grabessehnsucht und lebenssattem Liebesschmerz schwelgende elegische Muse des schwäbischen Dichters Justinus Kerner (1786—1862).

Ein echtes, ja echtestes Erzeugnis der romantischen Schule ist das ihr eigentümliche Schicksalsdrama, welches die Vermessenheit hatte, mit Schiller und Goethe in die Schranken treten zu wollen. Diese Richtung, welche die romantische Schrankenlosigkeit der Phantasie soweit trieb, von der Laune des Dichters das Schicksal des Menschen abhängig zu machen, hat nur Mißerfolge zu verzeichnen. Ein Datum, ein Mordinstrument, ein herabfallendes Bild, eine zersprungene Harfensaite sollte über Sein und Nichtsein entscheiden! Der erste und von den Verirrungen der Romantik abhängigste Dramatiker, Zacharias Werner (1768—1823), krönte ein verwildertes Leben, nach Bekehrung zur römischen Kirche, als bußepredigender Mönch. Die angedeutete Richtung bekannte er zwar erst in seinem letzten Stücke. Auf die historischen, aber von Mystik erfüllten Dramen „die Söhne des Thals" (Untergang der Templer), die „Weihe der Kraft" (Luther), Attila und Kunigunde (die Gattin Kaiser Heinrichs II., Bd. I, S. 142), folgte nämlich der „24. Februar", in welchem gräßlichen Schauer-Trauerspiel ein aus der Fremde heimgekehrter, reich gewordener Sohn auf einsamem Alpenpasse von seinen ihn nicht erkennenden Eltern aus Habsucht ermordet wird. Adolf Müllner folgte ihm mit der „Schuld", in welchem Stücke die Schuld gar nicht

das Entscheidende ist. Freundlicher muten die sanft melancholischen und in der Sprache melodischen Schicksalsstücke Ernsts von Houwald (1778 bis 1845) an, in welchem doch wenigstens nicht irgend ein Nebending, sondern der Charakter der Personen das Meiste zum traurigen Ausgange beiträgt. Auch der Österreicher Franz Grillparzer (1791 bis 1872) begann seine dramatische Laufbahn (1816) mit einem spukreichen Schicksalsdrama „die Ahnfrau", wandte sich aber später dankbareren Stoffen zu und hat in seiner „Sappho", „Medea", „des Meeres und der Liebe Wellen" (Hero und Leander) wertvolle und edle Dichtungen hinterlassen, die nach seinem Tode mehr gewürdigt sind als im Leben. Mit dem Schicksalsdrama verwandt sind die Feen- und Zauberstücke des unglücklichen Wieners Ferdinand Raimund (1790—1836), der im „Verschwender", im „Alpenkönig und Menschenfeind" u. s. w. noch immer beliebte, tief sittliche und gemütvolle Seelengemälde schuf.

Die echten Romantiker, denen wir hier des Zusammenhangs wegen eine Anzahl Dichter folgen ließen, die teilweise über ihre eigentliche Zeit und Richtung hinausreichen, haßten Schiller und verehrten Goethe. Warum? ist leicht zu sagen. Schiller liebte den Tag, Goethe sehr oft die Nacht; jener war sonnenklar, dieser allzuviel dem mystischen Mondenschein zugethan, wie seine Gespensterballaden, die Walpurgisnacht, Hexenküche u. s. w. seines Faust sattsam zeigen. Er hatte in diesen Schöpfungen unwillkürlich der Romantik vorgearbeitet, während Schiller sie in seinen drei Frauendramen umsonst auf den Weg der Geschichte zu weisen suchte. Was Wunder daher, daß Goethe, seitdem ihm Schiller nicht mehr zur Seite stand, ohne selbst unter die Romantiker zu gehen, deren Schöpfungen er vielmehr „form- und charakterlos" nannte, von da an bis zu seinem Lebensende als ihr Abgott galt und mit ihrem Treiben parallel ging! Seine Werke von Schillers bis zu seinem Tode sind Klassik in romantisch-mystischem Gewande. Klar zeigen dies „Wilhelm Meisters Wanderjahre", die, wie übrigens schon der Schluß der „Lehrjahre", auf keinem thatsächlichen Boden stehen und sich mit ihren Geheimbünden, sozialen Organisationen, Zukunfts-Lehranstalten und Zukunfts-Kunstsammlungen in phantastische Utopien verlieren, ja sogar von dem damals zu spuken beginnenden Somnambulismus angekränkelt sind. Auch die ursprünglich zur Zahl der in dieses Werk eingeschlossenen Novellen gehörenden, aber zu einem eigenen Roman angeschwollenen „Wahlverwandtschaften" zeugen bei aller klassischen Form und Zeichnung der Charaktere von innerer Verwandtschaft mit der Schellingschen „Naturphilosophie" und durch sie mit der romantischen Schule, deren leichte Auffassung der Ehe hier einen ernsteren und tieferen Widerhall findet. Dasselbe Streben nach Weltverbesserungsplanen ohne geschichtliche Grundlage, also nach Unmöglichem, dieselbe ebenso unmögliche Verbindung des klassischen mit dem romantischen Wesen, derselbe hohe Flug nach utopischen Traumländern und Wolkengestaden spricht sich in dem spät vollendeten bunten Kaleidoskop von Gestaltungen aus, welches Goethe als „zweiten Teil" des Faust ohne inneren Zusammenhang und ohne Einheit der Handlung dem ersten folgen ließ. In diesem rätselvollen, beinahe übermenschlich-erhabenen Werke ist sein hellenischer Kultus der Schönheit von christlich-philosophischer Spekulation überwuchert worden, und der Schluß erinnert in auffallendem Grade an die katholischen und sogar mönchischen Tendenzen der Romantiker. Des großen Dichters Vereinsamung in seinen späteren Jahren, in denen einer seiner Freunde und Gönner nach dem andern hinschied, — vielfach auch verursacht durch seine Scheinehe mit der ihm bei weitem nicht ebenbürtigen Christiane Vulpius, deren Verwandlung in eine rechtliche Heirat den Schaden nicht besserte, trug viel zu seiner immer tieferen Einkehr in sich selbst bei und erreichte ihren Gipfel, als ihn das wider seinen Willen (1817) bewirkte Auftreten eines Hundes auf der Bühne Weimars zur Niederlegung ihrer Leitung zwang. Auch mag diese Vereinsamung, während welcher er an Forschungen über Welt-

litteratur und an dem Liederbuche des „westöstlichen Divan“ eine Erholung fand, die seinen Kosmopolitismus stärkte, mitschuldig sein an der Stellung, die der Dichter in Deutschlands traurigster Zeit einnahm. Ohne Herz für das Unglück des Vaterlandes, hatte er den Unterdrücker desselben bewundert, und gleichgültig sah er dessen Befreiung von fremdem Joche, wie seine neue Bedrückung an sich vorübergehen, — bis er, nach selten einem



Goethe in seinem Arbeitszimmer seinem Sekretär John diktierend.
Ölgemälde, 1831, von J. J. Schneller. (Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.)

Menschen vergönntem Grade des Ruhmes, nicht ganz vier Jahre nach seinem Karl August, ein und ein halbes nach seinem einzigen Sohne, am 22. März 1832, nach „mehr Licht“ rufend, aus diesem Leben schied, das er in heroenartiger Erhabenheit über allen Streitigkeiten der Menschen durchschritten und selbst während der Zeit seiner mystischen Anwandlungen, in „Dichtung und Wahrheit“ auf die ihm eigene klassische Weise geschildert hatte.

Die ganze Romantik erblaßte vor der Titanengestalt Goethes, den sie nicht erreichen konnte, wie sie Schiller nicht hatte erreichen wollen. Aber sie erblaßte auch vor der helden=

haften Bewegung, für welche Goethes Weltbürgergeist und Vaterlandslosigkeit kein Verständnis gehabt hatte, (denn zu spät hatte er „des Epimenides Erwachen“ begrüßt), nämlich vor der Erhebung des deutschen Volkes gegen seine fremden Unterdrücker. Auch diese glorreiche, später so traurig gescheiterte Bewegung hatte im Keime ihren großen Dichter, — im Keime sagen wir, weil ihn die Verzweiflung an ihrem Gelingen in den verfrühten Tod trieb. Es war Heinrich von Kleist (1776—1811), der erste Dichter, der gegen den noch mächtigen modernen Sesostris donnerte und ihm seine liberale Maske herunterriß. Er war ein meteorgleiches Genie, das wie durch dämonische Mächte auf dem glücklich beschrittenen Pfade zur klassischen Vollendung zurückgehalten wurde und dem Grauen opferte, statt erhabener Tragik.



Anschlag der Städteordnung von 1808. Erzrelief von Hagen am Denkmal Steins zu Berlin.

Als klassischer Erzähler im „Erdbeben von Chile“ und im „Michael Kohlhaas“ bewährt, wandte Kleist seine Hauptkraft auf das Drama; er wandelte die Wege der Romantik, mit Anklängen an Shakespeare und an Schillers Frauendramen, in der „Familie Schroffenstein“ und im „Käthchen von Heilbronn“, die der antiken Klassik in der „Penthesilea“, die des modernen Lustspiels im „zerbrochenen Krug“; — mit dem großartigsten Talent aber weihte er seine titanische Kraft dem Vaterland im „Prinzen von Homburg“ und in der „Hermannsschlacht“, welche von Patriotismus und Tyrannenhaß erglühen, deren vielfache Schönheiten aber mit noch unausgebildetem Kunstsinne kämpfen. Erst die Gegenwart hat ihn zu würdigen begonnen; seine Zeit hat ihn verlassen und verstoßen und zum Doppelselbstmorde mit einer phantastischen Freundin getrieben.

Noch früher als Kleist die Stimme der Dichtung, erhob Fichte die der Wissenschaft

Facsimile eines Briefes aus dem Ende des Jahres 1813 von Johann Gottlieb Fichte an Julius Eduard Hitzig (1780—1849). Originalgröße.

(Im Besitz des Herrn Landgerichts-Direktors Lessing in Berlin.)

...schaft beginnende wissenschaftliche Beschäftigung

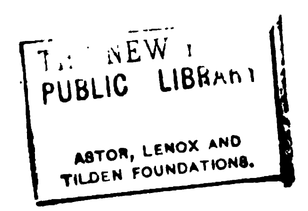
haften Bewegung, für welche Goethes Weltbürgergeist und Vaterlandslosigkeit kein Verständnis gehabt hatte, (denn zu spät hatte er „des Epimenides Erwachen“ begrüßt), nämlich vor der Erhebung des deutschen Volkes gegen seine fremden Unterdrücker. Auch diese glorreiche, später so traurig gescheiterte Bewegung hatte im Keime ihren großen Dichter, — im Keime sagen wir, weil ihn die Verzweiflung an ihrem Gelingen in den verfrühten Tod trieb. Es war Heinrich von Kleist (1776—1811), der erste Dichter, der gegen den noch mächtigen modernen Sesostris donnerte und ihm seine liberale Maske herunterriß. Er war ein meteorgleiches Genie, das wie durch dämonische Mächte auf dem glücklich beschrittenen Pfade zur

Als klassischer Erzähler im „Erdbeben von Chile“ und im „Michael Kohlhaas“ bewährt, wandte Kleist seine Hauptkraft auf das Drama; er wandelte die Wege der Romantik, mit Anklängen an Shakespeare und an Schillers Frauendramen, in der „Familie Schroffenstein“ und im „Käthchen von Heilbronn“, die der antiken Klassik in der „Penthesilea“, die des modernen Lustspiels im „zerbrochenen Krug“; — mit dem großartigsten Talent aber weihte er seine titanische Kraft dem Vaterland im „Prinzen von Homburg“ und in der „Hermannsschlacht“, welche von Patriotismus und Tyrannenhaß erglühen, deren vielfache Schönheiten aber mit noch unausgebildetem Kunstsinne kämpfen. Erst die Gegenwart hat ihn zu würdigen begonnen; seine Zeit hat ihn verlassen und verstoßen und zum Doppelselbstmorde mit einer phantastischen Freundin getrieben.

Noch früher als Kleist die Stimme der Dichtung, erhob Fichte die der Wissenschaft

Facsimile eines Briefes aus dem Ende des Jahres 1813 von Johann Gottlieb Fichte an Julius Eduard Hitzig (1780—1849). Originalgröße.

(Im Besitz des Herrn Landgerichts-Direktors Lessing in Berlin.)



Noch früher als Kleist die Stimme der Dichtung, erhob Fichte die der Wissenschaft

gegen die Fremdenwillkür. Während der Besetzung Berlins durch die Franzosen, 1807 auf 1808, hielt er, oft übertäubt durch den Lärm ihrer Trommeln, seine begeisterten „Reden an die deutsche Nation“, in denen er seine gebeugten Landsleute durch Erinnerung an ihre gemeinsame Sprache und den in ihr lebenden Geist aufzurichten suchte. Um den deutschen Nationalgeist zu wecken und zu pflegen, verlangte er eine Nationalerziehung, die er sich nach der Art der alten Spartiaten dachte. Eine neue Bearbeitung seines Systems der Rechtslehre setzte (1813) an die Stelle der Zwangsarbeit aller die Bildung aller zur Freiheit, und an jene der Gewaltherrschaft die Forderung, daß der Beste herrschen und der Herrscher der Beste sein solle, d. h. derjenige, welcher das ewige Gesetz der Freiheit in



Aufhebung der Erbunterthänigkeit. Erzrelief von Hagen am Denkmal Steins zu Berlin.

Anwendung auf seine Zeit und sein Volk am richtigsten verstehe. Wählen sollten ihn die Lehrer, die allein „von Gottes Gnaden“ seien. — Fichte erlebte die Befreiung nicht völlig und die — Enttäuschung gar nicht; er starb als Rektor der neuen Universität Berlin 1814 an den Folgen der aufopfernden Verpflegung verwundeter Krieger durch seine Frau, eine Schweizerin.

Noch vor Fichte aber hatte die prosaische volkstümliche Litteratur in Ernst Moritz Arndts (1769—1860) „Geist der Zeit“ (1806) ohne Scheu vor den Fremden den Haß gegen die Unterdrückung gepredigt, und es war das in That umgesetzte Wort, als Friedrich Ludwig Jahn, der gefeierte Turnvater, die körperliche Übung aus der Schule ins Leben hinausführte.

Ein Anzeichen des wieder, ja eigentlich erst jetzt im wahren Sinn erwachenden deutschen Geistes war auch die während der Fremdherrschaft beginnende wissenschaftliche Beschäftigung

mit der deutschen Sprache und Litteratur. Es eröffneten sie Johann Gustav Büsching und Friedrich Heinrich von der Hagen, indem sie in ihrem „litterarischen Grund-



Verwaltung Preußens. Erzrelief von Hagen am Denkmal Steins zu Berlin.



Eröffnung des ersten Westfälischen Landtags. Erzrelief von Hagen am Denkmal Steins zu Berlin.

riß zur Geschichte der deutschen Poesie“ (1812) die mittelalterliche Dichtung unseres Volkes zum erstenmale systematisch ordneten. Mit weit höherer Begabung traten neben ihnen die Brüder Jakob Ludwig (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786 bis 1859) in die

Schranken, vorzüglich der erstere, welcher in zahlreichen Werken Recht, Religion, Märchen, Sage, Fabel und Volksdichtung der Deutschen eigentlich erst entdeckte und die gewonnenen Schätze mit seinem Bruder herausgab. Sein eigenstes Werk ist (wir greifen hier voraus) die historisch geordnete „Deutsche Grammatik“ (seit 1819), der er (1835) seine „deutsche Mythologie“, (1848) die „Geschichte der deutschen Sprache“ und mit dem Bruder (seit 1853) das riesenhafte „Deutsche Wörterbuch“ folgen ließ, eine seltene Reihe großartiger Arbeiten.

Die Hauptrolle des großen Werkes der Erhebung Deutschlands mußte aber der Staat auf sich nehmen, und Preußen war es, das nach seinen furchtbaren Niederlagen damit den Anfang machte. Die königliche Familie war nach Ostpreußen, ja bis an die russische Grenze geflohen, und das Unglück ihres Landes brach der edeln Königin Luise (1810) das Herz. Das Königreich, von Franzosen überschwemmt, war weit tiefer gedemütigt, weit härter geknebelt, als Österreich nach Austerlitz, und zur Hälfte verkleinert; trotzdem ging es mit seltener Kraft sofort an sein Aufraffen. Ein Staatsmann, wie es wenige freier und weiter blickende gab, Freiherr Heinrich Friedrich Karl vom Stein (1757—1831), der letzte seines Stammes, aber „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein“, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, begann als preußischer Minister seit 1807 eine Reformthätigkeit, wie sie seit Friedrich dem Großen und Josef II. in Deutschland nicht erlebt worden. Die Schranken der Erbunterthänigkeit und Leibeigenschaft fielen, die Städte erhielten ihre innere Gemeindefreiheit und die freie Wahl ihrer Behörden, deren oberste nur vom Staate zu bestätigen waren, der Zunftzwang wurde aufgehoben, die Organisation der Staatsbehörden erhielt einheitlichen Charakter und Zusammenhang, und die Wählbarkeit der Beamten hing fortan von Fähigkeit und Verdiensten ab. Die Provinzen erhielten ihre Ständeversammlungen, während Steins Gedanke eines Reichsständehauses noch unausgeführt blieb. All dies geschah, während das Land von schamlos es aussaugenden Franzosenhorden besetzt war, deren Erpressungen durch Verkauf der Domänen ein Gegengewicht erhalten mußten. Wie Stein den Staat, so hoben David Scharnhorst (1756—1813) und Neithart von Gneisenau (1760—1831) das Heer aus seiner Erniedrigung zu neuem Leben. Auch hier schwanden die Rücksichten auf Geburt und Dienstalter; die Werbungen und die entehrenden Strafen hörten auf und es wurde der Grund zum heutigen „Volk in Waffen“ gelegt. Zugleich begründete Karl von Clausewitz die neuere deutsche Kriegswissenschaft.

Aber auch die geistigen Interessen erhielten ihre gerechte Berücksichtigung. Es wurde 1810 die Universität Berlin gegründet und 1811 die veraltete Hochschule von Frankfurt an der Oder auf einen neuen, fruchtbarern Boden, nach Breslau verlegt.

Als Stein in seiner Aufrichtigkeit und Beharrlichkeit auf eine Bewegung gegen die Landesfeinde hinarbeitete, mußte auf Befehl des erbitterten Weltherrschers der ängstliche König Friedrich Wilhelm III. den geächteten Retter seines Landes, „le nommé Stein“, entlassen; aber nach der schwächlichen Zwischenregierung Altensteins setzte der Freiherr von Hardenberg, wenn auch in gemäßigter Weise, Steins Reformen fort und führte die Gewerbefreiheit, sowie die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze ein.

In Oesterreich entfaltete nach dem das Reich zerstückelnden Frieden von Preßburg der Graf Johann Philipp von Stadion eine ähnliche Reformthätigkeit, und das Land bereitete sich auf neue Kämpfe vor, zu welchem Zwecke die regierenden Kreise eine liberale Maske anlegten; Friedrich von Gentz und Friedrich Schlegel, der politische und der litterarische Romantiker, agitierten in diesem Sinne vom Hauptquartiere des wackeren Erzherzogs Karl aus, der, wie sein volkstümlicher edler Bruder, Erzherzog Johann, es wenigstens ehrlich meinte. Allgemeine Begeisterung erhob sich, und auch nach Deutschland wurden Aufforderungen zur Volkserhebung gesandt. Der Widerstand Spaniens gegen

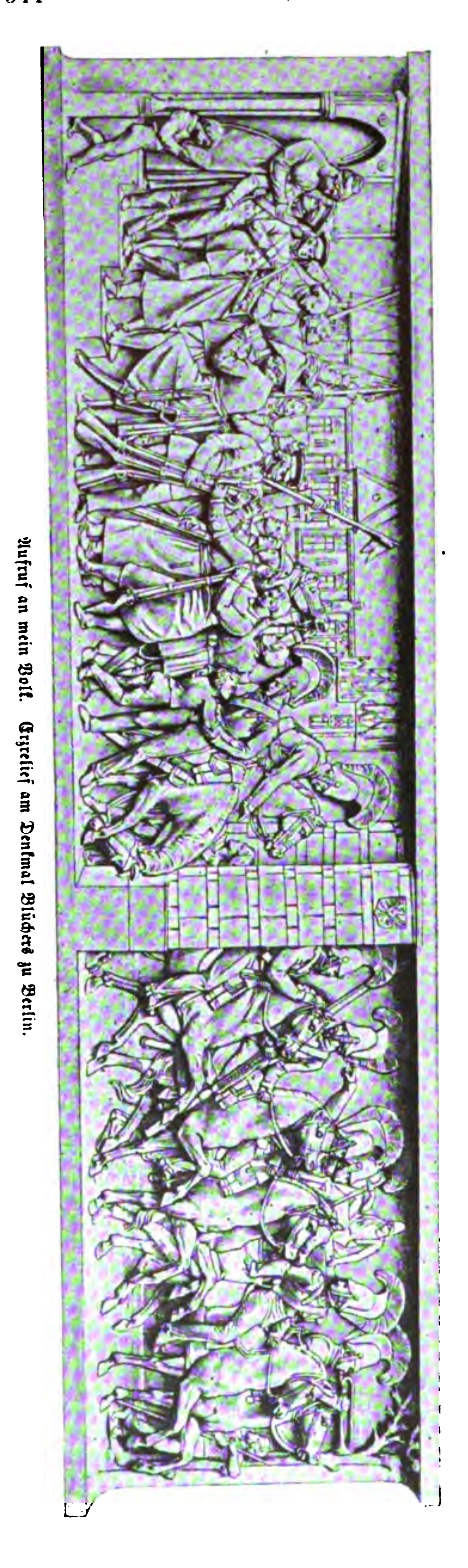
Napoleons Gewaltherrschaft trug nicht wenig zur Pflanzung ähnlicher Gesinnungen in Deutschland bei. Nur im Rheinbunde war die Einschüchterung durch die Franzosen, die Verblendung durch ihre freisinnigen Phrasen und das Mißtrauen gegen das seit Josefs II. Tod bis vor kurzem ultrareaktionäre Österreich zu groß, als daß eine Wirkung zu verspüren gewesen wäre. Die Fürsten dieses Sklavenbundes eiferten gegen „demagogische Umtriebe", und ihre Soldaten ließen sich willig für die Zwecke des bewunderten Feldherrn mißbrauchen. Österreichs Hoffnungen wurden daher getäuscht; zum zweitenmal überschwemmten die Franzosen mit ihren Vasallen die Donaulande (1809), und aufs neue wurde Österreich trotz tapferster Gegenwehr verkleinert. Die liberale Maske wurde abgeworfen, und umsonst verblutete das treue Tirol in heldenhaftem Kampfe für eine undankbare Dynastie; es wurde zwischen Bayern und Italien geteilt, und der herrliche Volksmann Andreas Hofer fiel in Mantua am 20. Februar 1810 als ein weiteres Opfer corsischer Blutrache, welchem Friedrich Staps aus Naumburg, der den Sieger in Schönbrunn tödlich zu treffen suchte, vorangegangen war.

Endlich aber gelang es dem 1808 in Königsberg entstandenen Tugendbunde, den Geist des berechtigtsten Widerstandes auch nach dem Westen Deutschlands zu verbreiten. Kühne Parteigänger erhoben die Fahne des Vaterlandes, so Katt und Dörnberg in Westfalen, wo sie freilich erlagen. Mehr Erfolg hatte der kühne Major Ferdinand von Schill; aber er fand in Stralsund am 31. Mai 1809 den gesuchten Heldentod; elf seiner Offiziere wurden in Wesel erschossen, 360 Soldaten auf die französischen Galeeren gebracht. Nicht so tragisch endete der noch kühnere Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der durch das Herz des Rheinbundes sich aus Österreich nach England retten konnte. Diese Vorfälle führten zwar die Auflösung des Tugendbundes herbei, ergriffen aber das deutsche Volk tief, und schon am Ende von 1811 mußte der westfälische Scheinkönig an seinen mächtigen Bruder und Vormund schreiben: „Die Gärung ist auf dem höchsten Gipfel, die thörichtsten Hoffnungen werden unterhalten und mit Begeisterung gepflegt; man stellt sich das Beispiel Spaniens vor Augen, und wenn der Krieg zum Ausbruch kommt, werden die Gebiete zwischen Rhein und Oder der Herd eines gewaltigen Aufstandes werden. Die mächtige Ursache dieser Bewegung ist nicht allein der Haß gegen die Franzosen und die Ungeduld, das fremde Joch zu tragen; sie ist noch stärker begründet in dem Unglück der Zeiten, dem Ruin aller Klassen, der Überbürdung mit Auflagen, Kriegssteuern, Unterhalt der Truppen, Durchmärschen und Quälereien aller Art, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, ist zu fürchten." Obschon auch Napoleons Generale ihm gleiches berichteten, glaubte er nichts davon, er war blind gegen den drohenden Untergang und zog mit der glanzvollen „großen Armee", der sich auch die Besiegten von Österreich und Preußen anschließen mußten, — nach Osten, — seinem Verhängnis entgegen! —

Sechster Abschnitt.

Befreiungskämpfe und Restauration.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los; wer legt noch die Hände feig in den Schoß?“ So erklang es im hoffnungsreichen Völkerfrühling von 1813, nachdem der wahnwitzige „neue Cäsar“ in jenem entsetzlichen Winter durch die Verzweiflung der Russen, die Flammen Moskaus und das Eis der Beresina seine erste Niederlage erlitten hatte. Es war allerdings ein gewagter Schritt, den ein Mann von Stahl und Eisen, General York, auf sich nahm, als er von der Gefolgschaft des französischen Kaisers abfiel und sich den Russen in die Arme warf; denn diese machten kein Geheimnis daraus, daß sie nach einer Vergrößerung im Westen auf Kosten des preußischen Staates, womöglich nach dem ganzen Stromgebiete der Weichsel trachteten. Deutschland war somit in Gefahr, im Osten verkleinert zu werden, ehe es sicher war, daß dies im Westen nicht mehr der Fall sein würde. Aber es war ein Umstand eingetreten, der solche Absichten erschwerte und schließlich vereitelte. Die Vaterlandsliebe und die nationale Begeisterung der Deutschen war erwacht und erwachte immer stärker und in immer weiteren Kreisen, und machte Deutschland wieder zu einer Macht, mit der gerechnet werden mußte. Wäre es auf diese Tugenden allein angekommen, so hätte schon damals Deutschland einig und frei werden müssen. Ja, das Volk war aufrichtig von dem Gedanken der Befreiung von der Fremdherrschaft durchdrungen und brachte staunenswerte Opfer, ihn zu verwirklichen; aber die anfängliche Unentschlossenheit der preußischen Regierung, das lange Zögern Österreichs, sich dem Bunde gegen den Unterdrücker anzuschließen, und die Zähigkeit der Rheinbundsfürsten in ihrer Ergebenheit gegen denselben, solange sie nicht seines Untergangs sicher waren, — diese Hemmnisse dehnten das Werk der Befreiung auf beinahe das ganze Jahr 1813 aus. Es war ein denkwürdiger Augenblick, als Friedrich Wilhelm III. von Breslau aus sich an sein Volk wandte (17. März). Schillers Wallenstein wurde in den Heerlagern, sein Tell in den begeisterten Bürgerkreisen lebendig; Kleists Hermannsschlacht äußerte ihre elektrisierende Wirkung über des Dichters Grab hinaus. Theodor Körner, der Sohn von Schillers Freund, und selbst Schillers Schüler im Lied und Schauspiel, Kämpfer und Sänger der wilden Freischar Lützows, verherrlichte den Kampf und fiel in ihm, erst zweiundzwanzig Jahre zählend. Es sangen während der großen Bewegung in ihrem Geiste der schwermütige Max von Schenkendorff und der männlich-kräftige Ernst Moritz Arndt (Was ist des Deutschen Vaterland?), Ernst Schulze und August Stägemann. Friedrich Rückert erhob seine Stimme in den geharnischten Sonetten. In Volksschriften arbeiteten Arndt und Jahn am Zerbrechen der lange getragenen Ketten. Die Landwehr und der Landsturm, die freiwilligen Jäger und das eiserne Kreuz entstanden. Die Männer strömten herbei aus der Schul-, Schreib- und Werkstube und vom Felde, die Waffen zu



Aufruf an mein Volk. Erzrelief am Denkmal Blüchers zu Berlin.

ergreifen (selbst einzelne Mädchen dienten unerkannt), und die Frauen wetteiferten, ihren Schmuck in Gold und Silber (manche sogar ihre prächtigen Locken) auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Die Presse erhielt Freiheit, — solange der Kampf dauerte, — und es regnete, während noch die Fremden im Lande waren, Spottbilder und Schmähschriften auf den Landesverderber und seine Knechte und Schmeichler.

Endlich machte die entscheidende Völkerschlacht bei Leipzig dem elenden Rheinbund ein Ende; die französischen Schöpfungen wurden aufgelöst, die Fremden überall vertrieben.

Aber was trat nun an ihre Stelle? Der Geist der Freiheit und Vaterlandsliebe mußte sein Haupt verhüllen! Umsonst waren des großen Stein Anstrengungen, ein einiges und starkes Deutschland zu schaffen. Die westdeutschen Fürsten, sowohl die von den Franzosen vertriebenen, als die ihnen dienenden, hatten nichts gelernt und nichts vergessen; sie wollten nichts von Deutschland, nur von ihren Erbstaaten wissen. Am frühesten und häßlichsten entpuppte sich die Reaktion in dem an der Stelle des napoleonischen „Westfalen“ wieder hergestellten Hessen-Kassel, dessen Fürst den sinnlos gewordenen Titel eines Kurfürsten beibehielt, das Feudalwesen, ja sogar Zopf und Puder wieder einführte und seinem Staate das Gepräge gab, das nach einem halben Jahrhundert zu seinem Untergange geführt hat. Die Romantik, welche unter der Fremdherrschaft patriotisch gewesen, wurde jetzt servil und kennzeichnete hierdurch ihre Hohlheit und Charakterlosigkeit; nicht wenige ihrer Jünger finden wir nach der Herstellung („Restauration“) der früheren Regierungen (die freilich in Deutschland viele Gebietsveränderungen in sich schloß) als wohlbezahlte Diener der Reaktion wieder. Ihr hauptsächlicher Gönner, das eigentliche Haupt dieser Reaktion, Fürst Metternich, wollte dem Besiegten das linke Rheinufer überlassen; aber Arndt trat für Deutschlands Strom, —

nicht Grenze, — ein, und Blücher setzte in der Neujahrsnacht über denselben. Ein Vierteljahr später zogen die Verbündeten in Paris ein.

Der Wiener Kongreß, vielfach durch Spaltungen unter den Mächten, über ein



Eine Sitzung des Wiener Kongresses; 1815. Die Bevollmächtigten der acht an dem Tractate von Paris beteiligten Mächte. Gemälde von J. Isabey.

Mehr oder Weniger im Länderschacher, mit der Auflösung bedroht und durch die Rückkehr und zweite Vertreibung Napoleons lange hinausgeschoben, ausdauernd nur in den rauschenden und zweifelhaften Vergnügungen, welche das damals an babylonischen Unsitten mit Paris wetteifernde Wien seinen Gästen bot, — erblickte seine Hauptaufgabe darin, Preußen zu

schwächen, in welchem richtig die Zukunftsmacht Deutschlands geahnt und gefürchtet wurde. Der Ränkeschmied Metternich, ein Mann ohne wissenschaftliche Bildung und moralische Grundsätze, treulich unterstützt von Rußland und dem bourbonisch gewordenen Frankreich, dessen Wort der proteusartige und schlangengleiche Talleyrand führte, wußte für Österreich ein prächtig abgerundetes und auf allen Seiten natürlich befestigtes Gebiet zu erwerben, während Preußen sich gefallen lassen mußte, in zwei unzusammenhängende Stücke ohne alle natürliche Grenzen gespalten zu werden. Ebenso überließ er den Franzosen auch ferner das geraubte Elsaß und Lothringen. Endlich verstand er es, den neuen „Deutschen Bund“, ein von Anfang an kraftloses politisches Gebilde ohne Charakter, unter Österreichs Leitung zu stellen, Preußen von seinem Kaiserstaate abhängig zu machen, in seiner freien Bewegung zu hemmen, und den lahm gelegten Staat von der Bahn einer freisinnigen Politik, auf welcher ihm die öffentliche Meinung Deutschlands hoffnungsfreudig entgegenkam, abzulenken und mit Österreich in einen reaktionären Bund zu verstricken. Völker waren für ihn nichts als Menschenmaterial zur Vermehrung des Glanzes der Höfe, Länder nur geographische Begriffe.

Der Geist der von dem bildungslosen und kleinlichen Kaiser Franz für den Triumph aller Staatskunst gehaltenen Metternichschen Regierung erhellt am besten aus einem Büchlein, welches 1827 in Wien aus dem „Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration“ hervorging und betitelt war: „Pflichten der Unterthanen gegen ihre Monarchen, zum Gebrauch der deutschen Schulen.“ Dieses würdige Gegenstück zu dem oben (S. 328) erwähnten napoleonischen Katechismus weiß im ersten Abschnitte keinen anderen Grund für das Bestehen der Staaten, oder wie es sich ausdrückt, der „Obrigkeiten“ anzugeben, als daß dieselben gesetzt seien, „um gute Ordnung“ zu halten und zu verhindern, daß „feindselige, raubsüchtige Menschen uns schlagen, verwunden, töten und unsere Häuser anzünden.“ Auf die Frage: Von wem haben die Obrigkeiten ihre Gewalt? antwortet der zweite Abschnitt: Sie haben ihre Gewalt von Gott, und das wird weiter erklärt: Gott regiert freilich die Welt; aber Gott ist unsichtbar. Darum hat er Regenten und Fürsten, die man sehen kann, an seine Stelle gesetzet, und auf diese Art regieret er durch sie. Es heißt weiter: es genügt nicht, daß man sich vor den Landesherren „bis zur Erde beuge“, sondern man müsse sie auch im Herzen ehren, man sei „schuldig“, für sie zu beten, man solle sie auch „fürchten“; wer ihnen widerstrebe, sei „der Hölle verfallen.“ Die Unterthanen, sagt dieser Katechismus ferner, plötzlich zum krassesten Materialismus überspringend, seien schuldig, ihrem Landesherrn Steuern, Zölle und andere Auflagen zu bezahlen u. s. w. Die Auflagen, heißt es dann, werden verwendet: zur Unterhaltung des „Hofstaates“ (!), zur Besoldung der Obrigkeiten, zur Bezahlung der Kriegsheere u. s. w. Von einer Verwendung zu Lehranstalten, Verkehrsmitteln, gemeinnützigen Werken kein Wort! Das Nichtbezahlen der Steuern wird eine „Sünde“ genannt. Die Unterthanen sollen über Kriegsereignisse nicht urteilen und reden, die Soldaten Mangel und schlechte Kost geduldig ertragen, den Deserteuren dürfen ihre Eltern nicht Geld, Kleider u. s. w. senden, sie sind ewig verdammt u. s. w. Kurz, überall ist das militärische und finanzielle Interesse des Hofes die Hauptsache, neben der alles Übrige verschwindet.

Gebildeter und genialer als Metternich, aber auch sittlich womöglich haltloser war sein Werkzeug, der frühere Patriot und Freund der Romantiker, Friedrich Gentz (1764 bis 1832). Obschon Protestant bleibend, diente er der durchaus römisch gefärbten Reaktion in Österreich, erwarb hierdurch den Adel und viele Orden, führte die Protokolle der zur Niedertretung auch der bescheidensten Völkerfreiheit verschworenen Kongresse von Wien, Paris, Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona, und die österreichische Regierung bezahlte

dafür regelmäßig seine Schulden. Er predigte den Völkern die Knechtschaft, von der er lebte, und bekannte in Briefen, wie blasiert er sei, wie er alt und schlecht geworden u. s. w.

Gleich ihm waren Freunde der Romantiker, gingen aber über ihn sofern hinaus, als sie seine Richtung konsequent bis zum Übertritte in die römische Kirche fortsetzten, Karl Ludwig Haller und Adam Müller. Ersterer, Berner Patrizier und Enkel des Dichters und Forschers Albrecht von Haller (1768—1854), wurde der Staatsrechtslehrer des Systems der Restaurationsperiode in seiner schon vor ihr begonnenen und später nach ihr benannten „Restauration der Staatswissenschaft“, in welchem weitschichtigen und jetzt vergessenen Werke, einer Polemik gegen Rousseaus „Gesellschaftsvertrag“, er aus den Verhältnissen der Natur die unbedingte Unterordnung aller unter die Mächtigen lehrte, deren Machtbesitz er in mittelalterlicher Weise als ein Privatrecht ansah, gleichviel durch welche Mittel derselbe erworben war, selbst wenn dies durch Revolution geschah! Die folgerichtige Anwendung dieser Ansicht auf den Gegenpol des Reaktionssystems ahnten weder er, noch seine für letzteres schwärmenden Bewunderer. Adam Heinrich Müller aus Berlin (1779—1829), in Metternichs Sold zu Leipzig Aufseher über die deutsche Litteratur, später Hofrat in Wien, äußerte im Fache der Volkswirtschaft als Gegner Adam Smiths viele geniale Ansichten, steuerte aber auf alleinige Verwaltung der geistigen Güter durch die Geistlichkeit hin. Als Politiker verwarf er den Naturzustand im Staate ebenso entschieden, wie Haller ihn betonte, und versuchte das Unmögliche, mit Hilfe der Mystik einen modernen, vom Mittelalter abgelösten Staat zu erfinden.

Während, beherrscht durch solche Einflüsse, die deutschen Großmächte, Österreich und das von ihm künstlich abhängig gemachte Preußen ein Menschenalter lang in dem System verharrten, die herrliche Erhebung des deutschen Volkes gegen die fremden Unterdrücker mit schnödem Undanke zu belohnen und die fremde Unterdrückung einfach durch eine einheimische zu ersetzen, entfaltete sich in den deutschen Mittelstaaten mittels Verfassungen und Volksvertretungen ein freieres Leben. Zur Zeit der Befreiung waren sie die Gegner aller deutschen Einheit gewesen; nach derselben wurden sie die Pfleger von, freilich sehr anspruchlosen Keimen der deutschen Freiheit. Wie die Befreiungskämpfe in Körner und seinen Genossen ihre Mitstreiter und Sänger hatten, so erhielt diese Bewegung den ihrigen in dem edelsten und größten und dabei volkstümlichsten Geiste, der seit Schillers Tod auf dem Gebiete der deutschen Dichtung erschienen, in dem Schwaben Ludwig Uhland (1787—1862). Mit der romantischen Schule hing er nur durch seine Vorliebe für mittelalterliche Gestalten in seinen reizvollen und tief in unser Volk gedrungenen Balladen zusammen, während er ihre Süßlichkeit, Gedankenleerheit und Mondscheinschwärmerei in kräftigen Klängen geißelte und in der „verlorenen Kirche“ nicht das Papsttum, sondern die Poesie suchte. So hielt er sich nicht nur von allen Verirrungen dieser Richtung frei, sondern wurde der erste deutsche Dichter, der den politischen Freisinn, soweit er mit der Poesie verträglich ist, vertritt; denn kräftig stand er nach der Restauration in Württemberg für das „alte gute Recht“ ein und sang zum 18. Oktober 1816 sein einschneidendes und begeisterndes Lied „Wenn heut ein Geist herniederstiege“ u. s. w., worin er die Fürsten freimütig an ihr gegebenes Wort erinnerte. Einen wackeren Nachfolger hatte er in seinem Landsmann und Freunde Gustav Schwab (1792—1850); ja er begründete eine Schule, die schwäbische, der als Lyriker auch der schon genannte Justinus Kerner, Eduard Mörike und viele andere angehörten.

Der süd- und mitteldeutsche Konstitutionalismus und der im Keime darin bereits lebende spätere Liberalismus erweckten, namentlich seit dem Regierungsantritte des Königs Wilhelm von Württemberg (1816), auf den man, in der Erinnerung an die unrühmliche

Herrschaft seines Vaters, große Hoffnungen setzte, in Norddeutschland, weit weniger in Österreich, mächtige Sympathien. Sehr viel trug er daher zum Erstarken jener denkwürdigen Bewegung unter den deutschen Studierenden bei, welche in das düstere Grau der Restaurationsperiode einen Goldschimmer unvergeßlichen idealen Zaubers geworfen hat.



Studenten-Trachten um 1820—30.

An der Stelle der früheren Landsmannschaften, welche den Behörden gegenüber eifersüchtig die Rechte ihrer Landsleute zu wahren suchten, waren um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Studentenorden entstanden, welche nicht auf die Herkunft der Mitglieder, sondern auf deren gleichartige Gesinnung sahen und sich nach Tugenden u. s. w. lateinisch benannten (z. B. Amicistenorden). Zur Zeit, als die Geheimbünde im Schwange waren, nahmen auch diese Orden den Charakter solcher an und gaben sich symbolische Formen. Aus ihnen entstanden aber, als jene Neigung wieder abnahm, die Korps, die neuerdings die Namen von Ländern annahmen. Wo letztere keinen Eingang gefunden, wurden die Landsmannschaften unmittelbar zu Korps. Alle diese Verbindungen pflegten das eigenartige akademische Wesen unter der geistlosen Form des Komments, der mit bis ins Kleinliche gehenden Vorschriften das studentische Leben, besonders das Trinken und Duellieren regelte, und tyrannisierten die keinem Korps angehörenden „Obskuren“ oder „Kameele“ nicht wenig,



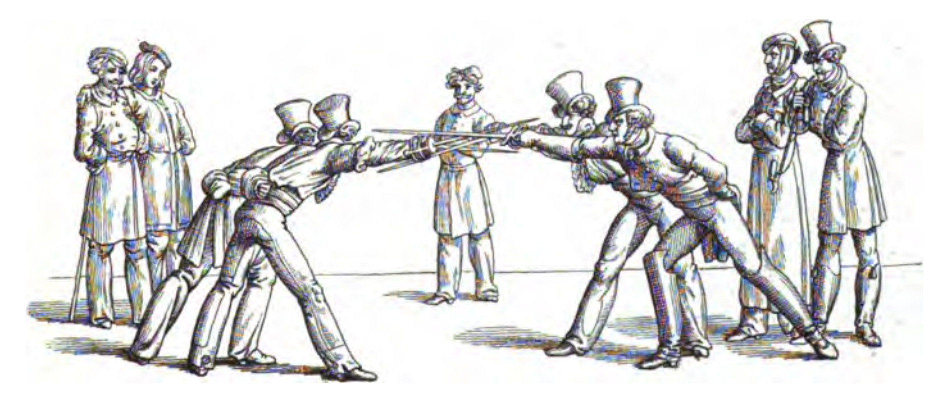
Studentenleben um 1820—30. Kneipe.

wie sie alle Nichtstudenten als „Philister“ gründlich verachteten und empfindlich neckten. Daß dieses Treiben den Zwecken, welche die studierende Jugend verfolgte, nicht entsprach, mußte nach dem Befreiungskriege, in welchem so viele Musenjünger geblutet hatten, in



Leipziger Studenten um 1820—30.

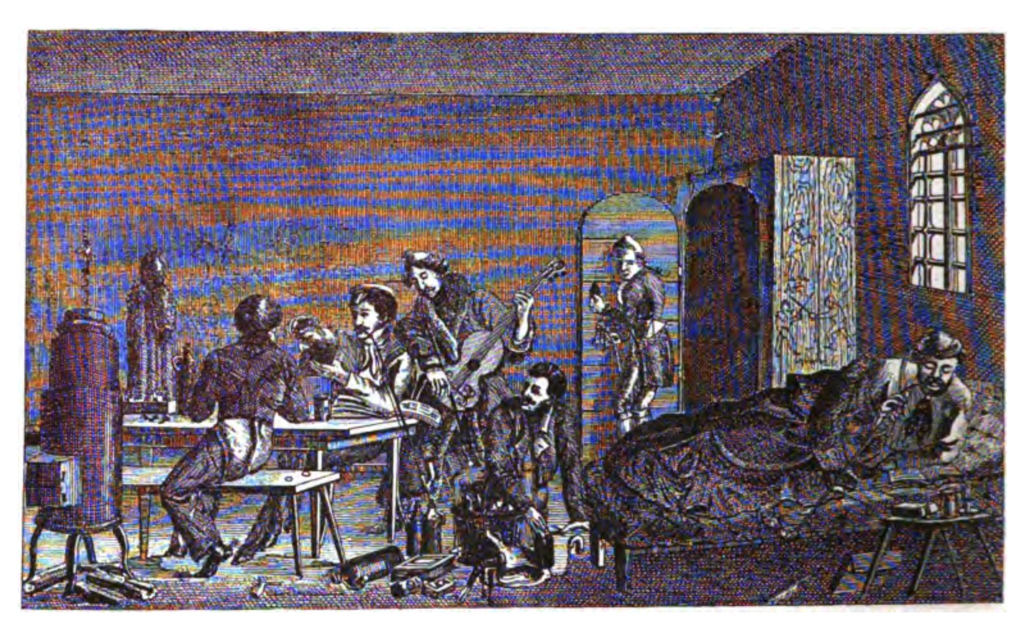
erhöhtem Maße einleuchten. Nicht weniger nährte diese Einsicht das, wie bereits erwähnt, durch „Vater Jahn“ ins Leben gerufene Turnwesen; ja dieser edle Patriot gab mit anderen den ersten Gedanken zur Gründung der deutschen Burschenschaft, zu deren erster Ver-



Studentenleben um 1820—30. Paukerei.

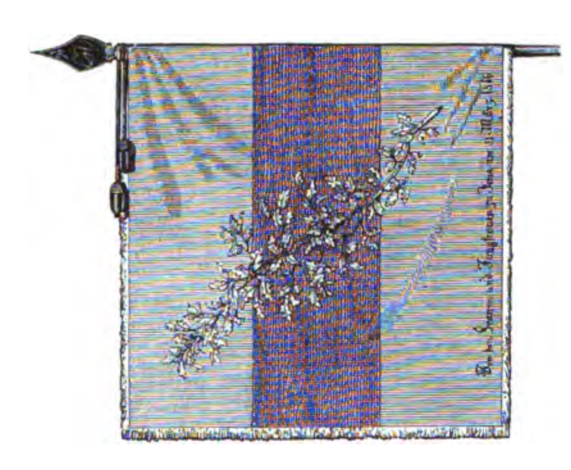
einigung 1815 drei Korps zusammentraten, deren Farben die symbolischen (nicht altdeutschen): schwarz, rot und gold wurden und deren Tracht eine sogenannte altdeutsche, mit Barett, schwarzem Rock, weißem Kragen u. s. w. wurde. Rasch entstanden Burschenschaften auf allen deutschen Hochschulen; die Korps nahmen ab und verschwanden in Jena völlig. Am 18. Oktober 1817 jagte das Wartburgfest der Burschen, namentlich durch sein unschädliches

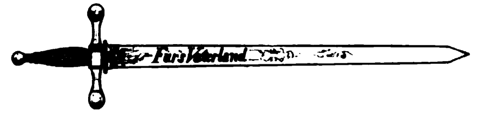
Autodafé reaktionärer Schriften von Haller, Kotzebue, Schmalz, Kamptz u. s. w., sowie eines Zopfs, Korporalstocks u. dergl. den Regierungen großen Schrecken ein, und ein Jahr darauf



Studentenleben um 1820—30. Karzer.

wurde in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft mit dem Ziele „christlich-deutscher Ausbildung einer jeden leiblichen und geistigen Kraft zum Dienste des Vaterlandes“ gegründet. Es war vom Standpunkte der Regierungen zu fürchten, daß diese Bewegung auch das in seinen Hoffnungen auf die Folgen des Befreiungskrieges so bitter getäuschte Volk ergreifen möchte. Denn von Jena gingen auch Schriften aus, welche wie des Geschichtschreibers Luden „Nemesis“, des Naturforschers Oken „Isis“, des Sohnes von Wieland „Volksfreund“ u. a. ebenso freisinnige Ansichten vertraten wie am Rhein Arndts „Wächter“ und Görres' „Rheinischer Merkur“. Daß sich mit dieser oppositionellen Bewegung auch „überspannte Deutschtümelei“ verband, und sowohl der alte Jahn, als die Brüder Follén in Gießen Tyrannenhaß predigten, ließ die Sache nur um so gefährlicher erscheinen. Engherzige Reaktionäre, wie der damals in Preußen allmächtige Geheimrat Schmalz, hetzten gegen alles, was nicht „beschränkter Unterthanenverstand“ war. Hinter den deutschen Regierungen aber stand Rußland, welches sie in ihrem reaktionären Verhalten bestärkte, ja dessen eigentlicher Urheber war und von welchem Metternich und andere Staatsmänner Gehalte bezogen und Spione gehalten wurden. Der





Das Burschenschaftsschwert und die Burschenschaftsfahne.

moldauische Bojar und russische Staatsrat Stourdza berichtete dem Kongreß in Aachen über die Zustände Deutschlands und denunzierte die Universitäten als Herde des Aufruhrs; der Komödienschreiber Kotzebue folgte ihm als Spion. Der allgemeinen Erbitterung gegen diese Leute gab der Burschenschafter Karl Ludwig Sand Ausdruck, indem er am 23. März 1819 in Mannheim den verhaßten Kotzebue ermordete. Er wurde hingerichtet und von allen oppositionellen Elementen als Märtyrer gefeiert. Diese kopflose That führte hauptsächlich zu den Beschlüssen der geheimen Ministerkonferenzen unter Metternichs Vorsitz in Karlsbad, deren Folge die berüchtigt gewordene Demagogenhetze war, die namentlich in Preußen ihre Opfer forderte, wo der Polizeidirektor Christoph von Kamptz an ihrer Spitze stand, ohne alle Rücksicht auf gesetzliches Verfahren hochgeachtete Männer und schuldlose



Studentenleben um 1820—30. „Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus — Ade!"

Menschen in Kerkern schmachten ließ oder zur Landesflucht trieb, und doch keinen einzigen Hochverräter entdeckte. Die Burschenschaft wurde aufgelöst, das Turnen verboten; ja Metternich versuchte es, in der „Wiener Schlußakte" den Verfassungen ein Ende zu machen, wogegen sich aber die Mittelstaaten entschieden wehrten. Dagegen wußte Metternich aus dem Bundestage alle nur einigermaßen freisinnigen Mitglieder, an deren Spitze der württembergische Gesandte Freiherr von Wangenheim stand, zu entfernen. Die Reaktion war vollendet und lastete wie ein Alp mindestens ein Jahrzehnt, an manchen Orten noch länger auf dem deutschen Volke und machte sich auf allen Lebensgebieten, namentlich aber auf denen der Religion und der Kirche bemerkbar.

Nachdem Papst Pius VII. 1814 als Fürst des Kirchenstaates wieder eingesetzt war, bestanden seine ersten Handlungen in der Wiederherstellung des Jesuitenordens und der Inquisition und in der Verdammung der Freimaurerlogen, denen später sogar die Bibelgesellschaften folgten. Es war natürlich, daß diese Richtung sofort die herrschende in der katholischen Kirche wurde. Der größte Dorn im Auge war ihr Wessenberg (s. oben S. 323). In der Schweiz, in welcher zu jener Zeit die aristokratischen Regierungen wieder ans Ruder der

älteren Städtekantone gelangten, arbeiteten geistreiche, aber von mystischen Ideen erfüllte Theologen, namentlich in Luzern, deren Streben es war, das römisch-päpstliche System wissenschaftlich zu begründen, im Vereine mit dem päpstlichen Nuntius an der Lostrennung vom Bistum Konstanz, welche auch schnell erfolgte. Umsonst verwendete sich Wessenberg am Wiener Kongreß, unterstützt von seinem Bruder, der österreichischer Minister war, für eine nationale Einrichtung der deutschen Kirche. Der als Gesandter des Papstes anwesende Kardinal-Staatssekretär Consalvi schlug ihn mit leichter Mühe. Als er dann 1817 vom Domkapitel zum Bischof gewählt wurde, versagte der Papst die Bestätigung. Da verlor er den Mut, und als 1827 sein Bistum aufgelöst und verteilt wurde, trat er in das Privatleben zurück. Überall war der ultramontane Geist der siegende. Bayern setzte seine protestantischen Unterthanen den Katholiken nach und schloß 1817 mit dem päpstlichen Stuhle ein Konkordat; in Österreich waren die Protestanten nur widerwillig geduldet. Preußen wurde dahin gebracht, in der „Circumskriptionsbulle“ der Kurie weitgehende Rechte einzuräumen. Der Erzbischof von Köln verdammte die Lehre des Bonner Professors Hermes, die dem Standpunkte Wessenbergs ähnlich war. Das 1822 erschienene Lehrbuch des Kirchenrechts von Walter trug einen entschieden klerikalen Charakter und ging soweit, die Beibehaltung alter Meßbücher zu verfechten, welche schon 1810 Professor Winter in Landshut als dem Aberglauben dienend und damit den Unglauben befördernd bezeichnet hatte. In den Klöstern, namentlich Österreichs, wurde die ganze Strenge der Zucht früherer Zeiten erneuert; man suchte durch die Pracht des Gottesdienstes und durch die volkswirtschaftlich unsinnige, ohne gesundheitliche Kontrolle geübte Speisung der Armen den alten Einfluß auf das Volk wieder zu gewinnen und bemühte sich, die Anzahl der Novizen zu vermehren, welche zur äußersten Demut angehalten wurden. So legte man ihnen z. B. Zettel zur Auswahl vor, mittels welcher sie um öffentliche Zurechtweisungen oder Züchtigungen bitten mußten. Auch durften sie nichts lesen, als Legenden und Gebetbücher. Durch diese Übertreibungen sind viele Novizen zu Rationalisten erzogen worden. Es erschienen Bücher (s. z. B. 1822 in Mainz von einem gewissen Lillbopp), welche die Heilungen von Kranken durch Wunder verteidigten, die Wirklichkeit des Teufels, der Hölle und des Fegfeuers zu beweisen suchten und sogar unkirchlichen Aberglauben, wie den tierischen Magnetismus, die Wünschelruten u. s. w. in Schutz nahmen. Daß die Bekehrungen zur katholischen Kirche, teils aus Schwärmerei, teils aus Berechnung, sich häuften, ist bereits angedeutet. Aber auch geborene Katholiken, die freisinnig gewesen, kehrten zum klerikalen Standpunkte zurück. Das auffallendste Beispiel bot der gewesene (oben S. 312) Revolutionär Josef Görres aus Koblenz (1775—1848), welcher noch 1814 für die Befreiung auch des linken Rheinufers von den Franzosen und 1819 gegen die Demagogenhetze gearbeitet hatte, schon 1822 aber sich in den Dienst der Ultramontanen begab und seit 1827, als er Professor in München wurde, die „christliche Mystik“ zu seinem System machte. Das Buch, das diese Lehre enthielt, ist freilich erst in einer Zeit erschienen, welche nicht mehr daran glaubte (1836—1842 in fünf Bänden); aber es zeigt, wohin ein großer Geist durch die Einflüsse der Restaurationsperiode gelangen konnte. Er setzte darin das Mystische geradezu als das Gott Betreffende dem Natürlichen sowohl als der Wissenschaft entgegen. Nach dieser Ansicht war die Aufhebung der Naturgesetze das Normale und die Einhaltung derselben eine Abwendung vom Heiligen. Alle Mystik leitete er vom Kreuze ab und wiederholte alle Legenden und Sagen von Heiligen, in denen die Naturgesetze als nicht vorhanden erscheinen, gleich verbürgten Thatsachen, z. B. daß ekelhaft Kranke oder Verwesende Wohlgerüche verbreitet hätten, daß von der Liebesglut des Herzens Rippen gebrochen seien, daß Heiligen fremde Sprachen und Wissenschaften plötzlich geoffenbart, daß Ekstatische durch unsichtbare

Macht gekreuzigt und mit dem Kreuz in die Luft erhoben worden u. s. w. Auch der Teufel und die Hexerei wurden in diesem Buche verfochten! Ja, es wurden darin sogar Päpste und Kirche getadelt, soweit sie der Mystik nicht hold waren!

Nicht wesentlich anders sah es im allgemeinen in der protestantischen Kirche aus. Seit der Restauration herrschte in Preußen, von dem Könige gehalten, die Orthodoxie unumschränkt. In der Absicht, sie zu stärken, rief er seit 1817 die „evangelische Union" des lutherischen und reformierten Bekenntnisses ins Leben, welche in mehreren deutschen Staaten Anerkennung fand, aber im ganzen mehr der freisinnigen Richtung, als der „Rechtgläubigkeit" förderlich war.

Während indessen die Orthodoxie ein sehr ruhiges Dasein führte, glänzte durch desto mehr Abwechselung und Aufsehen der Pietismus. Merkwürdigerweise war sein größter Adept in der Restaurationszeit ein Angehöriger der griechisch-katholischen Kirche, der russische Kaiser Alexander I., eine schwärmerische Natur, die sich stets von den Eindrücken des Augenblicks hinreißen ließ. Mystische Einflüsse brachten ihn auf die phantastische Idee des „heiligen Bundes", welchem ganz Europa mit Ausnahme des Papstes und des Sultans beitrat. Diese Einflüsse leiteten sich zu einem Teile von Philosophen der Schellingschen Schule her, welche den transcendentalen Abschnitt derselben entweder gemütvoll wie Gotthilf Heinrich v. Schubert, oder mit magischen Verirrungen wie August Eschenmayer, oder theosophisch nach Böhms Vorbild, wie Franz Baader, auszubauen suchten. Baader war zwar Katholik, aber Gegner des Papsttums, dessen Rom er „ein mit Christentum übertünchtes Heidentum" nannte. Noch mehr aber als diese Männer wirkten Frauen bei dem für ihr Geschlecht sehr empfänglichen Zaren zu gunsten seines Planes, den Drachen der Revolution durch eine Art von Theokratie, die freilich in der Luft schwebend blieb, zu bändigen. Die bedeutendste dieser Frauen war Juliana von Vietinghoff aus Riga, schon früh Gattin des weit ältern russischen Diplomaten Krüdener (geb. 1766, gest. 1824). Sie wandte sich in reiferen Jahren, beeinflußt von dem Geisterseher Jung-Stilling (s. oben S. 300) und von Anhängern des Magnetiseurs Mesmer (S. 298), der Mystik zu und zog während des Aufenthaltes der Verbündeten Alexander in ihre Netze. Als Prophetin ihrer mystisch-pietistischen Lehre wanderte sie seit 1815 umher, zuerst in der Schweiz, predigte öffentlich und in Zirkeln, gab fliegende Blätter heraus, betete und sang mit ihren Bewunderern. Selbst Geistliche nannten sich ihre Jünger, das ihr anhängende Volk aber ehrte sie als Prinzessin, „heilige Frau", sogar „Herrgöttin", und der Kreis ihrer Eingeweihten als Hohepriesterin oder als das Sonnenweib aus der Offenbarung des Johannes. Sie behauptete, Kranke geheilt, mit wenig Brot Hunderte gesättigt zu haben u. s. w., verschwieg aber auch die Sünden ihrer früheren Jahre nicht, um durch ihr eigenes Beispiel zur Bekehrung zu entflammen. Abenteurer sammelten sich um sie, aus vornehmen wie aus geringen Ständen, und um diese wieder allerlei Gesindel, das sich nicht nur von ihr füttern ließ, sondern sie auch bestahl. Von der Polizei wurde sie dagegen nicht ehrerbietig behandelt, vielmehr von Ort zu Ort getrieben, bis sie endlich nach Rußland zurückkehrte. Noch ehe dies geschah, trat im Kanton Zürich Margareta Peter, ein Landmädchen von zweifelhaftem Rufe, als Prophetin in ähnlichem Geiste auf, endete aber damit, daß sie sich im Jahre 1823 von ihren Jüngern auf schauderhafte Weise kreuzigen ließ, worauf wahnwitzige Schwärmer nach der Blutstätte wallfahrten und Reliquien von ihr sammelten. Die Thäter wurden vom Züricher Gerichte zu Zuchthausstrafen verurteilt und das Petersche Haus niedergerissen.

Einige Jahre vorher (1817), hatte die „Blut-Theologie" eine ähnliche Verwirklichung zu Ampfelwang in Österreich gefunden, zwar unter Katholiken, an deren Spitze sogar zwei Geistliche standen, die aber eine förmlich pietistische Sekte von „Erweckten" gegründet hatten.

Dort geschah es, daß die Fanatiker, an deren Spitze, nach Entfernung der Geistlichen, der Bauer Josef Haas getreten war, ein altes Ehepaar, das sich ihnen nicht anschließen wollte, totschlugen und dann ein junges Mädchen aus ihrer Mitte, das über diesen Vorzug jubelte, „opferten" und ihm das Herz ausschnitten. Als unzurechnungsfähig wurden sie nicht bestraft, sondern nur unter Aufsicht gestellt.

In pietistischen Erziehungsanstalten wurde zu jener Zeit Kindern durch künstliche Geistererscheinungen und anderen Unfug solche Angst vor dem Teufel eingejagt, daß ihrer viele krank wurden.

Dieses Treiben ging noch weit über die Restaurationszeit hinaus. In Königsberg wurde ein Skandalprozeß gegen eine Muckersekte geführt, an deren Spitze die Altlutheraner Ebel und Diestel standen. Nach 1848 traten dieselben den Irvingianern bei, welchen der Justizrat Wagener in Berlin und der Professor Thiersch in München vielen Anhang in Deutschland verschafften, und welche noch heute, sich katholisierender Zeremonien bedienend, auf die Wiederkunft Christi und den Jüngsten Tag warten.

Mit diesem Mystizismus innig verwachsen sind die ältere Geisterseherei und der neuere Somnambulismus, welche in der uns hier beschäftigenden Zeit vereint das Haupt erhoben, und zu deren Propheten der Arzt und Dichter Justinus Kerner in Weinsberg wurde, namentlich durch sein bekanntes mystisches Buch „die Seherin von Prevorst" (1829), die überspannte Geschichte einer hysterischen und nervös aufgeregten Person, die als eine Art Heilige angestaunt wurde. Diese Krankheitserscheinung wurde so sehr Modesache, daß „Reisen in die Sonne, den Mond und mehrere Sterne", „Offenbarungen einer Somnambule" und dergl. vielfach erschienen und Theosophen, wie Baader, Eschenmayer, Ennemoser u. a. die Hellseherei und Schlafwacherei in ein System brachten, das sie jedoch nicht überlebte.

Selbst in die Wissenschaft fand die Mystomanie Eingang, und es opferte ihr ein Gelehrter wie Creuzer in seiner „Symbolik und Mythologie der Völker der alten Welt", in welcher er eine von göttlicher Offenbarung herstammende Priesterweisheit, nicht Beweisen, nur der Phantasie folgend, durch alle Nationen verfolgen zu können glaubte, ein Werk, das der allem Dunkel abholde Voß so derb heimgeschickt hat, Hermann und Lobeck aber wissenschaftlich widerlegten.

Sogar in der Naturwissenschaft blieben der deutsch schreibende Norweger Steffens (auch romantischer Novellist und reaktionärer Publizist) und der echt deutsche Lorenz Oken (dieser jedoch mit weit freierem Geiste) als Schüler Schellings von mystischen Regungen nicht frei.

In der Kunst lagen diese Bestrebungen noch näher, waren aber durch die Verbindung mit der Idee des Schönen vor Mißbrauch und Übertreibung besser geschützt. Es entstand unter Deutschen in Rom die nazarenische oder christliche Malerschule, welche der Zeit und der Tendenz nach zwischen das Auftreten der romantischen Schule und die Reaktionszeit der Restauration fällt. Wilhelm von Humboldt, als preußischer Ministerresident in Rom (unter französischer Herrschaft), der Historiker Niebuhr und Kronprinz (später König) Ludwig von Bayern (nach der Herstellung des Kirchenstaates) waren es, welche diese Schule unterstützten und aufmunterten. Ihr Haupt war Friedrich Overbeck aus Lübeck (1789—1869), der mit seinen Freunden, den Brüdern Wilhelm und Rudolf Schadow (Söhnen des großen Bildhauers) und anderen Malern 1814 katholisch wurde, was Philipp Veit, der Sohn von Dorothea Schlegel aus erster Ehe, mit Mutter und Stiefvater (Friedrich Schlegel) schon früher geworden war. Von geborenen Katholiken hielten zu ihnen der Tiroler Josef Anton Koch, mehr Landschaftmaler, der Böhme Josef Führich, einer ihrer strengsten Adepten, und ihr nachmals größter Meister Peter Cornelius aus Düsseldorf (1783—1867). Das Ziel der Schule war,

statt der Schönheit des Körpers die der Seele zum Ausdrucke zu bringen, daher das Verlassen der Antike und die Rückkehr zu den vorrafaelischen, kirchlich unanfechtbaren Malern, wie der Mönch Fra Angelico von Fiesole, der Engelmaler, einer war. Die Kunst sollte nach der Ansicht dieser ihrer Jünger alles Veränderliche und Leichtfertige vermeiden und dauernde Bilder, namentlich Freskogemälde schaffen, sowie, auf die Religion sich stützend, volkstümlich werden. Nach und nach jedoch zerfiel die Schule. Als man in Rom weniger streng wurde, als in der ersten Reaktionszeit, griffen manche Nazarener wieder zur Antike. Während Veit und Eduard Steinle aus Wien (1810—1886) der Richtung Overbecks treu blieben, wurde Cornelius weitherziger und vielseitiger, illustrierte Goethes Faust und die Nibelungen und arbeitete nach Rafaels und Michelangelos Vorbildern. Seine großen



Gruppe aus dem Reliefsfries von Geyer in der National-Galerie zu Berlin.
Rietschel. · G. Schadow. W. Schadow. Schnorr von Carolsfeld. Rethel. Schwind.

historischen Bilder in München und Berlin stempeln ihn zu einem weltumfassenden, großartigen Dichter in Farben, zum Goethe der Malerei. In ähnlicher Weise verherrlichte Julius Schnorr von Carolsfeld (1794—1872) die Nibelungen im Residenzschlosse Münchens.

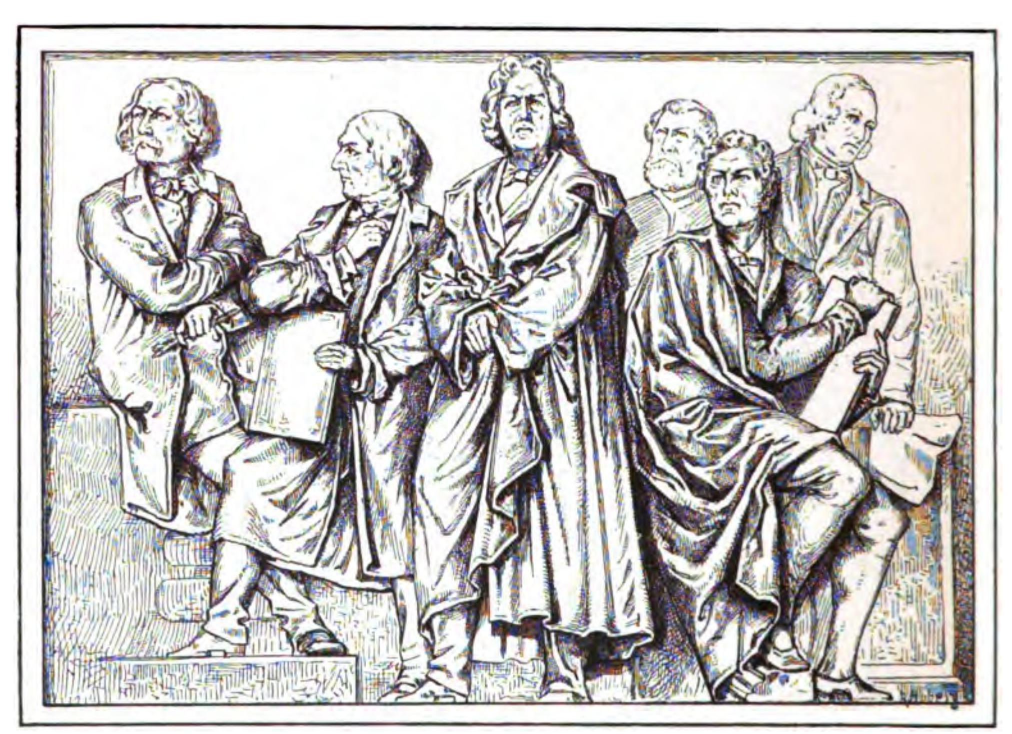
Von Cornelius stammt die Münchener Malerschule, deren unsterblicher, seinem Geiste am nächsten kommender Meister Wilhelm von Kaulbach (1805—1874) wurde, namentlich durch seine, die Weltgeschichte zusammenfassenden großen symbolischen Gruppenbilder im Museum zu Berlin. Von Wilhelm Schadow dagegen ist die Düsseldorfer Schule ausgegangen, an deren Spitze nach ihm Karl Friedrich Lessing (1808—1880, Großneffe des Dichters) stand, der Maler des Johannes Hus und Luthers und damit gleich Kaulbach der künstlerische Feind der Inquisition. Beide Schulen haben sich, wie diese Namen zeigen und wie wir weiterhin sehen werden, von der einseitigen Richtung der Nazarener längst gründlich emanzipiert, ja sich geradezu in die Dienste des Fortschritts begeben.

Noch früher aber, noch während der gewöhnlich bis zum Jahre 1830 gezählten

Restaurationsepoche sind ausgezeichnete deutsche Dichter und Gelehrte aufgetreten, welche das herrlichste Gegengift gegen die schleichende Dunkelheit der Reaktion in ihrem Geiste trugen und die Welt der deutschen Kultur einem neuen Licht entgegenführten, vor dessen Strahlen jene unheimlichen Bestrebungen in nichts zerfließen mußten.

Dieser neue Geist wehte sowohl in der Dicht- und Tonkunst, als in der Wissenschaft, dort in einer eigenartigen, an die Romantik anklingenden, aber auch über sie hinaus zu neuen Idealen hinanstrebenden, hier dagegen in einer den Grund zu allen späteren Leistungen auf diesem weiten Gebiete legenden Weise.

Unter die besseren romantischen Dichter gehört noch der allzufrüh hingeschiedene Schwabe Wilhelm Hauff (1802—1827), in dessen Dichtungen wir aber statt der Verirrungen jener



Gruppe aus dem Relieffries von Geyer in der National-Galerie zu Berlin.
Kaulbach. Cornelius. Rauch. Blaeser. Schinkel. Stüler.

Schule reine Poesie und Volksliebe finden, so in dem ansprechenden Roman aus der Reformationszeit, „Lichtenstein", während die „Phantasien im Bremer Ratskeller" mutwilligen Humor aussprühen. Durch seinen „Mann im Monde" verspottete er die gleichzeitigen saft- und kraftlosen Machwerke des Romanfabrikanten Heun, genannt Clauren, und machte sie durch täuschende Nachahmung für die Folge unmöglich. Der glühende Rheinwein einerseits und die emporstrebende Freiheit der Griechen im Kampfe gegen das barbarische Türkentum anderseits entflammten den ebenfalls der Sangeswelt zu früh entrissenen echten Dichter Wilhelm Müller (1795—1827). Diesen beiden lebensfrohen und kristallhellen Poetenseelen steht die düstere, im Innersten zerrissene, geniale Anlagen übel verbrauchende Gestalt des Dramatikers Dietrich Christian Grabbe aus Detmold (1801—1836) gegenüber, dessen dämonischer Geist, der Himmel erstürmen wollte, in Trivialität, Frivolität und Größenwahn verkam. In seinem wilden Leben entstanden Stücke, in denen er gleichsam mit Welten spielt, für welche daher die Bretter, welche die Welt bedeuten, zu eng sind. In „Napoleon" z. B.



Volksfest bei Cannstadt im Herbst 1835.

werden auf der Szene ganze Massenschlachten geschlagen. Ein gleichsam nachgeborener Romantiker, der aber, abweichend von dieser Schule, ins Volksleben griff und daraus wirkliche, lebenswarme Gestalten nahm, war Karl Immermann (1796—1840), dessen Dramen schwach sind, dessen „Merlin" Anläufe zu einer faustischen Dichtung nahm, dessen „Münchhausen" aber, eine westfälische Bauerngeschichte, noch heute geschätzt wird.

Drei größere Dichter, als die hier genannten, haben sich von der Romantik mehr oder weniger losgesagt und teilweise einen ihr entgegengesetzten Weg eingeschlagen: Chamisso, Rückert und Platen.

Der in Berlin eingewanderte französische Edelmann Adalbert von Chamisso (1781 bis 1838), in Sinn, Streben und Sprache durchaus ein Deutscher geworden, hängt mit der Romantik noch zusammen durch sein phantastisches, aber vortrefflich erzähltes und tiefsinniges Märchen von dem schattenlosen Peter Schlemihl, durch seine Vorliebe für das Schauerliche und durch den häufigen Gebrauch der Terzine, deren Meister er geworden ist. In seinem Romanzenkranz „Salas y Gomez" begründete er in Deutschland die exotische und in den Gedichten „Die alte Waschfrau", „Der Bettler und sein Hund", „Das Gebet der Witwe" die soziale Poesie.

Mit den ersten Romantikern ist Friedrich Rückert (1788—1866) durch seine Hingebung an den Reim (Pseudonym „Freimund Reimar") und die metrische Kunst mit den späteren, den Freiheitsängern, durch seine schon erwähnten „geharnischten Sonette" verwandt; er verließ die Schule als lehrhafter Dichter. Der Inhalt litt bei ihm stets unter dem Kult der Form. Nur das Gefühl der Liebe entsproßt bei ihm dem Herzen und feiert im „Liebesfrühling" die schönsten Triumphe. Die Liebe zum Metrischen tritt denn auch in seinen Nachbildungen orientalischer Muster hervor, in denen er die Versuche Goethes auf echtere und die der Brüder Schlegel auf tiefere Weise fortsetzte, in denen aber auch die wenn schon gedankenreiche und formschöne, doch trockene Lehrhaftigkeit an die Stelle der Liebe trat.

Den schärfsten Gegensatz, ja, ihre völlige Niederwerfung erfuhr die Romantik in Graf August von Platen (geb. 1796 in Ansbach, gest. 1835 in Syrakus). Er opferte ihr noch im „gläsernen Pantoffel" (Verschmelzung von Dornröschen und Aschenbrödel), lehnte sich dann an Rückert in seinen Gaselen, kehrte aber endlich geradezu zur Klassizität der großen deutschen Dichter, ja griff sogar in Herstellung künstlicher Versmaße nach antikem Muster auf Klopstock zurück. Die Romantik und namentlich das Schicksalsdrama vernichtete er in seinen aristophanischen Komödien „die verhängnisvolle Gabel" und „der romantische Ödipus" (1826 und 1828). Er war von heiliger Begeisterung für Freiheit und Vaterland erfüllt, entfloh den Feinden beider nach Italien und geißelte alle Frömmelei und Heuchelei. Soweit aber nicht diese Freiheitsideale und die herrliche Natur des Südens ihn entflammen, ist seine Muse bei aller Meisterschaft der Form kalt und frostig. Trotzdem sind einige seiner Balladen (z. B. die Alarich und Karl V. feiernden) volkstümlich geworden.

Aus der Sintflut, in welcher Platen die Romantik ertränkte, rettete sich indessen einer, der jüngste ihrer Adepten, indem er die von jener Schule geübte Ironie, die aber nirgends in ihr eine feste Gestalt angenommen, zum eigentlichen Lebensnerv seiner Dichtung erhob. Dieser Zerstörer der Romantik von innen (wie Platen von außen) ist Heinrich Heine, der Hauptvertreter der fortschrittlichen und weltschmerzlichen Richtung in der poetischen Republik; um dieser Eigenschaft willen müssen wir seine Charakteristik verschieben.

Wie in der Malerei und in der Poesie, so ist auch in der Musik während des Zeitraums der Romantik und der Restauration ein Übergang von romantischer Befangenheit zu freierer, selbständigerer künstlerischer Gestaltungskraft wahrzunehmen. Auch im Reiche der Töne war die Romantik, d. h. eine Anlehnung an das Mittelalter erwacht, welche natur-

gemäß der Klassik, als der Anlehnung an das Altertum, folgte, und um so mehr als schon letztere romantische Anklänge gezeigt hatte. Wie Goethe im Faust und Wilhelm Meister und Schiller in den Balladen und in den Frauendramen, so hatten Mozart im Don Juan und Beethoven im Fidelio dem romantischen Gedanken ihren Tribut bezahlt, ohne der Form und dem Geiste der Klassik untreu zu werden. Und wie in der Dichtkunst, so wurden diese romantischen Stimmungen auch in der Tonkunst von den jenen Heroen folgenden Epigonen zur Alleinherrschaft erhoben. Der Musikhistoriker Naumann nennt jene (von Bach bis Beethoven) die musikalischen Genies, diese die großen Talente. In der Tonkunst indessen war eine politisch-religiöse Tendenz von vornherein ausgeschlossen, weil ihr das Wort fehlt, und die Romantik mußte sich in ihr auf das Gemütvolle, das Herzergreifende beschränken. Ein weiterer Vorzug der musikalischen vor den poetischen Romantikern ist der, daß sie volkstümlich waren, was im Felde der Dichtung nur von den Freiheitsängern gesagt werden kann, die nicht völlige Romantiker waren, weil die Vaterlandsliebe nicht romantisch ist. Die Volksoper und das Volkslied bilden die liebenswürdige Domäne der romantischen Tonkünstler. Karl Maria von Weber, ein Verwandter Mozarts, aus Eutin (1786—1826) schuf 1819 sein Meisterwerk, den „Freischütz", dem Preciosa, Euryanthe und Oberon, sein Schwanengesang, folgten. Marschner und Kreutzer stehen an der Spitze seiner Schule. Franz Schubert (1797—1828), ein Wiener Kind, an der Quelle der musikalischen Klassik auferzogen, übersetzte namentlich Goethe (Haideröschen, Erlkönig, König von Thule, Gretchens Lied u. s. w.) in die Sprache der Töne, sank aber allzufrüh in die Nacht des Grabes. Franz Lachner steht an der Spitze seines einst fröhlichen Freundeskreises. „Schuberts Lieder", sagt Naumann, „diese Juwelen reinsten Wassers im Diadem der Muse der deutschen Tonkunst, werden, solange deutsche Freude am Walten der Natur, deutsches Gemüt und deutsches Lieben, Sehnen, Leiden, Trauern und Hoffen nicht aussterben, unvergänglich unter uns fortleben und Sänger und Hörer mit dem reinen Himmelsodem anwehen, dessen wir in der Kunst ebenso sehr bedürfen wie im Leben."

Eine modernere Gruppe romantischer Tonkünstler hat an ihrer Spitze die Namen von Ludwig Spohr (1784—1859) und Jakob Beer, genannt Giacomo Meyerbeer (1791 bis 1864), jener ein echter Deutscher, dieser ein Weltbürger, mit welchem die Juden das Reich der Tonkunst betraten. In beiden hat die Romantik ihren ursprünglichen Charakter abgelegt und ist die Musik in das freigeistige und fortschrittliche Wesen der neuesten Zeit eingetreten. In Meyerbeer geschah noch mehr; durch seinen „Robert der Teufel" und seine „Hugenotten" hat er die deutsche Musik dem Verständnis der Franzosen angepaßt, durch den „Propheten", den „Nordstern" und die „Afrikanerin" die Tonkunst geradezu international gestaltet. Zu den Künstlern, auf welche er Einfluß ausgeübt, gehören nicht nur Deutsche, wie Lachner, Lortzing, Flotow, u. a., sondern auch Fremde, wie die Franzosen Halevy und Gounod, die Italiener Donizetti und Verdi.

Die musikalische Romantik hat ihre Geschichte noch heute nicht beendet; aber ihr Charakter ist ein durch und durch moderner geworden. Die Musik ist ihrem Wesen nach schon kosmopolitisch, weil sie keine national abgeschlossene Sprache redet, und dies ist auch die Romantik, weil bei ihr das individuelle Gefühl die Sprache und die Geschichte des Volkes, dem ihre Dichter angehören, überwuchert. So ist es denn gekommen, daß auch im Reiche der Dichtkunst die am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland geborene Romantik einen internationalen Eroberungszug angetreten und ihren Inhalt gleichsam in fremde Zungen übersetzt hat. Frankreich und England, der italische Süden und der skandinavische Norden, ja mittelbar auch der slawische Osten sind ihre Provinzen geworden, und zwar in der Art, daß dort nicht die klassischen Dichter, wie in Deutschland, sondern die romantischen die

volkstümlichsten und beliebtesten geworden und geblieben sind. Mit himmelssehnsüchtiger Christlichkeit und mittelalterlicher Kirchlichkeit haben, wenige Jahre nach dem Auftreten der deutschen Romantiker, Chateaubriand, und auf prosaischem Gebiete Bonald und die Brüder de Maistre in Frankreich das romantische Werk begonnen; — Lamartine und Viktor Hugo dagegen, welche anfangs dieser Richtung huldigten, das Gewand der Schule gewechselt und sich (letzterer durch die Schule des Gräßlichen und Häßlichen) bis zum freigeistigen Republikanismus hindurchgerungen. Erst in diese spätere Phase fallen Alfred de Musset, der sein schönes Talent verliederlichte, Alexander Dumas, der es zum Schacher entwürdigte, Eugen Sue und die Georges Sand, die zu Propheten des Sozialismus wurden, der, im Vereine mit schmutzigem Naturalismus, seitdem der französischen Litteratur die Romantik abgestreift hat.

Auf den britischen Inseln glänzten als Apostel der romantischen Schule: Walter Scott, der Vater der historischen Romantik, der Dichter der Vergangenheit, Thomas Moore, der poetische Anwalt des unglücklichen Erin, der Dichter seiner Gegenwart, und Lord Byron, das geniale Meteor, das für die Freiheit atmete und verblutete, das von seiner Heimat verfolgte Gegenteil eines Durchschnitts-Engländers, der unhistorische, utopistische Sänger der Zukunft; sein Freund Shelley, der gotttrunkene Pantheist, der ihm in Charakter und Schicksal so vielfach glich, übersetzte seinen Pessimismus in die wonnevolle Seligkeit eines Empfindens, das sich nicht an die Wirklichkeit fesseln läßt. Die Werke dieser Dichter haben ihre Wellenschläge bis in unsere Tage geworfen, und ihre Schule ist noch nicht ausgestorben, weder dies-, noch jenseit des Ozeans; ja sie hat neben sich keine wirkliche Dichtung, sondern nur die Spekulationsschreiberei der „Sensation" auftauchen sehen. In Italien konnte die Neuromantik unter der Führung von Manzoni und Pellico nur so lange blühen, als das Unheil der Fremdherrschaft ihre Thränen fließen machte; die patriotische Bewegung hat der Dichtung bald andere Bahnen angewiesen. Nachdem in Schweden der bodenlosen Romantik Schlegel-Tieckscher Art Atterbom Boden zu erobern versucht, lenkte die Schule des wackern Tegnér auf die gesunden Bahnen der skandinavischen Heldensage ein. Im Osten Europas hat die Romantik unmittelbar an Byron angeknüpft, und aus seinem Feuergeiste haben wirklich große Dichter, wie der Pole Mickiewicz und die Russen Puschkin und Lermontoff den Antrieb zu ergreifenden Werken geschöpft, die von ihren Landsleuten noch nicht übertroffen sind.

Während so die Völker, die von uns die Romantik entlehnten, in den Bahnen derselben entweder verharrten, oder nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen wußten, verstand es der deutsche Genius, neue Pfade aufzufinden, die, wenn sie auch die Höhen der klassischen Blütezeit nicht wieder erreichten, doch alle Leistungen der Romantik überragten und damit von der Vielseitigkeit deutschen Wesens glänzende Zeugnisse ablegten.

Siebenter Abschnitt.

Die Arbeit des Fortschritts.

In den letzten Jahren der klassischen Blütezeit deutscher Wissenschaft und Kunst hatte der Abfall von dieser höchsten Entfaltung des Wahren und Schönen durch das Auftreten der schillernden Traumgebilde begonnen, welche wir in der Philosophie Schellings und in der romantischen Schule kennen lernten. Während die praktische Konsequenz der haltlosen Theorien, auf denen diese Erscheinungen beruhten, durch das Unterdrückungssystem der Restaurationszeit gezogen wurde, welches die philosophische und poetische Willkür durch die politische ergänzte und jenen damit ihr eigenes Zerrbild im Spiegel der Geschichte zeigte, traten bereits die Vorboten künftiger Gedankenfreiheit auf. Was die Zeit der Aufklärung, welcher die Tiefe der Auffassung gefehlt, begonnen, das sollte durch eine Thätigkeit vollendet werden, in welcher die Ziele der Aufklärung und die Verehrung der Klassik sich innig verbanden. Was früher ein Vorrecht der Hochstehenden und Gebildeten gewesen, denen die materielle Sorge für des Volkes Bedürfnisse genügend erschien, sollte Gemeingut der Nation werden. Dieses Streben mußte anfangs in vielen Punkten ein unsicheres und unklares sein; es konnte nur nach und nach festern Boden und einen hellen Blick in die Zukunft gewinnen und ist noch heute nicht bei Erreichung seiner Ideale angelangt. Vorerst war es genügend, wenn auf den verschiedenen Gebieten des deutschen Geisteslebens die Gemüter sich von dem Drucke des Reaktionssystems ab- und Leistungen zuwandten, die in die Schablonen desselben nicht paßten.

Dazu gehörte vor allem, daß die seit Kants Wirken zerfahrene Philosophie ihre Formlosigkeit und ihren Mangel an Methode aufgab und zu strengerer Gedankenzucht zurückkehrte. Dies geschah in dem Systeme Hegels, welches allerdings nicht frei von willkürlichen Aufstellungen war, aber die fruchtbarsten Anregungen auf allen Gebieten der Wissenschaft geboten und die Erwartung, daß es zu einer rückstrebenden preußischen Staatsphilosophie werden könnte, keineswegs erfüllt, sondern im ganzen und großen die Gedankenfreiheit gefördert hat. Georg Wilhelm Friedrich Hegel (geboren 1770 in Stuttgart, seit 1806 Professor in Jena, seit 1818 in Berlin, gestorben daselbst 1831) legte den Grund zu seinem die Gedankenwelt umgestaltenden System in der „Phänomenologie des Geistes“, welche er unter dem Kanonendonner der Schlacht bei Jena vollendete, und stellte es vollständig auf in seiner 1817 erschienenen „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften“. Nicht ohne bei Fichte und Schelling geborgt zu haben, trat er als Gegner des letztern in die Schranken, indem er dasselbe, was dieser nur behauptete, die Identität von Natur und Geist, erst entwickelte. So gelangte er zu der Annahme, daß das Absolute zuerst reiner, stoffloser Gedanke sei, dann

aus sich selbst heraustrete, d. h. zur Natur werde und endlich im Menschen als bewußter Geist zu sich zurückkehre. Das ganze System wurde so in einer künstlerischen Vollendung wie kein bisheriges, zu einer zusammenhängenden Kette von lauter dreifachen Gliedern, in denen sich

Facsimile eines Teiles von einem Briefe Alexanders von Humboldt's an König Friedrich Wilhelm III. Aus Paris vom 3. September 1804. Betreffend Humboldt's Reise in Südamerika.

Im späteren Alter wurde Humboldt's Handschrift unklar; als Beispiel ist die Unterschrift von einem Briefe vom 18. April 1841 entnommen. Originalgröße. (Berlin, Kgl. Geh. Staats-Archiv.)

Prokesch (von Osten), Rüppell, Heuglin, Munzinger, Schweinfurth u. a. das Gebiet des rätselhaften Nil und die Alpenwelt im Osten des „dunkeln Erdteils", Lichtenstein das Kap-

Nach einer Reise von neuntausend Meilen in Südamerika und Neuspanien und nach einem kurzen Aufenthalte in Washington und Philadelphia bin ich endlich vor wenigen Wochen glücklich in Bordeaux angelangt. Ich bin damit beschäftigt die Kisten zu vereinigen, welche ich einzeln von der Südsee und nach Spanien abgesandt habe und meine Sammlungen von denen meines Reisegefährten Bonpland (eines französischen Gelehrten, den ich auf meine Kosten mitgenommen) zu trennen. Da ich jahrelang die höchsten Gebirgsketten der Welt, die Cordilleras de los Andes, durchstrichen habe, so darf ich mir schmeicheln viele mineralogische Produkte zu besitzen, welche noch keine europäischen Kabinette zieren. Für jeden eigenen Besitz gleichgültig und in der Ueberzeugung, daß solche Seltenheiten nirgends besser, als in G. Ew. M.

...selbe, was dieser nur behauptete, die Identität von Natur und Geist, erst entwickelte. ...gelangte er zu der Annahme, daß das Absolute zuerst reiner, stoffloser Gedanke sei, dann

aus sich selbst heraustrete, d. h. zur Natur werde und endlich im Menschen als bewußter Geist zu sich zurückkehre. Das ganze System wurde so in einer künstlerischen Vollendung wie kein bisheriges, zu einer zusammenhängenden Kette von lauter dreifachen Gliedern, in denen sich stets Satz, Gegensatz und Vermittelung wiederholten. Hegel hat in diesem architektonisch tadellosen Wunderbau, wenn wir von dem ersten seiner drei Teile absehen, die thatsächlichen Verhältnisse nicht aus den Augen gelassen; er hat nicht, wie Schelling und die Romantiker, seine Gedanken in die Natur und in die Geschichte hineingedeutet, sondern aus beiden herausgebildet.

Welche Konsequenzen seine Schüler daraus zogen, werden wir weiterhin sehen. Die Zeit war empfänglich für ein Gedankenkunstwerk dieser Art, und die Lehren Joh. Friedrich Herbarts (1776—1841), der in Königsberg auf Krug folgte, die philosophischen Sätze mathematisch zu beweisen suchte, dem Idealismus gegenüber den Realismus verfocht und die Seele an einen bestimmten Punkt des Gehirns bannen wollte, konnten neben dem Hegelschen System keine auch nur entfernt letzterm gleichkommende Anerkennung erringen. Dasselbe gilt von der Lehre Adolf Trendelenburgs (1802—1872), welcher (seit 1840) die Logik aus der Reihe metaphysischer Abstraktionen, in welche sie Hegel eingestellt, wieder zu der ihr gebührenden realen Geltung erhob.

In der Geschichte der Philosophie haben Eduard Zeller, Albert Schwegler, Kuno Fischer, Friedrich Albert Lange u. a. schätzbare Arbeiten zu Tage gefördert.

Es ist bezeichnend, daß gerade zur Zeit des Emporkommens der Hegelschen Philosophie und ihrer Geltung in immer weiteren Kreisen die Naturwissenschaft sowohl als die Wissenschaft der Geschichte, befreit von romantischen Schrullen, sich auf immer festere Grundlagen stellten und ihre Forschungen von der Herrschaft vorgefaßter Meinungen befreiten. Es war die Zeit, in welcher Alexander von Humboldt, ein Berliner Kind (1769 bis 1859), auf dem Gipfel seines Wirkens stand, ein Mann, dessen Arbeiten die Grundlage der Naturforschung unserer Zeit geblieben sind. Die zwei letzten Jahre des vorigen und die vier ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts brachte er mit dem Franzosen Bonpland auf seiner unsterblichen amerikanischen Reise zu, welche durch ihn, einen zweiten Kolumbus, das Innere der Neuen Welt eigentlich erst in den Gesichtskreis Europas brachte. Die „Ansichten der Natur", die er 1808 veröffentlichte, verbanden dichterische Sprache mit gründlicher Wissenschaft. Sein riesiges Hauptwerk, das die Ergebnisse seiner Reise schilderte und mehrere folgende schrieb er, den Verhältnissen der Zeit gemäß, in französischer Sprache. Aus Paris, wo dies geschah, nach Berlin zurückgekehrt, wandte er 1829 seine zweite Entdeckungsreise in russischem Auftrage nach dem Innern Asiens. Nach seinen Entdeckungen des Wesens der Vulkane und der Linien gleicher durchschnittlicher Temperatur und magnetischer Wirkung, den Isothermen und Isodynamen, krönte, in hohem Alter (seit 1843) der „Kosmos", eine begeisterte Umfassung der Welt- und Erdkenntnis, sein großartiges Lebenswerk.

Humboldt hat das Erwachen der Wissenschaften in den ersten Zeiten unseres Jahrhunderts mit ihrem kolossalen Fortschreiten in der Gegenwart verbunden, und an ihn schließt sich seine ältere und jüngere Zeitgenossenschaft auf diesem Gebiete. Wir nennen hier nur (vorgreifend) die deutschen Forscher, die namentlich mit den stammverwandten Briten auf diesem Felde wetteiferten. Humboldts Beispiel folgend, bereisten Eschwege, Fürst Neuwied, Spix und Martius, sowie Prinz Adalbert von Preußen Brasilien, J. J. Tschudi dieses und Peru, Wagner und Scherzer Mittelamerika, Barth und Overweg (seit 1849), der unglückliche Vogel (1856 in Wadai ermordet), Beurmann, Rohlfs, Nachtigal u. a. das innere Afrika, Prokesch (von Osten), Rüppell, Heuglin, Munzinger, Schweinfurth u. a. das Gebiet des rätselhaften Nil und die Alpenwelt im Osten des „dunkeln Erdteils", Lichtenstein das Kap-

land, Siebold das früher abgeschlossene Japan, die Brüder Schlagintweit die furchtbaren Schneewüsten und Eiskämme des riesigen Himalaya und seiner nördlichen Nachbarn. Leichhardt verschwand im trostlosen Innern Australiens. Dieffenbach und Hochstetter erforschten unser Antipodenland Neu-Seeland. Bellingshausen umkreiste die eisigen Rätsel des Südpols und neuere Forscher drangen nach dem Nordpole vor, ohne ihn zu erreichen.

In der Heimat entstanden seit 1862 der schweizerische und der deutsch-österreichische Alpenverein, um die erhabene Bergwelt der Wissenschaft zugänglich zu machen, woraus sich auch ein mit erschütternden Unglücksfällen verbundener Sport entwickelte.

Das Streben, die Heimat und Fremde im Bilde festzuhalten, rief großartige Fortschritte in der Kartenzeichnung hervor, in deren Vollendung indessen kein Land die Schweiz übertrifft, die zudem in der Kunst des naturgetreuesten Bildes der Erdoberfläche, des geographischen Reliefs, allein dasteht. Mit den topographischen Karten wetteiferten solche, welche die physikalischen und solche, welche die historischen Thatsachen darstellten (Berghaus und Spruners, von Mencke verbesserter Atlas), sowie die (besonders von Sydow geschaffenen) trefflichen Schulkarten, welche die natürlichen Verhältnisse von den politischen Einteilungen unabhängig machten. Damit hängt auch die Erhebung der Erdkunde zur Wissenschaft zusammen; es ist dies das Werk von Humboldts großem Zeitgenossen Karl Ritter (1779—1859), dessen 1817 begonnene „Erdkunde“ infolge ihres ungeheuern Umfangs unvollendet blieb, der aber, was die tiefe Durchdringung der neuen Wissenschaft betrifft, in Roon, Kiepert, Petermann, Peschel u. a. glänzende Nachfolger gefunden hat.

Die unermeßlichen Welträume durchforschten, wie im vorigen, so auch in diesem Jahrhundert, neben fremden auch deutsche Astronomen. Ohne dies zu sein, hat Kant, unabhängig von dem Franzosen Laplace, dieselbe Ansicht wie dieser über die Entstehung des Sonnensystems geahnt. Der Mathematiker Gauß gab den Astronomen von Fach die wichtigsten Anleitungen zu ihren Beobachtungen; mit ihrer Hilfe gaben seit 1802 Olbers, Harding und Hencke zur Entdeckung des Heeres der Asteroiden den meisten Anstoß; Galle in Berlin war 1846 neben Leverrier Mitentdecker des fernsten Planeten Neptun (770 Millionen Meilen von der Sonne), den bereits Bessel geahnt hatte, der erste, welcher die Entfernung eines Fixsterns maß. Mädler, Schwabe, Argelander u. a. fügten weitere Entdeckungen am Himmel bei. Die zu dessen Beobachtung erforderlichen Instrumente vervollkommnete Josef Fraunhofer in München († 1826). Kirchhoff und Bunsen in Heidelberg begründeten die Spektralanalyse und lauschten damit den Sonnen des Weltalls ihre Geheimnisse ab.

Robert Mayer aus Heilbronn fand 1842 das Meter-Kilogramm als Maß der Bewegung und die Kalorie als Maß der Wärme. Schweigger entdeckte den Galvanometer, Ohm, Theodor Fechner und W. Weber die Gesetze der Elektrizität, Helmholtz entwickelte die Theorie der Tonempfindungen; Mitscherlich, Wöhler und Liebig bereicherten die Chemie.

Die Kenntnis der Schichten des unsere Erde umgebenden festen Gefüges erweiterte Leopold von Buch (1774—1853), Humboldts Freund, und hatte in Hochstetter, Sueß, Rütimeyer, Kaufmann u. a. tüchtige Nachfolger. Bernhardi, Naumann, Mitscherlich u. a. erforschten das Wesen der Kristalle und weitere Verhältnisse der Mineralogie. Lorenz Oken begründete in Deutschland die wissenschaftliche Botanik und Zoologie. Vervollkommnet haben erstere Schleiden u. a., letztere (auch die Geologie) Karl Vogt, Roßmäßler, Burmeister u. a., und popularisiert hat sie namentlich Alfred Brehm. Zoologische Museen, Gärten und Aquarien haben neuestens in allen größeren Städten die riesigste Ausdehnung

angenommen. Meckel, Carus, Johannes Müller, Valentin, Kölliker, Dubois-Reymond, Hermann u. a. haben die Physiologie, Waitz, Gerland, Friedrich Müller, Peschel u. a. die Ethnographie hoch gehoben. Ernst Häckel beförderte, Moritz Wagner und Wiegand bekämpften in Deutschland die nicht nur die wissenschaftlichen Kreise, sondern alle



Erzrelief am Denkmal Thaers zu Berlin: Schafzucht. Letztes Werk Rauchs, von Hagen vollendet.

Welt in Bewegung setzende Hypothese Darwins, welche schon Kant, Goethe und Oken im Grundgedanken geahnt hatten.

Die österreichischen Forscher Rokitansky und Skoda begründeten die pathologische Anatomie; Virchow und Bock führten sie und andere Zweige der Heilkunde weiter, in



Erzrelief am Denkmal Thaers zu Berlin. Letztes Werk Rauchs, von Hagen vollendet.

welcher während der ersten Zeiten unseres Jahrhunderts Wilhelm Hufeland in Berlin (1762—1836) eine volkstümlichere statt der einseitig gelehrten Richtung ins Feld geführt hatte. Noch unausgesöhnt sind die Ansichten über die von Friedrich Hahnemann (1755—1843) aufgestellte Theorie der Homöopathie. Die Wasserheilkunde hat in Deutschland der Bauer Vincenz Prießnitz in Gräfenberg (1799—1851) begründet. Eine

weitere, die Zukunft der Heilkunde in Anspruch nehmende Richtung, die der Enthaltsamkeit von Fleisch und geistigen Getränken (sogenannter Vegetarismus), fand von ihrem Vaterlande England her in unserm Lande seit 1859 durch den in der Schweiz (bei St. Gallen)



Gießen und Schmieden des Eisens. Erzrelief von Fr. Drake am Denkmal Beuths von Kiß zu Berlin.

wirkenden Naturarzt Hahn Eingang. Die Chirurgie haben Chelius, Dieffenbach, Langenbeck u. a., die Irrenheilkunde Mahir, Griesinger u. a. gefördert.

Das Werk Thaers (oben S. 277), die wissenschaftliche Behandlung der Landwirt-



Weberei. Erzrelief von Fr. Drake am Denkmal Beuths von Kiß zu Berlin.

schaft, das er selbst in unser Jahrhundert hereingeführt, setzten Hubert von Schwarz, Burger u. a. fort; Liebig bereicherte es seit 1830 durch die Agrikulturchemie. Zahlreiche land- und forstwirtschaftliche Lehranstalten entstanden schon in den ersten Zeiten des Jahrhunderts und weiterhin. Der schlesische Pfarrer Dzierzon erhob die Bienenzucht zur Wissenschaft.

Für die Veredlung der Gewerbe und ihrer Erhebung zur Kunst, nicht minder auch für die Erkämpfung der Handels- und Gewerbefreiheit hat Christoph Wilhelm Beuth, Oberregierungsrat in Berlin (geb. 1781, gest. 1853), bedeutendes gewirkt.



Photographie. Erzrelief von Fr. Drake am Denkmal Beuths von Kiß zu Berlin.

Wohl selten kommt es in der Kulturgeschichte der Menschheit vor, daß zwei leibliche Brüder das gesamte Gebiet des menschlichen Wissens umfassen. In den Zeiten der Fremdherrschaft und der Restauration aber waren ein solch seltenes Paar die Brüder Humboldt,



Buchdruck-Schnellpresse. Erzrelief von Fr. Drake am Denkmal Beuths von Kiß zu Berlin.

deren jüngern, den Naturforscher, wir bereits genannt haben. Sein Bruder Wilhelm (1767—1835) hat sein Wirken durch dasjenige auf den Gebieten der Staats- und der Sprachwissenschaften ergänzt und sich als gemütvollen Menschen durch seine Freundschaft für Goethe und Schiller und seine „Briefe an eine Freundin" (entstanden um 1814) kund-

gegeben. Als Direktor des Unterrichtswesens für die Wiedererhebung Preußens und für die Bewegung gegen die Franzosen thätig, wurde er von der ihr Haupt erhebenden Reaktion verdrängt. Sein Hauptwerk war das 1828 entstandene über die Kawi-Sprache der Insel Java, in welchem er die ersten wissenschaftlichen Ansichten über die Entstehung und Verwandtschaft der Sprachen äußerte und diese als lebendige Organismen und als Ausdrucksweisen des Charakters der Völker nachwies. Unverkennbar hat durch ihn die Sprachwissenschaft der neuesten Zeit ihre mächtigsten Anregungen erhalten. Die vergleichende Methode in diesem Wissenszweig haben vor und neben ihm Adelung und Vater, Bernhardi und Bopp, nach ihm Lepsius, Schleicher, Pott, Benfey, Steinthal, Lazarus, Max Müller (dieser namentlich auch die vergleichende Religionswissenschaft) angebaut. Auch die Erforschung der einzelnen Sprachen hat in Deutschland ein umfassenderes Wirken aufzuweisen, als in irgend einem andern Lande, und einen wirklich kosmopolitischen Charakter angenommen. Während Pfeiffer, Schleicher, Sanders, Haupt, Bartsch, Zarncke, Wackernagel, Müllenhoff, Scherer († 1886) u. a. das Werk der Brüder Grimm (oben S. 339) fortsetzten, und Simrock, ihr Nachfolger in der deutschen Sagenkunde, dasselbe durch neudeutsche Wiedergabe der nordischen und altdeutschen Heldengedichte vervollständigte, — vertieften sich, als Nachfolger Hermanns (oben S. 323), Zumpt, Buttmann, Otfried Müller, Ritschl, Friedrich Thiersch, Passow, Curtius, Mommsen und zahllose andere in das klassische Altertum, Preller besonders in dessen Mythologie, in der er auch für die Sagenkreise anderer Völker, durch Nachweisung des Naturdienstes im alten Dämonen-, Heroen- und Götterglauben bahnbrechend wirkte. Nach den Brüdern Schlegel (oben S. 333) beschäftigten sich Bopp, Bohlen, Hermann Brockhaus, Lassen, Max Müller u. a. mit den indischen, Klaproth, Spiegel, Justi u. a. mit den persischen, Hammer-Purgstall, Gesenius, Ewald, Fleischer, Nöldeke u. a. mit den semitischen (namentlich arabischen und hebräischen), Gabelentz, Wilhelm Schott, J. Hoffmann mit den ostasiatischen, Martius, Tschudi u. a. mit den amerikanischen Sprachen. In die Geheimnisse der ägyptischen Hieroglyphen, deren Entzifferung nach der französischen Expedition im Nillande Champollion begonnen, drangen von deutschen Forschern Lepsius, Brugsch, Ebers, Dümichen u. a. in die der chaldäisch-assyrischen Keilschriften, welche zuerst (1802) Grotefend zu entziffern unternommen, Oppert, Schrader, Delitzsch, u. a.

Diese Erforschung der Sprachen, mit welchen, soweit es geschichtliche Völker betraf, auch eine solche der Zustände des Altertums derselben verbunden war, leistete der Geschichtforschung unschätzbare Dienste und hat wohl das Meiste dazu beigetragen, die Geschichtschreibung aus dem Fahrwasser einer künstlerischen Schönrednerei in dasjenige einer kritischen Darstellung hinüber zu lotsen. Die Rücksicht auf Volkstümlichkeit leiteten noch am Ende des vorigen und am Anfang unseres Jahrhunderts Beckers Weltgeschichte, die rückwärts schauenden Ideen der Romantik Karl Adolf Menzels, die Vaterlandsliebe während der Befreiungskämpfe und nach denselben Ludens deutsche Geschichten, dann der gegen die Restaurationspolitik sich erhebende liberale, aber noch doktrinäre Geist Karl Rottecks Weltgeschichte. Historische Arbeit nach Quellen, aber mit solchen noch spärlich versehen, unternahmen Heeren in Bezug auf die Kultur der Völker des Altertums und auf die diplomatische Geschichte der Neuzeit und Barthold Georg Niebuhr auf dem Felde der römischen Geschichte, deren ältesten Teil er bereits in Zweifel zog. Mit Ukert, der die Geographie des Altertums begründete, schuf indessen Heeren das eine kritische Forschung ungemein befördernde Sammelwerk „Geschichte der europäischen Staaten", das noch heute, den wissenschaftlichen Bedürfnissen gemäß teilweise erneuert, von Giesebrecht fortgesetzt wird. Mit Quellenstudium verband freisinnigen Geist zuerst der unbestechliche Ostfriese Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), Professor in Heidelberg. Auf den Stil wenig Gewicht

legend, leistete er großes in der Charakteristik der Völker, Zeiten und Personen und in der Verbindung der litterarischen mit der politischen Geschichte, namentlich in seiner Darstellung des achtzehnten und der Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts. Sein bedeutendster Schüler Georg Gottfried Gervinus (1805—1871) war der erste Schöpfer einer vollständigen und lesbaren Geschichte der deutschen Dichtung, sowie einer Charakteristik Shakespeares und seiner Werke, und stellte 1853 in der Einleitung zu seiner unvollendet gebliebenen „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" einen philosophisch durchdachten Überblick der Weltgeschichte auf. Die bedeutendste größere Weltgeschichte aus einem Guß schrieb Georg Weber in Heidelberg. Von verschiedenen Standpunkten bauten die quellenmäßige Geschichtschreibung mit genießbarer Darstellung an: Friedrich von Raumer (Geschichte der Hohenstaufen und des neuern Europa), Friedrich Christoph Dahlmann (englische und französische Revolution), Johann Gustav Droysen (spätgriechische und neuere preußische Geschichte) und Ludwig Häusser, ein Elsasser (neuere deutsche Geschichte). Der Lehrmeister der heutigen Geschichtschreibung aber war Leopold von Ranke (1795—1886), dessen hauptsächliche Domäne die Geschichte der bedeutendsten Völker Europas im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, dessen Stärke elegante Sprache, unbedingteste Objektivität und reichste Quellenkenntnis, dessen Schwäche aber einseitig diplomatische Richtung war, die ihn verleitete, nur Fürsten und Staatsmänner zu berücksichtigen und die Völker mit Stillschweigen zu übergehen. Ganz einzig in seiner Art ist es, daß er im höchsten Alter noch die Schöpfung einer durch ihre geistreichen Überblicke ausgezeichneten „Weltgeschichte" unternahm.

Rankes Schule hat seine Vorzüge beibehalten, seine Mängel aber auszufüllen gesucht. An ihrer Spitze stehen wohl unbestritten: Heinrich von Sybel (geboren 1817), dessen Geschichte der französischen Revolution, und Wilhelm von Giesebrecht (geboren 1814), dessen Geschichte der deutschen Kaiserzeit zu den vollendetsten klassischen Werken deutschen Fleißes gehören und durch ihre anziehende Form zugleich Zierden unserer Litteratur sind. Nach neuen kritischen Gesichtspunkten bearbeiteten ferner Max Duncker die Geschichte des Altertums, Ernst Curtius die griechische, Theodor Mommsen (von nicht unbestrittenem, allzu modernem Standpunkte), Peter u. a. die römische Geschichte, Gregorovius die der Stadt Rom im Mittelalter, Sprenger, Kremer u. a. die der mohammedanischen Welt u. s. w. Die letzten Jahre, welche die Grenze dieses Buches überschreiten, haben der Geschichte der Historiographie eine Menge neuer Namen und Werke beigefügt.

Den geschichtlichen Studien bezüglich Deutschlands leisteten die auf Anregung des Freiherrn von Stein, von Pertz u. a. herausgegebenen Monumenta Germaniae historica unschätzbare Dienste. Zahlreiche historische Vereine Deutschlands und der Schweiz sammelten riesenhaftes Material; auch erschienen eine Menge von Urkundenbüchern und anderen Quellensammlungen.

Auf die Kulturgeschichte wurde viel Fleiß und Arbeit verwendet. Klemm, Wachsmuth, Kolb, Hellwald bearbeiteten sie zusammenhängend auf verschiedene Weise. Jakob Burckhard lieferte ein Meisterwerk über die Renaissance Italiens, Karl Biedermann ein solches über Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Johannes Scherr widmete ihr verschiedene Werke in seinem originellen Stil und seiner pessimistischen Auffassung, ebenso der Litteraturgeschichte, deren dem achtzehnten und dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts angehörende Teile Hettner geistvoll und die neueste Zeit Honegger mit Scharfblick behandelte, während Moritz Carriere ihren Zusammenhang mit der Kunst und der idealen Kultur überhaupt in einem von dichterischem Hauche beseelten Werke beleuchtete. Großartige Illustrationen erhielt die Kulturgeschichte seit neuester Zeit im Germanischen Museum zu Nürnberg, im römisch-germanischen Museum zu

Mainz, im bayrischen Nationalmuseum zu München und in den reichen Sammlungen Berlins.

Während in dieser Weise die Wissenschaften, soweit sie den Thatsachen folgen müssen und daher Parteifragen nicht berühren können, mächtig fortschritten, ohne daß auf ihre großartige Entwickelung die inzwischen eingetretenen geschichtlichen Ereignisse und Umwälzungen irgend einen Einfluß ausübten, wurde dieser letztere um so fühlbarer auf den Gebieten, welche mit dem Staat und der Kirche zusammenhängen. Schon die revolutionären Erhebungen in Italien und auf der iberischen Halbinsel in den zwanziger Jahren, noch weit mehr aber der verzweifelte Todeskampf der Nachkommen des jedem gebildeten Deutschen teuren Volkes von Hellas für ihre Freiheit hatte bei uns jedes Herz aufgeregt, und zahlreiche Deutsche waren als Philhellenen in den heiligen Krieg für Glauben und Freiheit gezogen und hatten darin mit ihrem Blute die Hoffnung auf bessere Zeiten besiegelt.

Noch mächtiger wurde die Aufregung in Deutschland nach dem Ausbruche der Julirevolution von 1830. So wenig das, was sie erreichte, die Hoffnungen rechtfertigte, welche auf sie gesetzt waren, so erkannte doch der in unserem Lande überall teils schlummernde teils sich erhebende Liberalismus sein Fleisch und Blut in dem, was in Frankreich angestrebt wurde. Die Unklarheit indessen, welche diese Richtung kennzeichnet und stets kennzeichnen wird, die weit auseinanderklaffende Uneinigkeit in der Auffassung dessen, was dieselbe erreichen möchte, führte auch eine tiefe Zersplitterung in den Versuchen herbei, welche unternommen wurden, um den liberalen Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Hier erblickte man das Ziel in der Durchführung dessen, was die Burschenschaft und ihre Gesinnungsgenossen erhofft hatten, d. h. eines freien und einigen Deutschlands; dort schwamm man in kosmopolitischen Träumen und sympathisierte mit den politischen Bestrebungen der Franzosen und mit dem Aufstande der Polen. Nach diesen verschiedenen Richtungen zerfiel auch die teils geheim, teils wieder offen fortbestehende Burschenschaft in eine religiös-schwärmerische Teutonia, eine gemäßigte Arminia und eine revolutionäre Germania.

Zu den zersetzenden Elementen trat endlich noch das Judentum, das vermöge seiner Zurücksetzung in Staat und Gesellschaft von keinem vaterländischen Gefühle, sondern nur von einem mit dem Zorn des Unterdrückten gesättigten Weltbürgertum beseelt sein konnte und in Börne und Heine heftige Agitatoren gegen das Bestehende erzeugte, auf die wir zurückkommen werden.

Bei dieser Zersplitterung der Elemente der Bewegung konnte der Liberalismus in Deutschland nicht zu der Geltung gelangen, die er in der Schweiz 1830 und 1831 durch den Sturz sämtlicher aristokratischer und plutokratischer Kantonsregierungen erreichte, was die Entfremdung zwischen beiden Ländern noch schärfer gestaltete als bis dahin. Es blieb in Deutschland bei vereinzelten Versuchen.

Schon am 6. September 1830 wurde in Braunschweig die Julirevolution nachgeahmt und der Herzog Karl, ein seiner Ahnen unwürdiges Abbild der verächtlichsten Despoten des vorigen Jahrhunderts, vertrieben; ja sein Haus und sogar der Bundestag genehmigten das Werk der Revolution. In Süddeutschland feierten gutmeinende, aber unpraktische Schwärmer mit Franzosen und Polen und einer neugierigen Volksmenge das Hambacherfest in der Rheinpfalz (Mai 1832) und deklamierten gegen die Fürsten, und in Frankfurt, am Sitze des Bundestages, versuchte eine Handvoll Studenten, Litteraten und Polen einen Angriff auf die Hauptwache (April 1833), welcher jämmerlich scheiterte.

Merkwürdigerweise nahmen die Regierungen diese unschädlichen Kundgebungen, die in der Bevölkerung keinen Boden hatten, ernster als den siegreichen Braunschweiger Aufstand.

Man verfuhr gegen die verhafteten Urheber beider Vorfälle und ihre halben oder ganzen Gesinnungsgenossen in einer Weise, welche mit der Verfolgung der Demagogen der zwanziger Jahre (oben S. 351) wetteiferte, ja sie übertraf. Die Studentenverbindungen wurden unterdrückt, bestanden aber im geheimen fort. Auf Angeberei und Verrat wurden Preise und Belohnungen gesetzt, freisinnige Lehrer und Beamte ihrer Stellen beraubt, schuldlose Männer eingekerkert. Professor Jordan in Marburg schmachtete im Gefängnis, weil er, wie das „Urteil" lautete, „hochverräterische Unternehmungen nicht verhindert habe;" Pfarrer Weidig starb über seinen Leiden im Kerker, sein Untersuchungsrichter erhielt einen Orden. Auf dem Königstein machten die gepeinigten rechtlos verurteilten Führer der Dresdener Liberalen, Moßdorf und Bertholdi, ihrem Leben ein Ende. Viele Burschenschafter und Liberale flohen nach der Schweiz, Frankreich, England oder Amerika. Die Preßfreiheit wurde beschränkt und das freisinnige badische Preßgesetz vom Bundestage aufgehoben, ja in Preußen, Österreich u. a. Staaten sogar die Zensur eingeführt, die sich nicht selten durch die Unwissenheit der Zensoren lächerlich machte, z. B. in Bayern durch Unterdrückung von Gedichten des Königs Ludwig I., anderwärts durch das Verbot von Dantes göttlicher Komödie, „weil mit göttlichen Dingen nicht Komödie gespielt werden dürfe."

Abermals stand Metternich, obschon bereits altersschwach, an der Spitze der Reaktion und bewirkte (1834) die Beschlüsse einer neuen geheimen Wiener Ministerkonferenz, welche sich die Befugnisse des Bundestags anmaßte und die Regierungen geradezu verpflichtete, weder die Rechte der Stände noch die Verfassungen zu beachten, sowie die Presse und die Universitäten zu lähmen. Wie die Bundesstaaten dem Gebote Österreichs, so folgten dieses und Preußen den Winken Rußlands und feierten (1835) mit ihm in Kalisch seinen Triumph über das zertretene Polen. Die Regierungsform wurde in ganz Deutschland despotisch, und alle konstitutionellen Einrichtungen wurden mißachtet. In Hannover wurde die Freude der endlich erlangten Unabhängigkeit von England (1837) durch den sofortigen Verfassungsbruch des ersten Königs Ernst August vergällt, und nur die berühmten sieben Göttinger Professoren (die Brüder Grimm, Dahlmann, Gervinus, Ewald, Weber und Albrecht) wagten es, am Eide auf die Verfassung festzuhalten und büßten ihre Stellen dafür ein. Eine neue sogenannte Verfassung von 1840 machte den Absolutismus (eines Königs aus britischem Hause!) zum Staatsgesetze. In Hessen-Kassel verband sich die Gewaltherrschaft mit Mätressentum und fürstlichen Hausskandalen einer- und mit Pietismus anderseits, und der Minister Hassenpflug machte seinen Namen für immer zu einem „Hessenfluch." In Nassau nahm Herzog Adolf das Staatseigentum als sein eigenes in Anspruch und setzte die Kammern nach Belieben zusammen, um in ihnen gefügige Werkzeuge zu haben. In Bayern, wo König Ludwig I. (seit 1825, nachdem er als Kronprinz ein Verfechter des Deutschtums gegenüber seinem franzosenfreundlichen Vater gewesen) seine absolutistischen und klerikalen Neigungen unter dem schönen Deckmantel des Wirkens für Kunst, glänzender Verschönerung seiner Hauptstadt und dichterischer Thätigkeit verhüllte, — unterdrückte der ultramontane Ministerpräsident Abel die Preßfreiheit vollständig; die Mystik Görres' und die Jesuiten wurden begünstigt und die Klöster vermehrt; die Protestanten unter den Soldaten mußten vor der Monstranz auf die Knie fallen, angebliche Majestätsbeleidiger vor dem Bilde des Königs abbitten; der Gustav-Adolf-Verein wurde verboten. In Österreich regierte, auf noch schroffere Weise als im Bunde, Metternich für den geistig unfähigen Kaiser Ferdinand I. In Tirol wurden die protestantischen Zillerthaler bedrückt, bis sie nach preußisch Schlesien auswanderten, und das schöne Land wurde völlig den Jesuiten überlassen.

Und was waren die Folgen eines solchen Unterdrückungssystems? Durchaus nicht jene, welche dessen Träger erwarteten! Gegenüber einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von den Regierungen abhängiger Leute war die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung oppositionell gesinnt. Die unabhängigen Konservativen wurden liberal, die Liberalen radikal oder begünstigten wenigstens die Presse und Litteratur dieser Richtung, welche die einzige war, die auf Absatz rechnen konnte. So sehr die Völker an der Person der Fürsten hingen, so tief verabscheuten sie die hochstehenden Staatsmänner, welche die Regierung derselben verhaßt machten. Die niederen Beamten dagegen, welche vielfach mit ihrem Volke fühlten, aber durch ihre ärmlichen Gehalte an den Siegeswagen der Reaktion angefesselt waren und ein harmloses Proletariat bildeten, dessen Verhältnisse die Opposition in teilnehmender und einschneidender Weise öffentlich besprach, waren ein Gegenstand herzlichen Mitleidens. Der allgemeine Druck war derart, daß furchtbare Verzweiflung an jeder Besserung der Zustände sich der Gemüter bemächtigte. Die Auswanderung nach fernen Gestaden, namentlich nach der amerikanischen Union, nahm eine riesige Ausdehnung an. Schon im Jahre 1817 waren allein 16 000 Württemberger ausgewandert. In den Jahren 1815 bis 1830 betrug die Zahl der ein neues Vaterland im fernen Westen suchenden Deutschen durchschnittlich 12 000, von 1830 bis 1845 aber jährlich 40 000 und in den nächsten sechs Jahren darauf jährlich 100 000; 1852 und 1853 waren es je 160 000 und 1854 gar über eine Viertelsmillion. Nachher nahm die Zahl wieder ab, betrug aber noch 1871 über 100 000. Es kann hier nicht ausgeführt, nur angedeutet werden, wie viel die deutschen Einwanderer in den Vereinigten Staaten für den Anbau des Landes und die Hebung der Gewerbe, für geistige Bildung und namentlich für die Abschaffung der Sklaverei gewirkt und wie sie sich nach und nach dort die Achtung erkämpft haben, die ihnen anfangs fehlte.

Wer aber nicht auswandern konnte oder mochte, wandte sich mit Überdruß von den öffentlichen Zuständen ab und seinen Geschäften oder der Wissenschaft und der Litteratur zu. Aber dies war gerade der Weg, um an jenen Zuständen neues Interesse und sogar wieder Lust zur Beteiligung an politischen Dingen zu gewinnen. Denn wenn auch die Natur- und Sprachwissenschaften sich im Kampfe der Grundsätze um die Herrschaft neutral verhielten, wenn auch die Geschichte von der Gegenwart ab und in vergangene Zeiten zurückführte, so lag doch in letzterer immerhin eine Anregung zur Vergleichung früherer und neuerer Zustände; noch mehr aber boten die Rechts-, Staats- und Religionswissenschaft Anlaß zum Abwägen der Gegensätze und vollends die Dichtung zum Ausdrucke der Empörung gegen unerträgliche Gewaltherrschaft.

Auf dem Gebiete des Rechtes weckte der Wetteifer zwischen den Verfechtern des römischen und des deutschen Rechtes die Teilnahme weiter Kreise. Beide Wissenszweige fanden seit dem Beginne des Jahrhunderts in Deutschland eine vertiefte und verbreiterte Pflege. Friedrich Karl v. Savigny (1779—1861) und Justus Thibaut (1772 bis 1840) begründeten die neuere und gründlichere Darstellung des römischen Rechtes, und es folgte ihnen eine lange Reihe von Gleichstrebenden, wie Vangerow, Wächter, Hugo, Puchta, Windscheid u. a., unter denen Ihering durch philosophische Begründung eiserner Rechtstheorien hervorragte. Das deutsche Recht fand seinen ersten bedeutenderen Pfleger in Eichhorn, welchem Maurer, Albrecht, Gerber, Waitz, Roth, Sohm u. a. sowohl in systematischer als in geschichtlicher Form folgten.

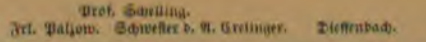
Diese Männer bildeten die historische Rechtsschule, die als solche einen wesentlich konservativen Charakter tragen mußte. Ihr gegenüber erzeugte der Liberalismus, welcher geschichtlich nichts Besseres an Stelle des Schlechten sich entwickeln sah, die philosophische Schule, als deren Haupt Karl von Rotteck (1775—1840) badischer Parlamentarier und

Professor in Freiburg, anzuerkennen ist. Mit seinem Freunde Karl Theodor Welcker (1790 bis 1869) bekämpfte er im „Staatslexikon", vielfach freilich in phrasenhafter Weise, die Reaktion und focht für die Grundsätze vernünftigen Rechts und entschiedenen Fortschritts, zu deren Durchführung er den Aufstand als berechtigt erklärte. Beide betrachteten eine aus monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen gemischte Regierungsform als die beste, wurden aber selbst in dem eine freisinnigere Oase in Deutschland bildenden Baden gemaßregelt. Die konstitutionelle Monarchie dagegen verfochten Dahlmann und Waitz, die absolutistische mit religiösem Beigeschmack Ancillon, Radowitz und Zachariä. Robert von Mohl, Rudolf Gneist, Kaspar Bluntschli u. a. lehrten das Völker- und Staatsrecht mehr kritisch, als nach vorgefaßten Meinungen. Das Strafrecht bearbeiteten Anselm von Feuerbach, Grolman, Mittermaier, Köstlin, Berner u. a.

Im Staate ist, abweichend von der Wissenschaft, seit den Befreiungskämpfen beiläufig ein halbes Jahrhundert lang, die Thätigkeit bezüglich des Rechts ziemlich unfruchtbar gewesen. Anders war es auf volkswirtschaftlichem Gebiete. Das durch die Thaten der Reaktion nur allzu sehr gerechtfertigte Mißtrauen gegen die Regierungen äußerte sich aber, auch auf liberaler Seite, selbst dann, wenn dieselben einen Fortschritt planten. Ein solcher ging nun während voller Reaktionsherrschaft von Preußen aus, dem Staate, der von den Freunden politischen Fortschritts am meisten gehaßt war, weil das bei der Erhebung des Volkes gegen die Fremdherrschaft gegebene Versprechen einer Verfassung von der Regierung nicht eingehalten worden. Schon in den zwanziger Jahren wurden von dort aus die ersten Schritte zu einer Deutschen Zolleinigung unternommen, welche Idee zugleich, doch in unpraktischer Weise, der Nationalökonom Friedrich List und der badische Minister Nebenius als Schriftsteller verfochten. Es waren die Finanzminister Klewitz und Motz, der Generalsteuerdirektor Maßen, der spätere Minister Eichhorn u. a., welche die folgenreichen Schritte zu jenem Ziele begannen, welches ruhig und energisch, ohne Beachtung der ihm entgegenstehenden, kleinstaatlichen Zollverbände und des Widerstandes von seiten Österreichs, verfolgt wurde, bis 1834 der Zollverein zu stande kam, der aber erst 1851 dazu gelangte, sämtliche deutsche Staaten mit Ausnahme Österreichs zu umfassen. Diese Bestrebungen, mit denen weitere, z. B. (1837 und 1838) die Gründung des süd- und des norddeutschen Münzvereins, Hand in Hand gingen, belebten die litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, auf welchem sich die Parteien des Freihandels unter Karl Rau u. a. und des Schutzzolls unter Friedrich List u. a. bekämpften.

Mit der Gründung des Zollvereins war indessen ein großartiger Weg beschritten, und obschon durch jene ganze Zeit Preußen in politischer Beziehung noch auf der Bahn der Reaktion verharrte, war doch leicht vorauszusehen, daß der Staat, der es dahin gebracht, daß im Innern Deutschlands die gehässigen Zollschranken fielen, der demoralisierende Schmuggel ins Herz getroffen wurde und der Verkehr sich frei entfalten konnte, zu einer großen Aufgabe vorherbestimmt war, zu der Aufgabe nämlich, die Idee der Einheit Deutschlands ihrer Verwirklichung entgegenzuführen.

Die Hoffnung auf bessere Zeiten in dieser Richtung begann denn auch aufzudämmern, als 1840 der streng absolutistische König Friedrich Wilhelm III. starb und sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm IV. ihm folgte. Das geistreiche, hochgebildete und redegewandte und bei aller Zurückhaltung volkstümliche Wesen des neuen Monarchen schien ungeachtet seiner romantisch-mittelalterlichen und schwärmerisch-frommen Neigungen und seines Mangels an Energie und Konsequenz zu großen Erwartungen zu berechtigen. Es ging damals ein neues, hoffnungsvolles Wehen durch die deutschen Gaue. Die Verzweiflung an der Zukunft wich zurück. Laut kundgegebene Absichten von französischer Seite auf die



Prof. Schelling. Frl. Palzow. Schwester d. A. Crelinger. Dieffenbach. Meyerbeer. Schinkel. Baurat Schrader.

Gruppe aus dem Bilde der Huldigung Friedrich Wilhelms IV. in Berlin. Nach dem Schwarzkunstblatte von F. W. Schwechten; Originalgem. von Fr. Krüger (1797—1857); Berlin, kgl. Schloß.

Mendelssohn. Auguste Crelinger. P. v. Cornelius. Dr. Schönlein. A. v. Humboldt. Prof. Linke. C. Rauch. W. Grimm. J. Grimm. Prof. Müller.

Rheingrenze, welche der Minister Thiers und die übrigen Chauvinisten äußerten, riefen die vaterländischen Gefühle wieder wach. Die französischen Sympathien, die aus Widerwillen gegen die herrschende Reaktion längs der ganzen Rheinlinie hervorgetreten waren und sich bis zur Herbeisehnung des napoleonischen Systems, ja bis zu dessen dichterischer Verherrlichung (Zedlitz und Heine) verirrt hatten, wurden zurückgedrängt. Beckers Rheinlied elektrisierte ganz Deutschland. Das Mitgefühl für die von Dänemark bedrückten deutschen Brüder in Schleswig-Holstein erwachte mit der Hoffnung auf ihre Befreiung nach dem bevorstehenden Aussterben des dänischen Königshauses. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften nahm einen vaterländischen Charakter an, indem Vereine zur Pflege der einzelnen Wissenszweige allgemein deutsche Versammlungen hielten. Das Jubelfest der Erfindung des Typendrucks und die in Angriff genommene Vollendung des Doms von Köln, den man als Denkmal deutscher Größe feierte, riefen allgemeine Begeisterung hervor. Und so fanden denn auch die Regentenhandlungen des neuen Königs von Preußen jubelnden Beifall. Der Preßzwang wurde erleichtert, verhaßte Staatsmänner entlassen, Verfolgte (wie Arndt, Jahn, die Brüder Grimm) wieder zu Ehren gezogen, Gefangene freigelassen, den Beamten freiere Bewegung gewährt. Das bis dahin immer noch verbotene, 1840 von Elias in Bern, einem Schüler Jahns, veredelte Turnen wurde 1841 in allen höheren Schulen Preußens eingeführt und blieb seitdem unbehelligt.

Aber dem frohen Aufschwung der deutschen Gemüter, welche damals noch allzu schnell zu befriedigen waren, folgte bittere Enttäuschung. Noch während obiger vielversprechender Schritte weigerte sich der König entschieden, eine Verfassung zu gewähren, oder, wie er sich ausdrückte, „ein Stück Papier zwischen sich und sein Volk treten zu lassen.“ Schön und Jacoby, welche den Übergang zum Verfassungsstaate in kleinen aber gefeierten Schriften verlangten, wurden angefeindet und verfolgt und der Präsident des Gerichtes, das den letzteren freisprach, entlassen. Freisinnige Blätter wurden in Preußen verboten, freisinnige Deutsche anderer Staaten ausgewiesen, der Dichter Hoffmann von Fallersleben als Professor in Breslau entsetzt, der hessische Minister Hassenpflug als Richter nach Berlin berufen; in dem Minister Eichhorn wurde der Pietismus an die Spitze des Schul- und Kirchenwesens gestellt und der Lehrstuhl des Staatsrechts an der Universität Berlin, der Schöpfung Humboldts und Fichtes, dem getauften Juden Stahl, einem verbissenen Apostel des Absolutismus und Obskurantismus, derjenige der Philosophie dem zum Mystiker gewordenen Schelling übertragen. Der Schulunterricht wurde beschränkt und auf eine tiefere Stufe herabgesetzt; Richter, welche nicht so urteilten, wie die Regierung es wünschte, wurden gemaßregelt oder entfernt. Das Attentat des verrückten Bürgermeisters Tschech und die Gewaltthaten der aus Hunger verzweifelnden schlesischen Weber wurden den Freisinnigen zur Last gelegt. — Aufs neue begab sich Preußen in die Gefolgschaft Rußlands und Österreichs.

Aber auch diese dritte Reaktion seit den Freiheitskämpfen, die der vierziger Jahre, hatte den nämlichen Erfolg wie die beiden ersten, die der zwanziger und der dreißiger Jahre, ja einen noch schärferen. Sie gebar eine erstarkende Opposition: der Radikalismus trat an die Stelle des Liberalismus, der wildere Sohn an die des zahmeren Vaters, und drängte diesen zurück. Dies zeigte sich namentlich auf dem Felde der Religion. Auf demselben hatte die Orthodoxie in Deutschland bis dahin nur eine schwache, wissenschaftlicher Begründung entbehrende Gegnerschaft gefunden. Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts hatte diese Schwäche durch ihren frühen Untergang büßen müssen, und seitdem hatte keine schriftstellerische Schule das Gebäude einseitiger Aufstellung religiöser Glaubenssätze und ebenso einseitiger Auslegung der Bibel erschüttert, was die Erfolge der litterarischen und der politischen Reaktion oder der Romantik und der Restauration hinlänglich

erklärt. Daß dies anders wurde, ist das Werk der Schule Hegels. Man hatte diese zuerst für ebenso reaktionär gehalten wie diejenige Schellings, ja in ihr, wie schon gesagt, eine „preußische Staatsphilosophie“ erblickt. Aber bald, namentlich seit Hegels Tod, sahen die herrschenden Kreise ein, welche für ihr Regiment gefährlichen, und die Unzufriedenen, welche für ihr Streben hoffnungsvollen Keime in jener Lehre lagen. Nur eine Minderzahl ihrer Anhänger wollte ihren konservativen Ruf retten. So entstanden die rechte und die linke Seite und zwischen ihnen das Zentrum der Hegelschen Schule.

Der Meister selbst hatte sich über religiöse Fragen nur selten und dunkel ausgesprochen, weil er die Gefühle seiner Mitmenschen nicht verletzen wollte. Seine Auffassung der Dogmen war die, daß er sie als Thatsachen des Bewußtseins betrachtete und ihnen daher eine philosophische Deutung gab, welche gegen die mystische Auffassung Schellings schroff abstach. In dieser Deutung lag der Keim zu der religiösen Opposition, die seit den dreißiger Jahren im Reiche der deutschen Philosophie an die Stelle der metaphysischen Spekulation trat. Das Schwelgen in dunkeln, so oder anders auszulegenden Phrasen wurde durch klares Aussprechen der Meinung über das Verhältnis zwischen Glauben und Wissen verdrängt. Der Fortschritt, d. h. die mit Gründen unterstützte Weiterentwickelung der Ideen, trat an die Stelle der Aufklärung, d. h. der unbegründeten Entgegensetzung neuer gegen ältere Lehren. Die Philosophie wagte es endlich, auch die Religion in den Kreis der zu erforschenden Dinge neben die Gegenstände der übrigen Wissenschaften zu stellen; aus einem unnahbaren, unantastbaren Heiligtum wurde die Religion zu einem Objekte der Forschung und der Darstellung.

Die bereits genannten drei Gruppen der Schule Hegels gelangten in diesem Streben zu verschiedenen Ergebnissen. Die rechte Seite suchte in den unpassend so genannten „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ (seit 1827) die reaktionäre preußische Regierung zu überzeugen, daß die Wissenschaft, d. h. ihre eigene Richtung, dem Staat und der Kirche nicht gefährlich sei, und stempelte in ihrem Streben die Philosophie zur Magd der Theologie, wie sie es im Mittelalter gewesen. Was die Theologie lehrte, das sollte nach dieser Anschauung die Philosophie ohne Kritik beweisen müssen. So sonderte sich die rechte Seite, zu deren Gliedern Göschel, Hinrichs, Schaller, Erdmann, Gabler u. a. gehörten, selbst aus der Philosophie aus. Mit dieser rechten Seite verwandt sind die Vermittler zwischen den Schulen Hegels und Schellings, zu welchen Immanuel Hermann Fichte, der Sohn des großen Fichte, Weiße u. a. gehörten. Das Zentrum der Hegelianer zerfiel wieder in eine rechte, mittlere und linke Fraktion. Die erste, an der Spitze Karl Rosenkranz (Kants dritter Nachfolger in Königsberg), schritt bis zur Anerkennung des Widerspruchs zwischen gewissen Dogmen und der Philosophie vor, nahm aber im übrigen eine wesentlich konservative Stellung ein. Unter Marheineke und Vatke bekannte sich das mittelste Zentrum zur Überordnung des Wissens über den Glauben und zum Pantheismus, aber mit theologischen Anklängen, ohne jedoch das Leben nach dem Tode zu behaupten. Das linke Zentrum unter Michelet, einem kräftigen Gegner Schellings, verwarf zwar alle Dogmen der Theologie, wollte aber dennoch die Religion in der Philosophie nicht aufgehen lassen, sondern ihr eine selbständige, immerhin philosophisch aufgefaßte Stellung wahren.

Die linke Seite der Schule nahm einen ganz anderen Standpunkt ein. Sie begann damit, daß sie den Dogmen nur in Gedanken, nicht aber in der Wirklichkeit Berechtigung zuerkannte, schritt aber bis zur völligen Verwerfung nicht nur aller Theologie, sondern aller Metaphysik und damit endlich auch des Systems, aus dem sie hervorgegangen, fort. Diesen Standpunkt, welcher in offenster Weise das Prinzip des Fortschritts zu dem seinigen machte, vertraten die „Halleschen Jahrbücher“, welche der eben aus politischer Haft befreite Arnold Ruge und Echtermeyer 1838 gründeten und zum Sammelplatz aller gegen theologische,

spekulative und politische Autorität und Reaktion ankämpfenden Geister machten. Diese Zeitschrift begann damit, daß sie den Romantikern gegenüber den protestantischen Standpunkt vertrat; seitdem sie jedoch (1841), in Preußen unter Eichhorns Herrschaft und Stahls und Schellings Einfluß verboten, nach Leipzig übergesiedelt war und sich „Deutsche Jahrbücher“ nannte, bekannte sie sich geradezu zur Demokratie, während sie die philosophische Opposition den „Jahrbüchern der Gegenwart“ und anderen kleineren Zeitschriften überließ.

Schon im Jahre 1833 verkündete Richter in seiner Schrift „von den letzten Dingen“, als „Geheimlehre“ der Hegelschen Schule die Leugnung der Unsterblichkeit. Der Führer und erste Vorkämpfer der zuletzt erwähnten Richtung aber war David Friedrich Strauß aus Ludwigsburg (1808—1874), der 1835 in seinem berühmten „Leben Jesu“ eine durchaus neue Bahn auf dem Felde der Kritik theologischer Meinungen einschlug. Er verschmähte sowohl die Manier der Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts, in den Wundern der Bibel Betrug oder willkürliche Erdichtung, als jene des freisinnigen Heidelberger Theologen Paulus, darin „natürliche Vorgänge“ zu sehen, und erklärte alle jene Erzählungen der heiligen Schriften, welche den Naturgesetzen widersprechen, einfach als Mythen, welche nach und nach unter den Gläubigen entstanden seien. Der dogmatische Standpunkt von Strauß ist ein pantheistischer, d. h. Gott und Welt sind für ihn eines. Die Menschwerdung Jesu erweiterte er in eine allgemeine Menschwerdung Gottes und übertrug das, was die Kirche Jesu zuschreibt, von diesem auf die idealisierte Menschheit, die aus Gott geboren sei, Wunder verrichte, leide, sterbe, auferstehe und in den Himmel fahre. Die zeitliche Weltschöpfung ersetzte er durch eine ohne Anfang und Ende stets fortdauernde. Wohl selten hat ein Buch eine solche Menge von Gegen- und Streitschriften hervorgerufen wie dieses, wohl selten eines dem Verfasser und seiner Zeit so denkwürdige Schicksale und Ereignisse geschaffen. Strauß wurde in seiner Heimat als Repetent am Seminar in Tübingen entsetzt, und seine Berufung nach Zürich (1839) rief dort eine pietistisch gefärbte Volksbewegung hervor; ja selbst nachdem seine Wahl zurückgenommen worden, führte die fortdauernde Gärung zum Sturze der liberalen Regierung Zürichs und damit zum Beginn einer politisch-religiösen Reaktion in einem großen Teile auch der katholischen Schweiz. — Strauß schrieb auch (1840) eine Dogmatik, d. h. eine Kritik der christlichen Dogmen, die er nach Ursprung und Bedeutung untersuchte, und kam zu dem Ergebnis, daß die Unterschiede der Konfessionen ohne Wesenheit und Bedeutung wären.

Weiter als Strauß ging Bruno Bauer, welcher als orthodoxer junger Theolog das „Leben Jesu“ angegriffen hatte, nun aber zum Extrem übersprang und (1841) in seiner „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker“ Strauß als einen „Orthodoxen“ bekämpfte. Er zergliederte darin die heiligen Bücher wie gewöhnliche Schriften und stellte ihre Verfasser als „Erfinder, unsinnige Entsteller und Plagiatoren“ hin, indem er zugleich die Religion anklagte, alle übrigen Verhältnisse, Familie, Staat, Wissenschaft, Kunst u. s. w. aufgesaugt und den Menschen sich selbst entfremdet zu haben. Die „Norddeutschen Blätter“ wurden seitdem zu einem Sammelplatze der keckſten und oft genug frechsten Kritik, unter deren Trägern einer hinter dem anderen als überwundener Standpunkt zurückblieb.

Während Bauers Richtung, so fieberhaft sie anfangs die Welt aufgeregt hatte, später wieder verscholl und er selbst sich neuerdings der Reaktion zuwandte, wurden die Konsequenzen der linken Hegelschen Schule in ruhiger und dabei einschneidender Weise von einem philosophisch ebenso radikalen wie als Mensch ehrenhaften und charakterfesten Manne gezogen, von Ludwig Feuerbach (1804—1872), dem Sohne des Kriminalisten. Seinen Unterschied von Hegel, aus dessen Schule er hervorgegangen, drückte er selbst so aus, daß Hegel die Religion mit der Philosophie verschmelze, er aber die Verschiedenheit beider hervorhebe,

Hegel das Wesen der Religion im Glauben, er aber in der Liebe erblicke. In seinem „Wesen des Christentums" (1841) erklärte er den Menschen als dasjenige, was die Religion zu Gott gemacht habe, was er aber im „Wesen der Religion" (1845) dahin erläuterte, daß in den Naturreligionen die Natur, im Christentum aber der Mensch Gegenstand der Verehrung geworden sei. Feuerbach hat zwar in seinen Schriften alle Dogmen unbarmherzig zergliedert, als nichtig dargestellt und auf menschliche Verhältnisse zurückgeführt, aber ohne ein Wort des Spottes oder der Verletzung gegenüber der Religion, und die schöne Seite seines Standpunktes ist die, daß er in begeisterten Worten die Liebe als das Prinzip der Welt pries und ihre Bethätigung unter den Menschen predigte.

Über die Religion hinaus gehen im wesentlichen Feuerbachs Werke nicht; aber seine Lehre vom Menschen haben andere Schriftsteller auf weitere Verhältnisse angewendet und dabei karikiert. So behauptete Nees von Esenbeck (1841) in seiner „Naturphilosophie", der Mensch sei die Voraussetzung aller Dinge, und Max Stirner ging (1845) in der Schrift „Der Einzige und sein Eigentum" soweit, den Willen und die Lust des einzelnen Menschen zum allein maßgebenden Faktor zu erheben und damit nicht nur die Religion, sondern selbst die Moral zu leugnen!

Selbst auf dem seiner innersten Natur nach neutralen Gebiete der Wissenschaft des Schönen, der Ästhetik, machten sich die Richtungen des Tages geltend. Wilhelm Vischer begründete diesen Zweig der Philosophie pantheistisch, wogegen die Anti-Hegelianer Moritz Carriere und Ludwig Eckardt ihm eine theistische Grundlage zu geben suchten.

Es ist nicht zu verkennen, daß alle die genannten Meinungen Schwächen und Irrtümer enthalten, die nachzuweisen hier nicht der Ort ist, und daß die Besorgnis vor einem schädlichen Einflusse derselben auf die Bevölkerung mit dazu beigetragen hat, die preußische und nach ihrem Beispiel andere deutsche Regierungen auch in religiöser Beziehung auf die Bahn der Reaktion zu lenken, — ebensowenig aber auch, daß die maßlose Übertreibung dieser Betonung überwundener religiöser Standpunkte zur weiteren Verbreitung jener antiorthodoxen Lehren und Ansichten großen Anstoß gegeben hat. Dieser heiße Kampf der maßlosen Extreme konnte aber nicht verhindern, daß sich maßvolle und vernünftige Richtungen geltend machten, die sich von jeder Überstürzung ebenso ferne hielten, wie von dem Verharren auf Meinungen, die von dem Fortschritte der Wissenschaften überholt waren.

Der Hauptmangel des „Lebens Jesu" von Strauß war, daß er die Entstehung der Evangelien in einer späteren Zeit als derjenigen der Jünger Jesu nicht begründen konnte. Diese Lücke sollte ein anderer, ebenso kritischer, aber gründlicherer und ruhigerer Forschergeist ausfüllen. Ferdinand Christian Baur (1792—1860), Professor in Tübingen, gelangte durch historische und philologische Forschungen zu dem Ergebnis, daß die Evangelien, und zwar das des Johannes zuletzt, erst im zweiten Jahrhundert geschrieben worden, und erklärte die Entstehung der Wundergeschichten aus einer Verschiedenheit der Auffassung zweier Parteien unter den Evangelisten, einer judenchristlichen, welche den Durchgang der Heiden durch das Judentum zur Taufe forderte, und einer heidenchristlichen, welche die Heiden unmittelbar aufnahm, — jene unter Petrus, diese unter Paulus als Führern, die sich aber zur Zeit der Christenverfolgungen vereinigten. Diese Forschungen setzten die Schüler Baurs (die „Tübingerschule") fort, vervollständigten sie, und begründeten damit eine kritische Richtung, welche an Religiosität der orthodoxen mindestens gleichsteht und an Wissenschaftlichkeit ihr unendlich überlegen ist. Die Folge war, daß auch die Orthodoxen Zugeständnisse an die freie Forschung machten und eine reine Orthodoxie auf wissenschaftlichem Boden gar nicht mehr existiert. Durch diese Gestaltung der Dinge hat die Theologie eigentlich erst wissenschaftlichen Inhalt bekommen, nachdem sie früher nur zu glauben befohlen und das Wissen

verachtet hatte. Zeugnisse dafür sind die alttestamentlichen Geschichtswerke von Ewald, Hitzig, Wellhausen, Stade, die kirchengeschichtlichen Werke von Neander, Gieseler und Hase und von Baur selbst, die religiös-philosophischen der Schweizer Biedermann und Alex. Schweizer, des Schwaben Pfleiderer, des Norddeutschen Lipsius u. a., die dogmatischen Schriften von Ritschl u. a.

Das Kirchenregiment selbst war indessen von der wissenschaftlichen Bewegung wenig oder gar nicht berührt worden. Auch in der protestantischen Kirche walteten hierarchische Gelüste, und ihre Träger spielten die Rolle kleiner Päpste. Die „evangelische Kirchenzeitung“ unter Hengstenberg und nach dessen Tod die „lutherische Kirchenzeitung“ unter Luthardt in Leipzig eiferten gegen allen Freisinn und alle Kritik und verketzerten alle nicht nach ihrer Weise Gläubigen. Es erhoben sich die „Altlutheraner“ gegen die königlich preußische Union und fanden selbst im neuen König eine Stütze, welcher zu einer Kirchenverfassung und einem Zeremoniell nach Art der englischen Hochkirche hinneigte. August Tholuck erneuerte in Halle die Burg des Pietismus, während die Schüler Schleiermachers als Vermittelungstheologen zwischen Orthodoxie und Wissenschaft hin und her schwankten. Dieser finstere Geist rief gleichzeitig mit der philosophischen Bewegung auch eine freisinnig-religiöse ins Leben. Der Gustav-Adolf-Verein, der dem Zwecke lebte, protestantische Gemeinden in katholischen Gegenden zu unterstützen, galt lange als eine Hochburg der Glaubensfreiheit, wurde aber in dieser Beziehung bald von einer energischeren Bewegung überholt, deren Träger seit 1844 die „protestantischen Freunde“ oder „Lichtfreunde“ unter den tüchtigen Predigern und Forschern Rupp in Königsberg, Uhlich in Magdeburg und Wislicenus in Halle waren, die sich aber, von der herrschenden Kirche angefeindet und von den Regierungen verfolgt, notgedrungen bald zu den radikalen „freien Gemeinden“ entwickelten.

Ähnliche Bewegungen erlebte die katholische Kirche. Der Geist Wessenbergs und seines ebenso milden Zeitgenossen Michael Sailer (Bischofs von Regensburg, gest. 1832) war verschwunden. Eine 1826 unter den katholischen Geistlichen Schlesiens aufgetauchte, von Anton Theiner geleitete Bewegung, welche gegen den Cölibat und die Übertreibungen der Werkheiligkeit gerichtet war, ja sogar auf Unabhängigkeit von Rom hinzielte, blieb ohne Folgen. Mit erneuertem Eifer verpönte die römische Kurie seit 1830 die gemischten Ehen, was in Preußen einen Kirchenstreit hervorrief, der in der Verhaftung zweier Erzbischöfe gipfelte, die der neue König aber aufhob, worauf die katholische Kirche in jeder Beziehung bevorzugt wurde. Die katholischen Theologen Hermes, Hirscher, Günther und Möhler, welche es wagten, die katholische Lehre wissenschaftlich zu behandeln, wurden ungeachtet ihrer vollen Rechtgläubigkeit nacheinander verketzert. Endlich bewirkten aber die 1844 auf Anordnung des Bischofs Arnoldi von Trier veranstalteten Wallfahrten zum „ungenähten heiligen Rock“ einen ganz Deutschland durchwehenden Sturm. Ein Geistlicher, Johannes Ronge aus Schlesien, erhob seine Stimme zuerst gegen diese Rückkehr ins Mittelalter durch sein Sendschreiben an jenen Bischof, und die Gemeinde Schneidemühl in Posen eröffnete, ihren Pfarrer Czerski an der Spitze, die Reihe der „christ-“, später „deutschkatholischen Gemeinden“, die jedoch, auf Ronges Antrieb, schon seit dem nächsten Jahre ein Dogma nach dem anderen wegwarfen und an Radikalismus mit den „freien Gemeinden“ wetteiferten, gleich denen sie auch verfolgt, von Bayern und Österreich aber völlig ausgeschlossen wurden.

Zugleich erhob sich auch im Schoße des Judentums die schon seit Anfang des Jahrhunderts arbeitende Reformpartei unter der Führung Abraham Geigers und Samuel Holdheims von neuem. Berlin, Breslau und Frankfurt a. M. waren die Hauptsitze dieser

Bewegung. Abergläubige und einer primitiven Kulturstufe angehörende Gebräuche wurden aufgegeben oder wenigstens umgewandelt und durch gereinigtere ersetzt, bei denen indessen stets das protestantische Christentum als Vorbild diente. Die Unterschiede zwischen christlicher und jüdischer Reform wurden so gering, daß nicht selten Juden den „freien Gemeinden“ und Christen den Reformsynagogen beitraten.

Mit diesen Bestrebungen ging, jedoch weitere Kreise als die der Religionsphilosophie umfassend, die schöne Litteratur Hand in Hand, und zwar teilweise schon seit den Zeiten vor der Julirevolution. Als die romantische Schule unterging, traten neue „Stürmer und Dränger“ in die Arena, die sich von denen des vorigen Jahrhunderts dadurch unterschieden, daß sie das Vorbild der klassischen Blütezeit vor Augen hatten und durch die politischen Ereignisse und die religiösen Bewegungen der Zeit beeinflußt waren, welches Übermaß von Einflüssen in ihnen den für die neueste Zeit charakteristischen Zug des „Weltschmerzes“ zur Erscheinung brachte und denselben teilweise bis zur Blasiertheit trieb. Diese neueren Dichter waren aber auch, obschon nicht so benannt, neue Romantiker, die mit den älteren die Verachtung des klassischen Regelzwanges teilten und sich von ihnen im Grunde nur dadurch unterschieden, daß sie nicht wie sie in die Vergangenheit zurück, sondern in die Zukunft voraus blickten; denn sie strebten beinahe ohne Ausnahme nach politischer und religiöser Freiheit, ja sie gingen teilweise noch weiter und nahmen die soziale Reform oder gar die „Emanzipation des Fleisches“ in ihr Programm auf. Ihnen folgten in unmerklichen Übergängen andere Schriftsteller, in deren Werken jene Tendenzen mehr zurücktraten oder auch verschwanden. Soviel Schönes aber auch die Dichtung des letzten halben Jahrhunderts hervorgebracht, — sie blieb doch stets eine Erscheinung, die mehr Ansprüche machte, als sie erfüllen konnte und die Heroen unserer Litteratur, obschon sie mit der Zeit dem klassischen Ideal derselben oft näher kam, doch nicht von ferne erreicht hat.

In ihren Anfängen war die neue Schule von zwei getauften Juden getragen, dem Kritiker Ludwig Börne aus Frankfurt a. M. (ursprünglich Löb Baruch, 1786—1837) und dem romantischen Dichter Heinrich Heine aus Düsseldorf (1799—1856), welche beide ihr Leben in Paris beschlossen. Die Zustände in den zwanziger Jahren, welche für die Juden doppelt drückend waren, haben beide zum formellen Christentum und zur oppositionellen Schriftstellerei getrieben; der Vorantritt Frankreichs in der Erhebung gegen die Restaurationspolitik hat beiden ihren gallophilen Stempel aufgedrückt.

Börne begann schon 1818, gleich nach seiner Taufe, als Tagesschriftsteller zu wirken; nach der Julirevolution trieben ihn Verfolgungen nach Paris. Seine Briefe aus dieser Stadt, sein Hauptwerk (sechs Bände umfassend), wurden der eigentliche Anstoß zu der litterarischen Bewegung, die sich bald darauf in Deutschland auf politischem, religiösem, sozialem und ästhetischem Gebiete gegen die herrschenden Zustände erhob. Börne verurteilte dieselben mit einem solchen Aufwande von Geist, wie er damals selten zu Tage trat, aber auch mit so viel Spott, Schmähung und Erbitterung, daß sich patriotische Deutsche empört fühlten, während seine Anhänger in seinem Verhalten nur den Ausdruck heißer Liebe zum Vaterlande erblickten, dessen Lage zu verbessern sein Zweck dabei wäre. Diese verschiedene Auffassung fand besonders in Börnes Federkampf mit dem gefürchteten Kritiker Wolfgang Menzel Ausdruck, dessen mehr deutschtümelnder, als aufgeklärter Patriotismus sich mit der Zeit in die Dienste der Reaktion begab. Sonderbarer Weise gingen beide Gegner in einer maßlosen, aber auch vergeblichen Herabsetzung Goethes einig.

Börnes Briefe haben indessen nachhaltig nur im Bereiche der Litteratur gewirkt und die öffentlichen Zustände nicht beeinflußt. Der als Schicksalsgenosse am nächsten auf ihn angewiesen war, nämlich Heine, verhöhnte ihn noch im Grabe.

Heine, der Mephistopheles der neuesten deutschen Litteratur, ist ein seltenes Gemisch von tiefem Dichtergeiste und Frivolität; der letzte Romantiker (oben S. 357) war auch der erste, aber nicht mit Ernst, sondern mit Spott und Hohn erfüllte Pessimist im Dichterreiche. Sein Leben läßt sich in drei Perioden unterscheiden: die des deutschen Dichters, bis 1830, die des deutsch-französischen Publizisten, bis 1840, und die des französierenden Dichters, bis zu seinem traurigen Ende lebendigen Verwesens. Wir möchten von diesen Perioden die mittelste, in der er dem „Bürgerkönig" als Spion diente und Deutschland nicht mit dem Zorn des Patrioten, wie Börne, sondern mit dem Geifer eines ungezogenen Buben beschimpfte, am liebsten ausmerzen; sie war bezeichnenderweise ohne Poesie. Seine erste dichterische Phase ist noch die erfreulichste seines Lebens, wenn schon bereits die Dämonen des Entsetzens und der Selbstverhöhnung darin spuken. Derselbe Dichter, der so wunderbar singen konnte: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Du hast Diamanten und Perlen", „Du bist wie eine Blume", der die kindlich fromme „Wallfahrt nach Kevlar" dichten konnte, bewarf auch die höchsten Ideale der Menschheit mit Schmutz. Die trivialen Schlüsse sentimentaler Anfänge sind besonders charakteristisch für den Dichter, welcher der Romantik mit der Schellenkappe des Schalksnarren zu Grabe läutete. Seine dramatischen Stücke (Ratcliff und Almansor) zeigen, daß in ihm ein deutscher Byron zu einem zweiten Grabbe verdorben ist. Welcher Abstand nun aber zwischen seiner deutschen und seiner französischen Dichterzeit! In dieser grinst Seine-Babel und sein Materialismus und Naturalismus aus jeder Zeile, und es ist traurig genug, daß der Dichter der Lorelei als Verherrlicher der Demimonde enden konnte.

Von Börne und Heine sind zunächst beeinflußt die fünf Dichter, die man als das „junge Deutschland" zusammenzufassen pflegt. Obschon nicht mit dem gleichnamigen, in der Schweiz konspirierenden politischen Vereine (einer Gruppe des „jungen Europa") zusammenhängend, wurden diese mehr kritiklustigen und blasierten, als gefährlichen Schriftsteller, infolge der Angebereien Menzels, von den Regierungen mehr gefürchtet und verfolgt als ihre politischen Namensvettern. Und doch bildeten sie unter sich keinen Verein, sondern ähnelten sich nur in der Tendenz ihrer Schriften, die aber nach den dreißiger Jahren weit auseinander ging. Von dem Feuilletonisten Ludolf Wienbarg und den beiden Novellisten Gustav Kühne und Theodor Mundt ist wenig zu sagen. Heinrich Laube hat sich als Dramatiker (Graf Essex, Die Karlsschüler u. a.), Karl Gutzkow (1811—1878) aber in der vielseitigsten Weise hervorgethan; er ist der einzige in der Gruppe, der die herrschenden Zustände in einer Weise angriff, welche die Zeit derselben überdauerte und der zudem ein echter Dichter war. Seine „Wally" vertritt den Kult der Sinnlichkeit, während „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", am Beispiele des Dalai Lama die Orthodoxie zur Zielscheibe der Pfeile ätzenden Witzes macht. Unter seinen dramatischen Werken ragen hervor das Trauerspiel „Uriel Acosta" und die historischen Lustspiele „Zopf und Schwert" und „Der Königslieutenant." Weit mehr Erfolg hatten seine großen Zeitromane, von denen „Die Ritter vom Geiste" den Kampf zwischen Autorität und Revolution, „Der Zauberer von Rom" den zwischen Staat und Kirche schildert. Seine späteren Romane haben den Nimbus der genannten nicht erreicht.

Der Kampf des „jungen Deutschland" gegen den Glaubenszwang war rein negativ und ersetzte das Niederreißen durch keinen Aufbau. Neuere Dichter, welche nicht zu jener Schule gehören, haben diesen Mangel gefühlt und ihm abzuhelfen gesucht, indem sie, dem Goetheschen Faust nacheifernd, die tiefsten Probleme und schwierigsten Fragen der Religionsphilosophie zum Gegenstande bedeutender Dichtungen wählten. Der positiven Religion am nächsten steht unter ihnen Julius Mosen (1803—1867), der Verfasser zweier groß an-

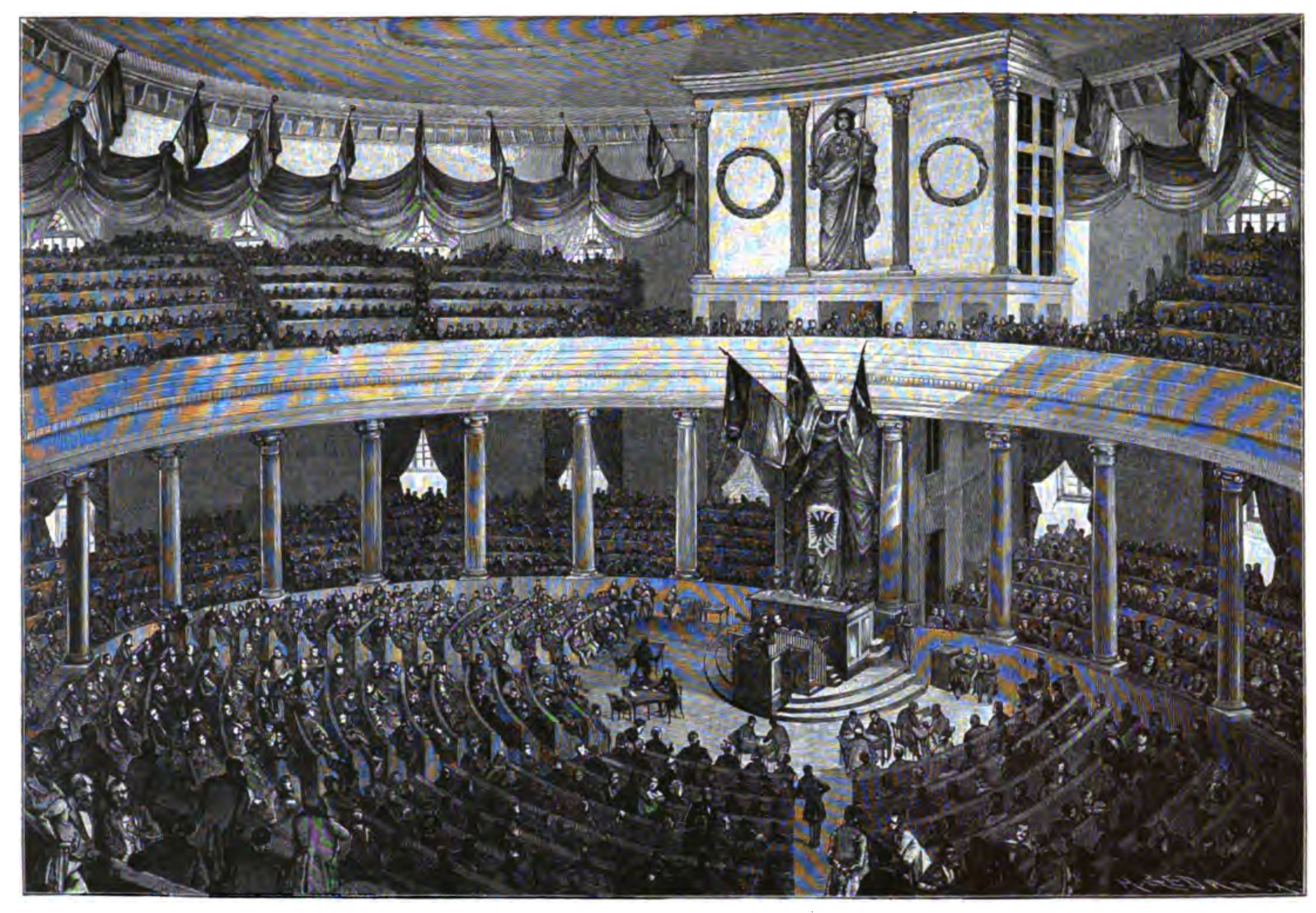
gelegter epischer Dichtungen: Ritter Wahn und Ahasver. Das erstere Werk ist utopisch, ohne Zeit- und Ortsfärbung und verknüpft das Jenseits mit dem Diesseits in der Schilderung des Ringens nach Unsterblichkeit. Das zweite Gedicht (leider unvollendet) sollte im Gegensatze zu jenem die ganze nachchristliche Geschichte umfassen und versinnbildlicht in großartiger Sprache die Sehnsucht nach dem Tode. Volkstümlicher als Mosens Dramen ist seine Romanze „Andreas Hofer“ geworden.

In zwei religionsphilosophischen Dichtern ist die Lehre des linken Flügels der Hegelschen Schule aus der Prosa in die Poesie übertragen, in Schefer und Sallet. Leopold Schefers (1784—1862) „Laienbrevier“, „Hafiz in Hellas“ und „Koran der Liebe“, gewissermaßen den Werken Feuerbachs entsprechend, feiern in herrlicher Sprache einen edel gedachten und tief gefühlten Pantheismus und heben die Ideale der Menschheit, Weisheit, Güte und Schönheit, so hoch, wie Heine sie erniedrigte. Friedrich von Sallet (1812 bis 1843) fügte jenen Idealen die Freiheit bei und schuf in seinem „Laienevangelium“ (1842) eine dichterische Paraphrase des Lebens Jesu von Strauß. Die heiligsten Güter der Menschheit in begeisterter Sprache erhebend, wurde das Buch zur Evangelienharmonie aller freisinnigen Geister seiner und späterer Zeit. Die Orthodoxie erscheint hier als der wahre Materialismus, der Freisinn als der wahre Idealismus.

Die christliche Geschichte weiter verfolgend, hat der deutsch fühlende und dichtende Ungar Nikolaus Niembsch von Strehlenau, genannt Lenau (geb. 1802, seit 1844 geisteskrank, gest. 1850) in seinem noch romantisch angehauchten „Savonarola“ und in seinen klassischen „Albigensern“ die Glaubensfreiheit gegenüber der Unterdrückung in kraftvoller Sprache und farbenreichen Bildern gefeiert. Seine kleineren Gedichte, meist realistisch auf dem Boden und unter dem Volke seiner Heimat spielend, sind von dem Trübsinn geschaffen und von dem Schmerze durchdrungen, der in ihm über die drückenden Zeitverhältnisse wühlte und ihn schließlich dem Wahnsinn in die Arme trieb.

Während diese Dichter von der geistigen Bewegung ihrer Zeit getragen wurden, ließ sich eine andere Gruppe, die der politischen Dichter, von den geschichtlichen Ereignissen fortreißen. Graf Anton Auersperg, genannt Anastasius Grün (1806—1876) führte ihren Reigen. In seiner epischen Dichtung „Der letzte Ritter“ (1830) führte er seinen Helden (Maximilian I.) aus dem Lande der Romantik in das des modernen Geistes. Mit seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ (1831) wagte er den ersten litterarischen Schnitt in die Regierung Metternichs; es folgten im „Schutt“ und weiteren Sammlungen noch vollendetere Feldzüge gegen die Finsternis. Vom Liberalismus dieses und anderer Dichter ging zuerst zum Radikalismus über Georg Herwegh (1819—1875), welcher in den „Gedichten eines Lebendigen“, seine Zeitgenossen aufforderte, die Kreuze aus der Erde zu reißen und in Schwerter umzuwandeln. Hoffmanns von Fallersleben Lieder schlugen einen volkstümlichen Ton an. Alfred Meißner (1822—1885) vertrat die Freiheitsdichtung, namentlich durch den glänzenden „Ziska“, in Österreich. Robert Prutz wirkte im Drama für den Fortschritt und erlitt Verfolgungen. Dagegen trat Franz Dingelstedt, der Verfasser der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ (1841), schon im nächsten Jahre zur Reaktion über.

Die „vormärzlichen“ Zustände wurden immer unerträglicher; es wetterleuchtete an allen Enden und Orten. In Baden drohte Hecker mit der Revolution; in Sachsen verhinderte der beliebte Volksmann Robert Blum das Weitergreifen eines Tumultes in Leipzig (1845) gegen die reaktionäre Regierung; in Bayern brach die Geduld des langmütigen Volkes, als 1847 der Lola-Montez-Skandal ein dem Jahrhundert sonst fremdes Mätressenregiment zu erneuern schien, und die dortige Bewegung kostete dem kunstliebenden Ludwig I. seinen



Eine Sitzung der deutschen Reichs-Versammlung zu Frankfurt a. M. 1848. Nach der Lithographie von E. G. May; Originalzeichnung von Fz. Bamberger.

Unter dem Reichsadler der Präsident H. v. Gagern mit den zwei Vizepräsidenten von Soiron und von Andrian, nebst zwei Sekretären. Vor dem Präsidententisch die Rednertribüne; vor dieser die Tische der Stenographen, seitlich die der Sekretäre. In der ersten Zuhörerreihe zwischen den Säulen und zunächst dem Präsidententisch die Plätze der Journalisten; hinter diesen, rechts, reservierte Plätze für Damen, links, reservierte Plätze für Herren; daran anschließend, hinter der zweiten und dritten Säule von links das diplomatische Korps.

Thron. Zu spät erfüllte in Preußen der König das Wort seines Vaters durch Einberufung des „vereinigten Landtags.“ Endlich brach im März 1848 in den beiden Großstädten Deutschlands die Revolution aus, — kopflos, ungeordnet, nichts als „Mißverständnisse“, Verwirrung und nutzlose Blutopfer im Gefolge. Man wollte Freiheit, verstand aber in allen Gegenden etwas anderes darunter. Man schwelgte in Festen und dreifarbigen Fahnen, die sich bald genug in Totenfeiern und schwarze Trauerflaggen verwandelten. Der eiserne Dualismus, unter dem Deutschland seufzte, konnte von keinem Parlament gelöst werden, am wenigsten von der redseligen Versammlung in der Paulskirche durch die gutgemeinte und schöne, aber undurchführbare Reichsverfassung. Grausam schnell schwand der Traum freisinniger Regierungen dahin und wich einem wüsten Erwachen. Neben den edelsten Bestrebungen und der redlichsten Begeisterung sahen Wien und Frankfurt Mordthaten des Pöbels, und es mischten sich die unsaubersten Elemente in die Barrikadenkämpfe und in die Schlachten des Bürgerkriegs. Nicht nur jubelnde Triumphgesänge — auch schwermütige Klagelieder ertönten von deutschen Dichtern, wie Moritz Hartmann (Reimchronik des Pfaffen Mauritius), Wiesner (Psalmen eines Verbannten), Ferdinand Freiligrath (1810—1876), dem Sänger der exotischen Welt, der sonst die „Zinne der Partei“ zu niedrig gefunden, und Gottfried Kinkel (1815—1882), dem im Kerker schwer Geprüften und glücklich Befreiten, der in „Otto der Schütz“ ein so echt deutsches Lebensbild mit höchster Dichtergabe gemalt. Das Ringen nach Freiheit verblutete und endete in Standrecht, Kasematten und elendem Flüchtlingsdasein. Freilich hatte Deutschland zwei Errungenschaften gerettet: die Preßfreiheit und die Schwurgerichte; aber die Opfer dafür waren zu groß gewesen, und schwer lastete auf dem Land und Volk die vierte Reaktion seit den Befreiungskämpfen. —

In der Schweiz war inzwischen die jesuitische Reaktion und der von ihr hervorgerufene Sonderbund, obschon von Frankreich und Österreich unterstützt, 1847 gestürzt, und im September 1848 wurde die in den dreißiger Jahren nicht gelungene Reform des Bundes nach amerikanischem Muster durchgeführt, die dem Lande dauernden Frieden, bedeutende Wohlfahrt und größere politische Einheit und Selbständigkeit brachte.




Zweiguldenstück von Frankfurt a. M. auf die Wahl Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser.
(Berlin, königl. Münz-Kabinet.)

Achter Abschnitt.

Verwirrung und Klärung.

Die nach Niederwerfung der Erhebungen von 1848 und 1849 über Deutschland hereingebrochene neue und bisher letzte Reaktion glich ihren drei älteren Schwestern in den meisten Dingen. Eines aber hatte sie vor jenen früheren rückläufigen Bewegungen voraus, — die Erfindung des Schlagwortes einer „Umkehr der Wissenschaft.“ Die Wissenschaft sollte an aller Revolution die Schuld tragen, und dem sollte durch Unterdrückung der freien Forschung und durch Umgießung ihres Inhalts in reaktionäre Formen abgeholfen werden. Die „freien Gemeinden“ und die „Deutschkatholiken“ wurden in einer Weise verfolgt und unterdrückt, daß sie bis auf kleine Minderheiten zusammenschmolzen und sich auch später nicht wieder erholen konnten, wozu übrigens die zunehmende Gleichgültigkeit der Bevölkerung gegen religiöse Fragen viel beitrug. Die herrschenden Kreise dagegen ließen es sich in der Reaktionszeit der fünfziger Jahre sehr angelegen sein, die orthodoxe Partei beider christlichen Bekenntnisse zu stärken und zu unterstützen. Den weitgehendsten Forderungen der katholischen Kirche kamen die Regierungen auf das bereitwilligste entgegen, ohne die Rechte des Staates zu wahren. Die preußische Verfassung von 1850 ging schon weit hierin, noch viel weiter aber das österreichische Konkordat von 1855, und zwar in solcher die Politik Josefs II. völlig umwerfenden Art, daß es später als unvereinbar mit der Würde des Reiches wieder aufgehoben werden mußte. Durch dieses Konkordat war über ein Jahrzehnt lang der Kirche in allen ihren Angelegenheiten der Beistand des Staates gesichert, der Verkehr des Papstes mit der österreichischen Geistlichkeit völlig freigegeben, den Erzbischöfen und Bischöfen der religiöse und theologische Unterricht gänzlich überlassen und großer Einfluß auf die weltlichen Schulfächer eingeräumt, die Wahl aller nicht strenggläubigen Lehrer ausgeschlossen und die Verbreitung aller Bücher, welche die Geistlichkeit für irreligiös erklärte, untersagt; ja die volle geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe über Geistliche und Laien war wieder hergestellt. Eine Nachahmung dieses Vertrags war das 1857 abgeschlossene württembergische Konkordat. Schon 1854 hatte die durch den rastlos für kirchliche Forderungen thätigen Bischof von Mainz, den streitbaren Ketteler, eingeschüchterte hessische Regierung eine Übereinkunft mit ihm geschlossen, welche sie, den Unwillen des Landes fürchtend, sieben Jahre lang geheim halten mußte. Hart kämpfte der Prinzregent, nachher Großherzog Friedrich von Baden, der das Reaktionssystem unter allen ihm huldigenden Fürsten zuerst aufgab, gegen die Forderungen Roms, bis ihm dieses die Übereinkunft von 1859 abgewann, die aber der Landtag verwarf, worauf durch die Gesetzgebung eine weitgehende Religionsfreiheit eingeführt und dann auch in Württemberg und Hessen der nämliche Weg eingeschlagen wurde.

Diese Kämpfe verliehen den herrschenden Kreisen der katholischen Kirche in Deutschland einen vorwiegend kampflustigen Charakter. Katholische Vereine bildeten sich und hielten großes Aufsehen erregende Hauptversammlungen in verschiedenen Städten. Eine katholische Presse organisierte sich und agitierte für Erweiterung der Kirchenmacht. Professor Buß in Freiburg arbeitete an der Gründung einer „katholischen Universität" und verteidigte eifrig die Konkordate, die Klöster und die Jesuiten. E. von Moy und F. Walter schrieben ultramontane „Rechtsphilosophien." Aschbach, Damberger, Höfler u. a. schufen eine katholische Geschichtschreibung. Antistes Hurter von Schaffhausen (schon in dieser Stellung heimlicher Katholik) und Professor Gfrörer von Stuttgart, welche zur katholischen Kirche übertraten, worauf jener in Wien, dieser in Freiburg wirkte, verherrlichten ohne jeden Anspruch auf Unbefangenheit die großen Päpste des Mittelalters (ersterer auch den bigotten Kaiser Ferdinand II.). Onno Klopp, der preußenfeindliche Welfe, machte denselben Weg und pries das Haus Stuart. Johannes Janssen in Frankfurt unternahm es, die Geschichte der deutschen Reformation derart darzustellen, daß alles, was zu ungunsten der Protestanten spricht, geschickt zusammengestellt, was aber den Katholiken ungünstig ist, verschwiegen oder gemildert wurde. Ernst von Lasaulx in München, Görres' Neffe, versuchte die klassische Philologie katholisch zu gestalten, erwarb sich aber nicht den Beifall der Kirche, sondern kam auf den Index. So wurde auch Movers getadelt, weil er die Noachiden nicht als Personen, sondern als Stämme auffaßte. Kaulen glaubte, eine paradiesische Ursprache entdeckt zu haben. Sepp schrieb das „Leben Jesu" in katholischem Geiste, schied aber, vom ultramontanen Treiben abgestoßen, später aus der Partei. Döllingers glänzendes Werk „Heidentum und Judentum als Vorhalle des Christentums" ließ bereits ahnen, daß er seine Überzeugungen nicht blindlings der Partei unterordnete, der er damals noch angehörte. In gemäßigtem Sinne wirkten auf dem Felde der Kirchengeschichte auch Alzog und Hefele, polemischer auf dem der Exegese Haneberg. Ganz in einen trivialen Ton, der populär sein sollte, verlor sich als polemischer Schriftsteller Alban Stolz. Auf dem idealeren Gebiete der Kunst glaubten die Brüder Reichensperger in der gotischen Baukunst eine für alle Zeiten bindende Norm aufstellen zu können.

Ähnliche Erscheinungen hatte auch die protestantische Kirche aufzuweisen. Der Geschichtschreiber Heinrich Leo in Halle (1799—1878) äußerte, ohne zu konvertieren, papstfreundliche Ansichten und eiferte für Absolutismus und Orthodoxie, ja er sprach sich sogar zu gunsten der Sklaverei aus, wobei seine drastische Ausdrucksweise oft mehr lächerlich als ernst wirkte. Der schon genannte Stahl, der das Wort von der „Umkehr der Wissenschaft" zuerst ausgesprochen, predigte absolute Unterwerfung unter Fürsten und Geistlichkeit, die Rückkehr zum Altluthertum und die Verdammung des Calvinismus. Der evangelische, aber katholisierende pommersche Pfarrer Meinhold leistete in historischen Romanen (z. B. die Bernsteinhexe) dem Aberglauben Vorschub. Am weitesten trieb es aber der Pastor Knak in Berlin, welcher, gestützt auf die biblische Erzählung von Josua, das kopernikanische Weltsystem als gottlos erklärte und die Rückkehr zur Annahme der Erde als Mittelpunkt der Welt verlangte. Ja, es erschienen Lehrbücher der Geographie, welche dem Systeme des Domherrn von Thorn nur den Wert einer Hypothese zuerkannten, und noch bis in die sechsziger Jahre scheuten sich Professoren nicht, der Wissenschaft und der deutschen Litteratur ins Gesicht zu schlagen.

Solange Friedrich Wilhelm IV. selbst regierte (bis 1858), herrschte dieses System in Preußen. Gefängnisdirektoren, Krankenhausverwalter, Geistliche und Lehrer wurden mit Vorliebe der Anstalt des „Rauhen Hauses" zu Horn bei Hamburg entnommen, welche der

zum preußischen Konsistorialrat erhobene Heinrich Wichern 1833 gestiftet hatte, und welche als Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder viel Gutes bewirkte und sich in ihrer Art ebenso großartig entwickelte, wie die Franckeschen Stiftungen in Halle, aber auch als Anstalt für die innere Mission mit der kompakten Disziplin eines Ordens gegen alles freie Denken vorging.

Dieser Geist herrschte namentlich im preußischen Schulwesen schon vor der Revolution. Der ausgezeichnete freisinnige Pädagog Adolf Wilhelm Diesterweg (1790—1866), ein Jünger Pestalozzis, seit 1820 Seminardirektor im Rheinlande, seit 1832 in Berlin, wo er durch sein edles und fruchtbares Wirken für Volksbildung allgemeine Anerkennung erwarb, und dieses Fach durch neue Forschungen und Grundsätze ungemein hob, wurde 1842 von seiner Stelle entfernt. Die von einem anderen Pestalozzianer, Friedrich Fröbel (1782 bis 1852), zuerst in Thüringen errichteten Kindergärten wurden 1851, ein Jahr vor dem Tode ihres Urhebers, von dem preußischen Kultminister Karl Otto von Raumer geschlossen, weil der gelehrte Staatsmann Fröbel mit seinem (1848 in Wien) eine politische Rolle spielenden Neffen Julius Fröbel verwechselte. Damals widmete Preußen fast die Hälfte (45 Prozent) seiner Ausgaben dem Militär und nicht ganz zwei Prozent dem Schulwesen. Im Oktober 1854 erließ derselbe orthodoxe Minister seine unter Beihilfe seines Beamten Stiehl ausgearbeiteten „Schulregulative," welche der ganzen Volksschul- und Seminarbildung einen religiösen Charakter gaben: nicht im Geiste einer lebendigen Religion des Herzens, sondern einer toten und unfruchtbaren des Gedächtnisses. Auswendiglernen von Gebeten, Liedern, Sprüchen, biblischen Geschichten und des Katechismus sollte die Hauptsache im Unterrichte sowohl der Schüler als der Seminarpräparanden werden. Von der Lektüre der Seminaristen wurde die „sogenannte klassische Litteratur", von ihrem Unterrichte die Weltgeschichte ausgeschlossen und eine religiöse Richtung sogar von der Naturgeschichte verlangt. Überhaupt sollten die Seminarien auf die Anleitung zum Unterricht in den Anfangsgründen beschränkt werden. An die Stelle des Unterrichts in der Pädagogik trat bloß eine sogenannte Schulkunde. Nur notdürftig verbesserte 1859 der Kultminister Bethmann-Hollweg die Regulative; unter seinem Nachfolger Mühler waren die Schulzustände noch schlimmer. Erst unter der Amtsthätigkeit Falks wurden 1872 die Regulative beseitigt und bessere Zustände begründet.

Zu diesen Bestrebungen paßte es, daß seit ungefähr 1850 auch der amerikanische Humbug des Spiritismus, des Tischrückens und Geisterklopfens, und damit ein Zurückgehen auf die rohesten animistischen Begriffe der Naturvölker, selbst in gebildeten Kreisen Deutschlands Eingang fand. Da indessen dieser vielfach als Betrug und in den meisten Fällen als Selbsttäuschung, in keinem Falle aber als auf Thatsachen beruhend nachgewiesene, obschon sogar von einzelnen Gelehrten verteidigte Wahn in unserem Lande viel weniger Anklang gefunden hat, als im übrigen Europa, so können wir glücklicherweise auf eine nähere Darlegung seiner allgemein bekannten Äußerungen verzichten.

Eine ehrenvolle und glänzende Ausnahme von der Verfolgung der wissenschaftlichen Forschung machte König Maximilian II. von Bayern (reg. 1848—1864), welcher dieselbe in großherzigster Weise unterstützte und bedeutende deutsche Gelehrte und Dichter in seine Umgebung zog.

Während die Regierungen in der Frage der Reorganisation des aufgelösten Bundes sich nicht einigen konnten und jeden Augenblick ein neuer Plan mit neuen Anhängern auftauchte, gegen den wieder neue Ränke gesponnen wurden, ja sogar die Stimmen nicht selten waren, welche jedes Bundesverhältnis verwarfen — herrschte Übereinstimmung in Wiederherstellung des Reaktionssystems. Hassenpflug kehrte nach Kurhessen zurück, nahm, unterstützt von dem gelehrten und frommen Vilmar, den Kampf gegen Volk,

Recht und Verfassung auf und bewältigte mit österreichischer und bayrischer Hilfe den passiven Widerstand, während das Manteuffelsche Preußen den Kampf für die Verfassung, der beinahe zum Bürgerkriege geführt hätte, aufgab und in Olmütz neuerdings Österreich folgte. Vereint überlieferten die deutschen Großmächte Schleswig-Holstein seinen dänischen Zwingherren, stellten den Bundestag wieder her, und dieser ließ durch Hannibal Fischer die deutsche Flotte unter dem Hammer versteigern. Alle Freiheit wurde unterdrückt, Verfassungen gebrochen, Preß- und Vereinsfreiheit eingeschränkt, der Adel bevorzugt, in Mecklenburg sogar das Feudalwesen mit Hörigkeit und Prügelstrafen hergestellt, während in Hannover Borries im Namen des blinden Königs die Gewaltthat Ernst Augusts wiederholte. Alles was geschah, erinnerte an das, was nach Sands That und nach dem Frankfurter Putsch geschehen war. In Leipzig wurde Professor Karl Biedermann, der Kulturhistoriker, wegen Beleidigung des Staatsstreichmachers Napoleon III. abgesetzt. Es kann nicht wunder nehmen, daß unter solchen Umständen, wie oben (S. 370) gezeigt, die Auswanderung aus dem Lande eine noch nie erhörte Ausdehnung erreichte.

Je öfter sich Reaktionen wiederholen, um so gefährlichere Folgen haben sie. Die der zwanziger Jahre hatte den Liberalismus, die der dreißiger Jahre den Radikalismus, die der vierziger Jahre die Revolution erzeugt; die der fünfziger Jahre rief nicht weniger als drei die Sittlichkeit, die Gesellschaft und die Geistesbildung untergrabende und zerstörende Richtungen auf die Bühne der Kulturgeschichte, den Pessimismus, den Sozialismus und den Materialismus. Bis zur Mitte des Jahrhunderts hatten in Deutschland unbedingt die Gegensätze jener Richtungen, der Optimismus, der Humanismus und der Idealismus geherrscht; die achtundvierziger Revolution erschütterte diese, wenn auch einseitigen doch unschädlichen Richtungen auf das tiefste, und die darauf folgende Gewaltherrschaft verkehrte sie in ihr Gegenteil. Allerdings existierten diese neuen unheilvollen Richtungen schon früher; aber ihr Einfluß in Deutschland war auf die kleinsten Kreise beschränkt, ja in vielen Gegenden, namentlich außerhalb der großen Städte, gar nicht vorhanden.

Der Pessimismus, ebenso unsinnig wie der Optimismus, weil gleich ihm auf willkürlichen, unbewiesenen Annahmen beruhend, aber nicht harmlos gleich ihm, sondern voll des ätzenden Giftes, ist der Sohn der Verzweiflung und des Wahnsinns, der Vater des Verbrechens und des Selbstmordes, welcher Erscheinungen Anhäufung ihn wieder weiter verbreitet. Man kann daher den Pessimismus wenn auch nicht billigen, doch vollständig begreifen. Er geht durchaus parallel mit der Zunahme des Lasters und mit der Entwickelung des Rückschrittes, und steht mit beiden in steter Wechselwirkung.

Es ist nun bezeichnend, daß gleichzeitig mit der geschilderten Reaktionszeit der Pessimismus in Deutschland Verbreitung fand. Es ist um so bezeichnender, als die litterarische Wirksamkeit seines Propheten, Arthur Schopenhauer (geb. 1788 in Danzig, gest. 1860 in Frankfurt a. M.), schon 1819 begonnen hatte, aber erst nach ungefähr dreißig Jahren in weiteren Kreisen bekannt wurde. Die in seinem Hauptwerke „Die Welt als Wille und Vorstellung“ dargelegte Lehre, eine deutsche Übertragung der buddhistischen Nirwanaphilosophie, ist halb atheistisch und halb materialistisch, steht der optimistischen nachkantischen Philosophie als eine entschieden pessimistische scharf gegenüber und kann als der folgerichtige Ausdruck aller nach den Befreiungskämpfen aufgehäuften Erbitterung gegen die herrschenden Zustände betrachtet werden. In der beifälligen Aufnahme dieser Lehre um die Mitte unseres Jahrhunderts drückte sich dann die Gesamtsumme alles gesellschaftlichen, staatlichen und sittlichen Elends aus, wie es sich rastlos angesammelt hatte. Schopenhauer nannte den Urgrund alles Seins sonderbarerweise „Willen.“ Derselbe liegt nach ihm außerhalb der Zeit und des Raumes; in der Materie wird er sichtbar; mit seiner Befriedigung hört er auf. Einen Zweck und

Sinn hat nichts, das Leben des Menschen ist nur Leiden, aller Wunsch Schmerz, alles Ziel ein Wahn, das Leben eine Störung der seligen Ruhe des Nichts, ein Betrug. Die Menschen sind nach Schopenhauer entweder Schurken oder Dummköpfe. Die wahre Erlösung besteht in der Verneinung des Willens zum Leben, die Geschichte ist ein langer, wüster Traum der Menschheit. Dieser Charakter der Lehre Schopenhauers tritt nicht so grell hervor in den geistreichen Gedanken der „Parerga und Paralipomena," welche die Lehre unseres Philosophen weiteren Kreisen zugänglich machten.

Der Pessimismus Schopenhauers erlangte in den fünfziger Jahren großen Anhang, namentlich durch den Eifer seines Apostels Julius Frauenstädt. Wie das litterarische „junge Deutschland" zwanzig Jahre vorher in poetischer, so wurde jetzt das wirkliche junge Deutschland (d. h. das gebildete, nicht das Volk) in philosophischer Beziehung blasiert. Der ohnehin durch das gesellschaftliche und politische Elend genährte Selbstmord wurde, obschon ihn Schopenhauer selbst verworfen hatte, durch philosophische Lebenssattheit um zahllose Kandidaten reicher und immer häufiger.

Der bedeutendste Vertreter der Philosophie in Schopenhauers Fußtapfen ist Eduard von Hartmann (geb. 1842) durch seine „Philosophie des Unbewußten" geworden. Der Name seines Absoluten ist womöglich noch unglücklicher gewählt als vom Meister, und das vielgelesene, obschon in schreiendem Mißtone mit Zerstörung aller Ideale und Empfehlung allgemeiner Vernichtung endende Buch ist weit übertroffen durch des Verfassers ausgezeichnete, die Humanität an die Stelle des Pessimismus setzende religions- und sozialphilosophische Schriften.

Auch die schöne Litteratur hatte schon zum Teil vor der Revolution, noch weit mehr aber nachher einen entschieden pessimistischen, zum Düstern, Grauenhaften und Weltschmerzlichen neigenden Zug. Dies gilt namentlich im Drama von den zerrissenen, dämonischen, und oft unschönen Werken Friedrich Hebbels, Otto Ludwigs und Brachvogels, im Roman von denjenigen Alfred Meißners (Sansara u. a.), Friedrich Spielhagens (Problematische Naturen u. a.), Eduard Höfers, Adalbert Stifters u. a., im Epos von dem kühn genialen Österreicher Robert Hamerling, in demselben Fache und in der Lyrik von Hermann Lingg und einer Menge anderer.

Diesen pessimistischen Dichtern stehen indessen sowohl optimistische gegenüber, als solche, in deren Werken sich beide Richtungen vermengen oder auch keine von beiden vertreten ist. Ersteres gilt namentlich von Karl v. Holtei, der in seinen „Vagabunden" den Leichtsinn so liebenswürdig schilderte, wie es keinem anderen Schriftsteller gelungen. Optimistischen Charakter tragen auch die groß angelegten und klassisch durchgeführten Werke Gustav Freytags, der in „Soll und Haben" den Handelsstand, in der „verlorenen Handschrift" die gelehrte Welt, in den „Ahnen" aber die gesamte deutsche Geschichte lebendig gemalt, auch kulturhistorische Bilder geschaffen hat. Friedrich Hackländer ließ in realistischer Darstellung unerschöpflichen Humor walten. Zeitliche und örtliche Färbung tragen die Romane von Wilibald Alexis (Häring), aus der Vorzeit der Mark, Levin Schücking, aus Rheinland und Westfalen zur Franzosenzeit, Theodor Mügge, aus Skandinavien, Georg Ebers, aus dem alten Ägypten, Friedrich Gerstäcker und Charles Saalsfield (Karl Postel) aus den überseeischen Ländern, — sowie die Dorfgeschichten von Berthold Auerbach (Schwarzwald), Josef Rank (Böhmerwald), Hermann Schmid (bayrisches Gebirge), Peter Rosegger (Steiermark), Ernst Wichert (Ostpreußen), Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius, aus dem schweizerischen Emmenthal) u. a. Die plattdeutsche Sprache machte Fritz Reuter in seinen kostbaren Erzählungen voll des sprudelndsten Humors litteraturfähig. Weitere verdiente Romandichter sind Rudolf v. Gottschall, Max Ring, Julius Roden-

berg, Robert Byr (Bayer), Melchior Meyr, Theodor Storm, Wilhelm Jensen, Hans Hopfen, Rudolf Lindau u. a. Von zahlreichen Damen, die sich auf diesem Gebiete hervorthaten, nennen wir die Gräfin Ida Hahn-Hahn, ihre Gegnerin Fanny Lewald, Ida v. Düringsfeld.

Die epische Dichtung hat tüchtige Leistungen aufzuweisen in Wilhelm Jordans tiefsinnigem Mysterium „Demiurgos“ und seinen glücklichen Nachdichtungen aus dem Kreise der Nibelungenlieder, in Scherenbergs Kriegsgemälden aus der preußischen Geschichte, in Viktor Scheffels „Trompeter von Säckingen“ (dem sein mittelalterlicher Roman Ekkehard an Beliebtheit nahe kommt), in Otto Roquettes, Felix Dahns, Julius Wolffs und anderen Werken. Einen Versuch neuer Romantik hat Oskar von Redwitz, Verfasser der „Amaranth“, wieder aufgegeben. Die Novelle in Versen führte Paul Heyse in die deutsche Litteratur ein; eine tiefsinnige Balladendichterin war Annette von Droste-Hülshof.

Die Lyrik hat Emanuel Geibel aus Lübeck, dem sanften Dichter der Natur und Liebe, der aber auch in „Brunhild“ das trefflichste Nibelungendrama geschaffen, dem kräftigen Schweizer Gottfried Keller und seinem Züricher Mitbürger Konrad Ferdinand Meyer, die beide sich auch in Romanen und Novellen auszeichneten, den Elsäßer Brüdern August und Adolf Stöber, dem Rheinländer Emil Ritterhaus, dem sehr beliebt geworden Thüringer Rudolf Baumbach und anderen, — ihre komische Handhabung August Kopisch wertvolles zu verdanken. Orientalische Dichtungen vermittelte uns Friedrich Bodenstedt (Mirza Schaffy).

Den schon mehrfach genannten Dramatikern reihen wir an: Friedrich Halm (Freiherr v. Münch-Bellinghausen) dessen „Griseldis“ und „Sohn der Wildnis“ früher, dessen „Fechter von Ravenna“ später großen Beifall ernteten, Gottschall, Robert Griepenkerl und Adolf Wilbrand im Trauerspiel, Mosenthal (Deborah) und Redwitz (Philippine Welser) im Schauspiel, Roderich Benedix, Gustav Freytag, den gewandten Kritiker und Essayisten Paul Lindau und andere im Lustspiel.

Die Posse rechnen wir nicht zur Kunst, sondern zum trivialen Unterhaltungsspiel.

Die verschiedenen politischen Umschwünge unseres Jahrhunderts brachten das Theater in immer größere Abhängigkeit von den jeweilen herrschenden rückschrittlichen und freiheitfeindlichen Grundsätzen und damit in einen zunehmenden Verfall. Die Bühnenleitung wurde aus einer Kunst eine buchführende Verwaltung, ein Geldgeschäft. Die Poesie der Stücke trat vor dem Effekt in den Hintergrund; blendende Dekorationen und glänzende Kostüme wurden die Hauptsache. Schiller, Goethe und Lessing wichen einem geistlosen Dramenfabrikanten wie Raupach und einer nicht ungeschickten Komödienfabrikantin und Romanverarbeiterin wie Charlotte Birch-Pfeiffer. Mit ihnen wetteiferte einerseits, besonders seit 1830, die Aufführung französischer Stücke, welche die deutschen geradezu zu erdrücken drohten; anderseits machten sich, besonders in Wien, die Zauberpossen Raymunds und anderer und die niedrigen Lumpazi-Vagabundenpossen Nestroys und anderer den Rang streitig, bis diese wieder durch die nicht höher stehenden, nur sarkastischeren Berliner Possen („Hunderttausend Thaler“ u. s. w.) und durch neuere Zauberpossen (wie „Fünfmalhunderttausend Teufel“ und dergl.) abgelöst wurden. Im Jahre 1848 schien sich eine Wendung zum bessern vorzubereiten, nämlich eine Rückkehr zu den deutschen Klassikern und zu Shakespeare; sogar Sophokles und Kalidasa betraten die deutsche Bühne. Aber seit den fünfziger Jahren beherrschten französische Ehebruchsstücke und geistlose, aber prunkvolle Ausstattungsstücke die Bühnen. Man sah Machwerke, wie die Reise um die Erde, die Reise nach dem Monde u. s. w. (nach den naturwissenschaftlich angehauchten phantastischen Romanen Jules Vernes) Hunderte von Malen nacheinander aufführen. Seit den sechsziger Jahren machte sich an den bessern

deutschen Bühnen wieder ein freierer und edlerer Geist geltend. Auf eine Herzählung der Legion bedeutender deutscher Schauspieler müssen wir verzichten. Zur Geschichte des Dramas haben Leopold Klein und Eduard Devrient namhafte Arbeiten geliefert.

Die Tonkunst durfte, weil ohne Tendenz, freier schalten. Immer mehr wich in ihr der romantische Geist vor dem kosmopolitischen und modernen und vor der wissenschaftlichen Musik, deren erste Vertreter Mendelssohn und Schumann sind, durch welche Leipzig mit seinem Konservatorium und seinen Gewandhauskonzerten zur Mutterstadt der deutschen Musik geworden ist. Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847), ein Enkel Moses Mendelssohns, ein seltener Konzertmeister und der unsterbliche Dichter der „Lieder ohne Worte", verfolgte geradezu den Plan, zur klassischen Musik, und zwar bis zu Bach und Händel zurückzukehren, indem er beide, namentlich Bach, der Gegenwart vertrauter machte. Auch ist er der erste, welcher es wagte, mit Tönen Landschaften zu schildern. Im Fache des Liedes steht mit noch größerer Schaffenskraft sein Altersgenosse Robert Schumann (1810—1856) an seiner Seite, der im Geiste des von ihm hochverehrten Schubert fortwirkte, aber leider in Geistesnacht seine Feuerseele aushauchte. Niemand hat für seine Kunst mehr gewirkt, als seine Gattin Clara. Beide Tondichter sind indessen nur noch halbe Romantiker gewesen; ein ganzer, aber in einem neuen Sinne, war wieder der bisher letzte große deutsche Musiker, der zugleich der erste musikalische Parteigänger philosophischer und politischer Zeitströmungen wurde. Richard Wagner, den wir meinen (geb. in Leipzig im Jahre der Völkerschlacht, gest. 1883 in Venedig), hat in der Tonkunst geradezu die Romantik auf den höchsten Gipfel gesteigert und zugleich in seinen ersten Werken dem Radikalismus und Pessimismus gehuldigt. Er ist Dichter und Musiker zugleich, ersteres freilich nur im Dienste der letzteren Eigenschaft. Seit der Revolution, an der er sich (1849 in Dresden) beteiligte, trat er in mehreren Schriften mit der Forderung auf, daß sich alle Künste, besonders aber die Dicht- und Tonkunst, auf der Bühne in ein einziges Kunstwerk vereinigen sollten, und schuf für dieses einen musikalischen Stil, der unter großartiger Entwickelung der Instrumentalmusik philosophische Ideen in die Tonwelt hineinzulegen den Anspruch erhob, — eine Richtung, welche den Namen der „Zukunftsmusik" erhielt. In Wirklichkeit ist das „Zukunftskunstwerk" lediglich Oper geblieben, aber allerdings eine, die auch im Texte eigenstes Werk des Komponisten ist. Universell ist Wagners Musik aber insofern, als sie die verschiedensten Tendenzen durchlaufen hat, indem sie im Rienzi republikanisch, im Tannhäuser antipäpstlich und ketzerisch, im Lohengrin romantisch, in den Meistersingern christlich-germanisch, im Tristan und im Ring der Nibelungen pessimistisch und schließlich im Parsifal katholisierend erscheint (wie wir teilweise mit Naumann sagen). Im „fliegenden Holländer" herrscht das dämonische Element ohne Tendenz. Das großartigste Werk ist ohne Frage die Nibelungen-Trilogie mit dem Vorspiel „Rheingold", nämlich in musikalischer Beziehung, da weder der rauhe, ungefeilte Text mit seinen Alliterationshäufungen, noch die willkürliche Behandlung der nordischen Götter- und Heldensage den Unbefangenen blenden kann. Dieses Werk hat das von Wagner bei Baireuth erbaute Wundertheater und dessen periodische Festspiele 1876 eingeweiht. Wesentlich unterstützt hat Wagners Musik der durch seine Menschenscheu und seine künstlerischen Extravaganzen so unglücklich gewordene König Ludwig II. von Bayern.

Alle Meister der Oper sind gegenwärtig altersschwach oder tot. Die neueste Zeit setzt an die Stelle des Komponisten- das Virtuosentum; sie erdrückt die Individualität durch die Massen, den Gesang durch das Orchester. Virtuosen haben mehr Triumphe erlebt, als die geistvollsten Tondichter. Der Ungar Franz Liszt (1811—1886), Wagners Freund und Schwiegervater, als Tonsetzer ungenießbar, ist infolge seines Klavierspiels sozusagen angebetet, mit wahrer Raserei gefeiert worden, hat aber ein an galanten Verbindungen reiches

Leben als Geistlicher im päpstlichen Dienste beschlossen. Wir würden jedoch den Rahmen dieses Buches überschreiten, wollten wir auch nur die wichtigsten Virtuosen und Virtuosinnen, Sänger und Sängerinnen, sowie die Musikschriftsteller (unter denen wohl Hanslick und Ambros hervorragen) der neuesten Zeit aufführen (ihre gedrängte Aufzählung füllt bei Naumann 80 Seiten!). Auch das Orchester aber, das die Einzelleistungen übertäubt, dient oft mehr anderen als rein künstlerischen Zwecken, der Sensation oder dem rauschenden Vergnügen und verherrlicht Feste aller Art. Ähnliches gilt von der schönen deutschen Schöpfung des Männergesangs, der außer der Mitwirkung an Festen den Patriotismus stärkt und die Deutschen, wo sie auch auf dem weiten Erdenrund zerstreut sind, fester als jedes andere Bindemittel zusammenhält, ja selbst im Kriege durch Gesänge, wie die „Wacht am Rhein", dazu beiträgt, die Tapferkeit der Streiter anzufeuern.

An sich ebensowenig wie die Musik, hat die bildende Kunst einen Zusammenhang mit der pessimistischen Zeitströmung aufzuweisen; gleich jener hat jedoch auch sie Einwirkungen derselben erfahren. Ebensowenig wie dort aber können wir hier in das Einzelne eintreten, da die Zahl der Künstler ebenso ins Ungeheure wächst wie dort und die großartigen Leistungen immer seltener werden. An die früher (S. 355) genannten Künstler reihen wir folgende. Alfred Rethel geißelte in einem neuen Totentanz (besser Totenritt) die Ereignisse von 1848. Als verdienter Historienmaler mit vorherrschend pessimistischer Stimmung ist Karl von Piloty (1826—1886) zu nennen, dessen Wallenstein-Gemälde und Thusnelda als Gefangene die Stimmung der Verzweiflung zum Ausdrucke bringen. Sein Schüler Franz Defregger (geboren 1835) malte in Meisterwerken namentlich die historische und ethnische Seele der österreichischen Alpenbevölkerung. Ein anderer Schüler, Hans Makart (1840 bis 1885), der Künstler des großstädtischen Genußlebens der österreichischen Hauptstadt, blieb bei Farbenpracht, Glanzeffekten und lüsterner Sinnlichkeit stehen, ohne im Himmel der Kunst höher zu steigen. Es ist das pessimistische „Genießen vor dem Ende", das ihn beseelt. Anselm Feuerbach (1829—1880) rang unablässig nach dem klassischen Lorbeer und genialer Darstellung hoher Ideen. Andreas Achenbach und J. W. Schirmer glänzten als Landschafts-, Adolf Menzel und Dietz als Historienmaler; Friedrich Preller verband beide Richtungen in seiner Odyssee. Peter Hasenclever zeichnete sich im humoristischen, Ludwig Knaus im ernsten Genrebild aus. Von Genelli und Moriz Schwind illustrierten geistvoll Dichtung und Sage. In der Schweiz verherrlichten Stückelberg die heimische Geschichte und Böcklin die Welt der Phantasie.

Den stets fühlbarer werdenden Mangel an großen Künstlern ersetzen in steigendem Maße die glänzenden Galerien von Berlin, Dresden, München und andere, sowie die permanenten und periodischen Kunstausstellungen.

In der Plastik und Baukunst hat der Kunstsinn König Ludwigs I. von Bayern eine Menge Anregungen geboten. Zahllos sind die bildnerischen Zierden, welche Ludwig Schwanthaler (1802—1848) dem neuen München (z. B. die Riesenstatue der Bavaria) und dem übrigen Deutschland schenkte. Ernst Bandel aus Ansbach schuf das kolossale Arminstandbild bei Detmold. Christian Rauch (1777—1857) schenkte der preußischen Metropole und ihrer Umgebung das herrliche Grabmal der Königin Luise, das Reiterstandbild Friedrichs des Großen und andere Werke; sein Schüler Ernst Rietschel (1804—1861) schuf das Doppelbild Goethes und Schillers in Weimar. Als große Baumeister wirkten in München Leo von Klenze (1784—1853), der, rein hellenischen Vorbildern folgend, sich durch die Walhalla bei Regensburg, die alte Pinakothek, die Glyptothek und die Propyläen in München verewigt hat. Von Friedrich Gärtner rühren die Prachtbauten der Ludwigskirche, der Bibliothek, der Feldherrenhalle u. s. w. her. Karl Friedrich Schinkel

gründete eine Meisterschule im neuen Berlin. Gottfried Semper verschönerte Zürich und Dresden durch Neubauten.

Solche Bauten haben alle größeren Städte in stets vermehrtem Maße aufzuweisen. Die Vergrößerung und Verschönerung dieser steinernen Ameisenhaufen nimmt riesenhafte Dimensionen an. Die idyllischen Städtchen und das ruhige Landleben werden verlassen, und alles, was „sein Glück machen will," strömt den größeren Städten zu. In denselben entwickelt sich ein unruhiges Lärmen und Treiben. Die Eisenbahnen, welche unser Verkehrswesen beherrschen, haben ihre Mittelpunkte da. Zu dem fieberhaften Rennen und Jagen in den Stunden des Abgangs und der Ankunft von Zügen, dem Pfeifen und Zischen der Lokomotiven, dem Rollen und Stoßen der Wagen, dem Gedränge der Bahnhöfe, kommt das Wagengerassel und Peitschenknallen durch die Straßen, das Feilen, Hämmern und anderer Lärm von Handwerkern, das Klavierklimpern in allen Häusern, das Rufen, Drängen, Stoßen, Streiten u. s. w. auf den Gassen, vor Wirtschaften, Vergnügungslokalen, Theatern u. s. w., die reichlichen Berichte der Tagesblätter über Morde, Selbstmorde, Hausfriedensbrüche, Gaunerstreiche, Skandale aller Art u. s. w. — Nicht weniger aufregend aber ist das Leben in den sogenannten Sommerfrischen, in Bade- und Kurorten, an Touristensammelplätzen, wo man Ruhe zu finden glaubt oder behauptet, und welche sich, vielfach keinen anderen Zweck als den der Mode erfüllend, besonders in der Schweiz, im Rheinlande, in Böhmen und Oberösterreich ins Riesenhafte entwickeln, sind ja sogar Winterkurorte für Schwindsüchtige und — Abenteurer entstanden! — Alles dies sind Quellen der viel beklagten, wenn auch viel erheuchelten Nervosität unserer Zeit, und diese ist nur geeignet, dem Pessimismus neue Nahrung zuzuführen. Aber ebenso sehr speist dieses Treiben die zweite der von uns oben genannten Zeitrichtungen, der Materialismus.

Der Materialismus hat verschiedene Gestalten; er erscheint als wissenschaftliche Lehre, als moralisch-soziale Tendenz und als praktische Lebensführung. Obschon von verschiedenem Wert und Unwert, hängen diese Erscheinungen doch unverkennbar zusammen und haben ungefähr seit den vierziger, noch mehr aber seit den fünfziger Jahren Schritt vor Schritt zugenommen und den Idealismus verdrängt.

Als wissenschaftliche Lehre läßt sich der Materialismus bis in die Schule Herbarts zurück verfolgen. Der Keim dazu lag in Herbarts Annahme, daß nur das thatsächlich Gegebene Ausgangspunkt der Philosophie sein könne. So ließ auch seine praktische Philosophie, welche die Ethik als eine Art von Ästhetik auffaßte, d. h. den Maßstab des Schönen, Gefallenden an die Handlungen der Menschen anlegte, eine Entfernung vom Idealismus hervorblicken, und in der Religion leistete diese Schule auf ein spekulatives Wissen von Gott und göttlichen Dingen völligen Verzicht und schloß den Glauben von der Wissenschaft aus. Lotze erklärte in seiner Methaphysik (1841) das Organische als eine Form der Vereinigung des Mechanischen. Th. Waitz (1849), Theodor Fechner, Wilhelm Wundt und andere behandelten die Psychologie als Naturwissenschaft. Der erste Gelehrte, welcher den Materialismus, d. h. die Lehre von der beständigen Verbindung der Materie mit der Kraft, wissenschaftlich begründete, war Jakob Moleschott aus Utrecht, geb. 1822, ein Anhänger der linken Seite des Hegelschen Systems, welcher 1853 wegen seiner Ansichten als Dozent in Heidelberg gemaßregelt und im nächsten Jahre verdrängt wurde, nach Zürich ging und jetzt in Rom wirkt. Sein Hauptwerk, „Der Kreislauf des Lebens", ist durchaus naturwissenschaftlich gehalten und befaßt sich nicht mit philosophischer Polemik, wurde aber gleichwohl das Evangelium der ungenau sogenannten materialistischen, richtiger naturalistischen Schule. Eine Polemik im Namen derselben begann Ludwig Büchner, Arzt in Darmstadt (geboren 1824), mit seinem zuerst 1855 erschienenen Buche „Kraft und Stoff." Ohne tiefe

Auffassung der Sache, aber mit Gewandtheit verfocht er darin im ganzen dasselbe, was Feuerbach gelehrt, nur mit dem Unterschiede, daß er das, was jener philosophisch und poetisch umkleidete, ohne alle ideale Färbung rein naturwissenschaftlich behandelte, wodurch seine Lehre, ohne Absicht von seiner Seite, einen rohen und cynischen Anstrich erhielt und daher viele Menschen zu dem Wahne verleitete, als wäre die Verwerfung alles Idealen, das doch auch eine „Kraft“ ist, und die alleinige egoistische und herzlose Hingabe an den materiellen Genuß die größte Weisheit und die höchste Aufgabe des Menschen.

Nach dieser Lehre, unter deren Aposteln namentlich Karl Vogt (in Genf) einen Namen besitzt, giebt es keine Kraft ohne Stoff und keinen Stoff ohne Kraft. Die Kraft ist eine Eigenschaft des Stoffes, der Stoff ist unvergänglich, unendlich. Die Entstehung aller Wesen ist Ergebnis einer fortlaufenden Entwickelung. Die Natur hat keinen andern Zweck als sich selbst. Die Seele ist nur Funktion des Gehirns, der Unterschied zwischen Tier und Mensch nur graduell. Daß nach dieser Lehre ein höchstes Wesen, Fortdauer nach dem Tode und Freiheit des Willens wegfallen, versteht sich von selbst. Daß sie der Moral und den idealen Bestrebungen schädlich sei, bestreiten ihre Anhänger, denen jedoch die Erfahrung nicht völlig recht giebt. Hingegen hat sie das unstreitig Gute gehabt, daß sie einerseits den Aberglauben untergrub und den Wunderglauben beschränkte und anderseits die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und die Fortschritte in denselben, deren wir (oben S. 361 ff.) bereits gedachten, ungemein beförderte. Als philosophische Richtung hat sie so wenig befriedigt, daß die Sehnsucht nach der Wahrheit wieder anderen Versuchen, diese zu ergründen, das Leben gab. Doch hatte der Materialismus immerhin die Folge, daß auch die neuen Versuche die Verbindung zwischen philosophischer und naturwissenschaftlicher Forschung beibehielten, wie die Werke von Fechner, Wundt, Hartmann u. a. zeigen.

Einen Versuch, den Materialismus mit den idealen Bedürfnissen zu versöhnen, machte in seinen letzten Lebensjahren (1872) Friedrich Strauß (oben S. 375) in seinem Buche „Der alte und der neue Glaube“. Er warf darin die Fragen auf: „Sind wir noch Christen?“ „Haben wir noch Religion?“ „Wie begreifen wir die Welt?“ „Wie ordnen wir unser Leben?“ und legte durch Beantwortung derselben ein Glaubensbekenntnis aller jener nieder, welche weder den Kirchenlehren anhängen, noch sich durch den Materialismus befriedigt fühlen, d. h., wie er es nannte, einen Inbegriff der „modernen Weltanschauung“, oder, wie es die Philosophie nennt, des Monismus. Andere Verschmelzungstheorien versuchten Friedrich Überweg (1826—1871) und Czolbe. Die Geschichte des Materialismus hat in einem geistvollen Buche Friedrich Albert Lange dargestellt, ein Hauptführer derjenigen neuesten Schule, welche in einem Zurückgehen auf Kant, d. h. in einem Weiterbau der von diesem großen Weisen gegebenen Grundlagen, die philosophische Wahrheit sucht.

Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß sich die Philosophie in neuester Zeit in eben solchem Verfalle befindet, wie der ist, den wir bei Erwähnung der neuesten Dichtung und Kunst andeuten mußten. Es ist dies mit eine Wirkung des Überhandnehmens der materialistischen Ansichten. Das Theater verlegt sich hauptsächlich auf Effekt, die Poesie auf Romane, die Musik auf lärmendes Orchester, die Malerei auf das Genre, die Plastik und Architektur auf das Elegante und Nützliche, auf Errichtung und Schmuck der Wohnungen. Unterhaltung und Bequemlichkeit ist überall die Losung. Das Ideale ist überall zurückgesetzt, wenn nicht verdrängt, durch das Praktische, das ja jedenfalls seine Berechtigung hat, aber offenbar nach unbefugter Alleinherrschaft strebt. Zeichen der Zeit, und zwar in der Hauptsache berechtigte, sind daher: einerseits das Überhandnehmen der Lehranstalten zu praktischen Zwecken, und anderseits die großartige Entwickelung der technischen Erfindungen, Fertigkeiten und Veranstaltungen.

Diesem praktischen Materialismus kam auf dem Gebiete des Schulwesens die Überanstrengung der Schüler durch den wissenschaftlichen, besonders den klassisch-sprachlichen Unterricht zu statten. Schon 1836 wies der Medizinalrat Lorinser auf die durch diesen Übelstand verursachte gesundheitliche Benachteiligung der Schüler hin, doch ohne Erfolg. Den wachsenden Widerspruch zwischen den Anforderungen unserer Zeit und den Leistungen der Gymnasien, schlug 1845 Professor Gustav Köchly vor, durch Aufgeben des Lateinsprechens und Lateinschreibens zu beseitigen, und verlangte 1846 bis 1848 eine radikale Reform des Gymnasiums im Sinne größerer Berücksichtigung der neueren Sprachen, ja ihrer Gleichberechtigung mit den alten. Er zeigte, wie schon vor ihm Wolf, daß das gegenwärtig gesprochene und geschriebene Latein kein ciceronianisches, sondern ein barbarischer Jargon sei. Auch dies hatte wenig oder keinen Erfolg. Man suchte die Frage in Deutschland durch vollständige Trennung der Realschulen und der Gymnasien zu lösen, während in der Schweiz beiderlei Anstalten je zu einer „Kantonsschule" verbunden wurden. Indessen vermehrten und verbesserten sich die Realschulen, so sehr auch einseitige Philologen gegen diesen unaufhaltsamen Zug der Zeit eiferten. Endlich aber haben die Gymnasien ihren Schwesteranstalten die Gleichberechtigung zuerkennen müssen.

Was im Mittelschulwesen die Realschulen schon früher, das sind seit neuerer Zeit im Hochschulwesen die Polytechniken geworden. Auch sie haben mit der Gelehrtenzunft hart zu kämpfen gehabt; aber während an den Universitäten meist der alte Zopf der unwissenschaftlichen Einteilung in Fakultäten fortbestand, haben sich die polytechnischen Schulen zeitgemäß entwickelt und sich durch wissenschaftliche Haltung die allgemeine Anerkennung als Hochschulen errungen. Solche Anstalten waren zuerst in Österreich entstanden (die erste 1806 in Prag, die weiteren sind Wien, Graz und Brünn). In Deutschland bestehen ihrer in Berlin, Aachen, Braunschweig, Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, München, Stuttgart. In der Schweiz ist das 1855 in Zürich gegründete eidgenössische Polytechnikum, immerhin mit deutscher Grundsprache, thatsächlich eine internationale Anstalt geworden. Die Universitäten haben indessen in neuester Zeit ebenfalls, durch ihre großartigen chemischen, physikalischen, anatomischen, physiologischen, pathologischen und andere Institute einen praktischen Charakter angenommen. Entstanden sind in neuester Zeit, als Schöpfungen des Liberalismus der Schweiz (neben dem ältern konservativen Basel) 1833 und 1834 die ganz nach deutschem Muster eingerichteten und in der Folge ohne politischen Charakter gebliebenen Universitäten Zürich und Bern, — als Denkmal der Wiedervereinigung des Elsaß mit dem Mutterlande dagegen wurde 1872 die deutsche Reichsuniversität in Straßburg geschaffen. Deutschland besaß (1880) 20 Universitäten mit 20000 Studierenden, 9 Polytechniken, 9 Kunstschulen, 13 Militärlehranstalten, 21 Schiffahrts-, 2 Berg- und 11 landwirtschaftliche Schulen, 524 Gymnasien, 426 höhere Bürger- und Realschulen, etwa 60000 Elementarschulen, 61 Taubstummen- und 31 Blindenanstalten.

Das Gebiet der technischen Erfindungen, Verbesserungen und Einrichtungen ist kein nationales, sondern seinem ganzen Wesen nach ein kosmopolitisches. Deutschland nimmt auf demselben keine Stellung ein, die sich von derjenigen der übrigen modernen Nationen trennen und besonders behandeln ließe. Es genüge daher, auf einige besonders interessante Züge hinzuweisen.

Die unzweifelhaft wichtigste Erfindung unseres Jahrhunderts, die der Eisenbahnen, fand ihren Eingang in Deutschland 1835 durch Eröffnung der kleinen Strecke Nürnberg-Fürth. Es folgten 1838 Wien-Agram und Berlin-Potsdam, 1839 Dresden-Leipzig und im nämlichen Jahre die erste Verfertigung einer Lokomotive in Dresden, welcher Gewerbszweig sich namentlich durch Borsig in Berlin hob. Am Ende von 1882 besaß das deutsche Reich Eisenbahnen in einer Länge von 35100 Kilometern (neben Kunststraßen von

105 000 Kilometern). Deutsch-Österreich besaß zu derselben Zeit Eisenbahnen von ungefähr 10 000 und die Schweiz von 2623 Kilometern Länge. Im letztern Lande feierte 1871 der Eisenbahnbau einen Triumph durch Errichtung der Rigibahn und 1882 durch Eröffnung der von Deutschland, Italien und der Schweiz gebauten Gotthardbahn.

Deutschland war das erste Land, welches die in den vierziger Jahren eingeführten *elektrischen Telegraphen* (seit 1876) unter die Erdoberfläche versenkte, und besaß 1881 eine Strecke solcher Leitungen von 5464 mit einer Drahtlänge von 37 373 Kilometern, ein Netz, welches 221 Städte miteinander verbindet, im ganzen aber (mit den oberirdischen Linien) 70 827 Kilometer Leitungen und 255 859 Kilometer Drahtlänge. 1880 gab es im deutschen Reich 10 021, in Österreich 2554, in der Schweiz 1108 Telegraphenbureaux. In der Schweiz wurden 1880 auf 100 Einwohner 98, in Deutschland 35, in Österreich 24 Telegramme befördert.

Der *Fernsprecher* (das Telephon) wurde 1860 durch einen Deutschen, *Reis*, erfunden und 1877 in Deutschland eingeführt.

Postanstalten besaß (1880) Deutschland 9460, Österreich 4025, die Schweiz 2852, und die drei Länder hatten einen Verkehr von 16, 11 und 22 Briefen und Postkarten auf einen Einwohner. Der deutsche Reichspostmeister v. *Stephan* hat bedeutende Verbesserungen im Postwesen eingeführt und 1874 zum Weltpostverein den Anstoß gegeben, dessen Zentralsitz nach Bern verlegt wurde. In Berlin ist seit 1865 die Rohrpost eingeführt und ward 1876 erweitert; sie zählt 23 Postämter.

In der *Roheisenproduktion* nimmt Deutschland nach Großbritannien und Nordamerika den dritten Rang auf der Erde mit 2 729 000 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) ein. An Eisenerz überhaupt erzeugt es 5 Millionen Tonnen. Krupps Fabrik in Essen ist das erste Gußstahlwerk der Welt. In der Erzeugung von Steinkohlen steht Deutschland mit 47 Millionen Tonnen da (von Kohlen überhaupt mit 59 Millionen). An *Wolle* hat es 1880 eine Erzeugung von 40 Millionen Kilogramm (ein Siebentel von Europa) erzielt, an *Wein* einen Jahresertrag von 104 Millionen Mark.

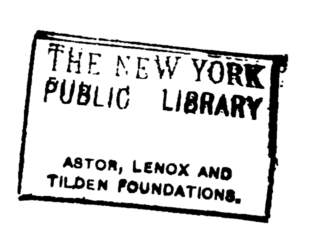
In der *Kultur des Bodens* ist Deutschland derart vorgeschritten, daß 48 Prozent desselben, also fast die Hälfte (in Österreich nur 34), aus Acker-, Garten- und Weinland, 25 aus Wald, 11 aus Wiese und nur $8^1/_2$ aus unkultiviertem Land (Weide und Hutung) bestehen. Darauf besaß es (1873) gegen 16 Millionen Stück Rindvieh, über 3 Millionen Pferde, 25 Millionen Schafe, 7 Millionen Schweine. Die Schweiz hat 71 Prozent produktives Land aufzuweisen.

Die Aufzählung der übrigen Industrien und Handelszweige, der kolossalen Entwickelung des *Fabrikwesens* und der *Versicherungsanstalten* würde uns zu weit führen. Ebenso eine Schilderung des großartigen Aufschwunges im deutschen *Kunstgewerbe*.

Dem *Geldverkehr* dienten (1879) 107 Banken mit 1042 Millionen Mark Kapital. Die deutsche Handelsflotte umfaßte (1880) 4777 Seeschiffe (darunter 374 Dampfer) mit über einer Million Tonnen Schiffsverkehr. Ein- und ausgelaufen sind in jenem Jahre je 55 000 Schiffe mit 7 770 000 Tonnen. Der Zollverein führte Waren für 2876 Millionen Mark ein und für 3099 aus. Seit der Mitte der siebziger Jahre hat das deutsche Reich sein allgemeines Münz- und mit fast der ganzen civilisierten Welt ein gemeinsames Maß- und Gewichtssystem.

Welche traurigen Triumphe übrigens der Materialismus im schlimmen Sinne auf der *Börse* und in den Kreisen des *Gründertums* feierte, ist bekannt genug, und es unterscheidet sich hierin Deutschland nicht von anderen Ländern.

Neben dem Pessimismus und dem Materialismus haben wir als dritte Art der Gegenreaktion den *Sozialismus* genannt. Zunächst ist derselbe eine durch den Pessimismus



LUDWIGS - EISENBAHN
von Nürnberg und Fürth

Nürnberg bei C. Trummer.

genährte und durch den Materialismus aufgezogene Frucht des **Pauperismus**, d. h. der auf ökonomischer, moralischer und hygieinischer Verwahrlosung beruhenden Zustände des vermögenslosen und erwerbsarmen Volkes. Durch den von der Reaktion geübten Druck aber wurde er erst zur Opposition gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung, dann zu einer Organisation des Proletariates unter der Leitung ehrgeiziger und oft gewissenloser, oft aber auch für ein unklares Ideal begeisterter Anführer. Die eigentliche Heimat des Sozialismus sind die großen Städte; auf dem Lande und in kleinen Städten faßt er keine Wurzel. Jene Häusermeere aber mit ihren ungesunden, von schlechter Luft erfüllten Höfen und Gassen, mit ihren elend gebauten Baracken, die oft Höhlen ähnlich sehen, worin menschliche Wesen nach Art der Tiere zusammengepfercht leben und alle Bande der Ordnung und Sitte schwinden, müssen in Zeiten der durch Übervölkerung vollends unerträglich gemachten Verdienstlosigkeit und im Anblicke des Luxus, des Reichtums, des Schwindels und des Gründertums das arme Volk zum **Proletariat**, d. h. zur unzufriedenen Menge machen. Vor dem Jahre 1848 wußte Deutschland so gut wie nichts von Proletariat und Sozialismus, wenn es auch an Stimmen nicht fehlte, welche auf die sozialen Übelstände hinwiesen und Heilmittel dagegen zur Sprache brachten. Victor **Huber** empfahl die Genossenschaften, wie sie in England bereits bestanden, Wilhelm **Riehl** die moralische Hebung der Stände durch Entwickelung ihrer geschichtlichen Eigentümlichkeiten. Die wenig beachteten und viel verspotteten Projekte des Schneiders Weitling führten zu einem verwickelten „Kommunistenprozeß“ in der Schweiz. In weiteren Kreisen hörte man erst in jenem Revolutionsjahre von sozialistischen Bestrebungen sprechen, zu denen die in Frankreich seit der ersten Revolution aufgetauchten Umsturzplane das Vorbild boten: **nach** jenem Jahre begann, mit der Reaktion, auch die Agitation gegen diese im sozialistischen Sinne, erst im stillen, nach und nach aber immer lauter.

Noch ehe von dieser Agitation etwas bekannt wurde, griff der Liberalismus in die soziale Frage ein. In der Blüte der Reaktionszeit gab (1850) der damalige Gerichtsassessor und spätere Kreisrichter Hermann **Schulze** aus Delitzsch sein „Assoziationsbuch für deutsche Handwerker und Arbeiter“ heraus, in welchem er die sozialistischen Systeme als fruchtlos und abgethan erklärte und den Übergang von der Theorie zur Praxis, und zwar auf dem Wege der Assoziation forderte. Er verzichtete jedoch zu diesem Zwecke auf alle Hilfe des Staates und verlangte, daß die Arbeiter durch eigene Kraft ihre Lage verbessern sollen. Seiner Stelle, weil Abgeordneter der Opposition, enthoben, widmete er sich mit großem Erfolge ganz seiner Idee. Es entstanden in allen Gegenden Deutschlands Vereine nach seinem Plane: Vorschußvereine, Volksbanken und andere Kreditvereine, Rohstoff- und Produktivgenossenschaften, Konsumvereine, Baugenossenschaften, Krankenkassen, Arbeiterbildungsvereine u. s. w., die er zu einem Bunde vereinigte. Im Jahre 1872 waren sie auf 3600 mit 1 200 000 Mitgliedern und einem Geschäftsverkehr von 630 Millionen Thalern angewachsen.

Die Erfolge Schulzes weckten den Wetteifer der Gegenpartei. Es entstanden, in Nachahmung seiner Schöpfung, auf katholisch-ultramontaner, wie auf orthodox-protestantischer Seite ähnliche Genossenschaften, die aber mehr der Parteiagitation, als der Hebung des Arbeiterstandes dienten. Auch von seiten des Staates sind Gedanken zur sozialen Reform ausgegangen, welche aber noch keine klare Form angenommen haben. Endlich hat sich die nationalökonomische Wissenschaft der sozialen Frage bemächtigt, und es befehdeten sich die Gesinnungsgenossen Schulzes, als Anhänger der englischen Freihandelspartei die Manchesterschule genannt (Max Wirth, Böhmert, Prince-Smith, Faucher, Michaelis u. a.), und die sogenannten Kathedersozialisten (Wagner, Brentano, Schmoller, Schäffle u. a.), während Wilhelm **Roscher**, Professor in Leipzig, sich begnügte, ohne Parteinahme das Wissen der Volkswirtschaft in historischer Richtung zu vervollständigen und zu pflegen und der Statistiker

E. Engel in Berlin die Wissenschaft der Demographie, d. h. der Kenntnis aller Verhältnisse des Volkes schuf.

Indessen war auch der Sozialismus selbst, samt seinem Bruder, dem Kommunismus, deren Geschichte in Frankreich Lorenz von Stein schrieb, in Deutschland und durch Deutsche thätig. Karl Marx (1818—1885) schrieb als Flüchtling im Auslande die „Kritik der politischen Ökonomie", „das Kapital" u. a. Bücher, worin er die kapitalistische Produktion mit Geist und Gelehrsamkeit, aber einseitig und sophistisch verurteilte und an ihrer Stelle die kommunistische empfahl, welche jede persönliche Freiheit der Tyrannei einer rohen Masse überliefert, und ihm trat in agitatorischen Schriften Friedrich Engels zur Seite. In Deutschland selbst trat Ferdinand Lassalle (geb. 1825 in Breslau, von französisch-jüdischer Abkunft), ein Mann von großen Kenntnissen, aber nicht makellosem Vorleben und frivolem Charakter, dabei reich und verschwenderisch, 1863 mit der Flugschrift „Arbeiterprogramm" hervor, in welcher er verkündete, daß auf die vorrevolutionäre Herrschaft des Grundbesitzes und die seitherige des Kapitals diejenige des Arbeiterstandes folgen müsse, welcher die gesamte Menschheit vertrete. Er geriet wegen Aufreizung zum Hasse gegen die Besitzenden mit der Staatsgewalt in Konflikt, wurde aber der Abgott der sozialistischen Arbeiter, welche den genossenschaftlichen gegenüber eine starke Partei bildeten und ihnen nicht selten tödliche Kämpfe lieferten. Es gelang ihm noch in demselben Jahre in Leipzig die Gründung des „allgemeinen deutschen Arbeitervereins", dessen Präsidium ihm zufiel. Aber er wurde einer bedeutenden Zukunft durch ein Duell entrissen, in welchem er 1864 bei Genf durch die Kugel seines Nebenbuhlers in einem Liebeshandel fiel, der argen Sittenzerfall auf vornehmer Seite enthüllte. Sein Werk aber dauerte fort, durch seine Verehrung nach dem Tode noch mehr zusammengehalten, als im Leben; in der Folge jedoch wurde seine nationale Richtung durch die internationale der Sozialdemokraten überwuchert, welche unter Liebknecht und Bebel der Fahne von Marx folgten und durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechts eine stark organisierte Partei geworden sind, deren Entwickelung noch nicht der Geschichte angehört, deren Bestrebungen aber auf Vernichtung der Religion, des Staates, der Familie, der Wissenschaft und der Kunst hinzielen und deren eiserne Konsequenz das Faustrecht bildet.

Zur Lösung der infolge der sozialen Bewegung aufgeworfenen Frauenfrage, d. h. der Frage, wie der wachsenden Schwierigkeit des Lebensunterhaltes durch selbständige Frauenarbeit abgeholfen werden könne, sind namentlich in Deutschland Menschenfreunde zusammengetreten; in Berlin entstand 1868 durch den Präsidenten Wilhelm Adolf Lette der nach ihm benannte Verein, welcher die Ausbildung des weiblichen Geschlechtes zu passender Berufsthätigkeit an die Hand nahm, und ungefähr gleichzeitig in Leipzig durch die Schriftstellerin Louise Otto-Peters der „allgemeine deutsche Frauenverein", welche beide rasch aufblühten. Über die Zulässigkeit der Frauen zu gelehrten Studien, welche in der Schweiz schon seit 1864 gewährt wird, ist Deutschland noch nicht schlüssig geworden und die Meinungen darüber sind noch sehr geteilt. Dagegen ist in Berlin von einer Schottin, Miß Cachno, unter dem Schutze der Kronprinzeß Victoria das „Victoria-Lyceum" gegründet worden, an welchem Damen von hervorragenden Gelehrten in die höhere wissenschaftliche Bildung eingeführt werden.

Künstlich haben soziale Mißstände in Verbindung mit Religions- und Rassenhaß auch eine Judenfrage erzeugt, welche jedoch wieder verstummt ist.

Während sich so die großen Übelstände unserer Zeit teils zum Schlimmeren, teils aber zum Besseren wendeten, wurde die politisch-religiöse Reaktion, welche an der Weiterausbreitung jener Übelstände die meiste Schuld trug, ihrem Ende entgegengeführt. In

Weimar-Eisenach und Koburg-Gotha hatte sie gar keinen Eingang gefunden; in Bayern, Württemberg und Baden schwand sie bald dahin. Das erste Anzeichen einer nach vorwärts strebenden Ermannung des deutschen Volkes und eines Erwachens kräftigen Nationalbewußtseins gab sich bei Anlaß der hundertjährigen Feier der Geburt Schillers im Jahre 1859 kund. Die damalige Erhebung Italiens zur politischen Einigung gab den Deutschen ein zündendes Beispiel, so stark auch das Mitgefühl für den Verlust war, den das stammverwandte Österreich an seinen transalpinen Besitzungen erlitt. Mit großer Begeisterung wurde am 18. Oktober 1863 der Verfluß eines halben Jahrhunderts seit der Völkerschlacht bei Leipzig, welche Deutschland von fremdem Joche befreit hatte, gefeiert.

Es hob sich zu Anfang der sechsziger Jahre das Vereinswesen ungemein. Nicht nur die Schulzeschen Arbeitervereine entstanden damals, wie bereits erwähnt, auch Schützen-, Turn- und Gesangvereine nahmen desto mehr zu, je mehr sich das politische Leben freieren Zuständen näherte. Die seit 1856 (zuerst in Koburg, wo Herzog Ernst das Schützenwesen begünstigte und von den Freisinnigen gefeiert wurde) alle zwei oder drei Jahre abgehaltenen allgemeinen deutschen Schützenfeste nahmen, wie auch die Turn- und Gesangfeste, einen wachsenden patriotischen Charakter an, ebenso die Wanderversammlungen wissenschaftlicher, wohlthätiger und anderer Vereine und die sich großartig entwickelnden, praktischer Nächstenliebe dienenden Feuerwehren. Schon 1861 bildete sich, vorbereitet durch die freireligiösen Ansichten sich nähernden Bestrebungen Karl Josias v. Bunsens und anderer Männer, der Protestantenverein mit dem Zwecke, die Religion mit der Wissenschaft zu versöhnen und dem Volke statt starrer Orthodoxie ein lebendigeres und zeitgemäßeres geistiges Brot zu bieten, als es bisher erhalten hatte. In seinem Sinne erschien das Leben Jesu von Schenkel und zugleich von Strauß eine neue, gemäßigtere, historischer gehaltene Bearbeitung des seinigen. Auf katholischer Seite sonderten sich in ähnlichem Streben später die Altkatholiken von der römischen Kirche ab. Die Presse, welche sich seit 1849 bis 1867 von 1551 politischen Blättern auf 687 (unter 2297 Zeitschriften) vermindert hatte, stieg 1868 wieder auf 761 (unter 2566). Ebenso hob sich der Buchhandel aufs neue; um 1860 stiegen seine Erzeugnisse von 8—9000 auf 9000 bis 10000 im Jahre und betrugen 1874 über 12000, wovon etwas über 2000 auf Österreich und die Schweiz kamen. Die Encyklopädien des gesamten Wissens, von Pierer, Brockhaus und Meyer, vergrößerten ihren Umfang, Gehalt und Leserkreis.

Die volksfeindlichsten Minister, Hassenpflug in Kurhessen, der landesverräterische Borries in Hannover, der Flottenversteigerer Fischer in Lippe-Detmold, wurden nach und nach entlassen, freilich, ohne daß in diesen und vielen anderen Staaten das unfreisinnige System sofort geändert wurde. Das Unglück Österreichs in Italien brachte arge Unordnungen in der Staatsverwaltung des Reiches an das Licht, zwang zur Abhilfe und führte schließlich unter dem freisinnigen Ministerium Schmerling zu der Februarverfassung von 1861. Ebenso bahnte in Preußen die Geistesumnachtung und der baldige Tod Friedrich Wilhelms IV. (1859 und 1861) einer „neuen Ära“ unter dem Prinz-Regenten und nachherigen König Wilhelm I. die Wege.

Es ist Aufgabe der politischen Geschichte, den Hergang der drei Kriege zu erzählen, in welchen die nun seit 1862 folgende starke Regierung unter Otto von Bismarck-Schönhausen ein neues Deutschland geschaffen hat. Durch den ersten derselben (1864) wurden die „meerumschlungenen stammverwandten“ Herzogtümer im äußersten Norden deutscher Lande von der dänischen Fremdherrschaft befreit. Im zweiten (1866) ist der unhaltbare Dualismus in dem abgelebten „deutschen Bunde“ gebrochen und statt jener eifersüchtigen Doppelherrschaft ein festes und treues Bündnis zweier gleich starken Reiche vorbereitet (seither auch

abgeschlossen) worden. Der dritte Krieg endlich (1870 auf 1871), in welchem die deutsche Vaterlandsliebe noch einmal wie 1813 erwachte, hat das französische Kaiserreich auf dem Gipfel seines Eigendünkels und seiner Anmaßung niedergeworfen, den Rhein wieder zum deutschen Strome gemacht, wie er es von den Karolingern bis zum westfälischen Frieden war, und ein neues deutsches Reich geschaffen, dessen Spitze der Staat einnahm, dem sie nach Macht und Verdiensten gebührte. Diese an das Wunderbare grenzenden Erfolge hat ein Heer geschaffen, das in seltener Tüchtigkeit und Kraft vom preußischen zum norddeutschen und endlich zum deutschen sich erweiterte und unter der Leitung des Schlachtendenkers Moltke und eines glänzenden Stabes genialer Heerführer nicht nur Krieg führte, sondern auch Frieden schuf. Nicht nur dem Heere aber sind diese Erfolge zu verdanken, sondern ebenso sehr dem weitblickenden Geist und der großartigen Staatskunst des Reichskanzlers, Fürsten Bismarck, welcher es verstanden hat, Deutschland nicht nur zu einer großen und geachteten Macht zu erheben, sondern auch ihm Jahrzehnte lang den Frieden zu erhalten, und dabei dem Drange des deutschen Volkes nach Einheit und Freiheit in manchen Stücken entgegenzukommen. Seine Wirksamkeit wäre aber gelähmt gewesen ohne einen großherzigen, durch Haupt und Herz ehrwürdigen Kaiser und König, der dem Zuge der Zeit ein inniges Verständnis widmete, daher auch eine seltene Verehrung erntete, und dessen einstiger Nachfolger alle Gewähr weiterer blühender Entwickelung des Reiches bietet.

Denn noch ist nicht alles erreicht! Die Einheit zwar ist für lange Zeit an schönem Ziele angelangt. Die Mängel des Kleinstaatenwesens sind in der Hauptsache beseitigt und nicht mehr fühlbar. Ein Recht und einerlei Verkehrsmittel herrschen im deutschen Reiche, und es ist durch die deutsche Schule und Wissenschaft dafür gesorgt, daß das neue Reichsland Elsaß-Lothringen wenigstens in einer neuen Generation auch deutsch fühlen lernen wird. Auch unter den ausgewanderten Deutschen jenseit der Ozeane ist das Nationalgefühl stärker geworden als früher und wird sich noch mehr festigen. Die nicht mit dem Reiche vereinten, durch die geschichtliche Entwickelung auf eigene Wege gewiesenen deutschen Nachbarn und Sprachgenossen in Österreich und der Schweiz können durch rege Bethätigung an deutscher Wissenschaft, Dichtung und Kunst, durch warmen Sinn dafür, durch aufrichtige Freundschaft gegen ihre Stammesbrüder im Reiche, wie durch treue Pflege und Bewahrung der Denkmale ihres eigenen deutschen Volkstums an der nationalen Weiterbildung teilnehmen. Den bedrückten Deutschen in Ungarn und Rußland aber bleibt die Hoffnung auf die Zukunft, in welcher ihre Unterdrücker fallen können. Bildet ja das deutsche Sprachgebiet, auch über die diplomatischen Grenzen hinaus, eine Einheit in Wissenschaft und Litteratur wie kein anderes, und stellt eine geistige Macht dar, mit der gerechnet werden muß.

Auf dem Gebiete der nationalen Maßhaltung bleibt dagegen im neuen Reiche noch manches zu wünschen. Von der Zukunft ist Vervollkommnung in dem richtigen Maße des Nationalbewußtseins zu hoffen. Eine Nachahmung des französischen Chauvinismus neben fortgesetzter Aufnahme der mehr als zweifelhaften Romane und Komödien des revanchesüchtigen Nachbarvolkes ist nicht der rechte Weg. Nur gerechte Würdigung der guten Charakterseiten und der tüchtigen Leistungen aller Nationen neben Hochhaltung und Wertschätzung der eigenen Horte des Wissens und Fühlens kann zum Heile führen. Die deutsche Kultur, deren Geschichte wir in diesem Buche ohne Parteilichkeit zu zeichnen versuchten, ist reich genug, um sich nicht mit fremden Federn schmücken zu müssen. Man kann das Gute der Fremden schätzen, ohne ihr Schlechtes mitzunehmen, und wir besitzen selbst soviel Gutes, um elende Fremdware entbehren zu können. Möge der Weg zu wohlthuender und vernünftiger Freiheit im Staate und zu richtigem Maß in Beurteilung eigenen und fremden Erfolges in allen Zweigen der Kultur ein fruchtbarer und heilvoller sein! Mit diesem innigen Wunsche schließt dieses Buch.

Alphabetisches Sachregister
zu
Band I und II.

Die römischen Zahlen zeigen die Bände, die arabischen die Seiten an. f heißt: eine Seite, ff heißt: zwei Seiten weiter.

Verzeichnis der Illustrationen im zweiten Teil.

Im Text.

Tafeln und Beilagen.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Teils.

Zweites Buch.

Die Zeit des Kampfes um die deutsche Kultur.

Drittes Buch.

Das Zeitalter der Aufklärung und des Fortschritts.

